Biogr. C. 185 t (2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Länder- und Völkerkunde

in

Biographien.

Von

Dr. Ph. Hedw. Külb,

Stadtbibliothekar zu Mainz.

Zweiter Band.

Berlin, 1847.

Verlag von Duncker und Humblot.

W6/63/.752

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der Zeitraum, welchen die beiden Bücher dieses Bandes umfassen, ist reicher an Entdeckungen, als irgend ein anderer vor und nach ihm; in ihn fällt die Enthüllung der ganzen westlichen und eines großen Stückes der östlichen Hälfte der Erdkugel. An Stoff zur Darstellung der Thatsachen fehlte es nach keiner Seite hin und die Hauptaufgabe war, den Ueberfluß desselben zu bewältigen und die wichtigsten und anziehendsten Bestandtheile in den Vordergrund treten zu lassen. Weniger schwierig war die Auswahl der fast unzähligen Schriften über die Entdeckungen dieses Zeitraums, da die Originalberichte, so weit solche vorhanden waren, ohne Ausnahme späteren Bearbeitungen vorgezogen wurden. Martin Fernandez de Navarettes treffliche Ausgabe der Tagebücher Colombos erleichterte nicht wenig die Erzählung der ersten Fahrten nach der neuen Welt; die Entdeckungen und Eroberungen der unmittelbaren Nachfolger Colombos wurden hauptsächlich nach Antonio de Herrera dargestellt, doch durften hier Alex. v. Humboldts meisterhafte Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und Wash. Irvings Geschichte des Lebens und der Reisen Colombos und seiner Gefährten nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Die Eroberung Mejicos durch Hernando Cortez ist hauptsächlich nach Antonio de Solis, die Unterjochung Perus durch Francisco Pizarro nach Francisco de Xerez, dessen höchst wichtigen Bericht der Verfasser schon vor mehreren Jahren (Stuttgart. 1843.) in deutscher Bearbeitung mitgetheilt hat, erzählt; für Mejico konnte

Digitized by Google

das treffliche Werk William Prescotts schon verglichen werden, leider aber dessen so eben erst erschienene nicht minder gelungene Arbeit über Peru noch nicht. — In dem fünften Buch bilden durchaus die Berichte der Reisenden selbst die Grundlage der Darstellung, wenn auch nur wenige so bequem vorlagen, wie Antonio Pigafettas Tagebuch der ersten Reise um die Welt in Aug. Bürcks Bearbeitung (Leipzig. 1844.) Eine größere Ausdehnung des fünften Buchs wäre sehr wünschenswerth gewesen, da aber der Raum, welchen es einnehmen dürfte, streng vorgeschrieben war, so mußten, um nichts Wesentliches zu übergehen, die meisten Biographien möglichst kurz gehalten werden.

Bis jetzt hat dieser Versuch, die Länder- und Völkerkunde in Biographien darzustellen, nur beifällige Beurtheilung gefunden, was dem Verfasser zur nicht geringen Aufmunterung dient; ganz besonders fühlt er sich verpflichtet, dem gütigen Beurtheiler in den Blättern für literarische Unterhaltung seinen Dank abzustatten, nicht weil er dem Buche Lob gespendet, sondern weil er den Standpunkt, von welchem aus es betrachtet sein will, richtig erkannt und das darin, wenn auch verdeckt, durchgeführte Bestreben, die Verdienste der Deutschen um die Länder- und Völkerkunde geltend zu machen, gebührend gewürdigt hat. Wie zahlreich und groß die Verdienste der deutschen Reisenden und wie wenig sie bis jetzt noch anerkannt sind, gedenkt der Verfasser bald in einer besondern Geschichte der Reisen und Entdeckungen der Deutschen darzuthun.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

America. 1492—1550.

Vorbemerkungen . . . 3
Cristoforo Colombo . . . 9
Alonso de Ojeda . . . 79
Vicente Yañez Pinzon . . 113
Amerigo Vespucci . . 121
Sebastian Cabot . . . 135
Gaspar Cortereal . . . 140
Juan Ponce de Leon . . 143
Vasco Nuñez de Balboa . 154
Hernando Cortez . . . 173
Hernando de Soto . . . 273
Francisco Pizarro . . . 299
Alvar Nuñez . . . 394
Bartolomeu de las Casas . 413
Schlußübersicht . . . 436

Fünftes Buch.

Ozeanien und die Polarmeere. (1520—1768).

Vorbemerkung . . . 447
Fernão Magalhães . . 448
Francis Drake . . . 504
Pedro Fernandez de Quiros . 529
Jakob Lemaire . . . 577
Abel Janssen Tasman . . 606
Jakob Roggeween . . . 614
William Dampier . . . 627
Louis Antoine Bougainville . 646
Willem Barentz . . . 654
Schlußübersicht . . . 671

Digitized by Google

Digitized by Google

Viertes Buch.

America

1492 — 1550.

Die Stunde kommt, da werden Herculs Zeichen
Erfahrnen Schiffern zum verlachten Wahn;
Namlosen Meeren, unbekannten Reichen
Wird strahlen dann der hellste Ruhm fortan. . .
Ein Mann von Genua wird sich ohne Grausen
Zuerst vertrau'n der unbekannten Fluth;
Ihn hält nicht auf der Winde furchtbar Brausen,
Der fremde Himmel, der Gewässer Wuth. . .
Du wirst, Colomb! zu neuem Pole bringen
Mit günst'gem Segel, auf so fernem Zug,
Daß kaum mit tausend Augen, tausend Schwingen,
Der Ruhm vermag zu folgen deinem Flug.

Tasso.

St...

Vorbemerkungen.

Sobald die uralte Ansicht, daß die Erde eine auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Scheibe sei, der sich durch die Fortschritte der Naturwissenschaften immer fester stellenden Ueberzeugung von der Kugelgestalt unseres Planeten weichen mußte, war die Möglichkeit, von der Westküste Europas oder Africas aus auf dem graden Wege quer über den Ozean die östlichen Gegenden Asiens zu erreichen, nicht mehr schwer zu begreifen, und von mehreren Kosmographen des Alterthums wurde sie sogar mit Bestimmtheit ausgesprochen. Die Entfernung zwischen Spanien und Indien, welches man freilich viel zu weit nach Osten rückte, schien nicht einmal sehr bedeutend und die Ueberfahrt bei günstigem Winde leicht ausführbar. Von einem auf der andern Hälfte der Erdkugel sich ausdehnenden Festlande hatte man gewiß keine Ahnung, denn die dunkeln Sagen von der großen, vom Meere verschlungenen Atlantis und andern auf dem westlichen Ozean liegenden Inseln sind entweder aller Wirklichkeit entbehrende Phantasiegebilde oder knüpfen sich an die von den kühnsten Seefahrern der alten Völker nur selten besuchten und wenig bekannten Inselgruppen der Azoren und Kanarien. Die Unvollkommenheit der alten Schifffahrt, welche kaum eine mäßige Entfernung von der Küste erlaubte, spricht schon hinlänglich für die Richtigkeit dieser Behauptung, welche sich auf die allenthalben sehr beträchtliche Breite des beide Kontinentalmassen von einander trennenden atlantischen Ozeans stützt. Der grade Weg auf dem von keiner Insel unterbrochenen Wasserspiegel zwischen Kap

Finisterre in Spanien, von wo aus nur der Versuch einer Ueberfahrt in der alten Zeit denkbar ist, und Neufoundland, dem nächsten Punkte Americas, beträgt nicht weniger als sechshundert und siebenzehn Seemeilen, ein Raum, den auch der verwegenste Seemann des Alterthums nicht zu durchfurchen gewagt hätte. Die schmalste Fläche zeigt das atlantische Meer zwischen der Ostküste Grönlands und den Nordwestküsten Norwegens und Schottlands; hier beträgt die Entfernung nur zweihundert und siebzig Seemeilen und auf diesem Kanale, in welchen noch überdieß die Vorsehung Island als Anhaltspunkt geworfen hat, erfolgte, wie wir bereits gesehen haben, die Entdeckung Americas durch die Normannen am Ende des zehnten Jahrhunderts. Am meisten nähert sich unstreitig die neue Welt der alten an der nordöstlichen Spitze Asiens, wo sie nur durch eine kaum achtzehn Seemeilen breite Meerenge von ihr getrennt ist. Da diese Stelle aber in eine unwirthliche, eisige Zone fällt, so kann von einer Verbindung zwischen den civilisirten Völkern des östlichen Asiens mit der Nordküste Americas nicht die Rede sein, und die in neuerer Zeit aufgestellte Behauptung, daß unter dem bereits im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung von chinesischen Schiffen besuchten Lande Fusang eine Küstenstrecke des neuen Kontinents zu verstehen sei, verdient um so weniger Berücksichtigung, da jetzt genauere Forschungen Fusang uns als eine alte chinesische Benennung Japans gedeutet haben. Eben so grundlos ist die Ansicht, welche die schon weiter oben mitgetheilte Sage von der Fahrt mehrerer arabischen Abenteurer, gewöhnlich Maghrurim genannt, welche im J. 1147 von Lissabon ausliefen, um den westlichen Ozean zu erforschen, auf die Ostküste des amerikanischen Festlandes oder auf eine der Antillen bezieht, da schon die Richtung der Reise nach Südwesten und Süden in der von ihnen zuerst berührten öden Hammelinsel eine der Azoren und in der weiter südlich liegenden von rothhäutigen Menschen bewohnten Insel, von welcher sie in drei Tagen nach der afrikanischen Küste gelangten, eine der Kanarien leicht erkennen läßt.

Zerfallen aber auch alle Vermuthungen über eine von der Entdeckung der Normannen unabhängige Auffindung der neuen

Welt vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Nichts, so darf doch keineswegs in Abrede gestellt werden, daß man im Alterthume und noch mehr während des ganzen Mittelalters von dem Vorhandensein großer Inseln auf dem atlantischen Meere überzeugt war und daß diese Ueberzeugung als einer der Hauptbeweggründe gelten muß, welche die erste gewagte Fahrt nach Westen zur Aufsuchung Indiens veranlaßten. Die dem Menschen von Natur eingepflanzte Lust, ein Etwas jenseits seines Gesichtskreises zu träumen, veranlaßt ihn auch, außer den ihm bekannten Ländern noch andere Länder und Inseln anzunehmen, welche stets die von ihm bewohnten an Schönheit und Fruchtbarkeit weit übertreffen. Verwirrte Nachrichten von erdichteten Reisen und angeblichen Entdeckungen hängen sich von Zeit zu Zeit an diese Phantasiegebilde fest und gewinnen allmälich so sehr den Schein von Wirklichkeit, daß sie in die geographischen Systeme übergehen und nicht selten erst nach Jahrhunderten und nach augenscheinlicher Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit ungern aufgegeben werden. Wir wollen hier nicht auf die vielbesprochene Atlantis und ähnliche Sagen des Alterthums zurückkommen, sondern nur von den bedeutendsten der zahlreichen Inseln sprechen, mit denen die Geographen und Chartenzeichner des Mittelalters die Leere des Ozeans auszufüllen gewohnt sind. An der Spitze derselben verdient wohl ihrem Alter nach die nordwestlich von Irland angegebene Insel des heiligen Brandon gesetzt zu werden. Sie verdankt wahrscheinlich ihren Ursprung der Gelehrsamkeit eines irländischen Mönches, welcher die ihm besonders zusagende Ueberlieferung des Alterthums von einer in der Nähe von Britannien liegenden Inselgruppe, wo stets eine milde Luft herrscht, in das Leben seines Heiligen übertrug. Brandon soll im J. 565 von den Shetlandsinseln aus, welche er früher bewohnte, zu der nach ihm benannten Insel gekommen und nach einem Aufenthalte von sieben Jahren auf derselben, über die Orkaden zurückgekehrt sein. An und für sich bietet das Einsiedlerleben eines Heiligen auf einem Eilande, das man in den nördlich von Irland zerstreuten Gruppen nach Belieben suchen dürfte, nichts Merkwürdiges und die Insel des heiligen Brandon würde auch unsere Aufmerksamkeit

nicht in Anspruch nehmen, wenn sie nicht bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach und nach immer weiter nach Süden und bis zur Breite des grünen Vorgebirgs herabrückte und uns einen auffallenden Beweis von der sonderbaren Verschiebung eines geographischen Mythus lieferte. Der Glaube an ihr Dasein stand noch im sechzehnten Jahrhunderte so fest, daß die portugiesische Regierung sie in allem Ernste einem Abenteurer, der sie zu erobern versprach, abtrat. — Von weit größerer Wichtigkeit für die Länder- und Völkerkunde ist die Insel Antillia, deren Andenken sich bis jetzt in der Benennung eines Theiles des westindischen Archipels erhalten hat, und welche zum erstenmale unter diesem Namen deutlich auf einer Charte des zu Venedig in der Marcusbibliothek befindlichen und im Jahre 1436 von Andrea Bianco, einem berühmten Geographen, verfertigten Atlas etwa 87 Seemeilen westlich von den Azoren, fast unter denselben Breitegraden und beinahe so groß wie Spanien erscheint. Die Insel Antillia, deren Namen man trotz mühevoller Versuche bis jetzt nicht genügend zu deuten vermochte, heißt bei den Geographen des fünfzehnten Jahrhunderts auch die Insel der sieben Städte (Sette Cidades), weil man daran die Sage knüpfte, daß nach der Schlacht am Guadalete (714), in welcher König Roderich fiel und durch deren Verlust die ganze iberische Halbinsel den Arabern preisgegeben war, sich sechs Bischöfe, unter der Anführung des Erzbischofs von Porto, mit vielen Leuten und großen Schätzen nach einer Insel im westlichen Ozean geflüchtet und auf ihr sieben Städte gegründet hätten. Wahrscheinlich ist die berühmte Antillia eine der vielleicht schon den Karthagern bekannten und jedenfalls von den Normannen und Arabern bereits im elften und zwölften Jahrhundert besuchten Azoren, an die sich eine dunkle Erinnerung erhielt, bis sie von den Portugiesen von neuem entdeckt wurden. Als man hier die sieben Städte nicht fand, mußte die Insel Antillia weiter nach Westen in die noch unbekannten Meeresstriche fortrücken und es kann nicht auffallen, daß man sie nach der ersten Fahrt Colombos in dem westindischen Archipel zu finden glaubte, bis sich endlich das Phantasiegebilde in Nichts auflöste und nur der Name zurückblieb. — Nördlich von Antillia

und ungefähr unter der Parallele des Cap Finisterre sieht man auf Biancos Charte eine andere etwas kleinere Insel, welche den Namen Satanshand (Man Satanario) führt und eine durchaus rechtwinklige Gestalt darbietet. Die Lage beider Inseln hat zu der freilich gewagten Vermuthung geführt, daß man in ihnen vielleicht die beiden Theile des amerikanischen Festlandes, welches man sich durch eine Meerenge getrennt vorstellte, erkennen und auf eine Entdeckung desselben lange vor Colombo schließen dürfe. Unmöglich wäre es nicht, daß ein dunkles Gerücht von den Fahrten der Normannen nach mehreren Punkten Nordamericas zu der Darstellung jener Inseln auf den Charten Veranlassung gegeben habe, obschon bis jetzt eine solche Annahme durch keine einzige Thatsache auch nur wahrscheinlich gemacht werden konnte.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun freilich zur Genüge, daß die erwähnten Inseln und noch manche andere von geringerer Bedeutung, die mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, vor einer schärferen Untersuchung, streng genommen, aus der Wirklichkeit verschwinden, man würde aber dennoch viel zu weit gehen, wenn man deßhalb den fortdauernden Glauben an sie als eine gedankenlose Wiederholung alter Sagen betrachten und in Abrede stellen wollte, daß eine Reihe von Erscheinungen und Andeutungen endlich die Ueberzeugung an das Vorhandensein unbekannter Ländermassen im Westen hervorrufen und nähren mußte. So fand man in der Gegend des Kaps St. Vincent und bei der Insel Madeira Stücke Holz, welche äußerst künstlich, aber ohne Beihülfe eines eisernen Werkzeuges mit sonderbaren Bildwerken verziert waren, an dem Strande der Azoren Fichtenstämme von einer unbekannten Art und große Rohre, die von einem Knoten zum andern mehrere Flaschen Wein fassen konnten, und an dem Gestade der Insel Flores sogar zwei männliche Leichname mit breiten Gesichtern, deren Körperbildung gänzlich von der aller Küstenbewohner Europas abwich. Diese Gegenstände konnten nur, wie man richtig vermuthete, durch Westwinde und Meeresströmung herbeigeführt worden sein und mußten auf ein im Westen liegendes Land hindeuten. Gehen wir von diesen unbestreitbaren Erscheinungen, die man noch immer wahrnimmt, aus, so dürfen

wir auch den wunderbar klingenden Erzählungen von dem Erscheinen lebender Menschen einer nie gesehenen Race an den Küsten Europas, wohin sie in ihren gebrechlichen Fahrzeugen durch Stürme und Strömungen geworfen wurden, nicht allen Glauben versagen. Der früheste Bericht dieser Art reicht bis in das Alterthum hinauf und wir vernehmen nicht ohne Staunen von einem glaubwürdigen römischen Schriftsteller, daß Quintus Metellus Celer, als er (im J. 63 vor Chr.) Statthalter in Gallien war, von einem germanischen Könige einige Indier zum Geschenk erhalten habe, die aus dem indischen Ozean nach Germanien verschlagen worden seien. Man glaubte, daß sie ein andauernder Sturm aus Osten auf dem nördlichen Meere um Asien nach Europa geführt habe; da aber diese Annahme durch die Thatsache, daß noch jetzt trotz der großen Vervollkommnung des Seewesens durch die Anhäufung von Eismassen jede Fahrt auf diesem Wege unmöglich ist, hinlänglich widerlegt wird, so hat man die Frage aufgeworfen, woher die angeblichen Indier gekommen sein mögen, und sie durch die Vermuthung zu beantworten gesucht, daß diese Leute zu den Eskimos in Labrador oder Grönland gehörige Fischer gewesen, welche durch Nordwestwinde an die Küsten Britanniens oder Norwegens geworfen und von da nach Germanien gebracht worden seien. Diese Annahme gewinnt noch sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man andere Beispiele solcher unfreiwilligen Ueberfahrten, welche uns die neuere Geschichte erzählt, berücksichtigt. Die Ueberlieferung, daß zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa und zwar im J. 1160 einige Indier in einem Kanot nach Lübeck kamen, mag dahin gestellt bleiben, weil sie eine Wiederholung der römischen Nachricht sein könnte; nur einige bewährte Thatsachen sollen hier noch als Beweis beigebracht werden. So sah man im J. 1682 an der Südspitze der Insel Eday einen Grönländer in seinem Fahrzeuge mit den Wogen ringen; eine große Menschenmenge versammelte sich am Strande, um ihn zu beobachten, als man aber seiner habhaft zu werden suchte, wußte er sich durch seine Gewandtheit allen Nachstellungen zu entziehen; dasselbe Schauspiel wiederholte sich im J. 1684 bei der Insel Westray, und in der Kirche auf der Insel

Burray bewahrt man noch heutiges Tages einen Eskimokahn auf, welcher durch Stürme dorthin getrieben wurde. Alle diese Inseln gehören zu der Orkneygruppe, welche ungefähr vierhundert Seemeilen von der amerikanischen Küste entfernt ist; bei günstigem Sturmwetter konnte der Weg leicht in sieben Tagen zurückgelegt werden. Im J. 1508 begegnete ein französisches Schiff auf seiner Fahrt im atlantischen Ozean nicht weit von der englischen Küste einer aus Schilfrohr verfertigten und mit Baumrinde überzogenen Barke, in welcher sich sieben in Fischhäute gehüllte Leute von kleiner Körpergestalt und dunkler Farbe und mit breitem Gesichte (offenbar Eskimos) befanden, deren Sprache Niemand verstand. Man nahm sie an Bord, wo sie aber bis auf einen starben, den man dem Könige von Frankreich überbrachte. Auch die ersten Ansiedler der Azoren erzählten, daß sie öfter Kähne mit einer ihnen völlig unbekannten Menschengattung wahrgenommen hätten und daß auch Leichname von derselben Körperbildung an ihre Küsten geworfen worden seien. Diese Beispiele mögen hinreichen, um die Möglichkeit einer zufälligen und unfreiwilligen Fahrt über den atlantischen Ozean darzuthun; jedenfalls beweisen sie in Verbindung mit andern schon erwähnten Thatsachen und Erscheinungen, daß die Ahnung von dem Vorhandensein eines großen Landes im Westen nicht als ein leeres Phantasiebild betrachtet werden dürfe, sondern daß vielmehr die neue Welt sich der alten allmälich durch mancherlei Zeichen zu enthüllen begann, die man zwar mit neugierigem Staunen wahrnahm, die aber erst der Scharfsinn Colombos zu deuten verstand.

Cristoforo Colombo.

Die Nachrichten über die Herkunft, den Geburtsort und die Jugendjahre Colombos, welche drei Jahrhunderte hindurch aus einem Geschichtswerke in das andere übergingen, bestehen aus einem bunten Gemische von Wahrheit und Dichtung, aus einer Reihe von Vermuthungen, von denen eine die andere an Un-

wahrscheinlichkeit übertrifft. Viele Städte stritten um die Ehre, den größten Mann seiner Zeit hervorgebracht zu haben, und mehr als ein auf seinen alten Adel stolzes Geschlecht scheute keine Mühe, um sich ihn als einen seiner Sprößlinge anzueignen, und der Eifer war um so größer, da keine Stadt und keine Familie ihre Ansprüche mit genügenden Beweisen zu unterstützen vermochte. Erst in der neuesten Zeit hat man es der Mühe werth geachtet, in den Archiven Spaniens und Italiens nach gleichzeitigen Beweisstücken zu spähen, und obschon die Ergebnisse grade nicht sehr reich ausfielen, so haben sich doch durch die mit großer Beharrlichkeit fortgesetzten Untersuchungen folgende Angaben als die zuverläßigsten herausgestellt. — Cristoforo Colombo, wahrscheinlich im Jahre 1436 in der alten, durch ihren blühenden Handel und ihre ausgedehnte Schifffahrt berühmten Seestadt Genua geboren, war der älteste Sohn Domenico Colombos, eines nicht unbemittelten Bürgers, welcher sich mit der Fabrication von Wollenzeugen befaßte, und hatte noch zwei Brüder, Bartolomeo und Giacomo, und eine Schwester, die sich an einen Fleischhändler verheirathete. Nachdem Cristoforo in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen erhalten hatte, wurde er auf die hohe Schule zu Pavia geschickt, um Grammatik, besonders aber, da er sich dem Seewesen widmen sollte, Geographie, Geometrie und Astronomie zu studieren. Für die Erdkunde zeigte er von früher Jugend an eine entschiedene Vorliebe und jeder darauf bezügliche Zweig des Wissens wurde von ihm mit Eifer und Ausdauer erfaßt. Nach der Beendigung seiner Studien trat er sogleich in den Seedienst.

Um diese Zeit (1463) wurde von Genua aus auf Kosten des Königs René von Anjou ein Versuch gemacht, dem Könige Ferdinand von Aragonien Neapel zu entreißen; Cristoforo nahm auf einem von seinem Oheim befehligten Schiffe an dieser Expedition Theil und zeichnete sich durch seine Entschlossenheit so sehr aus, daß ihm René bald darauf ein eigenes Commando anvertraute und den schwierigen Auftrag gab, eine feindliche Galeere von dem Hafen von Tunis abzuschneiden. Die Matrosen, welche sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen wollten,

empörten sich und zwangen ihn, als sie fast das Ziel erreicht hatten, umzukehren; er aber täuschte sie während der Nacht durch eine Aenderung an dem Kompaß und das gewagte Unternehmen gelang ihm, wie es scheint, durch diese List vollkommen. Nach der Beendigung des Krieges zwischen René und Ferdinand machte er noch mehrere Handelsreisen und Kriegsfahrten gegen die Ungläubigen auf dem mittelländischen Meere mit und besuchte auch, wie er selbst erzählt, die Insel Chios, wo er den Mastix einsammeln sah. Die fortdauernden bürgerlichen Unruhen in seiner Vaterstadt scheinen ihm endlich den keineswegs lohnenden Dienst auf den Schiffen derselben verleidet und ihn zu dem Entschluß bewogen zu haben, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Kein Land konnte den kühnen Seemann aber mehr anziehen, als das rasch emporblühende Portugal, dessen Kriegsfahrten und Entdeckungen bereits ganz Europa mit Staunen erfüllten, und er scheint die erste Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich dorthin zu begeben. Zu Lissabon, wo wir ihn bereits im Jahre 1470 finden und wo er seinen Unterhalt mit Chartenzeichnen verdiente, verliebte er sich in Donna Felipa, die Tochter des Bartolomeo Monis de Palestrello, eines der ausgezeichneten Seefahrer unter dem Infanten Henrique, und nahm sie zum Weibe. Diese Heirath blieb nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine Geistesrichtung, denn nach dem Tode Palestrellos, der bald darauf erfolgte, kamen dessen Tagbücher und Charten in seine Hände, welche ihm nicht nur über die Entdeckungen, Pläne und Ansichten der portugiesischen Seeleute den erwünschten Aufschluß gewährten, sondern auch die in ihm schlummernden Ideen zu wecken anfingen. In diese Zeit fallen auch zwei Reisen, die er nach ganz entgegen gesetzten Richtungen, wahrscheinlich um die durch seine Studien allmälich gewonnenen Ansichten zu berichtigen und fester zu begründen, unternahm. Besondere Berücksichtigung verdient in dieser Beziehung seine Fahrt nach Norden, auf der er im Februar 1477 Island besuchte, wohin die Engländer und namentlich die Bewohner von Bristol längst einen nicht unbedeutenden Handel trieben. Man will sogar annehmen, Colombo sei bis nach Grönland gekommen und habe also, ohne es zu ahnen, schon fünfzehn Jahre vor der

Entdeckung der Antillen America betreten; so überraschend aber diese Vermuthung auch sein mag, so läßt sich dafür doch eben so wenig irgend ein haltbarer Grund auffinden, als für die Behauptung, daß er auf Island von den Reisen der Scandinavier nach dem nördlichen America gehört und sich bei seinen späteren Unternehmungen auf diese Nachrichten gestützt habe. Und selbst wenn er Kunde von den früheren Ansiedelungen der Normannen in Grönland und Vinland, die zu seiner Zeit bereits in Vergessenheit gerathen waren, erhalten hätte, so würde sie ihm doch in keiner Weise bei seinen Plänen und Absichten behülflich gewesen sein, denn er suchte nicht diese nördlichen Küstenstriche, sondern das Land der Gewürze, welches er auf dem Weg über den Ozean nach Westen hin zu erreichen gedachte. — Ueber seine andere Fahrt nach Süden, auf welcher er bis zur Goldküste kam und bei dem Fort San Jorge da Mina landete, finden sich keine genauere Angaben, da aber dieses Fort erst im J. 1482 erbaut wurde und er bereits im J. 1484 Portugal wieder verließ, so kann über die Zeit, zu der sie unternommen wurde, kein Zweifel obwalten.

Bereits vor diesen beiden Reisen war Colombo durch fortgesetzte Durchforschung der vorzüglichsten geographischen Werke des Alterthums und des Mittelalters, durch Vergleichung der ihm zu Gebot stehenden Seecharten, durch Erkundigungen bei bewährten Seeleuten und durch eigene Beobachtungen zu bestimmten Ergebnissen, gegen deren Richtigkeit er nicht den geringsten Zweifel hegte, gelangt und gewiß ging er schon längere Zeit mit dem Plan, einen westlichen Weg nach Indien aufzusuchen, um, als er im J. 1474 mit Paulo Toscanelli von Florenz, dem berühmtesten Kosmographen des fünfzehnten Jahrhunderts, einen Briefwechsel begann, um ihm seine Ansichten vorzutragen. Toscanelli stimmte ihm nicht nur vollkommen bei, sondern überschickte ihm auch eine zum Theil nach den Angaben des alten Geographen Ptolemäus, zum Theil nach dem Reiseberichte des Venetianers Marco Polo verfertigte Seecharte, auf welcher die Ostküste Asiens den Westküsten von Europa und Asien gegenüber gezeichnet und der dazwischen liegende mäßig breite Ozean außerdem

von der Antillia und andern fabelhaften Inseln unterbrochen war. Auf diesem schon aus dem Alterthume herrührenden Irrthume, welcher den Umfang der Erde um ein Drittheil zu gering annahm, beruhte die ganze Hoffnung Colombos und von ihm ging er bei der Berechnung der Dauer seiner Fahrt aus, die er bei genauer Kenntniß der wirklichen Entfernung gewiß nicht unternommen haben würde. In dieser Ansicht wurde er noch mehr durch dunkle Gerüchte von dem Vorhandensein eines im Westen liegenden Landes, durch auffallende Anzeichen, die er selbst während seines Aufenthalts auf der Insel Porto Santo, wo seine Gemalin einige Besitzungen hatte, beobachtete, und durch die Mittheilungen mehrerer Seeleute, welche mancherlei durch Stürme und Strömung von Westen her nach den Küsten Europas und Africas getriebene Gegenstände, die der alten Welt nicht angehören konnten, aufgefischt hatten, bestärkt. So fest nun aber auch die Ueberzeugung in seinem Geiste stand, daß man auf einer graden Fahrt nach Westen die Ostküste Asiens erreichen müsse, so war doch die Ausführung eines solchen Vorhabens wenn auch mit Hülfe des Kompasses keine Unmöglichkeit, aber ein abenteuerliches Wagstück von höchst zweifelhaftem Erfolge, ehe man ein Mittel erdacht hatte, auch in weiter Entfernung von dem Lande den weiten Ozean mit Sicherheit zu durchfurchen und den Ort, wo man sich befand, genau zu bestimmen. König João II., dessen Eifer und Beharrlichkeit Portugal die Entdekkung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und so manche Fortschritte in der Schifffahrkunde zu verdanken hat, bemühte sich auch diesem lange gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und befahl seinen beiden Hofastronomen Roderigo und Joseph, mit dem berühmten deutschen Kosmographen Martin Behaim, welcher sich zu dieser Zeit in Lissabon aufhielt, zu einer Berathung über diesen Gegenstand zusammenzutreten, welche von dem schönsten Erfolge gekrönt wurde, denn das Resultat ihrer Besprechungen und Versuche, die Anwendung des Astrolabiums, eines Instruments, dessen man sich seither nur zu astronomischen Beobachtungen bedient hatte, auf die Schifffahrt, war für den Seemann vollkommen hinreichend, sich bei dem hohen Stande der Sonne

über seine Entfernung vom Aequator und über die Stelle, wo er sich auf dem hohen Meere befand, Gewißheit zu verschaffen und darnach seinen Weg einzurichten.

Durch diese in ihren Folgen unberechenbare Erfindung reifte endlich Colombos große Idee zum festen Entschlusse und er machte dem König João II., der vor Begierde brannte, den Seeweg um Africa nach Indien aufzufinden, in einer Audienz, die er sich nach Beseitigung vieler Hindernisse zu erwirken wußte, den Vorschlag, wenn man ihn hinreichend mit Schiffen und Leuten versehen und ihm im Falle des Gelingens geziemende Belohnung und Ehre angedeihen lassen wolle, einen weit kürzeren Weg nach dem ersehnten Lande in grader Richtung nach Westen hin quer über den atlantischen Ozean zu versuchen. Der König hörte mit gespannter Aufmerksamkeit die schlagenden Gründe, durch welche der kühne Seemann seinen Antrag zu unterstützen verstand, und mit sichtbarem Wohlbehagen die glänzende Schilderung, welche er von den unermeßlichen Reichthümern der Insel Cipango (Japan), des am meisten nach Osten vorgeschobenen asiatischen Landes, welches er zuerst zu erreichen gedachte, entwarf, aber der zur Begutachtung aller auf Entdeckungen bezüglichen Angelegenheiten niedergesetzte Rath erklärte den ihm mitgetheilten Plan gradezu als unvernünftig und unausführbar. Da João, welcher sich bekanntlich nicht leicht durch seine Räthe von einem Vorhaben, welches ihm oder dem Lande Nutzen versprach, abbringen ließ, mit dieser Entscheidung unzufrieden war, so machte ihm der Bischof Cazadilla von Ceuta, ein eben so beschränkter als hinterlistiger Mann, den Vorschlag, von Colombo eine genauere Entwicklung seines Plans, nebst einer Charte, worauf der Weg, den er einschlagen wolle, angedeutet sei, zu verlangen und dann ein Schiff in der bezeichneten Richtung auszusenden, um auf diese Weise sich von der Wahrheit der aufgestellten Theorie zu überzeugen und die daraus entspringenden Vortheile zu ernten, ohne durch öffentliche Unterhandlungen mit einem abenteuerlichen Projektmacher die Würde der Krone zu gefährden. Der König ließ sich, ganz im Widerspruche mit seiner gewohnten edeln und großartigen Handlungsweise, zu dieser unwürdigen List bereden,

forderte und erhielt sogleich von Colombo die näheren Nachweisungen und befahl dann einigen seiner geübtesten Seeleute, mit Hülfe derselben auf einer gut ausgerüsteten Caravelle von den Inseln des grünen Vorgebirgs aus nach Westen zu steuern und das Goldland Cipango aufzusuchen. Da sie aber weder die Ueberzeugung noch den Muth Colombos hatten, so kehrten sie schon nach einigen Tagen, als sie fortwährend nur eine unermeßliche Wasserfläche vor sich sahen und das Wetter stürmisch zu werden anfing, nach der Heimath zurück, wo sie ihren Mangel an Einsicht und Entschlossenheit durch einen lügenhaften Bericht, in welchem sie den ihnen gewordenen Auftrag als unausführbar und das Projekt, welches ihn veranlaßte, als lächerlich und unvernünftig darstellten, zu beschönigen suchten.

Als Colombo von diesem schmählichen Beginnen, welches ihn so hinterlistig um die Frucht vieljähriger und mühevoller Forschungen zu betrügen drohte, Kenntniß erhielt, verließ er gegen Ende des Jahres 1484 in gerechtem Zorn Lissabon, um sein Glück in einem andern Lande zu versuchen. Zuerst soll er sich nach seiner Vaterstadt Genua begeben und von ihr die Mittel zur Ausführung seines Planes erbeten, aber eine höhnisch abschlägliche Antwort erhalten haben. Diese Behauptung läßt sich aber eben so wenig auf sichere Beweise stützen, als die noch unwahrscheinlichere Annahme, daß er mit seinem Antrage auch nach Venedig gekommen und durch einen nicht minder verächtlichen Bescheid abgewiesen worden sei. Welchen Weg aber auch Colombo nach seiner Abreise aus Portugal eingeschlagen haben mag, keinesfalls geschah dieses unter glücklichen Verhältnissen, eben so wenig können seine Bemühungen an den Orten, die er besuchte, von irgend einem Erfolge gekrönt gewesen sein, denn wir finden ihn im J. 1485 in Spanien vor der Pforte des Klosters La Rabida in der Nähe von Palos, wo er für seinen durch eine weite Fußreise ermüdeten kleinen Sohn Diego ein wenig Brod und Wasser erbittet. Der Pater Juan Perez, Guardian des Klosters, welchem die fremdartige Aussprache des Reisenden auffiel, nahm ihn gastfreundlich auf und war nicht wenig erstaunt, im Laufe der Unterhaltung bei dem ärmlich gekleideten

Manne einen so ungewöhnlich großen Schatz von Kenntnissen zu finden. Er behielt ihn bis zum Frühjahre 1486 bei sich und schickte ihn dann, nachdem er mit seinen Schicksalen und Plänen vertraut war, mit einem Empfehlungsschreiben an den ihm befreundeten Ordensbruder Fernando von Talavera, der sich als Beichtvater der Königin am Hofe aufhielt und auf den Gang der Staatsangelegenheiten einen nicht unbedeutenden Einfluß übte. Colombo kam mit großen Erwartungen nach der alten Stadt Cordova, wo damals das Herrscherpaar Ferdinand und Isabella ihr Hoflager aufgeschlagen hatte, aber zu einer höchst ungünstigen Zeit, denn die Unternehmungen zur völligen Vertreibung der Mauren aus Spanien nahmen alle Kräfte und alle Geldmittel so sehr in Anspruch, daß an eine günstige Aufnahme seines Vorschlages kaum zu denken war; auch Fernando von Talavera, von dessen Vermittlung er sich so viel versprochen hatte, fand seine Pläne so ausschweifend und unmöglich, daß er es nicht der Mühe werth hielt, ihm Gehör am Hofe zu verschaffen. Colombo sah sich, da ihm nicht die geringste Unterstützung zu Theil wurde, von neuem genöthigt, seinen Unterhalt durch Chartenzeichnen zu verdienen und einen zur Verwirklichung seines Vorhabens günstigeren Zeitpunkt mit Geduld abzuwarten. Er versäumte unterdessen keine Gelegenheit, sich einflußreiche Freunde zu erwerben, und mit Hülfe derselben gelang es ihm endlich, bei Pedro Gonsalez de Mendoza, Erzbischof von Toledo und Großcardinal von Spanien, einem eben so einsichtsvollen, als wohlwollenden Manne, Zutritt zu erhalten. Zwar konnte dieser anfangs seine Verwunderung über die Theorie des kecken Seemanns von der Kugelgestalt der Erde, welche manchen Sätzen der heiligen Schrift zu widersprechen schien, nicht bergen, allmälich wichen aber durch die ihm mit feuriger Beredsamkeit vorgetragenen Gründe seine Zweifel einer so festen Ueberzeugung, daß er von der Ausführung des ihm klar gewordenen Planes ein unberechenbares Glück für Spanien hoffen zu dürfen glaubte und Colombo eine Audienz bei dem König verschaffte. Ferdinand, welcher nicht ohne Eifersucht auf die Entdeckungen, durch welche der Nachbarstaat Portugal bereits so großen Ruhm geerntet hatte, hinblickte, schenkte den ihn

in hohem Grade überraschenden Vorstellungen zwar geneigtes Gehör, glaubte aber, bevor er sich durch irgend eine Zusage band, die Ansichten der gelehrtesten Männer seines Reiches über diese wichtige Angelegenheit hören zu müssen und berief eine große Versammlung von Astronomen und Kosmographen nach Salamanca, um die neue Theorie und die Gründe, worauf sie sich stützte, zu vernehmen und zu prüfen. Colombo entwickelte in einem gründlichen Vortrage bescheiden und ruhig seine Ansichten, fand aber bei dem Prüfungsrathe, dessen Mitglieder fast ausschließend dem geistlichen Stande angehörten und sich wenig oder gar nicht auf das Seewesen verstanden, keinen Beifall; die meisten betrachteten ihn als einen abenteuerlichen Schwärmer, manche sogar als einen strafwürdigen Neuerer, der durch seine ketzerischen Behauptungen, unter denen sie besonders die ihnen überaus lächerlich erscheinenden Annahmen von der Kugelgestalt der Erde und der Möglichkeit der Gegenfüßler hervorhoben, den Lehren der heiligen Schrift und der Kirchenväter Hohn spreche. Nur einige tiefere Denker folgten der ganzen Verhandlung mit gebührender Aufmerksamkeit und zollten der Beweisführung Colombos ihren Beifall, aber auch sie konnten ihre Zweifel an dem Gelingen seines vielversprechenden Plans nicht unterdrücken und waren deßhalb wenig geneigt, ihre Meinung und ihren Einfluß zur Unterstützung desselben in der Versammlung geltend zu machen. Die Entscheidung des gelehrten Raths, welche sehr lange auf sich warten ließ, fiel endlich dahin aus, daß das Projekt jedes sicheren Grundes entbehre und unausführbar sei, worauf der König im Winter 1491 Colombo bedeutete, daß er jetzt wegen der kostspieligen Feldzüge gegen die Mauren unmöglich auf ein Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolge eingehen könne, daß er aber nach der glücklichen Beendigung des Krieges sein Anerbieten nochmals in Erwägung zu ziehen geneigt sei.

Colombo verließ jetzt traurig den Hof, welchem er seither in Erwartung einer günstigeren Antwort gefolgt war, und wandte sich an den mächtigen Herzog von Medina Celi, welcher zum Schutze seiner ausgedehnten Besitzungen an der Küste eine wohlausgerüstete Flotille unterhielt und sich mit besonderer Vorliebe

mit dem Seewesen beschäftigte. Die Unterhandlungen hatten anfangs den erwünschten Erfolg und schon war man im Begriff, die zu der beabsichtigten Fahrt nöthigen Vorbereitungen zu treffen, als der Herzog, in gerechter Besorgniß, daß ihm ein solches Unternehmen, das sich für einen Unterthan nicht gezieme, am Hofe sehr übel gedeutet werden könne, sich plötzlich zurückzog, doch aber seine eifrige Verwendung bei der Königin versprach. Colombo, auch in dieser Hoffnung getäuscht, pochte nun wieder an die Pforte des Klosters La Rabida, um seinen Sohn, welchen er daselbst unter Obhut des Priors Juan Perez, seines bewährten Freundes, gelassen hatte, abzuholen und den Weg nach Frankreich, von wo ihm ein aufmunterndes Schreiben zugekommen war, einzuschlagen. Mit Unwillen und Schmerz vernahm Juan Perez dieses Vorhaben und suchte den tief gekränkten Mann durch alle Mittel, die ihm zu Gebot standen, davon abzubringen; sein Eifer war aufrichtig, denn er ließ es nicht bei tröstenden und aufmunternden Worten bewenden, sondern machte sich sogleich auf nach dem Hoflager, wo er als früherer Beichtvater der Königin nicht allen Einfluß verloren zu haben glaubte. Er hatte sich in seinen Erwartungen nicht betrogen und Isabella, durch seine eindringlichen Vorstellungen überredet, rief Colombo nicht nur zurück, sondern ließ ihm auch eine hinreichende Summe einhändigen, um seine Reisekosten bestreiten und in geziemendem Anzuge vor ihr erscheinen zu können. Der früher kaum beachtete Mann wurde jetzt am Hofe, der sich zu Santa Fe in der Ebene von Granada befand, mit Auszeichnung empfangen und man beschäftigte sich nach der Eroberung von Granada, mit welcher der Krieg gegen die Mauren sein Ende erreicht hatte, ernstlich mit seinen Vorschlägen; diesesmal aber scheiterte die Unterhandlung an den Bedingungen, die er an das Gelingen seines Unternehmens knüpfte und die der Größe desselben entsprachen. Er verlangte nämlich die Würde und die Vorrechte eines Admirals und Vizekönigs der Länder, welche er entdecken, und den Zehnten von allem Gewinne, welchen die Krone von Spanien daraus ziehen würde. Man war über dieses Verlangen eines dürftigen Seemannes, der bis jetzt fast nur von der Gnade des Hofes gelebt

hatte, nicht wenig erstaunt und bot ihm eine hinreichend scheinende Belohnung; Colombo aber, von der Billigkeit seiner Forderungen überzeugt, war weder durch ernste Vorstellungen noch durch die spöttischen Bemerkungen der Hofleute über seine Anmaßung zu bewegen, auch nur einen Punkt derselben aufzugeben. Als darauf die Unterhandlungen abgebrochen wurden, verließ er zu Anfang des Februars 1492 Santa Fe und machte sich auf den Weg nach Cordova, um von hier aus, wie er schon früher entschlossen gewesen war, sogleich nach Frankreich abzureisen.

Jetzt erst, als Colombo die ihm versprochene Belohnung, die gewiß von einem Abenteurer nicht zurückgewiesen worden wäre, verschmäht hatte und im Begriffe stand, Spanien den Rücken zu kehren, entschlossen sich einige einflußreiche und um das Wohl und den Ruhm ihres Vaterlandes ernstlich besorgte Männer einen entschiedenen Schritt bei der Königin zu thun; sie baten sie dringend, die unberechenbaren Folgen des Unternehmens, dessen Gelingen bei weitem weniger zweifelhaft sei, als man ihr vorgestellt habe, in Erwägung zu ziehen und nicht durch eine unzeitige Aengstlichkeit und Sparsamkeit die daraus entspringenden Vortheile einem andern Volke, auf das man dann nicht ohne Neid und Aerger hinblicken könne, zukommen zu lassen. Isabella, für großartige Ideen weit empfänglicher als ihr stets kalt berechnender Gemahl, faßte den Plan, der ihr jetzt zum erstenmale von der richtigen Seite dargestellt wurde, mit Begeisterung auf und versprach die zur Ausführung desselben nöthigen Gelder herbeizuschaffen und sollte sie auch ihre Juwelen verpfänden müssen. Ein reitender Bote wurde nun in aller Eile Colombo nachgeschickt, welcher ihn zwei Stunden von Granada einholte und durch einen Brief der Königin, worin diese ihm mit bestimmten Worten ihre Unterstützung versprach, zur Rückkehr bewog. Seine früheren Forderungen wurden ihm jetzt nicht nur in einer schriftlichen Uebereinkunft am 17. April 1492 bewilligt, sondern man fügte auch noch die Erlaubniß hinzu, ein Achtel der zur Ausrüstung der Schiffe nöthigen Unkosten zu übernehmen, und dafür ein Achtel des Gewinns zu ziehen. Er machte auch wirklich von diesem Zugeständnisse Gebrauch, indem er den beiden

Fahrzeugen, welche der Staat stellte, noch ein drittes auf seine eigene Rechnung hinzufügte. Am 12. Mai nahm er vom Hofe Abschied und begab sich nach dem Hafen Palos, der zur Ausrüstung der Schiffe bestimmt war, aber Niemand zeigte sich hier trotz wiederholter strengen Befehle der Regierung bereit, Schiffe zur Verfügung zu stellen oder an der Expedition Theil zu nehmen, denn die Seeleute betrachteten fast ohne Ausnahme das Unternehmen als ein tolles Wagniß, das einem sicheren Verderben entgegen führe. Colombos Beharrlichkeit wußte jedoch auch diese Hindernisse bald zu besiegen; es gelang ihm, Martin Alonso Pinzon, einen der reichsten und kühnsten Seefahrer Spaniens, für seinen Plan zu gewinnen, und durch dessen Einfluß und Geldmittel waren, noch ehe der Juli zu Ende ging, drei Schiffe segelfertig. Das größte derselben, Santa Maria genannt, wählte Colombo für sich, das zweite, die Pinta, befehligte Martin Alonso Pinzon, das dritte, welches den Namen Niña führte, Vincente Yañez Pinzon; Francisco Martinez Pinzon, der jüngste der drei Brüder, befand sich als Steuermann an Bord der Pinta; die gesammte Mannschaft belief sich auf hundert und zwanzig Personen. Als alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen waren, ging Colombo mit allen seinen Leuten zur Beichte und zum Abendmahl, um so das schwierige Unternehmen unter dem Schutze und Beistand des Allmächtigen zu beginnen. Ueber das ganze Städtchen Palos verbreitete sich eine tiefe Trauer, denn fast jeder Bewohner sah einen Anverwandten oder Freund scheiden, ohne im Ernste an dessen Zurückkunft zu glauben.

Am dritten Tage des Augusts 1492, welcher ein Freitag war, des Morgens um acht Uhr lichtete das kleine Geschwader die Anker und nahm seine Richtung nach den canarischen Inseln, von wo erst der Weg grade nach Westen eingeschlagen werden sollte. Schon in den ersten Tagen der Fahrt brach das Steuerruder der Pinta, entweder durch Zufall oder, wie man nicht ohne Grund vermuthete, durch absichtliche Nachläßigkeit der Eigenthümer, welche sie nur ungern zu dieser Expedition hergaben und auf diese Weise ihre baldige Heimkehr zu bewirken gedachten. Colombo ließ sich durch diesen ihm unangenehmen Unfall, der

von der Mannschaft als böse Vorbedeutung betrachtet wurde, nicht irre machen und befahl das Ruder, so gut es gehen möge, herzustellen. Nach einem längeren Aufenthalte auf der Insel Gomera, wo er die schadhafte Pinta gründlich ausbessern und alle Schiffe hinreichend mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versehen ließ, stach er am 6. September wieder in See, und man muß also diesen Tag als den ersten der merkwürdigsten Entdekkungsreise, die je unternommen wurde, betrachten. Anfangs war der Wind sehr schwach und man rückte nur langsam voran, am 8. September aber erhob sich ein frischer Nordostwind und man legte jeden Tag eine gute Strecke zurück. Als die Mannschaft die letzte Spur von Land aus dem Gesichte verloren hatte und sich dem unermeßlichen, noch unerforschten Ozean preisgegeben sah, vermochte sie ihre Furcht nicht länger zu verbergen und fing an ihre frevelhafte Kühnheit zu bereuen; viele schluchzeten laut und vergossen in der festen Ueberzeugung, daß sie ihr Vaterland und die Ihrigen nie wiedersehen würden, heiße Thränen; ein großes Stück von einem dicken Maste, welchem man am 11. September in einer Entfernung von ungefähr hundert und fünfzig Meilen von Ferro begegnete, schien klar genug das ihnen bevorstehende Loos anzudeuten und Colombo bot vergebens alle Beredsamkeit auf, um sie durch die lebhafte Schilderung der Schönheit und der Reichthümer der Länder, wohin er sie führen wolle, zu beruhigen und mit frischem Muthe zu beleben. Sorgfältig berechnete er jeden Tag die zurückgelegte Strecke, führte aber, da er wohl wußte, daß die Angst seiner Gefährten nach dem Maße der Entfernung vom festen Lande wuchs, ein doppeltes Tagebuch, ein geheimes, worin die Beobachtungen richtig aufgezeichnet waren, und ein anderes offen liegendes, worin er die Meilenzahl bei weitem geringer anmerkte. Am 13. September bei Anbruch der Nacht (unter 28° N. Br. und 31° W. L. v. Paris) beobachtete er zum erstenmale eine ihm nicht wenig auffallende Erscheinung; die Magnetnadeln, deren Richtung bis jetzt nordöstlich gewesen war, wichen nach Nordwesten ab, am folgenden Morgen nahm diese Abweichung noch zu und am 17. betrug sie schon ein Viertel Windes. Die Steuerleute wurden dadurch in nicht geringe Be-

stürzung versetzt, denn sie befürchteten, daß sogar der Kompaß in diesen fernen, unbekannten Einflüssen ausgesetzten Meeresstrichen seine verborgene Kraft verliere und daß auf diese Weise auch das letzte Mittel verschwinde, mit Sicherheit den Rückweg nach der Heimath wieder aufzufinden. Colombo suchte ihnen mit aller ihm zu Gebot stehenden Gelehrsamkeit zu beweisen, daß die Magnetnadel sich nicht nach dem Polarsterne, der, wie jeder andere Himmelskörper seine Bahn durchlaufe und nicht stillstehe, sondern nach einem im Westen des Weltpols befindlichen unsichtbaren festen Punkte richte, daß also ihre Abweichung nur scheinbar sein könne und der Bewegung des Polarsterns zugeschrieben werden müsse. Die Seeleute, welche ein unbegrenztes Vertrauen in die astronomischen Kenntnisse des Admirals setzten, glaubten ihm und beruhigten sich. Seine Erklärung muß auch uns genügen, denn die Ursache dieser Naturerscheinung ist immer noch nicht klar geworden. Manche haben diese wichtige Entdeckung dem englischen Seefahrer Sebastian Cabot zuschreiben wollen, da aber dessen Reise um fünf Jahre später fällt und Colombo die von ihm beobachtete Erscheinung in seinem Tagebuche deutlich anmerkt, so kann diese Annahme nur auf einem Irrthume beruhen. Läugnen läßt sich indessen nach den neusten Forschungen nicht, daß die Abweichung der Magnetnadel den Chinesen und andern ostasiatischen Völkern schon wenigstens vierhundert Jahre früher bekannt war, wodurch jedoch das Verdienst des europäischen Seefahrers, der sie zuerst beobachtete, keineswegs geschmälert wird.

Am 14. September sah man auf der Niña eine Bachstelze und eine Meerschwalbe und begrüßte diese Vögel, welche selten weite Seereisen machen, mit großem Jubel als Vorboten des nahen Landes. Man hatte sich aber getäuscht und die frühere Muthlosigkeit nahm noch zu, als man in der folgenden Nacht in der Entfernung von einigen Meilen eine Feuergarbe beobachtete, welche vom klaren Himmel herab in das Meer zu fallen schien, denn man nahm zum erstenmal diese in den Tropenländern gewöhnliche Lufterscheinung wahr. Der Wind blies fortwährend aus Osten und die Schiffe gleiteten schnell über den ruhigen Ozean; die Luft war so rein und mild, daß man sie mit Wollust

einathmete, und das Wetter so schön, daß es, wie Colombo sich ausdrückt, an den köstlichsten Frühlingsmorgen in Andalusien erinnerte und nur der Gesang der Nachtigallen fehlte. Massen von lebhaft grünen Seepflanzen fingen an sich zu zeigen und in einem aufgefischten Büschel fand man sogar einen lebendigen Krebs; die Meisten zweifelten nun nicht mehr, daß man sich wenigstens einer Insel nähere; als daher am folgenden Tag ein Zug Tropikvögel in der Richtung nach Westen vorüberflog und sich am nördlichen Horizont ein dunkler Streifen zeigte, lief die Pinta, welche am besten segelte, eine gute Strecke voraus, um zuerst das Land zu entdecken; der Admiral aber setzte ruhig seinen Weg fort, denn er war fest überzeugt, daß man noch weit vom Ziele entfernt sei; auch die Pinta erkannte bald ihren Irrthum; ein Gewölk hatte sie getäuscht. Alle diese Zeichen wiederholten sich, kleine Vögel, deren Schwingen zu schwach schienen, einen weiten Flug auszuhalten, kamen des Morgens singend und entfernten sich am Abend wieder; frische Pflanzen, die aus der Mündung irgend eines Flusses zu kommen schienen, schwammen dicht an den Schiffen vorüber und man gewahrte sogar einen Wallfisch, der sich, wie man wußte, nie weit von der Küste entfernt; selbst Colombo schloß aus den ohne Wind aufsteigenden Nebeln auf die Nähe einiger Inseln nördlich oder südlich; er wollte aber mit der Aufsuchung derselben, die er bis zur Heimfahrt verschob, keine Zeit verlieren und seinen Weg ohne Unterbrechung nach Indien fortsetzen, weil sich das Wetter durch eine besondere Gnade der Vorsehung so günstig zeige. Aber grade dieser günstige Wind, der fortwährend die Segel schwellte, erfüllte, je länger er anhielt, die Matrosen mit immer größerer Furcht, und bereits gaben sie sich dem Wahne hin, daß er in diesen Meeresgegenden nur von Osten nach Westen wehe und die Rückkehr nach der Heimath unmöglich mache, als zur großen Beruhigung des Admirals, welcher gegen das immer lauter und bedenklicher werdende Murren der Mannschaft mit den triftigsten Gründen nichts mehr auszurichten vermochte, der Wind nach Südwest umsprang und die bis jetzt spiegelglatte See hochzugehen anfing. Die ruhigere Stimmung, welche diese Aenderung des Wetters hervorbrachte, verschwand

aber bald wieder, da schon am folgenden Tage eine völlige Windstille eintrat und die Massen der Seepflanzen so dicht wurden, daß es den Schiffen Mühe zu kosten schien, sich einen Weg durch sie zu bahnen. Man rief sich jetzt die alten Fabeln von versunkenen Ländern und von ausgedehnten, an der Stelle derselben zurückgebliebenen Moraſtbänken ins Gedächtniß zurück und sah angstvoll dem Augenblicke entgegen, wo man mitten im Ozean auf den Strand laufen würde, um dann fern von jeder menschlichen Hülfe eines elenden Todes zu sterben. Das Senkblei fand zwar, so oft und so tief es auch hinabgelassen wurde, nirgends Grund, aber die Furcht vor den eingebildeten Gefahren war bereits so fest eingewurzelt, daß die Bemühungen Colombos, die Seepflanzen und andere gleichgültigen Erscheinungen, welche sich täglich wiederholten, aber stets mit der aufgeregtesten Spannung betrachtet wurden, als Anzeigen von der Nähe des Landes zu deuten, fast ohne allen Erfolg blieben. Die Matrosen, der vielen Täuschungen müde, rotteten sich zusammen und erklärten laut, sie hätten schon viel mehr als ihre Pflicht gethan, indem sie auf dem Ozean weiter nach Westen vorgedrungen seien, als je ein Seefahrer vor ihnen gewagt habe; der Admiral wolle sie nur seinem Ehrgeize opfern; er sei nur auf seinen Ruhm bedacht, ohne auf das Leben so vieler Leute, die man zu diesem abenteuerlichen Unternehmen beredet oder gezwungen habe, den geringsten Werth zu legen. Einige der Kühnsten machten sogar den Vorschlag, ihn ins Meer zu werfen und nach Spanien zurückzukehren. Colombo erkannte das Gefährliche seiner Lage, aber auch Drohungen vermochten ihn nicht von seinem Vorhaben abzubringen. Mit unerschütterlicher Geduld sucht er den Aufruhr niederzuhalten, indem er den Zaghaften mit sanften Worten Muth einsprach, die Ehrgeizigen und Habsüchtigen durch die Aussicht auf glänzende Belohnung und unermeßliche Schätze beschwichtigte und die Widerspenstigen auf die Folgen ihres Ungehorsams aufmerksam machte, wenn er durch sie verhindert würde, die Befehle des Königs auszuführen.

Durch diese Vorstellungen gelang es ihm, die Ruhe wenigstens auf einige Zeit herzustellen, und da unterdessen der Wind wieder

günstig geworden war, so setzte er muthig seine Fahrt in grader Richtung nach Westen fort. Am 25. September gegen Abend, als Colombo grade mit seinem Steuermanne beschäftigt war, auf der ihm von Toscanelli mitgetheilten Seecharte die Stelle, wo sie sich nach ihrer Berechnung jetzt befanden, zu bezeichnen, ertönte von der Pinta der Ruf: Land! Land! Jubelnd wiederholten Alle den Ruf, denn in Südwest zeigte sich wirklich in einer Entfernung von etwa fünf und zwanzig Meilen ein dunkler Punkt, der einer Insel so täuschend glich, daß auch Colombo, durch die erwähnte Charte, welche in diesem Meeresstriche einige Inseln angab, irre geführt, die allgemeine Freude theilte und sich auf die Knice warf, um Gott zu danken; die ganze Mannschaft folgte seinem Beispiel und stimmte ein Loblied an. Da man von dem Mastkorbe und dem Takelwerke aus bis zum Untergange der Sonne in der angegebenen Richtung immer noch Land zu sehen glaubte, so wich der Admiral von dem bis jetzt eingehaltenen Wege ab und steuerte die ganze Nacht hindurch nach Südwesten. Dorthin richteten sich noch vor Anbruch des Tages die sehnsüchtigen Blicke Aller, aber der erste Morgenschimmer zerstörte ihren schönen Traum, denn das mit so großem Jubel begrüßte Land war verschwunden; eine Abendwolke hatte sie abermals getäuscht und zu ihrem nicht geringen Verdrusse schlug Colombo wieder ruhig den Weg nach Westen ein. Zum Glücke wurde an diesem und den folgenden Tagen die Aufmerksamkeit durch große Schaaren Vögel, welche von Zeit zu Zeit dicht an den Schiffen vorüberkamen, durch einige Stücke Holz, die man auffischte, und durch andere Gegenstände, welche auf die Nähe des Landes hinzudeuten schienen, fortwährend gefesselt und der Muth durch die Hoffnung auf baldige Erlösung aufrecht erhalten. Erheiternd wirkte auch das überaus milde und liebliche Wetter, welches sich mit dem Ostwinde wieder eingestellt hatte, und obschon dieser die Segel schwellte, so war doch die See so still und spiegelglatt, daß sich die Matrosen mit Schwimmen belustigten und um die Schiffe herumtummelten.

Am 1. October erklärte der Steuermann des Admirals mit ängstlicher Miene, daß man nach dem Tagebuche bereits fünf-

hundert und acht und siebenzig Meilen zurückgelegt habe; sein Erstaunen würde noch weit größer gewesen sein, wenn er den ihm und der Mannschaft fortwährend in der täglichen Berechnung gespielten Betrug geahnt und die wirkliche Meilenzahl, welche sich auf siebenhundert und sieben belief, erfahren hätte. Am folgenden Tage ließen sich die Vögel immer häufiger sehen, eine große Menge Fische umgaben die Schiffe und ganz frische Pflanzen, an denen eine Art Frucht hing, schwammen häufig vorüber, am dritten hörten aber alle diese Anzeigen von einem in der Nähe befindlichen Lande wieder auf und man zog daraus den Schluß, daß man an Inseln vorbeigesegelt sei, ohne sie zu gewahren. Der Admiral schien diese Ansicht zu theilen, ließ sich aber weder durch Bitten, noch durch ernstliche Vorstellungen bewegen, seitwärts zu steuern, da er es für unklug hielt, von dem graden Wege nach Indien abzuweichen und dadurch die Fahrt unnöthig zu verlängern. Bereits am folgenden Tage erschienen die Vögelschwärme wieder und auch die andern Anzeigen von Land wurden häufiger als je zuvor; mit ihnen verwandelte sich die Muthlosigkeit der Seeleute in ungeduldige Erwartung; die Schiffe suchten eines dem andern den Vorsprung abzugewinnen und da Jeder das Jahrgeld von dreißig Kronen, welches von der Regierung dem zugesprochen war, der zuerst Land sehen würde, verdienen wollte, so ertönte bei der geringsten Veranlassung der Ruf: Land! Des unnöthigen Lärms und der beständigen Aufregung müde, erklärte endlich Colombo Jeden, der ohne hinreichenden Grund Land rufen würde, aller ferneren Ansprüche auf die festgesetzte Belohnung für verlustig. Diese Drohung wirkte und als am 7. October einige Leute des Admiralsschiffs im Westen wirklich Land zu erblicken glaubten, so wagten sie nicht ihre Meinung laut werden zu lassen; die Niña, auf der man dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte und die, um Ueberzeugung zu erlangen, vorausgeeilt war, feuerte bald darauf als Zeichen, daß wirklich Land sichtbar sei, eine Kanone ab; unbeschreiblich war die Freude der Mannschaft auf den andern Schiffen, aber je näher man kam, desto mehr überzeugte man sich von der abermaligen Täuschung und noch ehe die Sonne in das Meer sank, war das

Land spurlos verschwunden. Die Unzufriedenheit der Seeleute wurde jetzt immer bedenklicher und würde sich zur offenen Empörung gesteigert haben, wenn nicht schon am folgenden Tage eine bis jetzt noch nicht beobachtete Erscheinung ihnen von neuem Hoffnung und Muth eingeflößt hätte. Zahlreiche Schwärme kleiner Landvögel, welche unmöglich eine weite Reise über das Meer wagen konnten, flogen nach Südwesten vorüber und ließen auf eine in dieser Richtung liegende Küste schließen. Der Admiral, welcher entweder selbst diese Ansicht theilte oder den Wunsch des Alonso Pinzon, der schon am Tage vorher gerathen hatte, mehr südlich zu steuern, nicht unberücksichtigt lassen wollte, änderte jetzt zur nicht geringen Freude der Mannschaft am 7. October gegen Abend seine Fahrt und nahm seinen Lauf westsüdwestlich nach der von den Vögeln angedeuteten Gegend hin. Am folgenden Tage fing man mehrere bunte Vögel und auch während der Nacht hörte man große Schwärme vorüberziehen; die Gewächse, welchen man begegnete, waren so frisch und grün, als wären sie kaum entwurzelt und die Luft war mit jenem köstlichen Pflanzenduft geschwängert, welcher als ein sicheres Zeichen von der Nähe des Landes betrachtet wird. Drei Tage segelte das Geschwader mit günstigem Winde nach Südwesten; die Mannschaft hoffte von Stunde zu Stunde das ersehnte Land zu erblicken und verrichtete in banger Erwartung ruhig ihren Dienst, als aber auch am dritten Tage die Sonne wieder an einem küstenlosen Horizonte unterging, vermochte sie ihren Ingrimm nicht länger zurückzudrängen und erhob sich zur offenen Empörung. Man dürfe, schrieen sie, die Vorsehung, welche diesen Theil der Erde dem Menschen absichtlich verschlossen habe, nicht weiter frevelhaft versuchen; man solle die Fahrt, von der doch kein Erfolg zu hoffen sei, aufgeben und nach Spanien zurückkehren. Colombo suchte seine Leute zuerst durch gütige Worte und durch Verheißung reicher Belohnung zu besänftigen, als aber dieses Mittel grade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte und mit dem Lärm Drohungen verbunden wurden, nahm er einen entschiedenen Ton an und erklärte ihnen kurz, ihr Murren sei umsonst, der ausdrückliche Befehl des Königs laute dahin, auf diesem Wege nach Indien zu segeln und

er würde die Reise so lange fortsetzen, bis er mit Gottes Hülfe dieses Land gefunden habe.

Nach diesem kühnen Schritte, welcher die überraschte Mannschaft doch nur auf kurze Zeit einschüchtern konnte, wurde die Lage des Admirals immer bedenklicher; zu seiner Beruhigung mehrten sich aber schon am nächsten Tage die Anzeigen von der Nähe des Landes so sehr, daß er keinen Zweifel mehr an dem baldigen Erscheinen desselben hegte. Auf der Niña sah man einen frischen, erst kurz von dem Stamme abgebrochenen und mit Beeren beladenen Dornzweig vorüberschwimmen, die Matrosen der Pinta fischten ein Stück Rohr, ein kleines Bret und einen, wie es schien, mit einem eisernen Werkzeuge künstlich gearbeiteten Stock auf. Als man bei Sonnenuntergang das Senkblei auswarf, erreichte es den Boden; der Wind war bereits unregelmäßig geworden und dieser Umstand erhob die Hoffnung Colombos zur Ueberzeugung. Als das Abendgebet vorüber war, versammelte er alle seine Leute um sich und ermahnte sie, Gott für den gnädigen Schutz, den er ihnen auf einer so langen und gefährlichen Reise habe angedeihen lassen, zu danken, denn man habe jetzt das so heiß ersehnte Ziel erreicht und das Land würde noch vor Tagesanbruch sichtbar werden; sie sollten deßhalb während der Nacht ihre Wachsamkeit verdoppeln, um den ausgesetzten Preis, welchem er noch einen seidenen Wams hinzufügen wolle, zu verdienen. Diese zuversichtlichen Reden brachten die Matrosen in eine unbeschreibliche Aufregung und keiner dachte daran, sich zur Ruhe zu begeben. Als Colombo gegen zehn Uhr auf der Kajüte am Hintertheile des Schiffes stand und aufmerksam umherspähte, gewahrte er in weiter Ferne und nur sehr undeutlich ein Licht, welches sich hin und her zu bewegen schien und von Zeit zu Zeit verschwand. Er rief sogleich den Kammerherrn Pero Gutierrez zu sich und auch dieser sah auf einen Augenblick das Licht; als darauf noch der Schaffner Rodrigo Sanchez von Segovia zu ihnen trat, war es wieder verschwunden. Der Admiral schloß daraus, daß man einer bewohnten Küste ziemlich nahe sein müsse, und er hatte sich nicht geirrt, denn um zwei Uhr des Morgens ertönte von der Pinta, welche vorausſegelte, ein

Kanonenschuß als Zeichen, daß sie sich im Angesichte des Landes befinde. Der Matrose Rodrigo de Triana entdeckte es zuerst; die Belohnung wurde aber später dem Admiral selbst zuerkannt, weil er schon früher das Licht gesehen hatte. Da man nur noch etwa zwei Meilen von der Küste entfernt war, so legte man bei und erwartete mit Ungeduld den Aufgang der Sonne. Am 12. October 1492 des Morgens, als der Tag zu grauen anfing, stand bereits die sämmtliche Mannschaft in neugieriger Spannung auf dem Verdecke und allmälich entfaltete sich vor ihnen ein mit schönen Bäumen und dem üppigsten Grün bedecktes flaches Eiland von mehreren Meilen im Umfang, welches, nach der Zahl der Eingeborenen, die man aus den Wäldern hervorkommen und überrascht durch die ihnen neue und völlig unbegreifliche Erscheinung dem Strande zueilen sah, zu urtheilen, stark bevölkert zu sein schien. Sobald die Anker ausgeworfen waren, begab sich der Admiral mit den Befehlshabern der beiden andern Schiffe und einer genügenden Anzahl seiner Leute in einem bewaffneten Boote und mit entfalteten Bannern nach der Insel, ergriff von ihr im Namen des Königs und der Königin von Spanien mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten Besitz und nannte sie, nachdem er an der Stelle, wo er zuerst das Land betreten, ein Kreuz errichtet hatte, zur ewigen Erinnerung an den durch Gottes Beistand so glücklichen Erfolg des Unternehmens San Salvador; in der Sprache der Bewohner hieß sie, wie man später erfuhr, Guanahani. Sie liegt unter 24° 9′ N. Br. und 302° O. L. und führt auf neueren Charten auch den Namen Cat Island.

Die Eingeborenen, welche bei der Landung der Spanier die Flucht ergriffen, kamen, als sie sahen, daß man nicht die Absicht hatte, sie zu verfolgen oder ihnen ein Leid zuzufügen, allmälich näher, bewunderten den Anzug und die glänzende Rüstung, am meisten aber die weiße Hautfarbe der Fremdlinge und wurden, da diese sie in ihrem Treiben nicht störten, so zutraulich, daß sie die Hände und Bärte derselben berührten und prüfend untersuchten. Ihr Erstaunen verwandelte sich in ausgelassene Freude, als man sie mit farbigen Mützen, Glasperlenschnüren, Schellen und andern werthlosen Dingen beschenkte. Sie nahmen alles,

was man ihnen anbot, gaben aber auch bereitwillig von allem, was sie hatten; sie schienen indessen in jeder Beziehung sehr arme Leute zu sein, denn alle gingen völlig nackt, wie sie die Natur geschaffen hatte. Die einzigen Waffen, die man an ihnen bemerkte, waren lange Stöcke, an deren Spitze ein Fischzahn oder ein anderer harter Körper befestigt war; das Eisen kannten sie nicht und als man ihnen ein bloßes Schwert zum Betrachten reichte, faßten sie es ohne Argwohn an der Schneide und verwundeten sich. An mehreren bemerkte man auch Narben früherer Wunden und als man sie durch Zeichen nach der Ursache derselben befragte, gaben sie zu verstehen, daß sie sich oft gegen die Bewohner der benachbarten Inseln, welche sie zu überfallen und in die Gefangenschaft zu schleppen suchten, vertheidigen müßten. Die Spanier waren nicht weniger erstaunt als die Insulaner und konnten die schöne Gestalt, die leichten Bewegungen, die angenehmen Züge und die ausdrucksvollen Augen dieser Leute, die sich von allen ihnen bis jetzt bekannt gewordenen Menschenracen merklich unterschieden, nicht genug bewundern, obschon die meisten derselben durch die bunten Farben, womit sie sich den ganzen Körper, oder doch wenigstens das Gesicht, besonders aber die Augen und die Nase bemalt hatten, nicht wenig entstellt waren. Ihre natürliche Hautfarbe war weder schwarz noch weiß, sondern mehr röthlich gelb. Ihr Haar, fast so dick und strack wie Pferdehaar, war vorn dicht über den Augen abgeschnitten, hinten aber fiel es in Locken auf den Nacken herab. Der Hauptzug ihres Charakters schien zutrauungsvolle Gutmüthigkeit zu sein, denn schon während des ersten Tages, welchen die Seeleute zur Erholung von der langen qualvollen Reise ganz auf der lieblichen Insel zubrachten, thaten sie alles, was man von ihnen verlangte, schnell und bereitwillig. Am folgenden Morgen bestiegen sie in großer Anzahl ihre Kanoes (Kähne), welche aus einem einzigen ausgehölten Baumstamme bestanden und zum Theil über vierzig Menschen faßten, und steuerten nach den Schiffen. Schlug eines ihrer schwankenden Fahrzeuge, welche sie mit leichten, Backschaufeln ähnlichen Rudern auffallend schnell vorantrieben, um, so schwammen sie sorglos neben demselben her, bis sie es wieder umgedreht und mit ihren Kalebassen (Kürbis-

flaschen), die sie stets bei sich trugen, ausgeschöpft hatten. Als Tauschwaaren brachten sie dicke Knäuel gedrehter Baumwolle, Papagayen und Kuchen von Kassavamehl, welches aus der Wurzel einer Brechnußart bereitet war, mit sich und gaben gern ihren ganzen Vorrath für eine Schelle oder Glasperlenschnur; nichts aber erregte mehr die Aufmerksamkeit der habsüchtigen Spanier, als der Goldschmuck, welchen mehrere dieser Wilden in der Nase trugen und den sie eben so gleichgültig gegen Kleinigkeiten verhandelten. Auf die Nachfrage, wo sich das Gold finde, zeigten sie nach Süden hin und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß in dieser Richtung ein Land liege, welches dieses Metall in solchem Ueberflusse besitze, daß man große Gefäße daraus verfertige. Der Admiral nahm sich sogleich vor, den angedeuteten Weg einzuschlagen, wollte aber doch vorher die zuerst entdeckte Insel genauer untersuchen, ob sie sich etwa zur Erbauung eines Forts eigne. Er lebte immer noch der festen Ueberzeugung, daß er die am weitesten nach Osten vorgeschobene Insel Asiens erreicht habe und nicht mehr weit von Indien entfernt sei; deßhalb nennt er auch in seinen Berichten fortwährend die Eingeborenen Indianer, welcher Name später auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging. Auf der Fahrt, welche er mit den wohlbemannten Booten seiner Schiffe nach der westlichen Seite der Insel unternahm, fand er wohl eine Stelle, die sich vortrefflich zur Anlegung einer Festung eignete; er gab aber sogleich diesen Plan wieder auf, da die unkriegerischen Bewohner nie eine solche Maaßregel nöthig zu machen schienen; sie schwammen überall ohne Scheu den Booten entgegen, brachten Gefäße mit Trinkwasser und mancherlei Früchte und luden die weißen Männer, welche nach ihrer Ansicht mit den beflügelten Schiffen vom Himmel herabgestiegen waren, durch die freundlichsten Gebehrden ein, ans Ufer zu kommen. Da aber der Admiral, welcher die Reise möglichst bald fortzusetzen und die so glücklich begonnenen Entdeckungen rasch zu verfolgen gedachte, sich nicht ohne Noth länger aufhalten wollte, so kehrte er, ohne ihrem Wunsche zu entsprechen, an Bord zurück und nahm sieben von ihnen, die ihm gern folgten, mit, um sie in der spanischen Sprache zu unterrichten und alsdann als Dollmetscher zu gebrauchen.

Das Geschwader ging, nachdem es sich hinreichend mit Holz und Wasser versehen hatte, am 14. October wieder unter Segel und befand sich, als es kaum eine kleine Strecke nach Süden gesteuert war, im Angesichte einer Menge schöner Inseln. Colombo legte der ganzen Gruppe, welche man jetzt die Caicos nennt, den Namen Santa Maria de la Concepcion bei und landete an der größten derselben. Da er aber hier weder edle Metalle noch andere kostbare Gegenstände fand, so setzte er seine Reise nach Westen fort und erreichte am folgenden Tag eine andere Insel, wo nach der Versicherung der Indianer das Gold in Ueberfluß vorhanden sein sollte. Er nannte sie dem Könige zu Ehren Fernandina; jetzt heißt sie Groß Exuma. Die Bewohner unterschieden sich weder in Sprache noch in Sitten von denen der Inseln San Salvador und Santa Maria, schienen aber vorsichtiger und klüger; die meisten gingen zwar ebenfalls nackt, doch trugen auch viele eine Art Mäntel und Schürzen von Baumwollenzeug. Ihre Wohnungen, deren selten mehr als fünfzehn beisammen lagen, hatten die Gestalt von Zelten und oben eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauches; sie waren aus Baumzweigen, Rohr und Palmblättern erbaut und im Innern sehr reinlich; die Betten, welche in ihrer Sprache Hamaks hießen, bestanden aus einem Netze von Baumwolle, das an den Endpunkten schwebend hing; eben so einfach waren die übrigen Hausgeräthe und nirgends zeigte sich, so sehr man auch nachforschte, eine Spur von dem erwarteten Goldreichthum. Eben so wenig fand man auf der benachbarten Insel Saometo, welcher der Admiral den Namen seiner königlichen Beschützerin beilegte, die aber jetzt Long-Island heißt, die reichen Goldgruben, welche nach der Versicherung der Indianer, die man aber, von Habsucht verblendet, wahrscheinlich falsch verstand, daselbst vorhanden sein sollten. Die nicht minder willkührlich gedeuteten Aussagen der Bewohner des Isabellaeilandes, daß weiter nach Süden hin eine große Insel liege, welche Cuba heiße und auf der mit zahlreichen Kauffahrteischiffen ein bedeutender Handel mit Gold und Spezereien getrieben werde, verwickelten den Admiral in einen neuen Irrthum und er glaubte jetzt endlich die so lange gesuchte Insel Cipango, das

Ziel seiner Reise, gefunden zu haben. Am 24. October lichtete er die Anker, steuerte an der Inselgruppe der Mucaras vorüber durch die Bahamastraße und entdeckte am Morgen des 28. October die Küste von Cuba. Da die Mündung eines breiten, von den herrlichsten Bäumen beschatteten Flusses einen sicheren Ankerplatz bot, so lief er in dieselbe ein und bestieg sogleich sein Boot, um das Land zu untersuchen. Die Bewohner einiger am Ufer stehenden Häuser, wo er nähere Erkundigungen einzuziehen gedachte, entflohen jedoch, ehe er ihnen seine friedliche Absicht bemerkbar machen konnte; im Innern der Wohnungen, wo mehrere Familien zusammen zu leben schienen, fand er mehrere Feuer, einen jener in Westindien einheimischen Hunde, die nicht bellen, einige aus Palmfasergarn gestrickte Netze, Angeln und Harpunen von Knochen und einige Calebassen. Er untersagte seinen Leuten streng, diese Geräthschaften von ihrer Stelle zu rücken, verließ, nachdem er sich von der seltenen Schönheit und Fruchtbarkeit der Flußufer überzeugt hatte, bald wieder den bequemen Hafen, welchem er den Namen San-Salvador beilegte, der aber jetzt Nipesbai heißt, und segelte an der Küste in westlicher Richtung weiter, um die Hauptstadt der Insel, wo auch der König seinen Sitz haben sollte, aufzusuchen. Er landete bei mehreren Wohnplätzen, die alle aus einer nicht sehr großen Anzahl unregelmäßig umherliegender aber reinlich gehaltener Häuser bestanden, die Bewohner jedoch entflohen jedesmal in hastiger Eile und nur mit Mühe gelang es endlich einem der von Guanahani mitgenommenen Indianer, einen beherzteren Mann, der sich dem Strande näherte, anzureden und ihn von den friedlichen Absichten der Fremdlinge zu überzeugen. Die leicht begreifliche Furcht der gutmüthigen Insulaner verschwand jetzt allmälich und bald kamen viele von ihnen an Bord, um Glasperlen und andere Kleinigkeiten gegen Knäul gedrehter Baumwolle und Fischernetze einzutauschen. Man zeigte ihnen Gold, Zimmt und Pfeffer, und sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß diese Gegenstände nicht in ihrem, sondern in einem weiter nach Südosten hin liegenden Lande anzutreffen seien, wo die Bewohner goldenen Schmuck um Hals, Arme und Knöchel zu tragen pflegten. Colombo beschloß, den Weg dahin einzu-

schlagen, wollte aber, da er durch die Größe der Flüsse, an deren Mündungen er vorübergekommen, und durch mancherlei mißverstandene Andeutungen zu der Meinung gelangt war, daß er nicht an der Insel Cipango, sondern an der Küste des asiatischen Festlandes und zwar an Kathai (China) hinsegele, zuerst eine Gesandtschaft nach dem Inneren in die Residenz des Großchans, die nach seiner Berechnung kaum hundert Stunden entfernt sein konnte, absenden, um ihm das Schreiben des Königs und der Königin von Spanien zu überreichen. Die beiden Leute, welche, von einem der Eingeborenen von Guanahani, der als Dollmetscher dienen sollte, begleitet, die Besorgung des schwierigen Auftrags übernahmen, erreichten bereits nach einer Reise von zwölf Stunden ein Dorf von ungefähr fünfzig Häusern und etwa tausend Einwohnern, welche sie mit großer Feierlichkeit empfingen und auf den Armen in die schönste Wohnung trugen, wo sie auf künstlich aus einzelnen Holzstücken zusammengesetzten Stühlen, welche die Gestalt vierfüßiger Thiere hatten, Platz nehmen mußten und vor allem mit köstlichen Baumfrüchten und andern Erzeugnissen des einheimischen Bodens bewirthet wurden. Nachdem diese Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt war, setzten sich die Indianer rings um die Fremdlinge, welche sie als göttliche, vom Himmel herabgestiegene Wesen betrachteten, auf die Erde und erwarteten ehrfurchtsvoll die Mittheilungen, die ihnen gemacht werden sollten. Nachdem der Dollmetscher ihnen das Leben und Treiben der weißen Männer und ihre Güte und Freigebigkeit geschildert hatte, nahten sich die Indianer ihren Gästen, küßten ihnen Hände und Füße und entfernten sich dann, um die Weiber einzulassen, welche dieselben Ehrfurchtsbezeugungen wiederholten, dann aber die Spanier neugierig betasteten, ob sie von Fleisch und Bein seien, wie sie selbst. Als man ihnen Zimmt und Pfeffer zeigte, deuteten sie nach Südosten hin und gaben zu verstehen, daß man dort diese Dinge in großer Fülle finde. Da die Gesandten sich bald überzeugten, daß diese Indianerstadt, wo sie weder Gewürze, noch eine Spur von edeln Metallen wahrnahmen, unmöglich das Hoflager des Großchans oder eines andern mächtigen asiatischen Fürsten sein könne, brachen sie wieder auf, um

nach der Küste zurückzukehren. Auf dem Wege dahin hatten sie Gelegenheit die Ergiebigkeit des zum Theil wohlangebauten Bodens, die mit nie gesehenen Früchten beladenen Bäume, die Menge der Baumwollestauden und das üppige Grün der ihnen meist unbekannten Pflanzen zu bewundern. Unter den letzteren bemerkten sie auch die Patate (Kartoffel), ein unscheinbares Knollengewächs, welches aber in der Folge eine weit größere Wichtigkeit für die alte Welt erlangte, als alle Gewürze des Orients. Nichts fiel den beiden Spaniern auf der Hin- und Zurückreise mehr auf, als daß fast alle Eingeborene, die ihnen begegneten, sowohl Männer als Frauen, eine dünne Rolle von dürren Blättern in dem Munde hielten, welche an dem untern Ende brannte und aus der sie an dem andern Ende eine Menge Rauch zogen und in dicken Wolken von sich bliesen. Diese Rollen hießen in der Landessprache Tabaco, ein Name, der später auf die Pflanze, aus der sie bestanden, überging. Wer hätte damals ahnen sollen, daß der Verbrauch dieses übelschmeckenden, aber Jedem, der sich einmal daran gewöhnt hat, unentbehrlichen Krautes nach wenigen Jahrhunderten so allgemein und einer der wichtigsten Handelsartikel werden würde?

Die verwirrten Nachrichten, welche die Gesandten über das weiter östlich liegende, an edeln Metallen und Gewürzen reiche Land mitbrachten, verbunden mit den Andeutungen der an Bord befindlichen Indianer über zwei in derselben Richtung in kurzer Zeit zu erreichende Inseln, welche sie Babeque und Bohio nannten und wo man nach ihrer Versicherung an den Ufern der Flüsse des Nachts das Gold mit Lichtern suche und mit großen Hämmern zu Barren schlage, bestimmten den Admiral die weitere Fahrt nach Westen, auf der er wahrscheinlich das amerikanische Festland entdeckt hätte, aufzugeben und nach Südosten zu segeln. Während er bei widrigem Winde nur mit großer Mühe an der Küste Cubas hinsteuerte, benutzte Martin Alonso Pinzon, dessen Schiff der beste Segler war, eine günstige Gelegenheit, um sich von dem Geschwader zu entfernen und zuerst das vielverheißende Goldland aufzusuchen. Colombo, welcher von diesem hinterlistigen Vorsatze keine Ahnung hatte, gab die ganze Nacht hindurch

Signale, um die Pinta zurückzurufen, als aber der Morgen anbrach, war sie bereits aus dem Gesichte verschwunden und da die beiden andern Schiffe schlecht segelten, so konnte man nicht daran denken, sie zu verfolgen. Als sie am 5. Dezember an der Ostspitze Cubas vorübergekommen waren, tauchte in Südost Land auf und da die an Bord befindlichen Indianer bei dem Anblick desselben Bohio riefen, so setzte der Admiral sogleich seinen Weg dahin fort und lief in einen geräumigen Hafen ein, welchem er den Namen San Nicolao beilegte; die Insel nannte er Española (Kleinspanien), später wurde jedoch die Benennung San Domingo vorherrschend, bis sie in der neusten Zeit den Namen Haiti, welchen sie ursprünglich bei den Eingeborenen führte, wieder erhielt. Da die Umgegend des Hafens wenig bevölkert schien, so lichtete man alsbald wieder die Anker und steuerte längs der nördlichen Küste der Insel, welche sehr hoch und bergig, aber mit dem üppigsten Grün bedeckt war und an mehreren Einschnitten die Aussicht auf die herrlichen Gefilde des Innern gewährte, weiter bis zu einer tiefen Bai, die man La Concepcion nannte und wo man, da sich ein guter Ankergrund fand, einige Tage zu bleiben beschloß, um mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Diese entflohen aber überall, sobald die Boote nach dem Ufer ruderten, und es gelang den ihnen nacheilenden Matrosen nur mit großer Anstrengung, eine junge Frau zu erhaschen und zu dem Admiral zu bringen, welcher sie reich beschenkte und nach ihrem Wohnorte zurückkehren ließ. Dahin folgten ihr auf seinen Befehl neun beherzte, wohlbewaffnete Leute; als sie aber nach einem Wege von etwa vier Stunden das in einem lachenden Thale an dem Ufer eines breiten Flusses erbaute und ungefähr aus zweitausend Häusern bestehende Dorf erreichten, waren die Bewohner bereits auf der Flucht begriffen und ließen sich erst nach langem Besinnen durch den ihnen nacheilenden indianischen Dollmetscher zur Rückkehr bewegen. Sie näherten sich langsam und schüchtern, legten dann, sobald sie einiges Zutrauen gefaßt hatten, als Zeichen der tiefsten Verehrung und Freundschaft ihre Hände nach der Reihe auf die Köpfe der Spanier und führten diese in ihre Wohnungen, um sie mit Cassavabrod, Fischen und

Früchten zu bewirthen. Alle, Männer und Weiber, gingen völlig nackt und waren von ausgezeichnet schöner Körpergestalt und viel weißer als die Bewohner der andern bis jetzt besuchten Inseln. Zufrieden mit dem, was ihr fruchtbarer Boden fast ohne allen Anbau im Ueberflusse hervorbrachte, lebten sie einfach und vergnügt, ohne sich durch Zank und Streit das Leben zu verbittern, denn sie wußten noch nichts von Habsucht, der Saat alles Haders und Unheils auf Erden, und das Land mit allen seinen Erzeugnissen war gemeinschaftlich, wie die Sonne und das Wasser. Die Macht ihrer Beherrscher, welche den Namen Caziken führten, war zwar unbeschränkt, aber nicht drückend, denn sie beruhte nicht auf Furcht, sondern auf der Liebe und Achtung des gutmüthigen Volkes. So sehr aber auch die Spanier über die Schönheit des Landes und die Freundlichkeit der Eingeborenen, welche alles aufboten, ihre Gäste länger bei sich zu behalten, entzückt waren, so sahen sie sich doch in ihrer Hoffnung, endlich der Quelle ungeheurer Reichthümer nahe gekommen zu sein, getäuscht und kehrten mit einigem unbedeutenden Goldschmuck, den die Insulaner bereitwillig gegen Kleinigkeiten austauschten, ärgerlich zu den Schiffen zurück.

Eben so wenig Erfolg hatten die Nachforschungen in einem andern Küstenorte, wo man auf der weitern Fahrt an der Nordseite Españolas am 19. Dezember vor Anker ging. Die Bewohner kamen zwar jetzt, durch die Erzählungen ihrer Landsleute von der Freigebigkeit der Fremdlinge ermuthigt, ohne Scheu an Bord, aber der ganze Vorrath von edeln Metallen, der ihnen zu Gebot stand, beschränkte sich auf ihren Goldschmuck, der für sie so wenig Werth hatte, daß sie ihn mit Vergnügen umsonst hingaben. Mehrere Caziken, welche den Admiral besuchten und ihm Geschenke brachten, versicherten ihm jedoch, daß die Insel und besonders eine weiter nach Osten hin im Innern liegende Gegend, welche Cibao heiße, reich an Gold sei. Noch einmal durch die Aehnlichkeit des Namens getäuscht, glaubte Colombo jetzt Cipango nahe zu sein und beschloß der förmlichen Einladung des Caziken Guacanagari, welcher die ganze Nordküste der Insel beherrschte, zu folgen und bei der Residenz desselben vor Anker zu gehen, um

hier nähere Erkundigungen über Cibao einzuziehen. Auf der Fahrt dahin gerieth am 24. Dezember gegen elf Uhr des Abends das Schiff des Admirals, als dieser sich kaum zur Ruhe begeben hatte, durch die Schuld des Steuermanns, welcher leichtsinnig die Führung des Ruders einem Schiffsjungen überließ, auf eine Sandbank und war trotz aller Anstrengung der aus dem Schlafe aufgeschreckten Mannschaft nicht wieder flott zu machen. Colombo rettete sich mit seinen Leuten auf die Niña und schickte zwei Boten ans Land zu dem Caziken Guacanagari, um ihm von dem unglücklichen Schiffbruche Nachricht zu geben. Auf den Befehl des gastfreundlichen Häuptlings ruderten sogleich alle Canoes, die in der ganzen Gegend aufzutreiben waren, nach dem Schiffe, welches jeden Augenblick in Trümmer zu gehen drohte, und brachten die darin befindlichen Gegenstände an eine am Ufer dafür bestimmte Stelle, wo sie die Spanier bis auf die geringste Kleinigkeit wohlverwahrt wiederfanden; Niemand hatte daran gedacht, etwas zu entwenden. Am folgenden Tage kam der Cazike selbst an Bord, um den Admiral zu trösten und ihm seinen Beistand anzubieten. Während der Unterhaltung klagte er auch, daß seine Unterthanen von den Caraiben, einem auf den benachbarten Inseln wohnenden eben so tapfern als wilden Volke, großes Ungemach zu erdulden hätten; Colombo ergriff diese günstige Gelegenheit und versprach ihn gegen seine Feinde zu schützen, wenn er ihm erlauben wolle, eine feste Wohnung auf seinem Gebiete zu gründen und mit bewaffneter Mannschaft zu versehen. Der arglose Cazike gab hocherfreut nicht nur die Erlaubniß, sondern bewies sich auch mit seinen Leuten bei der Erbauung des Forts aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes so thätig, daß es in wenigen Tagen vollendet und mit genügendem Geschütze besetzt war. Es erhielt den Namen La Navidad und lag ungefähr drei Stunden von dem Orte, wo jetzt die Stadt Kap Haiti steht. Neunundbreißig der tüchtigsten Leute aus der gesammten Schiffsmannschaft bildeten die Besatzung und wurden für ein ganzes Jahr mit den nöthigen Vorräthen an Lebensmitteln, Munition und Tauschwaaren versehen. Da man in der Residenz des Caziken bereits einen nicht unbeträchtlichen Schatz von goldenen Geräthschaften

eingesammelt hatte, so wurde Diego de Arena, der Befehlshaber des Forts, noch besonders angewiesen, die Lage Cibaos, woher nach der einstimmigen Aussage der Wilden das meiste Gold kam, genauer zu erforschen und so viel von diesem edeln Metalle, als nur immer, ohne sich eine Ungerechtigkeit oder Gewaltthat gegen die Eingeborenen zu erlauben, möglich sei, anzuhäufen. Nachdem der Admiral von den zurückbleibenden Gefährten und von dem freundlichen Caziken, der sie auf alle Weise zu unterstützen versprach, herzlichen Abschied genommen hatte, lichtete er am 4. Januar 1493 die Anker, um die Erforschung der nördlichen Küste der Insel Española zu vollenden und dann nach Spanien zurückzukehren. Am 6. Januar bekam man die Pinta, welche in einer weiter nach Westen liegenden Bai der Insel vor Anker gegangen war, wieder zu Gesicht und begrüßte sie mit großem Jubel. Pinzon suchte seine Entfernung als unfreiwillig darzustellen und sein zweideutiges Benehmen zu rechtfertigen; Colombo schwieg zu seiner Vertheidigung, obschon sich diese auf sehr unzulängliche Gründe stützte, und wollte lieber Nachsicht üben, als sich die Heimfahrt über den öden Ozean durch Hader mit den Pinzons, welche bei der Mannschaft in hohem Ansehen standen, verbittern. Die Schiffe liefen nach ihrer Wiedervereinigung in eine nahe Bai, welche jetzt noch den ihr von Colombo beigelegten Namen Monte Cristo führt, ein, um sich mit Holz und Trinkwasser zu versehen, und richteten dann am 16. Januar ihren Lauf nach der Heimath.

Der Wind war anfangs für die Zurückfahrt nicht sehr günstig, das Wetter aber ungewöhnlich schön und man hatte ohne irgend einen Unfall schon fast die Azoren erreicht, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob und die Schiffe zum zweitenmale trennte. Die Niña, ein kleines, elendes Fahrzeug, schwebte, da das Unwetter mehrere Tage anhielt, in so großer Gefahr, daß selbst Colombo alle Hoffnung, die alte Welt je wieder zu erblicken, aufgab und sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, wie er dahin eine Nachricht von dem Gelingen seines Unternehmens und von den neuentdeckten Ländern gelangen lassen könne. Nach reifem Ueberlegen schrieb er auf zwei Pergamentblätter einen gleichlau-

tenden kurzen Bericht über seine Fahrt und verschloß jedes Blatt in eine wohlverwahrte Tonne, die eine der beiden Tonnen warf er sogleich über Bord, die andere stellte er auf das Hintertheil des Schiffes, damit sie, wenn dieses von den Wogen verschlungen würde, leicht fortschwimmen könne; die Vorsehung hatte es aber anders beschlossen; der Sturm legte sich und am 17. Februar warf man bei der Azore Santa Maria die Anker aus. Die Hälfte der Mannschaft eilte sogleich auf den Befehl des Admirals ans Gestade, um in einer einsam stehenden Kapelle dem Allmächtigen für ihre wunderbare Rettung zu danken. Da die Insel der Krone Portugal angehörte und man in einem civilisirten Lande zu sein glaubte, so hielt man Vorsichtsmaßregeln für unnöthig; während aber die arglosen Seeleute auf ihren Knieen lagen und inbrünstige Gebete zum Himmel sendeten, wurden sie von den Bewohnern des nahen Ortes umzingelt und gefangen fortgeführt. Als Colombo nach der Ursache dieser unerwarteten Feindseligkeit forschte, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der König von Portugal, welcher durch die Expedition nach Westen seine eigenen Entdeckungspläne beeinträchtigt sah, nach allen Inseln und entfernten Seehäfen den Befehl geschickt hatte, ihn, wo man seiner habhaft werden könne, festzunehmen; der Admiral, welcher auf seinem Schiffe geblieben war, entging nicht nur glücklich der ihm gelegten Schlinge, sondern er erzwang auch bald durch sein festes Benehmen die Freigebung seiner Leute. Die Drangsale schienen nun ihr Ende erreicht zu haben und man steuerte wohlgemuth der spanischen Küste zu, als der Sturm von neuem zu wüthen anfing und das Schiff nach der Küste Portugals führte. Am 4. März befand man sich auf der Höhe von Lissabon und Colombo war, obschon er sich von seinem Empfange in einem portugiesischen Hafen nichts Gutes versprach, durch das immer noch fortdauernde Unwetter genöthigt, in den Tajo einzulaufen. Die Behandlung, welche ihm der König João II angedeihen ließ, übertraf jedoch bei weitem seine Erwartung; er ward nach dem Hoflager beschieden und nachdem er dort die Hauptumstände seiner Entdeckungsreise erzählt hatte, mit Ehrenbezeugungen überhäuft nach seinem Schiffe zurückgeleitet. Da unter-

dessen der Sturm nachgelassen hatte, so lichtete er die Anker und erreichte am 15. März den Hafen von Palos, aus welchem er vor sieben und einem halben Monat ausgelaufen war. Durch einen sonderbaren Zufall traf auch Martin Alonso Pinzon noch an demselben Abend ein, starb aber, da seine Gesundheit durch die Mühseligkeiten der Reise und den Aerger über das Mißlingen seines heimtückischen Plans völlig untergraben war, schon einige Tage nachher. Unbeschreiblich war der Jubel in dem Städtchen Palos; die ganze Einwohnerschaft zog unter dem Geläute aller Glocken dem Admirale, als er ans Land stieg, entgegen und bezeugte ihm ihre unbegrenzte Bewunderung. Die Nachricht von seiner glücklichen Rückkehr verbreitete sich mit großer Schnelligkeit durch ganz Spanien und auf seiner Reise nach Barcelona, wo sich damals der Hof aufhielt, strömte von allen Seiten das Volk herbei, um den Mann zu sehen, welchem die Ausführung eines so gewagten Unternehmens so glänzend gelungen war. Als er sich Barcelona näherte, eilten ihm die Angesehensten des Hofes und der Stadt mit dem größten Theile der Bevölkerung entgegen und sein Einzug gestaltete sich von selbst zu einem Triumphe. Voraus schritten die mitgebrachten Indianer in ihrem Nationalschmucke, ihnen folgten die Leute, welche die auf Cuba und Española eingetauschten goldenen Geräthschaften in offenen Körben, Baumwolleballen, Kisten mit Pfeffer, Papagaien auf fünfundzwanzig Schuh langen Rohren, mehrere Gattungen völlig unbekannter Thiere und andere Seltenheiten trugen, zuletzt erschien Colombo zu Pferd, von einer zahlreichen, ihn geleitenden Ritterschaft umgeben. Langsam bewegte sich der Zug durch die vollgedrängten Straßen unter dem jauchzenden Zurufe der Menge bis zu dem Palaste, wo Fernando und Isabella in einem glänzend geschmückten Saale den Admiral erwarteten. Bei seinem Eintritte erhoben sich beide; Colombo warf sich vor den Stufen des Thrones ehrfurchtsvoll nieder, erhielt aber sogleich den Befehl aufzustehen und sich zu setzen, eine Ehre, die an dem förmlichen spanischen Hofe nur höchst selten einem Unterthanen zu Theil ward. Dann berichtete er, von dem Herrscherpaare aufgefordert, die wichtigsten Ereignisse seiner Reise, schilderte in begeisterter

Rede die Schönheit und Fruchtbarkeit der von ihm besuchten Inseln und die Sitteneinfalt und Gutmüthigkeit ihrer Bewohner und schloß mit der Versicherung, daß bald noch weit wichtigere Entdeckungen sich an diese glücklichen Anfänge knüpfen und Spanien mit unendlichen Schätzen bereichern würden. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, sanken der König und die Königin auf die Kniee und dankten unter Freudenthränen dem Allmächtigen für die überschwängliche Gnade, deren er sie gewürdigt habe; der ganze Hof, von Begeisterung ergriffen, folgte ihrem Beispiele und die Audienz endigte mit einem feierlichen Lobgesange.

So groß aber auch das Frohlocken über die neuen Entdeckungen war, so ahnte doch noch Niemand den Umfang und die Wichtigkeit derselben; eben so wenig als Colombo selbst dachte irgend Jemand daran, daß ein früher unbekannter Erdtheil aufgefunden worden sei, und die Ueberzeugung, daß Cuba, Española und die übrigen Inseln die östlichsten Punkte Asiens seien, stand noch lange fest. Von ihr ging auch der König João II von Portugal aus, als er kurz nach der Ankunft Colombos in Barcelona eine Gesandtschaft an den spanischen Hof schickte, um in Folge einer von dem Papste Innocentius VIII im J. 1484 erlassenen Bulle, welche der Krone Portugal alle Länder, welche sie vom Kap Bojador an von Westen nach Osten hin mit Einschluß Indiens entdecken würde, zuerkannte, die von Colombo aufgefundenen und angeblich zu Indien gehörenden Küsten und Inseln als portugiesisches Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Da die Fortsetzung der Entdeckungen von Seiten der beiden Kronen von der Entscheidung dieser Angelegenheit abhing, so wurden die Verhandlungen mit großem Eifer, aber ohne Erfolg betrieben, bis endlich der Papst Alexander VI durch die berühmte Demarcationslinie, die er hundert Seemeilen westlich von den Azoren von Norden nach Süden zog, dem Streite, welcher ernst zu werden drohte, ein Ende machte. Die Bulle, welche an die Stelle der früheren trat, setzte fest, daß alle Entdeckungen westlich von der erwähnten Linie Spanien, alle neu entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder aber östlich von derselben Portugal angehören sollten, und wurde noch in demselben Jahre von beiden Monarchen

beschworen. Colombo beschäftigte sich unterdessen mit den Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition, welche möglichst bald unternommen werden sollte, um die Entdeckungen in Westindien weiter zu verfolgen. So schwer es ihm geworden war, die spärlichen Mittel zu seiner ersten Fahrt aufzubringen, so bereitwillig und schnell wurde er für die zweite mit allen Bedürfnissen versehen, die er für nöthig und zweckmäßig hielt, und schon am 25. September 1493 konnte er mit einer stattlichen Flotte von siebenzehn Schiffen, welche an fünfzehnhundert Mann, größtentheils Seeleute, Soldaten und Handwerker, doch auch viele Abenteurer, welche sich in der neuen Welt schnell Reichthümer zu erwerben gedachten, ferner Pferde, Hornvieh, Hausthiere jeder Art, Kornfrüchte, Sämereien verschiedener Pflanzen, Tauschwaaren, die größtentheils in Schellen, Spiegeln, Perlen, Flitterstaat und andern unbedeutenden Spielzeugen bestanden, Arzneimittel, Mundvorrath und Kriegsmunition in großer Fülle an Bord hatte, aus der Bai von Cadiz auslaufen.

Colombo steuerte diesesmal von den Canarien aus mehr südwestlich, weil er in dieser Richtung sogleich auf die Inseln der Caraiben, von denen er auf seiner ersten Reise so viel gehört hatte, zu stoßen gedachte. Die Ueberfahrt war glücklich und schnell und schon am 3. November einige Minuten vor Sonnenaufgang befand sich das Geschwader im Angesichte eines hohen, waldbedeckten Eilandes, welches den Namen Dominica erhielt, weil man es an einem Sonntage entdeckt hatte. An demselben Morgen tauchten noch mehrere Inseln an dem Horizonte auf, alle mit prachtvollen Wäldern und einer üppigen Vegetation geschmückt und, wie es schien, zu einer großen Gruppe gehörend. Da sich auf Dominica kein Hafen zeigte, so steuerte der Admiral nach der nächsten Insel und landete auf ihr mit einem großen Theile seiner Mannschaft, um sie im Namen des Königs von Spanien in Besitz zu nehmen. Er nannte sie nach seinem Schiffe Marie galante; da sich aber nirgends eine Spur von Bewohnern zeigte, so setzte er seinen Weg nach einer nicht weit entfernten größeren Insel fort, welche, wie die zahlreichen am Ufer zerstreuten Wohnungen vermuthen ließen, stark bevölkert sein mußte.

Colombo, dem es vor allem darum zu thun war, mit den Eingeborenen in Verbindung zu kommen und nähere Erkundigung über ihr Land einzuziehen, lief mit der ganzen Flotte in einen bequemen Hafen ein und ließ sogleich mehrere Abtheilungen wohlbewaffneter Leute ans Ufer setzen. Die Insulaner, welche den am Gestade hinsegelnden Schiffen mit nicht geringem Staunen gefolgt waren, entflohen, als die Boote sich näherten, eiligst in ihre Wälder und den nach verschiedenen Richtungen hin ihnen nachsetzenden Leuten gelang es kaum einige Kinder und Weiber zu erhaschen, obschon mehrere von ihnen eine gute Strecke nach dem Innern vordrangen. In den verlassenen Wohnungen, deren zwanzig bis dreißig ein Dorf bildeten, fanden sie eine Menge von Lebensmitteln, darunter auch die köstliche Ananas, deren Wohlgeschmack sie entzückte, ferner große Vorräthe von roher und zu Garn gedrehter Baumwolle, gutgearbeitete Bogen und Pfeile mit scharfen Knochen oder Fischgräten zugespitzt, Haufen menschlicher Gebeine und unter dem Hausgeräthe viele Menschenschädel, die offenbar als Trinkschalen dienten, Stücke Menschenfleisches, an den Balken als Vorrath aufgehängt, und in einer Hütte sogar den Hals eines Mannes mit Gänsen und Papagaien in einem großen Topfe am Feuer kochend. Colombo zweifelte jetzt nicht mehr, daß er sich wirklich auf den Inseln der menschenfressenden Caraiben, welche ihm schon von den Bewohnern von Cuba und Española mit abschreckenden Farben geschildert worden waren, befinde, und erfuhr auf seine Fragen von den an Bord gebrachten Weibern weiter, daß die Insel, bei welcher er vor Anker lag und die er Guadelupe genannt hatte, bei den Eingeborenen Turuqueira heiße und daß diese zum größten Theile unter Anführung ihres Königs in vielen Canoes auf einen Raubzug ausgefahren seien. Sie selbst, fügten sie hinzu, so wie auch die Knaben, die man mit ihnen erhascht habe, seien Kriegsgefangene von andern Inseln, denn die Caraiben, welche die in ihre Gewalt kommenden feindlichen Krieger sogleich abschlachteten und verzehrten, verschonten nur deren Weiber und Kinder, die ersteren, weil sie ihr Fleisch für unschmackhaft hielten und sich ihrer nur als Sclavinnen bedienten, die andern, weil sie diese bis zu einem gewissen Alter

heranmästeten, um sie bei Festlichkeiten als Leckerbissen zu verspeisen. Diese Nachrichten erfüllten die ganze Mannschaft mit Schrecken und Abscheu und man war um das Schicksal einer Streifpartei, welche nach dem Innern vorgedrungen war und seit mehreren Tagen vermißt wurde, nicht wenig besorgt. Alonso de Ojeda, einer der verwegensten jungen Männer, die sich bei der Expedition befanden, erbot sich, die Verirrten, die vielleicht in die Hände der Caraiben gefallen waren, aufzusuchen und zu befreien. Er nahm mit seinen Leuten seinen Weg gradezu nach den dichtesten Wäldern, ließ die Gewehre abfeuern und die Trompeten blasen, aber vergebens lauschte er auf eine andere Antwort als die des Echos. Der Admiral gab jetzt die Unglücklichen verloren und traf bereits Anstalten zur Abreise, als sie am Abend des vierten Tages ihrer Abwesenheit völlig erschöpft am Strande erschienen. Sie hatten sich in den spurlosen Wäldern, deren Bäume mit den Gipfeln so fest in einander verwachsen waren, daß sie weder bei Tag nach dem Stande der Sonne, noch bei Nacht nach den Sternen die einzuhaltende Richtung bestimmen konnten, verirrt und verdankten ihre Rettung nur einem günstigen Zufalle, der sie wieder an die Küste führte, und der Abwesenheit der Caraiben, denn die Insel schien wie ausgestorben und auf ihrem ganzen Wege waren sie keinem einzigen Manne, sondern nur Weibern und Kindern begegnet. Nichts fiel übrigens Colombo mehr auf, als die Bemerkung, daß man in den Häusern der Caraiben auch eine eiserne Pfanne und ein Stück von dem Hintertheile einer Caravelle angetroffen habe; da sich auf den westindischen Inseln kein Eisen findet, so mußten diese Gegenstände von einem verunglückten europäischen Schiffe nach Guadelupe gekommen sein und lieferten einen neuen Beweis, daß auf dem atlantischen Ozean durch Strömung und Winde eine zufällige Verbindung zwischen der alten und neuen Welt statt finden konnte.

Am 10. November setzte das Geschwader seine Reise fort und kam an mehreren Inseln vorüber, die alle sehr hoch und mit prachtvollen Waldungen bedeckt waren, bei denen man aber nicht landete, weil der Admiral, um das Schicksal der auf Española zurückgelassenen Mannschaft besorgt, nicht allzuviel Zeit verlieren

wollte. Bei dem Eilande, welches bei den Eingeborenen Ayay heißt, welchem aber die Spanier den Namen Santa Cruz beilegten, hatte man Gelegenheit, den Muth der Caraiben zu bewundern, denn ein kleiner Canoe, in welchem sich vier Männer und zwei Weiber befanden, wagte, als er nicht mehr zu entfliehen vermochte, einem gut bemannten Boote die Spitze zu bieten und konnte nur nach einem hartnäckigen Kampfe überwältigt werden. Mehrere Leute wurden gefährlich verwundet und ein Matrose, welchem ein von einem der beiden Weiber abgeschossener Pfeil tief in die Seite eingedrungen war, starb bald darauf. Die Caraiben, welche man an Bord brachte, hatten langes dickes Haupthaar, aber keinen Bart; ihre Augen waren ringsum mit bunten Farben bemalt, wodurch sie ein wildes, abschreckendes Ansehen erhielten; selbst in der Gefangenschaft benahmen sie sich trotzig und unbändig und betrachteten ihre Ueberwinder mit Verachtung. Nach einigen Tagen erreichte man eine schöne Insel von größerem Umfange, welche die auf den Schiffen befindlichen Indianer als das gewöhnliche Ziel der Raubzüge der Caraiben bezeichneten; sie nannten sie Buriquen, Colombo aber legte ihr den Namen San Juan Bautista bei; jetzt heißt sie Portorico. Die Einwohner hatten sich bei der Annäherung der Schiffe aus ihren an der Küste liegenden Dörfern nach dem Innern geflüchtet und man bemühte sich vergebens, mit ihnen eine Verbindung anzuknüpfen. Am 22. November erreichte die Flotte die Ostspitze Españolas und befand sich am 27. gegen Abend dem Fort La Navidad gegenüber; der Admiral beeilte sich, durch einige Signalschüsse der zurückgelassenen Besatzung seine Ankunft kund zu thun, aber es erfolgte keine Antwort. Bange Ahnung erfüllte die Mannschaft und als man am folgenden Morgen ans Land stieg, fand man das Fort und das dabei liegende Indianerdorf völlig zerstört. Die ersten Ansiedler in der neuen Welt hatten ihr trauriges Loos, wie man von den Eingeborenen, die sich schüchtern näherten, vernahm, vollkommen verdient, denn schon in den ersten Tagen nach der Abreise des Admirals fingen sie, statt dessen Mahnungen zu befolgen, an, durch Habsucht und Sinnlichkeit getrieben, sich nicht nur einander selbst zu befehden, sondern auch die gutmüthigen

Indianer durch Mißhandlung, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter gegen sich aufzubringen. Der Cazike Guacanagari versuchte zwar auf alle Weise die weißen Männer, die man freilich jetzt nicht mehr als himmlische Wesen, sondern als verächtliche Erdensöhne betrachtete, aber immer noch fürchtete, zu befriedigen und schützte sie mit Erfolg gegen seine Unterthanen; als aber ein Theil der Spanier, von unersättlicher Begier nach Gold verleitet, in das Gebiet des Caziken Caonabo, eines geborenen Caraiben, eindrangen, um Beute zu machen, sammelte dieser seine Krieger, belagerte, nachdem er die einzelnen Freibeuter, welche sein Land durchzogen, niedergemetzelt hatte, das Fort und steckte es in Brand; von der darin liegenden Besatzung, welche sorglos nicht einmal Wachen ausgestellt hatte, entging auch nicht ein einziger Mann seiner Rache. Durch dieses ärgerliche Ereigniß und die ungesunde Beschaffenheit der Umgegend von La Navidad bewogen, beschloß Colombo die Colonie an einer andern Stelle zu gründen und wählte dazu eine weiter östlich liegende Bucht, in welche ein Fluß mündete. Die Arbeit wurde mit Eifer betrieben und in kurzer Zeit erhob sich die neue Stadt, welche den Namen Isabella erhielt, mit einer Kirche, einem Waarenlager und einem Palast für den Admiral aus dem Boden. Die Anfänge der Colonie waren jedoch nicht sehr erfreulich, denn eine bösartige Krankheit, hervorgerufen durch die lange Einsperrung auf den Schiffen, durch den Genuß gesalzener und verdorbener Lebensmittel und durch das ungewohnte feuchtheiße Klima, brach unter den ohnehin schon mißmuthigen Leuten, die sich goldne Berge geträumt hatten und sich nun in ihren übertriebenen Erwartungen getäuscht sahen, aus und streckte selbst Colombo, so lange auch seine starke Natur gegen sie angekämpft hatte, auf das Lager. Zu seinem Siechthume mag wohl auch nicht wenig der so schmähliche Untergang des Forts La Navidad beigetragen haben, denn er hoffte hier eine bedeutende Niederlage von Schätzen anzutreffen, um damit einen Theil seiner Flotte zu befrachten und heim zu senden. Es war ihm unerträglich, statt der versprochenen Reichthümer nur Trauerbotschaften nach Spanien gelangen zu lassen, und deßhalb gab er noch während seiner

Krankheit dem kecken Alonso de Ojeda den Auftrag, einen Streifzug nach dem Goldlande Cibao, welches nach der Versicherung der an der Küste wohnenden Indianer nur drei bis vier Tagreisen von Isabella in grader Richtung nach dem Inneren des Landes liegen sollte, zu unternehmen. Ojeda rückte im Januar 1494 auf dem ihm angedeuteten Wege vor und wurde allenthalben von den Eingeborenen freundlich empfangen und bewirthet. Bedeutende Städte fand er, wie Colombo, der noch immer Cibao für das vielbesprochene Cipango hielt, ihm vorausgesagt hatte, zwar nicht, aber Beweise genug, daß der Boden große Schätze bergen müsse, denn man brachte ihm Stücke gediegenen Goldes, welche man aus den Flußbetten genommen hatte, Steine, welche dicke Adern dieses Metalls enthielten, und mancherlei goldene Schmuckgegenstände als Geschenk dar. Als er mit dieser freudigen Nachricht wieder glücklich zu Isabella eintraf, schickte der Admiral sogleich einen Theil der Flotte mit dem aus Cibao angekommenen Golde, mit Proben der kostbarsten und nützlichsten Erzeugnisse der Insel und einer pomphaften Schilderung ihrer Reichthümer nach Spanien zurück, bat aber dringend um frische Lebensmittel und andere Geräthschaften, deren die neue Colonie, welche aus etwa tausend Seelen bestand, dringend bedurfte, ehe sie von ihren eigenen, erst frisch bestellten Feldern die nöthigen Vorräthe ziehen konnte.

Als sich Colombo von seiner Krankheit erholt hatte, brach er mit vierhundert Mann, bei welchen sich auch ein kleines Reitergeschwader befand, auf nach Cibao, um selbst die Goldminen aufzusuchen und sich ihren Besitz zu sichern. Der Zug erreichte, nachdem er sich bequem durch eine herrliche Ebene bewegt hatte, eine schwierige Gebirgsgegend, wo er sich, um weiter vorrücken zu können, mit nicht geringer Mühe erst einen Weg bahnen mußte; die Indianer, welche den Spaniern das Eindringen in das Gebirg leicht hätten wehren können, schienen nicht im entferntesten an Widerstand zu denken, sondern leisteten im Gegentheil, so weit es ihnen möglich war, überall Beistand. Nichts erregte ihre Bewunderung mehr als die Pferde und sie betrachteten dieses ihnen völlig unbekannte Thier, das so muthig und doch so lenksam war, mit Erstaunen, aber auch mit solcher Furcht, daß

Schaaren von vielen Hunderten vor einem einzigen Reiter in wilder Flucht davon liefen. Da man mit jedem Schritte sich immer mehr von dem Reichthum des Bodens an edeln Metallen überzeugte, so wurde beschlossen, in Cibao festen Fuß zu fassen, und man begann sogleich auf einer fast ganz von einem Flusse eingeschlossenen und etwa achtzehn Stunden von Isabella entfernten Anhöhe den Bau eines Forts. Während die meisten Leute mit dieser Arbeit beschäftigt waren, machten Andere Ausflüge in die Umgegend und vernahmen viel Merkwürdiges über einige noch weiter nach dem Innern liegende Bezirke, wo man Stücke gediegenen Goldes von der Größe eines Kindskopfes finde. Colombo, stets über das habsüchtige Treiben seiner Gefährten erhaben, stellte Beobachtungen über den Zustand der Eingeborenen an und lernte allmälich einsehen, daß diese keineswegs auf einer so niedrigen Culturstufe standen, wie man bis jetzt vorausgesetzt hatte. Sie glaubten an ein höchstes, unsterbliches, unsichtbares Wesen, das im Himmel wohne, aber zu erhaben sei, als daß es sich unmittelbar um den Menschen bekümmere; sie richteten deßhalb ihr Gebet an vermittelnde Gottheiten Zemes genannt. Jeder Cazike, jeder Familienvater hatte seinen besonderen Zemes, der im Hause aufgestellt war und zur Zeit der Noth sorgfältig versteckt wurde, denn mit diesem Schutzgotte ging nach ihrer Ueberzeugung alles Glück der Familie auf denjenigen über, der ihn in seine Gewalt brachte. Alle diese Schutzgötter hatten ihre Priester (Butios), welche mit ihnen in Gemeinschaft zu stehen vorgaben und, nachdem sie sich mit dem Safte eines gewissen Krautes betäubt hatten, zukünftige Dinge vorausverkündigten und Krankheiten durch Beschwörungsformeln heilten. Die Butios waren, wie man später erfuhr, mit den Eigenschaften und Heilkräften der Pflanzen genau bekannt und verstanden die Bereitung vorzüglicher Arzneien. Ueber die Entstehung der Welt und des Menschen hatten die Insulaner sonderbare Ansichten; Española, glaubten sie, sei das älteste aller Eilande und aus einer auf demselben befindlichen Höhle, die man jetzt noch nicht weit von Kap Haiti zeigt, seien Sonne und Mond zu dem Firmamente aufgestiegen; die Menschen seien ebenfalls aus zwei Höhlen hervorge-

gangen, die dicken aus einer großen, die dünnen aus einer kleinen; anfangs hätten die Männer nichts von Weibern gewußt, bis ihnen, als sie eines Tages an einem See hinwandelten, solche Geschöpfe zwischen den Baumzweigen zu Gesicht gekommen wären; sie hätten sogleich nach den Weibern gegriffen, diese aber seien so glatt gewesen wie Aale und ihnen entschlüpft, bis sie auf den Einfall geriethen, ihre Hände durch eine Kruste von Erde rauh zu machen, wodurch es ihnen endlich gelungen sei, vier jener schlüpfrigen Wesen zu erhaschen, durch welche dann die ganze Erde ihre Bevölkerung erhalten habe. Auffallend war den Spaniern eine auf der Insel verbreitete uralte Ueberlieferung, daß ein Theil der Menschen durch eine große Fluth wieder umgekommen sei, und nicht minder überraschte sie der Glaube der Eingeborenen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, und an einen Ort, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft würden. Die Freuden der Seligkeit waren dieselben, welche dieses harmlose Volk auch in diesem Leben beglückten, vor allem der müßige Aufenthalt in schattigen Lauben, der Umgang mit ihren Angehörigen, der Genuß köstlicher Früchte und fröhliche Tänze, welchen sie leidenschaftlich ergeben waren. Diese Tänze, welche man bei allen Bewohnern der westindischen Inseln antraf, hatten übrigens eine höhere Bedeutung, denn sie waren regelmäßig von Gesängen begleitet, in denen man die Thaten der Vorfahren pries, und die ausdrucksvollen Bewegungen des Körpers dienten zur Veranschaulichung des Inhaltes der Lieder. Außer dem Tanze kannten diese glücklichen Naturmenschen keine körperliche Anstrengung; zur anhaltenden Arbeit waren sie zu nicht geringem Verdrusse der Ansiedler völlig untauglich und auf keine Weise zu bewegen. Zufrieden mit dem, was ihr fruchtbarer Boden von selbst oder nach kurzem, leichten Anbaue im Ueberflusse spendete, kümmerten sie sich um nichts, was das Leben mühsam macht. Das milde Klima enthob sie der Sorge für die Bekleidung des Körpers und der Aufenthalt im Freien unter schattigen Bäumen war auf dieser glücklichen Insel, wo man kein schädliches Thier findet, in keiner Weise gefährdet. Wo alle Bedürfnisse so mühelos befriedigt werden können, ist Gastfreundschaft eine leichte Tugend; die Ein-

geborenen übten sie gegen die Spanier in jeder Beziehung; alle Vorräthe an Lebensmitteln standen ihren Gästen offen und sie waren nicht wenig erstaunt, wenn diese ihnen nicht dieselbe Freiheit gestatteten.

Als das Fort, welchem man den Namen St. Thomas beilegte, beendigt und mit einer Besatzung von sechsundfünfzig Mann unter dem Befehle des Ritters Pedro Margarite versehen war, kehrte der Admiral nach Isabella zurück, um die zur Sicherung der Stadt noch nöthigen Arbeiten zu vollenden und durch sein entschiedenes Dazwischentreten die bereits unter den Colonisten ausgebrochenen Streitigkeiten zu unterdrücken. Die strenge Manns-zucht, welche er ohne alle Rücksicht durchführte, hatte zwar auf kurze Zeit den gewünschten Erfolg, machte ihn aber bald bei den Spaniern, deren Stolz die drückende Herrschaft eines Mannes, der nicht ihrer Nation angehörte, nur mit Widerwillen ertrug, allgemein verhaßt und war die erste Ursache der ungerechten Kränkungen und Verfolgungen, denen er sich später preisgegeben sah. Um den Geist der Unzufriedenheit, welcher durch das Zusammenleben einer so bunten Bevölkerung täglich neue Nahrung erhielt, zu bannen, und zugleich die Eingeborenen, welche sich zu regen anfingen, in Furcht zu erhalten, ließ er alle in der Colonie entbehrlichen Leute nach St. Thomas ausrücken, um von da unter der Anführung des Pedro Margarite einen großen Streifzug nach dem Inneren der Insel zu unternehmen; Ojeda wurde beordert, das Fort zu vertheidigen und die Verbindung mit der Küste offen zu erhalten. Nachdem er auf diese Weise die Ruhe gesichert und die allmäliche Eroberung der Insel vorbereitet zu haben glaubte, legte er die Verwaltung der Colonie in die Hände eines Regierungsrathes unter dem Vorsitze seines Bruders Diego und ging am 24. April 1494 mit drei Schiffen unter Segel, um die Entdeckungen nach Westen hin fortzusetzen. Nach einer Fahrt von fünf Tagen erreichte er die östliche Spitze von Cuba und steuerte von hier aus an der Südseite dieser Insel hin, welche er noch immer für einen Theil des asiatischen Festlandes hielt. Allenthalben, wo er vor Anker ging, näherten sich die Eingeborenen, obschon sie anfangs bei dem Anblick der weißen Männer die

Flucht ergriffen, auf das Zureden der indianiſchen Dollmetſcher vertrauungsvoll und beeilten ſich, den Fremdlingen, welche ſie mit Erſtaunen und Bewunderung betrachteten, Früchte und andere Lebensmittel darzubringen. Auf die ſtets ſich wiederholende Frage der Spanier nach Gold, wieſen ſie nach Süden und gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß dort ein Land liege, in welchem dieſes Metall im Ueberfluſſe vorhanden ſei. Obgleich ſchon ſo oft getäuſcht, glaubte doch Colombo dieſe einſtimmige Andeutung nicht unberückſichtigt laſſen zu dürfen und nahm plötzlich ſeinen Lauf nach Süden hin. Kaum waren einige Seemeilen zurückgelegt, als am Horizonte die blauen Bergſpitzen einer in der angegebenen Richtung ſich hinziehenden Küſte aufſtiegen, die ſich, als man näher kam, als eine ſehr fruchtbare und ſtark bevölkerte Inſel von nicht geringem Umfange darſtellte. Man nannte ſie Santiago; jetzt aber führt ſie wieder ihren urſprünglichen Namen Jamaica. Ihre Bewohner waren bei weitem rühriger und tapferer als die Eingeborenen von Cuba und Eſpañola und geſtatteten erſt, als ſie die Wirkung der europäiſchen Waffen empfunden hatten, den Booten die Landung. Ihre Canoes, in denen ſie den Schiffen faſt eine Seemeile weit drohend entgegenruderten, waren ſehr zweckmäßig eingerichtet und mit ſchönem Schnitzwerke verziert; einige derſelben hatten, obſchon ſie aus einem einzigen Baumſtamme beſtanden, eine Länge von mehr als neunzig Fuß. Colombo ſetzte ſeine Fahrt bis zu der Weſtſpitze der Inſel fort und kehrte dann, da er nirgends eine Spur von Gold fand, nach der Südküſte von Cuba zurück, um die Unterſuchung derſelben wieder aufzunehmen. Er erreichte ſie bei einer weit in das Meer vorſpringenden Landſpitze, welche jetzt noch den ihr damals beigelegten Namen Cabo de la Cruz trägt, und gelangte hinter derſelben in einen großen Golf, in welchem Untiefen und eine Gruppe zahlloſer kleiner Eilande die Fahrt eben ſo mühſam als gefährlich machten. Leicht hätte er wieder die hohe See gewinnen können, aber die Ueberzeugung, daß er ſich jetzt in dem von Marco Polo erwähnten Archipelagus ſüdweſtlich von China befinde und von dem aſiatiſchen Feſtlande nicht mehr weit entfernt ſein könne, bewog ihn, keine Gefahr und keine Beſchwerde zu ſcheuen, um

endlich zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Er soll sogar zu dieser Zeit den kecken Plan gefaßt haben, von der Ostküste Asiens aus, Indien vorüber, nach dem arabischen Meerbusen zu segeln und von da entweder zu Land über Jerusalem nach der Heimath zurück zu wandern oder die erst kürzlich entdeckte Südspitze Africas zu umschiffen und als erster Weltumsegler triumphirend in den Hafen von Cadiz einzulaufen. Alle diese träumerischen Hoffnungen schwanden aber allmälich wieder, denn die Schwierigkeiten der gewagten Fahrt an einer jetzt noch wenig besuchten unsicheren Küste mehrten sich mit jeder Stunde, und da die Schiffe bereits leck zu werden anfingen, so gab er, obgleich sehr ungern, seinen Vorsatz auf und beschloß nach Española zurückzukehren. Damit ihm jedoch nicht später der Ruhm der großen Entdeckung, welche er gemacht zu haben glaubte, von seinen Feinden geschmälert würde, ließ er im Beisein des ihn begleitenden königlichen Notars die gesammte Mannschaft schriftlich erklären und beschwören, daß sie seiner Ansicht sei und die Küste, welche man auf einer so großen Strecke untersucht habe, nicht für eine Insel, sondern ebenfalls für einen Theil der Ostküste Asiens halte. Hätte der Admiral nur noch drei Tage seine Fahrt fortgesetzt, so würde er die Südwestspitze von Cuba erreicht und einen unglücklichen Irrthum, an dem er bis zu seinem Tode festhielt und der nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine späteren Unternehmungen blieb, eingesehen haben. Die Rückfahrt, auf welcher er zum zweitenmale Santiago besuchte und längs der Südküste von Española hinsteuerte, war sehr beschwerlich und langwierig, denn man hatte fast fortwährend mit widrigen Winden und Stürmen zu kämpfen. Als das Wetter endlich wieder günstiger wurde, nahm Colombo seinen Weg nach Südosten, um die Entdeckung der Caraibeninseln zu vollenden, aber die eben so lange als gefährliche Küstenfahrt, während welcher er fast nie von dem Verdecke kam, hatte seine Gesundheit völlig untergraben und seine Körperkräfte entsprachen nicht mehr dem Willen seines rastlosen Geistes. Eine todähnliche Lethargie, welche ihn des Gesichtes, des Gedächtnisses und aller seiner Fähigkeiten beraubte, ergriff ihn so unvermuthet, daß die ganze Mannschaft nicht mehr

an seinem nahen Ende zweifelte und mit ihm nach Isabella zurückeilte, wo er am 4. September in einem Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit ankam.

Eine unerwartete Freude, die ihm hier zu Theil ward, trug indessen nicht wenig zur baldigen Wiedererlangung seiner körperlichen und geistigen Kräfte bei. Während seiner Entdeckungsfahrt war sein Bruder Bartolomeo mit einem kleinen Geschwader, welches Lebensmittel und andere Bedürfnisse an Bord hatte, in der neuen Colonie eingetroffen und erschien als rettender Engel an seinem Krankenbette. Bartolomeo, ein nicht minder ausgezeichneter Seemann als Cristoforo, hatte sich von seinem Bruder, als dieser Portugal verließ, um an dem spanischen Hofe sein Glück zu versuchen, getrennt und wollte den Weg nach England einschlagen, um dem König Heinrich VII den auch von ihm mit Eifer erfaßten Plan einer Entdeckungsreise nach Westen hin vorzulegen. Mancherlei Zufälle, wie man gewöhnlich annimmt, Gefangenschaft und Plünderung durch Seeräuber, so wie die Armuth, welche dieses Unglück zur Folge hatte, nach der Meinung Anderer aber die Theilnahme an der Fahrt des Bartolomeu Dias (1486), auf welcher das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt wurde, verzögerten jedoch längere Zeit die Ausführung seines Vorhabens. Als es ihm später gelang, seine Vorschläge Heinrich VII mitzutheilen, ging dieser bereitwillig darauf ein und schickte ihn sogleich mit einer vorläufigen Uebereinkunft an seinen Bruder ab. Bartolomeo eilte nach Spanien, vernahm aber schon auf dem Wege die freudige Botschaft, daß Colombo sein Unternehmen glücklich vollbracht und bereits mit einer ansehnlichen Flotte seine zweite Reise angetreten habe. Am spanischen Hofe wurde er mit Auszeichnung behandelt und erhielt bald nach seiner Ankunft den Befehl über ein kleines Geschwader, welches Lebensmittel nach Isabella bringen sollte. Er erreichte ohne Unfall die neue Colonie wenige Tage nach der Abfahrt seines Bruders nach der Küste von Cuba. Bartolomeo war ein tüchtiger Seemann, von kräftigem Körperbau, gebietender Haltung und entschiedenem Charakter, rechtlich in hohem Grade, aber eben so streng und rücksichtslos in der Erfüllung seiner Pflichten, unbeugsam in

seinem Willen und furchtlos in allen Verhältnissen; der Admiral, welcher diese Vorzüge seines Bruders, die ihn zur Leitung einer aus so verschiedenartigen und unfügsamen Bestandtheilen zusammengesetzten Colonie besonders befähigten, kannte und schätzte, war, als er seiner Sinne wieder mächtig geworden, nicht wenig über die Ankunft Bartolomeos erfreut und bekleidete ihn sogleich mit der Würde eines Adelantado (Vicegouverneurs), um sich während seiner langsam voranschreitenden Genesung von den drückenden Regierungsgeschäften zu befreien. Diese Maßregel schien um so nöthiger, da während seiner Abwesenheit der Saame der Zwietracht üppig gewuchert und die so mühsam gegründete Ansiedlung fast an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Margarite, auf welchen Colombo so großes Vertrauen gesetzt, durchzog, statt das Innere der Insel zu durchforschen, mit seiner unbändigen Schaar das flache Küstenland, plünderte und mißhandelte die Eingeborenen auf die roheste Weise und kehrte dann, als sein Treiben böse Folgen zu zeigen anfing, mit den Unzufriedenen der Colonie, an deren Spitze der ränkevolle Franciscanermönch Boyle, welcher das Evangelium in Westindien verkünden sollte, stand, auf den Schiffen, mit denen Bartolomeo gekommen war, wider den Willen und die Erlaubniß des Regierungsrathes nach Spanien zurück. Unter den Insulanern, welche für ihre Gastfreundschaft so schlechten Lohn ernteten, entspann sich allmälich eine Verschwörung, welche die Vertreibung der lästigen Gäste zum Zwecke hatte, und viele Abenteurer, welche sich nach Auflösung der Mannszucht, um ihren Lüsten ungestörter fröhnen zu können, nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten, wurden erschlagen; der tapfere Cazike Caonabo, der Zerstörer von La Navidad, erschien mit seinen Kriegern vor der Veste St. Thomas, um sie zu überrumpeln; fand aber an Ojeda einen eben so listigen als tapfern Gegner, der nicht nur seine Pläne zu vereiteln wußte, sondern ihn auch später durch eine verwegene List in seine Gewalt bekam und gefesselt nach Isabella brachte. Obschon durch die Gefangennehmung dieses kecken Häuptlings der Aufstand seine Hauptstütze verlor, so sammelten doch die übrigen Caziken ein großes Heer, um die Colonie zu überfallen; Colombo, der sich

jetzt von seiner Krankheit wieder erholt hatte, zog ihnen im April 1495 mit allen ihm zu Gebot stehenden Truppen entgegen, schlug sie in die Flucht und zwang sie durch die Erbauung mehrerer Vesten zur Anerkennung der spanischen Herrschaft und zur Zahlung eines jährlichen Tributs. So endete der erste ernstere Krieg mit den unglücklichen Indianern, welche sich von ihren Unterdrückern zu befreien versuchten, aber den schrecklichen Feuerwaffen, den Angriffen der Reiterei und der Wuth der großen Schweißhunde, welche man gegen sie hetzte, nicht zu widerstehen vermochten. Tausende fanden auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht ihren Tod, fünfhundert Gefangene wurden nach Spanien geschickt, um als Sclaven verkauft zu werden. Niemand wird wohl dieses grausame und in neuerer Zeit mit Bitterkeit getadelte Verfahren des Admirals zu vertheidigen unternehmen, aber entschuldigen läßt es sich durch die Ansicht jener Zeit, welche alle Ungläubige kaum als Menschen und als gute Beute betrachtete, und durch das verderbliche Beispiel, welches bereits die Portugiesen seit dem Beginne ihrer Entdeckungen an der Westküste Africas gegeben hatten.

Während Colombo alle Mittel aufbot, die neue Colonie zu sichern und die Eingeborenen niederzuhalten, waren der treulose Margarite und der heimtückische Boyle nicht weniger eifrig beschäftigt, ihn am spanischen Hofe zu verleumden, indem sie seine Berichte über die Reichthümer der westindischen Inseln als übertrieben und lügenhaft darstellten, alles Unheil aber, welches bis jetzt die Ansiedler betroffen hatte, seiner Tyrannei und der Willkür seiner Brüder zuschrieben. Diese Einflüsterungen, welche durch die zweideutigen Aeußerungen und Rathschläge des gegen den im Gefühle seiner Würde mit rücksichtsloser Entschiedenheit auftretenden Admiral längst feindlich gesinnten Bischofs Fonseca, der zum Oberaufseher der Angelegenheiten von Indien bestellt worden war, noch mehr Gewicht erhielten, verfehlten ihre Wirkung nicht und die ersten Folgen waren die Absendung des Kammerjunkers Juan Aguado nach Española mit ausgedehnter Vollmacht, die Beschwerden der Ansiedler zu untersuchen, und eine am 10. April 1495 ausgefertigte Bekanntmachung der Regierung,

welche das bis jetzt ausschließend dem Admiral zugestandene Recht, jenseits des atlantischen Ozeans Entdeckungen zu machen und Niederlassungen zu gründen, aufhob und allen Unterthanen der spanischen Krone die Erlaubniß ertheilte, auf ihre eigenen Kosten Schiffe auszurüsten und ihr Glück in der neuen Welt zu versuchen. Dieses Zugeständniß, so zweckmäßig und gerecht es auch genannt werden muß, trug nicht wenig zu der bald überhandnehmenden heillosen Verwirrung in Westindien bei, da die meisten Privatabenteurer ohne alle Berücksichtigung der Regierungsbefehle und der Anordnungen der Statthalter nur ihre eigenen habsüchtigen Zwecke verfolgten und unnennbaren Jammer auf die armen Indianer häuften. Die Anmaßung, welche Aguado sogleich nach seiner Ankunft zu Isabella zeigte, erfüllte den Admiral mit nicht geringem Kummer und bewog ihn, da dieses ungebührliche Benehmen keinen günstigen Bericht über die Zustände der Colonie und der Insel hoffen ließ, nach Spanien zu gehen und seine Rechtfertigung selbst zu übernehmen. Sein persönliches Erscheinen am königlichen Hoflager zu Almazen, wo er im Juli 1496 eintraf, schlug die gegen ihn erhobenen Anklagen vollständig nieder und der huldvolle Empfang, der ihm zu Theil ward, übertraf bei weitem seine Erwartung. Er schilderte in freimüthiger Rede die wahren Ursachen der auf Española vorgefallenen Unordnungen und deutete auf die Mittel hin, durch welche sie in der Folge verhütet werden könnten. Der nachtheilige Eindruck, welchen die Verläumdungen auf die Gemüther des Königs und der Königin gemacht hatten, war bald verwischt und das frühere Vertrauen zu dem Manne, dem sie eine so große Entdeckung zu verdanken hatten, schnell wieder hergestellt. Auf seine Bitte gingen sogleich Schiffe mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen nach Isabella ab und auch sein Antrag, eine neue Flotte auszurüsten, um die Küste des asiatischen Festlandes, welche er auf seiner letzten Fahrt berührt zu haben glaubte, in Besitz zu nehmen, fand den verdienten Beifall; die Verwirklichung desselben verzögerte sich aber, da der Staatsschatz durch die einheimischen Kriege fast ganz erschöpft war, trotz der dringendsten Vorstellungen von Monat zu Monat und Colombo sah sich genöthigt, länger als

zwei Jahre unthätig in Spanien zu verweilen. Die Vorbereitungen stießen fortwährend auf unerwartete Hindernisse, die zum größten Theil von seinen im Dunkeln wirkenden Feinden hervorgerufen wurden, und erst am 30. Mai 1498 konnte er mit einem Geschwader von sechs Schiffen auf seine dritte Entdeckungsreise unter Segel gehen.

Da er bei der Erforschung der Küste von Cuba, welche er für einen Theil des ostasiatischen Continents hielt, bemerkt hatte, daß diese sich nach Südwesten hinzog, und die Aussagen der Indianer über ein in dieser Richtung liegendes großes Land mit dieser Wahrnehmung übereinstimmten, so steuerte er, um auf dem nächsten Wege das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, von den Inseln des grünen Vorgebirgs aus südwestlich bis zum fünften Grade nördlicher Breite, gerieth aber dadurch in jenen zu beiden Seiten des Gleichers sich ausdehnenden Meeresstrich, wo fast immer eine mit drückender Hitze verbundene todte Stille herrscht und den Seefahrer nicht selten Tage, ja Wochen lang an dieselbe Stelle fesselt. Die Schiffe lagen fast unbeweglich mit schlaffen Segeln und die Luft war bei bedecktem Himmel so schwer und glühend, daß der Körper alle Spannkraft verlor und bange Furcht die abergläubische Mannschaft, welche, alter Fabeln eingedenk, schon von einer feurigen Zone zu träumen anfing, ergriff. Die Fleischvorräthe gingen in Fäulniß über, der Weizen röstete sich wie am Feuer, die Reife sprangen von den Tonnen und unter dem Verdecke war die Hitze so erstickend, daß Niemand hinabzusteigen und den Schaden auszubessern wagte. Als endlich auch die Fugen der Schiffe sich aufzulockern anfingen und der Theer herabschmolz, sah sich der Admiral genöthigt, seinen Vorsatz aufzugeben und sich nach Nordwesten zu wenden. Er gelangte dadurch wieder in den Bereich der Passatwinde und befand sich schon am 31. Juli im Angesichte eines in üppigem Grün prangenden und zum Theil angebauten Landes, welchem er den Namen La Trinidad beilegte. Da der Vorrath an Trinkwasser gänzlich erschöpft war und auch die Mannschaft einiger Ruhe bedurfte, so folgte er, um einen sicheren Hafen aufzusuchen, der Richtung der Küste und ging an der Südwestspitze des neuentdeckten Landes,

welches er bald als eine Insel erkannte, vor Anker. Südlich von dem Ankerplatze dehnte sich eine andere Küste aus, die er ebenfalls für eine Insel hielt, nicht ahnend, daß er jetzt zum erstenmale das amerikanische Festland vor sich schaue. Er befand sich dem niedrigen Strande, welcher von den zahlreichen Mündungen des Orinoco durchschnitten wird, grade gegenüber. Statt sich diesem zu nähern, lief er, nachdem die Schiffe mit dem nöthigen Bedarf an Wasser und Holz versehen waren, in die Straße ein, welche die Insel Trinidad von dem Festlande scheidet und jetzt Golf von Paria heißt. Hier erst gewann er allmälich durch die ungewöhnlich starke, nach Norden hin brausende Strömung und durch die überraschende Erscheinung, daß das Golfwasser in einer großen Entfernung vom Lande immer noch völlig süß blieb, die Ueberzeugung, daß die westlich von ihm sich ausdehnende Küste unmöglich eine Insel sein könne, sondern den Rand eines von mächtigen Strömen bewässerten Continents bilden müsse. Um sie näher zu untersuchen, ließ er am 5. August in einer sicheren Bucht die Anker fallen und schickte, da er selbst durch heftige Gichtanfälle und ein schmerzhaftes Augenübel an Bord festgehalten wurde, mehrere gutbemannte Boote ans Ufer. Die Stelle, wo die Spanier das amerikanische Festland, welches Colombo nur sehen und nicht betreten sollte, zum erstenmale berührten, liegt etwa fünf Stunden von dem hohen Vorgebirge, welches jetzt den Namen Cabo de Lapa führt. Die ganze Gegend war von Hügelreihen durchschnitten und theils angebaut, theils mit herrlichen Fruchtbäumen bedeckt, auf denen sich zahllose Affen tummelten. Zwischen dem üppigen Grün schlängelten sich klare Bäche und die lieblichmilde Luft war von dem Dufte der Blumen und Blüthen geschwängert. Die Eingeborenen, welche sich, wie die Ueberreste von Feuer und gekochten Fischen bewiesen, erst vor kurzem hier ein Mahl bereitet hatten, entflohen bei dem Anblick der bärtigen Fremdlinge erschreckt nach dem Innern und es gelang nur durch List, einige Männer, welche in einem Canoe die Schiffe in Augenschein nahmen, zu erhaschen. Der Admiral beschenkte sie reichlich mit Schellen, Glasperlen und Zucker und ließ sie wieder nach der Küste zurückkehren; diese freundliche Behandlung

blieb nicht ohne den gewünschten Erfolg und in kurzer Zeit kamen die Indianer sehr zahlreich und ohne die geringste Furcht an Bord. Alle, Männer und Weiber, hatten eine schöne, schlanke Körpergestalt, eine weiße Hautfarbe, lang herabhängendes starkes Haar und ein ungezwungenes, anmuthiges Benehmen. Um den Kopf trugen sie Bänder und Netze von Baumwolle, um die Lenden bunte Schürzen von demselben Stoffe. Die Männer führten Bogen und Pfeile, dabei aber auch kleine Schilde, welche Vertheidigungswaffe bis jetzt noch bei keinem andern Indianerstamme wahrgenommen worden war. Der Geruchsinn schien bei ihnen am meisten bevorzugt zu sein, denn sie besahen und befühlten die Menschen und Gegenstände, mit denen sie in Berührung kamen, nicht, sondern berochen sie. Ihr Land nannten sie Paria und gaben zu verstehen, daß es weiter nach Westen hin viel stärker bevölkert sei, als an dem Meerbusen. Die ganze Gegend schien sehr fruchtbar zu sein; Brod, Mais und köstliche Früchte brachten sie in Fülle zu den Schiffen, auch bewirtheten sie ihre Gäste mit verschiedenen, an Geschmack dem Bier und Weine ähnlichen Getränken, welche sie aus Mais und Früchten zu brauen verstanden. Mehr als alle diese Erzeugnisse fielen aber den habgierigen Spaniern die Perlen auf, welche die Indianerinnen in Schnüre gefaßt um Hals und Arme trugen und gern gegen Schellen und andere Kleinigkeiten austauschten. Sie wurden, wie man auf nähere Nachfrage erfuhr, an der nördlichen Küste von Paria aus gewissen Muscheln gewonnen und waren zum Theil von seltener Größe und Reinheit. Colombo sammelte einen guten Vorrath schöner Perlen ein, um ihn als Beweis der schon öfter bezweifelten Reichthümer der neuentdeckten Länder nach dem spanischen Hof zu senden. Er selbst war indessen von diesen Schätzen sowohl, als auch überhaupt von der Beschaffenheit und den Bewohnern dieser Küste nicht wenig überrascht, denn er sah hier, wo er ein dem gegenüberliegenden Theile Africas entsprechendes, von der Sonnenhitze ausgebranntes Land und Neger mit krausem Wollenhaar zu finden geglaubt hatte, eine fruchtbare, mit üppigem Grün und Waldungen bedeckte Gegend und Menschen vor sich, die schöner und weißer waren, als die Eingeborenen der von ihm

aufgefundenen, weiter nördlich liegenden Inseln. Diese Erscheinungen, welche, wie ihm dünkte, der bis jetzt allgemein angenommenen Theorie von der Kugelgestalt der Erde widersprachen, bewogen ihn zu fortgesetztem Nachdenken und es bildete sich allmälich in seinem träumerischen Sinne eine zum Theil auf seine eignen Erfahrungen gestützte, aber von der Wirklichkeit weit abweichende Ansicht aus. Er hegte von nun an die feste Ueberzeugung, daß die Erde sich nur auf der einen Hälfte, über welche sich die alte Welt ausdehne, zu einer Halbkugel-runde, auf der andern aber sich an einer Stelle, und zwar unter dem Gleicher, mehr erhebe und zum Himmel aufsteige, mithin im Ganzen mehr die Gestalt einer Birne habe. Diesem Umstande schrieb er jetzt die ihm unerklärlichen Naturerscheinungen, die ihn, sobald er etwa den halben Weg über den atlantischen Ozean zurückgelegt hatte, so sehr überraschten, wie die Abweichung der Magnetnadel, die mildere, reinere Luft und die Strömungen, zu; denn an dieser Scheidelinie fing nach seinem Dafürhalten die Erhöhung der andern Erdhälfte an und die Schiffe mußten in Folge derselben sich allmälich in eine immer reiner werdende Atmosphäre erheben. Er ging in seinen Vermuthungen noch weiter und stellte, auf einige mißverstandene Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter fußend, keck den Satz auf, daß die noch zu entdeckenden Länder und Inseln sich immer fruchtbarer, schöner und reicher an Gold, Edelsteinen, Perlen und Gewürzen erweisen würden, je näher sie dem Gipfelpunkte der vorausgesetzten Erhöhung lägen, und daß dieser Gipfelpunkt selbst das irdische Paradies sein müsse.

Mit solchen träumerischen Gedanken und spitzfindigen Folgerungen beschäftigt, steuerte der Admiral durch die nördliche Mündung des Golfs und segelte noch eine Strecke längs der Nordküste von Paria hin bis zu den Inseln Margarita und Cubagua, welche später durch ihre Perlenfischereien so berühmt wurden. Gern hätte er sich längere Zeit mit der Erforschung dieses vielversprechenden Meeresstriches beschäftigt, aber sein immer noch zunehmendes Augenübel, welches ihm jede Beobachtung unmöglich machte, so wie auch die nicht ungegründete Furcht, daß die an Bord befindlichen, ohnehin schon auf der Ueberfahrt durch

die Hitze ſchlecht gewordenen Lebensmittel, welche er der während ſeiner Abweſenheit auf ſeinen Befehl von dem Adelantado an der Südſeite von Eſpañola in der Mündung des Fluſſes Ozama angelegten Colonie San Domingo zuführen ſollte, gänzlich verderben möchten, nöthigten ihn, ſeinen Weg nach dieſem Orte zu nehmen. Er erreichte ihn am 30. Auguſt, ſah ſich aber in ſeiner Hoffnung, hier durch Ruhe ſeine zerrüttete Geſundheit bald wieder herſtellen und dann ſeine Entdeckungen weiter verfolgen zu können, ſehr getäuſcht; die betrübendſten Nachrichten erwarteten ihn bei ſeiner Ankunft, denn nicht nur befanden ſich die Eingeborenen an vielen Orten in offenem Aufruhr gegen die Spanier, ſondern auch unter dieſen hatte ſich die Erbitterung der Parteien bis zum wirklichen Kampfe geſteigert. Die Unzufriedenen in den Colonien und den Forts hatten ſich gegen den Adelantado, deſſen ſtrenge, aber gerechte Verwaltung ihnen läſtig war und den ſie ſeiner Entſchiedenheit wegen noch mehr haßten als Colombo, empört, durchzogen unter der Anführung Francisco Roldans, eines gewandten und talentvollen, aber undankbaren Menſchen, der von dem Admiral aus Armuth und Niedrigkeit hervorgehoben und bis zum Oberrichter der Inſel befördert worden war, die ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden des Landes und lebten auf Koſten der unglücklichen Indianer, bis dieſe durch die abſcheulichſten Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht, ſich zu einem erbitterten Kampfe gegen ihre Unterdrücker erhoben. Colombo, feſt überzeugt, daß die ſpaniſche Herrſchaft in Weſtindien durch nichts mehr gefährdet werden könne, als durch Zwiſt unter den Anſiedlern ſelbſt, ſuchte auf jede Weiſe den offenbaren Krieg gegen die Aufrührer zu vermeiden und ſie durch Nachſicht und Ueberredung zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Seine Bemühungen hatten aber nicht den erwarteten Erfolg, denn obſchon es ihm gelang, durch Zugeſtändniſſe, welche er Roldan und ſeinen Anhängern machte, die Ruhe auf einige Zeit ſcheinbar herzuſtellen, ſo glimmten doch die Funken der Zwietracht im Geheimen fort und loderten bei jeder Gelegenheit zu hellen Flammen auf. Jedes Schiff, welches von Eſpañola kam, brachte neue Beſchwerden gegen die Verwaltung der Inſel und eine Schaar unzufriedener

Abenteurer, die sich in ihren übertriebenen Hoffnungen getäuscht sahen, nach der Heimath, und die Regierung, welche von dem Admiral nicht weniger mit Klagen über die Untauglichkeit und das schändliche Betragen der Colonisten bestürmt wurde, fand sich endlich bewogen, einen mit ausgedehnter Vollmacht versehenen Beamten nach Westindien zu senden, welcher sich von dem wirklichen Zustande der Angelegenheiten überzeugen, die Schuldigen bestrafen und so lange den Oberbefehl führen sollte, bis die Ruhe wieder hergestellt sei. Die Wahl fiel unglücklicher Weise auf den Hofbeamten Don Francisco de Bobadilla, einen Mann von beschränktem Verstande, grenzenlosem Ehrgeize und heftiger Gemüthsart. Von den Ränken des Bischofs Fonseca umstrickt, wußte er schon, ehe er den Hof verließ, wen er für schuldig halten sollte, und die dumme Anmaßung, welche er sogleich bei der Ankunft an dem Orte seiner Bestimmung zeigte, bewies hinlänglich, welchen Gang die Untersuchung nehmen werde. Die Klagen der Unzufriedenen fanden, so ungegründet sie auch waren, bereitwilliges Gehör und Colombo und seine beiden Brüder Diego und Bartolomeo wurden, ohne daß man ihnen irgend eine Vertheidigung gestattete, oder sie auch nur einer verständigenden Unterredung würdigte, eingekerkert, ihrer Habe beraubt und gefesselt auf ein Schiff gebracht, welches sogleich nach Spanien unter Segel ging. Der Admiral, von der Bosheit seiner Feinde überzeugt und von dem über ihn und seine Familie hereinbrechenden Unglücke gänzlich niedergedrückt, hatte noch Schlimmeres erwartet und war nicht wenig für sein Leben besorgt. Als der Befehlshaber des Schiffes, Alonso de Vallejo, mit den Beamten und der Wache in das Gefängniß trat, um den Admiral abzuholen, rief dieser traurig: „Vallejo, wohin wollt Ihr mich bringen?“ „An Bord, Ew. Gnaden,“ erwiderte Vallejo. „Vallejo, ist es auch wahr?“ fragte Colombo weiter und beruhigte sich erst, als Vallejo, dessen ehrenwerthen Charakter er kannte, sein Wort für die Wahrheit seiner Antwort einsetzte. Auf der Ueberfahrt behandelte man ihn mit aufmerksamer Ehrerbietung und wollte ihm die Fesseln lösen, in welche ihn Bobadilla hatte schlagen lassen; er aber lehnte diese Gefälligkeit ab, mit der stolzen Bemerkung, daß die Ketten,

womit Ihre Majestäten ihn hätten belasten lassen, auch nur auf deren Befehl abgenommen werden sollten, und daß er sie dann als Erinnerungszeichen an die Belohnung, die ihm von der spanischen Krone für seine treuen Dienste geworden sei, sorgfältig aufbewahren wolle. So that er auch wirklich; er ließ sie später in seinem Zimmer aufhängen und befahl, daß man sie nach seinem Tode mit ihm zu Grabe trage. Als sich in Spanien die Kunde verbreitete, daß Colombo gleich einem Verbrecher gefesselt in Cadiz angekommen sei, äußerte sich der Unwille der ganzen Nation laut und entschieden und man tadelte bitter die unwürdige Behandlung eines Mannes, der so Großes geleistet und dessen Verdienste das Land nur anzuerkennen, aber nicht zu belohnen vermöge. Die edelmüthige Isabella fühlte die Wunde, die man ihrem Schützling geschlagen, so tief, daß sie Thränen vergoß, und selbst der König, obgleich in Folge seiner engherzigen Politik und der Eifersucht auf seine Rechte, gegen den stolzen und, wie ihm dünkte, häufig eigenmächtig handelnden Admiral nicht sehr freundlich gesinnt, beeilte sich der allgemeinen Stimmung nachzugeben und befahl, ihn und seine Brüder augenblicklich in Freiheit zu setzen und mit den geziemenden Ehrenbezeugungen an das Hoflager zu Granada zu geleiten. Man empfing ihn hier mit großer Auszeichnung; der König und die Königin vernahmen mit gütiger Herablassung seine Rechtfertigung, die sie vollständig zu befriedigen schien; Bobadilla, der ihm durch seine Anmaßung so wehe gethan und die Wuth der Parteien, statt sie zu beschwichtigen, nur noch gesteigert hatte, wurde sogleich zurückberufen und die Wiedereinsetzung des Admirals in alle seine früheren Würden versprochen. Diese gerechte Genugthuung, durch welche allein die frühere Mißhandlung gesühnt werden konnte, erfolgte aber nicht und bald darauf wurde Don Nicolas de Ovando, ein schlauer Mann, der seine sich nicht selten bis zur Grausamkeit steigernde Härte und Herrschsucht unter einem glatten, einnehmenden Aeußeren zu verbergen wußte und unsägliches Elend über die armen Indianer brachte, zum Nachfolger Bobadillas ernannt und mit einer trefflich ausgerüsteten Flotte von dreißig Schiffen nach Española geschickt.

Obschon durch diese offenbare Zurücksetzung tief gekränkt,

ließ sich Colombo doch immer noch nicht von der Ausführung seiner reiflich durchdachten Pläne abschrecken und beschäftigte sich während seines ruhigen Aufenthalts zu Granada eifrigst mit den Vorarbeiten zur Fortsetzung seiner Entdeckungen. Vasco da Gama hatte den Seeweg nach Indien um das Vorgebirg der guten Hoffnung aufgefunden und sein Bericht über die Reichthümer der von ihm berührten Küsten erfüllte ganz Europa mit Staunen. Der frühere Vorsatz des Admirals, eine nähere Straße nach diesen gesegneten und von gesitteten Menschen bewohnten Ländern, hinter welchen die von ihm entdeckten, mit rohen Wilden bevölkerten Inseln freilich weit zurückstehen mußten, aufzusuchen, trat jetzt in seinem rastlosen Geiste wieder in den Vordergrund und er glaubte durch die Zusammenstellung und Vergleichung der auf seinen früheren Reisen gemachten Erfahrungen bereits die Richtung, welche er, um am schnellsten zum Ziele zu gelangen, einhalten müsse, ermittelt zu haben. Es wurde schon weiter oben bemerkt, wie er seit seiner Entdeckungsfahrt an der Südküste der Insel Cuba, welche er für das asiatische Festland hielt, der festen Ueberzeugung lebte, daß sie in westlicher Richtung noch weiter fortlaufe; dieselbe Wahrnehmung hatte sich ihm, als er auf seiner dritten Reise an dem Nordrande von Paria hinsegelte, aufgedrungen; sein fortwährendes Nachsinnen über die Gestaltung der über die Erde sich ausdehnenden Ländermassen und die Verbindung des sie umfluthenden Ozeans führte ihn bald zu der gewiß scharfsinnigen, wenn auch falschen Folgerung, daß zwischen den Küsten von Cuba und Paria eine breite Straße liege und daß man auf dieser weit schneller nach dem indischen Meere und zu den Gewürzländern gelangen könne als auf dem weiten und gefahrvollen Umwege um ganz Africa. Er theilte das Ergebniß seiner Nachforschungen der Regierung mit und erbat sich hinreichende Mittel, um die Richtigkeit seiner Ansichten zu bewähren. Obschon auch jetzt seine Feinde sich aus allen Kräften bemühten, Schwierigkeiten hervorzurufen und sein Vorhaben zu vereiteln, so ließ sich doch der König, welcher mit Neid und Aerger auf den glänzenden Erfolg der Seeunternehmungen Portugals hinblickte, leicht bewegen, auf den ihm vorgelegten Plan einzugehen und befahl

die Ausrüstung einer Flotte. Aber trotz dem ausdrücklichen Willen des Monarchen wußte Fonseca mancherlei Hinderniſſe zu bereiten und kaum gelang es nach vielfachen Verhandlungen, vier kleine Caravelen aufzubringen und ſegelfertig zu machen.

Mit dieſem elenden Geſchwader, welches kaum hundert und fünfzig Leute an Bord hatte, verließ Colombo am 9. Mai 1502 Cadiz und erreichte, da ihm die Paſſatwinde beſonders günſtig waren, ſchon am 15. Juni eine zu den Antillen gehörende Inſel, welche die Eingeborenen Matinino nannten, die aber jetzt den Namen Martinique führt. Nachdem er ſich hier mit Waſſer und Holz verſehen, ſetzte er ſogleich ſeine Reiſe fort und ſteuerte nach San Domingo, obſchon ſeine Inſtruction ihm ausdrücklich verbot, die Inſel Eſpañola zu berühren. Der ſchlechte Zuſtand eines ſeiner Schiffe, welches das ſchnellere Vorankommen der übrigen beſtändig hinderte und welches er in dem Hafen der Colonie gegen ein anderes auszutauſchen gedachte, entſchuldigt jedoch hinlänglich die Uebertretung des königlichen Befehls, welcher offenbar nur die Abſicht hatte, neue Zwiſtigkeiten, welche durch das Erſcheinen des Admirals auf Eſpañola leicht hervorgerufen werden konnten, zu verhindern. Ovando war indeſſen von dieſer Maßregel bereits in Kenntniß geſetzt worden und verbot dem Geſchwader, als es vor San Domingo, wo ſich grade die große Flotte, welche mit ihm gekommen war, zur Rückkehr nach Spanien ſegelfertig machte, erſchien, das Einlaufen. Die Verſicherung Colombos, daß ein gefährlicher Sturm im Anzuge ſei, vermochte nicht den Sinn des ängſtlich ſeiner Dienſtanweiſung folgenden Statthalters zu ändern und ward auch von den Führern der Flotte, welche die Warnung, ihre Abreiſe zu verſchieben, nur als einen Vorwand betrachteten, um ſie aufzuhalten, verlacht. Das kleine Geſchwader ſetzte nach dieſer ſchnöden Abweiſung ſeinen Weg fort und litt, da es ſich dicht an der Küſte hielt, durch den bald losbrechenden fürchterlichen Orkan, welcher von der Landſeite kam, keinen Schaden; die mit dem ganzen Vorrathe des auf der Inſel eingeſammelten Goldes und andern Schätzen befrachtete Flotte aber, welche bereits die Oſtſpitze Eſpañolas erreicht hatte, ging größtentheils zu Grund; wenige Fahrzeuge kamen in einem

erbärmlichen Zustande nach San Domingo zurück und nur das kleinste, welches das von Freunden gerettete Besitzthum der Colombos an Bord hatte, gelangte unversehrt nach Spanien und überbrachte die betrübende Kunde von dem Verluste so großer Reichthümer und dem kläglichen Ende so vieler Landsleute, unter denen sich auch Bobadilla, Roldan und die meisten Unruhstifter, welche die Colonie an den Rand des Verderbens gebracht hatten, befanden.

Als das Wetter wieder besser zu werden anfing, verließ Colombo den westlich von San Domingo liegenden Hafen Hermoso, in welchen er, um das durch den Sturm beschädigte Takelwerk herzustellen und der ermüdeten Mannschaft einige Ruhe zu gönnen, eingelaufen war, und steuerte nach Südwesten hin, in welcher Richtung er in die große Straße, die ihn nach Indien bringen sollte, zu gelangen glaubte. Nach einer beschwerlichen Fahrt von mehr als zwei Monaten, auf welcher er entweder von Stürmen umhergeschleudert oder durch Windstillen aufgehalten wurde, erreichte er eine kleine, aber hohe Insel, die er, weil sie mit Fichten bedeckt war, Isla de Pinos (Fichteninsel) nannte; sie liegt nur einige Seemeilen von dem amerikanischen Festlande, an der Küste von Honduras und führt jetzt wieder ihren ursprünglichen Namen Guanaja. Während das Geschwader die Zurückkunft der Boote, die man, um nähere Erkundigung von den Eingeborenen einzuziehen, ans Land geschickt hatte, erwartete, näherte sich von der hohen See her ein großer Canoe, der von einer weiten Reise heimzukehren schien. Man staunte nicht wenig über die Vollkommenheit dieses Fahrzeuges, welches, obgleich es nur aus einem einzigen Baumstamme bestand, nicht kürzer als eine Galeere und acht Fuß breit war, in der Mitte eine mit Palmblättern bedeckte Kajüte hatte, in welcher ein Cazike mit seinen Weibern und Kindern saß und von fünfundzwanzig Ruderern mit nicht geringer Schnelligkeit vorangetrieben wurde. Auf die Einladung des Admirals legte es sich an die Seite seines Schiffes und die Indianer kamen sogleich ohne alle Furcht an Bord, wo sie bereitwillig ihre Waaren und Geräthschaften gegen europäische Kleinigkeiten austauschten. Sie verriethen weit mehr Bildung und ein viel lebhafteres Gefühl von Schamhaftigkeit als alle andere

Stämme, mit denen man bis jetzt in Berührung gekommen war; die Männer trugen zwar nur schmale Tücher um die Hüften, die Weiber aber hüllten sich sorgfältig in weite mantelähnliche Gewänder von starkem, mit vielerlei Farben durchwirktem Baumwollenzeuge. Auch die übrigen Gegenstände, welche diese Indianer mit sich führten, bewiesen eine nicht geringe Kunstfertigkeit und mit angenehmer Ueberraschung bemerkte man darunter trefflich gearbeitete Decken und Teppiche von Baumwolle, Matten von Palmblättern, Schellen, Messer und Aexte von Kupfer, Schmelztigel, verschiedene Gefäße aus Stein, Holz und Lehm, und auffallend gestaltete hölzerne Schwerter mit Rinnen auf beiden Seiten der Klinge, in welchen scharfe Steine mit Fäden aus Fischeingeweiden befestigt waren. Die in dem Canoe befindlichen Lebensmittel schienen größtentheils dieselben zu sein, welche man schon auf den anderen westindischen Inseln angetroffen hatte, als mancherlei Wurzeln, Mais, aus dieser Frucht gebackenes Brod und ein ebenfalls aus Mais bereitetes bierähnliches Getränk; nur eine Art Mandeln, Cacao genannt, war den Spaniern völlig unbekannt und erst später erfuhren sie, daß diese Frucht bei den Indianern in sehr hohem Werthe stand und nicht nur als Speise, sondern auch als Münze diente. Colombo schloß aus allen diesen von ihm sorgfältig beobachteten Erscheinungen, daß er jetzt gebildeteren Völkern näher rücke, und ward in seiner Ansicht durch die Andeutungen seiner Gäste, die er durch eine aufmerksame Bewirthung und durch Geschenke bald gewonnen hatte, noch mehr bestärkt. Sie erzählten ihm, daß sie aus einem nach Nordwesten hin liegenden reichen und fruchtbaren Lande kämen, dessen Bewohner in den Künsten und Handwerken sehr erfahren seien, und gaben ihm den Rath, den Weg dorthin einzuschlagen; auf seine gewohnte Frage, wo man das meiste Gold finde, erwiderten sie, daß man in südöstlicher Richtung zu Gegenden gelange, welche so reich an diesem Metalle seien, daß man Tische, Stühle und andere Hausgeräthe damit beschlage. Da diese letztere Aussage seiner vorgefaßten Meinung, daß zwischen dem von der Insel Guanaja bereits sichtbaren, nach Osten sich hinziehenden Festlande und der Küste von Paria die von ihm gesuchte Straße

nach Indien sich öffne, vollkommen entsprach, so beachtete er zu seinem größten Schaden fast gar nicht das ihm so sehr gerühmte Land im Westen, sondern segelte südlich nach der nahen Küste und ging bei dem Vorgebirge, das jetzt den Namen Cap Honduras führt, vor Anker, um sie für die spanische Krone mit der gewohnten Feierlichkeit in Besitz zu nehmen. Hätte er den Weg nach Westen eingeschlagen, so würde er in wenigen Tagen Yucatan erreicht, durch die Entdeckung Mejicos frischen Ruhm für sein Alter geerntet und sich den Kummer erspart haben, der ihm die letzten Tage seines Lebens so sehr verbittern sollte.

Die weitere Fahrt an der Küste von Honduras war der unaufhörlich wüthenden Stürme wegen mit großen Gefahren und Mühseligkeiten verbunden; man brauchte nicht weniger als vierzig Tage, um eine Strecke von kaum siebzig Seemeilen zurückzulegen und mußte in diesem unbekannten Meeresstriche fast an jedem Abend vor Anker gehen. Ueberall, wo man mit den Eingeborenen in Berührung kam, zeigten sich diese sehr gutmüthig und gefällig und brachten freiwillig Lebensmittel in Ueberfluß. Sie redeten, wie man bald wahrnahm, nicht alle dieselbe Sprache und wichen auch in ihrer Kleidung und ihrem Schmucke merklich von einander ab. Einige trugen Schürzen um die Hüften, andere Wämmser ohne Aermel und Kappen von farbiger Baumwolle und wieder andere gingen völlig nackt. Die sonderbare Gewohnheit der letzteren, sich auf dem ganzen Körper mancherlei Thiergestalten einzubrennen und das Gesicht mit verschiedenen Farben zu bemalen, gab ihnen ein häßliches Aussehen, besonders abschreckend aber erschienen einige Stämme, bei denen es Sitte war, die Ohren zu durchbohren und die Ohrlöcher bis zu einer unmäßigen Größe auszudehnen. Eine nähere Untersuchung des Landes und seiner Erzeugnisse war nicht möglich, da fortwährend von furchtbaren Donnerschlägen und Blitzen begleitete heftige Regengüsse herabströmten und die Schiffe des widrigen Windes und der Strömung wegen sich immer wieder schnell vom Ufer entfernen mußten. Schon fing die von der ununterbrochenen anstrengenden Arbeit ermüdete Mannschaft an zu murren, als man endlich am 14. September ein Vorgebirg erreichte, wo die Küste, welche bis jetzt

nach Osten gelaufen war, sich grade nach Süden wendete, wodurch die Schiffe günstigen Wind und freie Fahrt erhielten. Der Admiral, hocherfreut über die unerwartete Erlösung aus so großer Noth, nannte das Cap Gracias a Dios (Gott sei Dank) und segelte in der sicheren Erwartung, daß er bald die ersehnte Straße nach dem indischen Meere erreichen würde, ohne Aufenthalt an dem theils gebirgigen und rauhen, theils gut bewässerten und fruchtbaren Lande hin, welches jetzt die Mosquitoküste heißt. Als aber bereits wieder zehn Tage vorübergegangen waren, ohne daß sich seine Hoffnung verwirklichen wollte, so entschloß er sich, da die vom Sturm arg beschädigten Caravelen nicht mehr länger die See zu halten vermochten und sich unter den Matrosen bedenkliche Krankheitsfälle zu zeigen anfingen, am 25. September in der Nähe eines großen Dorfes, welches sich in einer reizenden Gegend an dem Ufer eines schönen Flusses ausdehnte und bei den Eingeborenen Cariari hieß, vor Anker zu gehen. Die Bewohner versammelten sich beim Anblicke der Schiffe am Gestade, mit Bogen, Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, und schienen sich ernstlich zur Vertheidigung ihres Landes anzuschicken, als sie aber sahen, daß die fremden Männer sich ruhig verhielten und durch Zeichen ihre friedliche Gesinnung bemerklich zu machen suchten, kamen sie vertrauungsvoll an Bord und boten baumwollene Decken und Wämmser, so wie auch mancherlei Schmuck von einer geringeren Goldart, welche die Indianer Guanin nannten, zum Tausche an; um diesen freundlichen Leuten auch von seiner Seite einen vortheilhaften Begriff von der Freigebigkeit und Großmuth ihrer unerwarteten Gäste zu geben, lehnte Colombo jeden Handel ab und wollte ihnen Geschenke geben, ohne etwas dagegen zu nehmen, die Indianer aber, durch die Verschmähung der von ihnen dargebrachten Gaben beleidigt, entfernten sich alsbald von den Schiffen und ließen die ihnen geschenkten europäischen Waaren, so großes Gefallen sie auch daran zu finden schienen, unberührt am Strande liegen. Die Spanier waren nicht wenig über den edeln Stolz dieser Wilden erstaunt und schon am folgenden Tage ging der Adelantado, da der Admiral während dieser ganzen Küstenfahrt so unwohl war, daß er selten die Kajüte verlassen

konnte, ans Land, um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Als er sich dem Strande näherte, traten mehrere Indianer in das Wasser, hoben ihn aus dem Boote und führten ihn mit vielen Förmlichkeiten nach einem Grashaufen, auf welchen sie ihn niedersetzten. Er fing nun an, verschiedene Fragen über ihr Land an sie zu richten, und befahl dem Notar des Geschwaders, ihre Antworten niederzuschreiben. Als dieser Papier, Feder und Dinte in Bereitschaft setzte, liefen die Wilden bestürzt davon, näherten sich aber bald darauf wieder mit sichtbarer Angst, indem sie ihren geheimnißvollen Gästen, die sie offenbar als übernatürliche Wesen betrachteten, ein wohlriechendes Pulver entgegenstreuten, um den bösen Zauber, von dem sie umstrickt zu werden befürchteten, abzuwenden. Sie leisteten indessen nicht den geringsten Widerstand, als die Spanier sich nach ihrem Dorfe begaben, um es zu besichtigen. Die größte Merkwürdigkeit, welche man daselbst antraf, war ein mit Rohr bedecktes hölzernes Gebäude, in welchem sich mehrere Gräber befanden. Die darin aufbewahrten einbalsamirten Leichname waren in Baumwolle gewickelt und vollständig erhalten, neben jedem Grabe lagen die Schmucksachen und Geräthschaften des Verstorbenen, und darüber sah man dessen Bild zwischen mancherlei Thiergestalten auf einer Tafel eingegraben. Die Sorgfalt der Wilden für die Erhaltung und Ausschmückung dieses Gebäudes bewies hinlänglich die große Verehrung, die sie für die Todten hegten.

Am 5. October setzte das Geschwader seinen Weg fort und segelte an der Küstenstrecke hin, welche später der darauf befindlichen Gold- und Silberminen wegen den Namen Costa Rica (reiche Küste) erhielt. Die Eingeborenen, welche sich überall bei dem Erscheinen der Schiffe auf das Gelärm hölzerner Trommeln und weithinschallender Muschelhörner, der bei ihnen gebräuchlichen Kriegssignale, zur Vertheidigung ihres Landes sammelten, ließen sich gewöhnlich durch die Vermittelung der Dollmetscher und durch Geschenke besänftigen oder wurden durch das Abfeuern einer Kanone schnell in die Flucht gejagt. Die meisten von ihnen trugen tellergroße goldne Bleche am Halse und tauschten diese gern gegen werthlose Spielwaaren aus; auf die Erkundigung,

woher sie das Gold nähmen, erwiderten sie, daß es aus einer nicht mehr weit entfernten Gegend komme, welche Veragua heiße und viele volkreiche Städte besitze, wo man auch die Schmuckbleche verfertige. Der Admiral segelte an dieser Küste, welche jetzt noch ihren alten Namen führt, vorüber und eilte, unbekümmert um ihre Schätze, voran, um die eingebildete Straße, das Ziel seiner Reise, zu entdecken. Noch zwei Monate lang beharrte er fest bei diesem Entschlusse, obschon das Wetter wieder so stürmisch geworden war, daß er nur mit der größten Gefahr und langsam voranrücken konnte und häufig gegen die Strömungen und widrigen Winde in den Buchten Schutz suchen mußte. In einer derselben, welcher er den Namen El Retrete beilegte, wagten es endlich die Schiffführer, ihm ernste Vorstellungen zu machen über sein gewagtes Beginnen, den Elementen zum Trotz und mit elenden, fast gänzlich von den Würmern zerfressenen Fahrzeugen noch weiter nach einem ungewissen Ziele vorzudringen; da er selbst unter so ungünstigen Verhältnissen an der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu zweifeln anfing und die Gefahr, welcher er seine Mannschaft aussetzte, wohl erkannte, so gab er den dringenden Bitten seiner Gefährten nach und beschloß nach der Veraguaküste zurückzukehren, um den Goldminen weiter nachzuforschen. Gewiß gab Colombo nur höchst ungern den Hauptzweck seiner Reise auf, der freilich nur ein Trugbild war, aber ein Trugbild, das nur von einer großartigen Einbildungskraft und einem durchdringenden Scharfsinne erzeugt werden konnte; täuschte er sich in seiner Erwartung, eine Straße durch die Landenge, an welcher er hinsegelte, zu finden, so geschah es, wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, weil sich die Natur selbst täuschte, welche einen freilich vergeblichen Versuch gemacht zu haben scheint, das amerikanische Festland an dieser Strecke, wo es am schmalsten ist, zu durchbrechen.

Um von El Retrete, wo man am 5. Dezember die Anker lichtete, nach der Küste von Veragua zu gelangen, brauchte man der fürchterlichen Stürme wegen, welche öfter die Schiffe dem Untergange nahe brachten, nicht viel weniger als einen Monat, obschon der Weg dahin kaum dreißig Seemeilen beträgt. Endlich

lief das Geschwader am 5. Januar 1503 in einen Fluß ein, welcher bei den Eingeborenen von Veragua Yebra hieß, den aber der Admiral, weil er ihn an dem Tage, wo einst die heiligen drei Könige in den Geburtsort des Erlösers eingezogen, entdeckte, Belen (Bethlehem) nannte. Der Atelantado ging alsbald mit hinreichender Mannschaft ans Land und fand die Aussage der Indianer, daß hier das Gold in Fülle gewonnen und verarbeitet werde, vollkommen bestätigt. Gegen Kleinigkeiten tauschte man eine Menge Schmuckbleche und andere Geräthschaften von gediegenem Golde ein und gelangte, von einigen Wilden geführt, nach einer Reise von zwei Tagen in das Innere, in einen dichten Wald, wo der Boden durchaus mit Gold geschwängert war und Stücke dieses edeln Metalls aus den Baumwurzeln gezogen werden konnten. Der Admiral, durch den Bericht seines Bruders über die Entdeckung unermeßlicher Reichthümer eben so sehr überrascht als erfreut, faßte den Entschluß, hier eine Niederlassung zu gründen, und schickte sogleich einen Theil der Mannschaft ans Land, um an dem Ufer des Flusses Wohnungen zu bauen und sich einzurichten. Eine Caravele sollte zum Schutze der Ansiedler zurückbleiben, er selbst aber wollte ohne Aufenthalt nach Spanien segeln und Unterstützung an Mannschaft und Lebensmitteln in möglichst kurzer Frist herbeiführen. Bei diesem Plane rechnete er allzuvoreilig auf die fortdauernde Bereitwilligkeit der Eingeborenen, ihre Gäste zu dulden und mit Lebensmitteln zu versehen; kaum bemerkte aber Quibian, der mächtige Cazike von Veragua, die Anstalten der zudringlichen Fremdlinge, einen Theil seines Gebietes in Besitz zu nehmen, als er seine Krieger aufbot und zur Zerstörung der bereits erbauten Wohnungen heranrückte. Es begann nun ein erbitterter Kampf, in welchem die Spanier zwar Wunder der Tapferkeit verrichteten und eine große Anzahl Indianer erschlugen, endlich aber, von der mit jedem Tag mehr anschwellenden Menge der Feinde überwältigt, nach einem nicht unbedeutenden Verlust an Leuten die Niederlassung aufgeben und diese unheilvolle Küste gegen Ende des Aprils verlassen mußten. Schon hier blieb eine der Caravelen, welche vollständig von den Würmern zerfressen war, zurück und eine andere ward kurz darauf aus derselben

Urſache den Wellen preisgegeben; mit den beiden übrigen, die ebenfalls nicht viel mehr als elende Wracks waren, und kaum durch anhaltendes Arbeiten an den Pumpen über dem Waſſer gehalten werden konnten, wagte der Admiral die Ueberfahrt nach Cuba und erreichte glücklich dieſe Inſel kurz vor dem Ausbruche eines fürchterlichen Sturmes, den die Schiffe, welche, wie er ſich ausdrückt, gleich den Zellen einer Honigſcheibe durchlöchert waren, auf der hohen See nicht überſtanden hätten; denn ſelbſt in dem Hafen, wo ſie vor Anker lagen und wo die troſtloſe und hungrige Mannſchaft ſich nur mit Mühe einige Lebensmittel verſchaffen konnte, litten ſie ſo beträchtlichen Schaden, daß nur der Muth der Verzweiflung ihn zur Fortſetzung der Reiſe bewegen konnte. Er hoffte noch Eſpañola zu erreichen und daſelbſt die Mannſchaft und die an Bord befindlichen werthvollen Gegenſtände auf andere Fahrzeuge zu bringen, da aber das Wetter fortwährend ungünſtig und ſtürmiſch blieb und die Lecke ſo groß wurden, daß die Pumpen nicht mehr ausreichten und das Waſſer mit Eimern und Keſſeln ausgeſchöpft werden mußte, ſo nahm er ſeinen Lauf nach Jamaica und ließ an einer günſtigen Küſtenſtelle die beiden Schiffe, nachdem man ſie der Länge nach an einander gebunden hatte, auf den Strand laufen, um hier ſeine Rettung von dem Zufalle zu erwarten. Die Eingeborenen erſchienen alsbald in zahlreichen Canoes und verſahen in ihrer gewohnten Gutmüthigkeit die Schiffbrüchigen reichlich mit allen Bedürfniſſen, die ihnen ſelbſt zu Gebot ſtanden. Da Colombo, von körperlichen Leiden und von Unmuth niedergedrückt, das Bett nicht mehr verlaſſen konnte, ſo traf ſein Bruder Bartolomeo die geeigneten Anſtalten, um die im höchſten Grade mißvergnügte Mannſchaft in Ordnung zu halten, was ihm auch, ſo lange er hinreichende Lebensmittel herbeiſchaffen konnte, gelang; als aber endlich die Wilden müde wurden, ihre Gäſte, die ſich auf der Inſel feſtſetzen zu wollen ſchienen, zu ernähren, löſte die Furcht vor dem Hungertode alle Bande des Gehorſams und die Matroſen fingen an gegen den ausdrücklichen Befehl des Adelantado ſich auf der Inſel nach allen Richtungen hin zu zerſtreuen und die Eingeborenen auf die abſcheulichſte Weiſe zu mißhandeln, um Lebensmittel von ihnen

zu erpressen. Man durfte nun auf einen allgemeinen Aufstand der Inselbewohner und auf ihre wüthende Rache gefaßt sein und Rettung aus dieser schrecklichen Lage schien jetzt nicht mehr möglich, als Diego Mendez, ein durch tollkühne Unternehmungen bekannter Mann, und Fiesco, ein Genueser, sich freiwillig erboten, in einem gebrechlichen Canoe über den vierzig Seemeilen breiten Meeresarm zwischen Jamaica und Española zu schiffen und dem Statthalter Ovando in San Domingo Nachricht von dem Unglücke des Admirals und seiner Gefährten zu bringen. Das Wagniß gelang und die Boten erreichten nach einer Fahrt von vier Tagen die Colonie, Ovando aber, dessen Benehmen man mit Unrecht gewöhnlich nur den Einflüsterungen der Eifersucht und des Hasses zuschreibt, war ein äußerst ängstlicher Mann; er zögerte deshalb, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, ehe er sich von der wirklichen Lage der Dinge überzeugt hatte, und schickte zuerst nur ein kleines Fahrzeug nach Jamaica, um Kundschaft über Colombos Lage einzuziehen und ihm ein Schreiben einzuhändigen, worin er ihm die größte Theilnahme an seinem Mißgeschick bezeugte und ihn nebst seinen Leuten abzuholen versprach, sobald ein größeres Schiff in den Hafen der Colonie einlaufen würde. Die treu gebliebene Mannschaft, welche das nach der Insel steuernde Fahrzeug mit lautem Jubel begrüßt hatte, gerieth, als es sich, ohne zu ankern, mit vollen Segeln wieder entfernte, in unbändige Wuth und dem Admiral gelang es kaum, sie durch das listige Vorgeben zu besänftigen, daß er das kleine Schiff, welches ihn habe abholen wollen, nur deshalb zurückgeschickt habe, weil er ihr Loos zu theilen gesonnen sei, bis er mit allen ein größeres, welches in kurzer Frist erscheinen werde, besteigen könne. Eben so klug wußte er die Wilden durch die Ankündigung einer Mondfinsterniß, die er als eine Strafe ihrer Ungastlichkeit gegen die weißen Männer darstellte, zur Lieferung einer Menge von Lebensmitteln zu bewegen. Ovando rüstete nach der Zurückkunft der Caravelle wirklich zwei Fahrzeuge aus, welche am 18. Juni 1504 auf Jamaica eintrafen und Colombo nebst allen seinen Leuten an Bord nahmen. Die Schiffbrüchigen, welche länger als ein Jahr auf der Insel mit Noth und Verzweiflung gekämpft

hatten, wurden zu San Domingo mit Frohlocken empfangen und von den Ansiedlern um die Wette bewirthet; Ovando sogar sah sich genöthigt, seine kleinliche Eifersucht der allgemeinen Stimmung zum Opfer zu bringen und den Admiral als Gast in sein Haus aufzunehmen. Ein längerer Aufenthalt auf Española sagte diesem aber wenig zu; er ging daher, sobald er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und seine zerrüttete Gesundheit, so weit es möglich war, hergestellt hatte, nach Spanien unter Segel und lief nach einer mühevollen Ueberfahrt, auf der die Stürme fast keinen Tag zu toben aufhörten, am 7. November in den Hafen von San Lucar ein.

So endigte sich die letzte Expedition Colombos, welche unbegreiflicher Weise die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen wenig oder gar nicht in Anspruch nahm, obschon er auf ihr die Thatkraft seines ausdauernden Geistes und seine Geschicklichkeit als Seefahrer am glänzendsten bewährt und eine große, an Schätzen reiche Küstenstrecke der neuen Welt entdeckt hatte. Auch sein Empfang am Hofe war, obgleich man ihn mit glatten Worten zu berücken suchte, kalt und von der ehrenvollen Aufnahme, deren er sich bei der Heimkehr von seinen früheren Reisen zu erfreuen hatte, sehr verschieden; Isabella, seine huldvolle und eifrige Beschützerin, war wenige Tage nach seiner Ankunft in Spanien gestorben, und der König, der nur die Stimme der Gerechtigkeit hörte, wenn sie mit seinem Vortheile im Einklange stand, schien zwar die Verdienste des Admirals anzuerkennen, suchte aber dessen wiederholten und dringenden Bitten, ihn in seine früheren Würden und Rechte wieder einzusetzen, durch nichtige Versprechungen auszuweichen und verlangte nicht einmal bei der Schlichtung der wichtigsten indischen Angelegenheiten seinen Rath. Eine solche Vernachläßigung konnte die wahrscheinlich beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen; Colombo erkannte bald, daß auch der treuste Diener, wenn er zu nützen aufgehört hat, lästig zu werden anfängt, und daß man durch schlaues Zögern nur den nicht mehr fernen Tag herbeizuführen gedachte, wo sein durch Mühseligkeiten jeder Art völlig zerrütteter und seit längerer Zeit an das Schmerzenslager gefesselter Körper in das Grab sinken würde. Tief gekränkt durch

den kalten Undank eines Monarchen, dem er so wesentliche Dienste geleistet, fühlte er in herzzernagender Bekümmerniß, wie mit der Hoffnung auch allmälich seine letzte Kraft dahinschwand. Als seine Krankheit zu Valladolid, wo er zuletzt wohnte, einen heftigen Charakter annahm, ordnete er mit großer Umsicht seine Angelegenheiten und starb mit ruhiger Ergebung am 20. Mai 1506. Seine Würden und Rechte hatte er in einem kurz vor seinem Tode niedergeschriebenen Testamente auf seinen ältesten Sohn Diego übertragen; dieser wußte nach vieler Mühe endlich die Anerkennung derselben zu erlangen und verband sich, durch seine Verheirathung mit der Nichte des Herzogs von Alva, mit einer der edelsten und angesehensten Familien Spaniens. Colombos Leichnam wurde zuerst in dem Franziscanerkloster zu Valladolid beigesetzt, sieben Jahre später aber nach dem Karthäuserkloster Las Cuevas zu Sevilla gebracht; hier wurde auf Befehl des Königs ein prächtiges Leichenbegängniß veranstaltet und auf dem Grabe des großen Mannes ein Denkmal errichtet mit der einfachen, aber inhaltschweren Inschrift:

Für Castillen und Leon
Fand eine neue Welt Colon.

Im J. 1536 führte man Colombos sterbliche Ueberreste nach Española und barg sie in der Hauptcapelle der Kathedrale von San Domingo; als im J. 1795 die Insel an die Franzosen abgetreten werden mußte, versetzte man sie nach Havanna auf der Insel Cuba, wo sie sich noch befinden.

Man hat sich in der neuesten Zeit die undankbare Mühe gegeben, Schattenseiten in dem Charakter des Entdeckers der neuen Welt aufzusuchen und auch sein Verdienst durch Hindeutung auf die allerdings unläugbare Thatsache, daß America schon vor ihm von Europäern besucht wurde, zu schmälern versucht. Einige spanische Schriftsteller dieses und des vorigen Jahrhunderts haben es aus übertriebener Vaterlandsliebe sogar unternommen, das kluge Benehmen des Königs Ferdinand gegen den anmaßenden Ausländer zu rechtfertigen, aber mit geringem Glück, da ihre Behauptung mit den älteren und zum Theil gleichzeitigen Berichten in allzugrellem Widerspruche steht. Einstimmig und ohne

Hehl schildern diese die Hofränke, welche dem schlichten Seemanne von seiner Ankunft in Spanien bis zu seinem Tode das Leben verbitterten, ohne ihm irgend eine Schuld aufzubürden oder seine Handlungsweise zu verdächtigen. Cristoforo Colombo, sagt Antonio de Herrera, der erste Geschichtschreiber Westindiens, war ein Mann von großem Geiste, durchdringendem Verstande und edler Gesinnung, bescheiden im Glück, geduldig im Unglück und unerschrocken in der größten Gefahr, gefällig und freundlich gegen Jeden, so lange er seiner Pflicht getreu blieb, und selbst gegen seine ärgsten Feinde nicht unerbittlich, fromm, einfach in seiner Lebensweise und prunklos in seiner Kleidung, auf seinen eignen Vortheil wenig bedacht und stets voll Eifer für das Wohl und den Ruhm des Landes, in dessen Diensten er stand. Diese flüchtigen Charakterzüge, entworfen von einem Manne, dem die Ehre Spaniens über Alles geht und dem man gewiß nicht Parteilichkeit für einen Ausländer zur Last legen kann, mögen hinreichen, um die Vorwürfe der Anmaßung, des Geizes, der Grausamkeit und der Herrschsucht, welche man auf das Festhalten Colombos an seinen wohlerworbenen Rechten und Würden und auf sein entschiedenes Benehmen gegen die Aufrührer auf Espanõla gründen zu können glaubte, gebührend zu würdigen. Eben so ungerecht ist die Weigerung, Colombos große Entdeckung als eine solche anerkennen zu wollen, weil schon lange vor ihm Grönland und andere Küstenpunkte Nordamericas von den Normännern besucht und bewohnt waren; denn die Fahrten dieser nordischen Abenteurer, von denen er wahrscheinlich nicht einmal Kenntniß hatte, stehen nicht im geringsten Zusammenhange mit seinem großartigen Unternehmen, er suchte einen Weg nach der Küste Ostasiens und starb in der festen Ueberzeugung, ihn gefunden zu haben, ohne zu ahnen, daß die von ihm entdeckten Inseln und Küsten einem andern Erdtheile angehörten. Diese Ueberzeugung sollte erst von den späteren Seefahrern, die keck auf der von ihm vorgezeichneten Bahn voranschritten, gewonnen werden.

Alonso de Ojeda.

Zu der Zeit als Colombo auf Española alle Mittel aufbot, die Empörung der Eingeborenen zu unterdrücken und die Streitigkeiten zwischen den Ansiedlern selbst zu schlichten, waren, wie schon erzählt wurde, seine Feinde am spanischen Hofe unermüdlich thätig, seine Handlungsweise durch die unverschämtesten Verläumdungen zu verdächtigen und ihm die Gunst der Monarchen zu entziehen. Eine Folge dieser Ränke war die von dem Bischofe Fonseca erwirkte Bekanntmachung der Regierung vom 10. April 1495, welche im Widerspruche mit den Privilegien des Admirals allen eingeborenen Unterthanen die Erlaubniß ertheilte, auf eigene Rechnung Entdeckungsreisen nach der neuen Welt zu unternehmen und die Reichthümer derselben gegen eine bestimmte Abgabe an die spanische Krone auszubeuten. Der erste Privatmann, welcher von dieser Bewilligung Gebrauch machte, war Alonso de Ojeda, ein kühner Abenteurer, welcher Colombo auf seiner zweiten Reise begleitet und sich durch seine verwegene Tapferkeit dessen Beifall in hohem Grade erworben hatte.

Alonso de Ojeda, im Jahre 1471 zu Cuenca in Neucastilien geboren, stammte aus einem vornehmen Geschlechte und kam frühzeitig als Knappe in die Dienste des Herzogs Luis von Medina Celi, um sich zum Kriegsmanne heranzubilden; kaum dem Knabenalter entwachsen, verrichtete er seine ersten Waffenthaten in den Feldzügen gegen die Mauren von Granada und erwarb sich schon jetzt bei mehreren Gelegenheiten durch seinen Wagmuth die Bewunderung des Heeres. Obgleich von kleiner Körpergestalt, besaß er eine wunderbare Stärke und Gewandtheit und war in allen Waffen gleich geübt; zu Fuß und zu Roß nahm er es unbedenklich mit jedem Gegner auf und wo die Gefahr andere zurückschreckte, tummelte er sich am liebsten. Aber nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch am Hoflager, wo der stattliche Ritter gern gesehen war, fand man ihn stets bereit zu jeder verwegenen That und man erzählt ein seltsames Beispiel von seiner Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr. Als er einst im Gefolge der Königin Isabella den Thurm der Kathedrale von Sevilla bestieg, erkletterte

er einen in schwindelnder Höhe über zwanzig Fuß ins Freie hinausragenden Balken, schritt sicheren Trittes bis ans Ende desselben, streckte das eine Bein in die Luft und drehte sich auf dem andern rasch um; darauf kehrte er bis zum Thurme zurück, stemmte, auf einem Fuße stehend, den andern wider die Mauer und warf in dieser schwierigen Stellung eine Orange nach der Thurmspitze. Ein junger Mann von solchem Charakter läßt gewiß keine Gelegenheit, Abenteuer zu bestehen und Ruhm zu ernten, unbenützt und man ist nicht überrascht, ihn unter den Glücksrittern zu finden, welche Colombo auf seiner zweiten Reise freiwillig begleiteten. Er leistete dem Admirale in mehreren Fällen, wo nur Schlauheit und Verwegenheit zum Ziele führen konnten, die wichtigsten Dienste und galt bald als der Abgott der ganzen Mannschaft. Als auf der Insel Guadelupe, wo das Geschwader am 4. November 1493 landete, mehrere Leute, die sich vom Strande entfernt hatten, vermißt wurden, erbot sich Ojeda sie aufzusuchen und durchstrich, ohne sich um die Eingeborenen, die man als grausame Menschenfresser schilderte, zu bekümmern, die dichten Wälder bis tief in das Innere des Landes; auf Española machte er mit einer kleinen Schaar einen Streifzug in das Innere, entdeckte die Goldminen von Cibao und belebte durch seinen Bericht über den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieser Gegend den tief gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder; die schönste That aber, welche er auf dieser Reise ausführte, ist unstreitig die Gefangennehmung des mächtigen Caziken Caonabo. Aergerlich über die harte Belagerung, die er gegen diesen erbitterten Feind der Spanier, einen eben so rastlosen als muthigen Mann, als Befehlshaber des weitvorgeschobenen Forts St. Thomas in Cibao hatte aushalten müssen, beschloß er, eine glänzende Rache zu nehmen, und versprach in keckem Uebermuthe dem Admiral, ihm seinen gefährlichsten Gegner lebendig in die Hände zu liefern. Nur von zehn wohlberittenen Leuten begleitet, drang Ojeda in das Gebiet des Caziken ein, suchte ihn in einem der volkreichsten Dörfer, wohin er sich zurückgezogen hatte, auf und überraschte ihn mit der Nachricht, daß der Anführer der weißen Männer mit ihm Frieden zu schließen wünsche und ihn zur Feststellung der Bedingungen und zur

Empfangnahme werthvoller Geschenke zu sich nach der Colonie Isabella einlade. Caonabo, anfangs mißtrauisch und wenig geneigt der Einladung zu folgen, ließ sich allmälich durch das einschmeichelnde Benehmen und die Ueberredungsgabe Ojedas, den er schon längst als tapfern Krieger bewunderte, irre machen und als dieser ihm endlich noch die Kirchenglocke von Isabella, das Wunder der Insel, versprach, vermochte er nicht länger zu widerstehen und erklärte sich bereit, der Einladung des Admirals zu folgen. Der Cazike hatte diese Glocke schon öfter in der Ferne gehört und glaubte gleich allen übrigen Eingeborenen, dieses wunderbare Instrument rede in verständlichen Tönen zu den Spaniern und rufe sie nach Belieben herbei, um ihnen den Willen der Gottheit mitzutheilen. Der schlaue Ojeda zweifelte nun nicht mehr an dem Gelingen seines Planes, war aber nicht wenig erstaunt, als an dem zur Abreise bestimmten Tage sich ein großes Heer sammelte und zum Abmarsche anschickte; auf seine Frage nach der Bedeutung dieser Anstalten erwiderte man ihm kurz, es gezieme einem mächtigen Fürsten nicht, ohne ein zahlreiches Gefolge zu erscheinen. Eine solche Antwort, gegen welche er, wenn er seine Absichten nicht verrathen wollte, keine Einwendungen machen durfte, hatte er nicht erwartet und er gerieth nun seinerseits in nicht geringe Verlegenheit, da er nicht mit Unrecht befürchtete, der verschmitzte Cazike möge Böses im Schilde führen und vielleicht gar einen unvermutheten Angriff auf die Colonie beabsichtigen. Doch entschlossen, wie er war, setzte er sich, ohne Unruhe oder Mißtrauen zu verrathen, mit Caonabo und seinen Truppen in Bewegung, die Ausführung seines Planes seinem guten Glücke und einem günstigen Zufalle überlassend, und sein Vorhaben gelang ihm schneller, als er dachte. Als man eines Tages, um von den Mühseligkeiten des schwierigen Weges auszuruhen, an dem Ufer eines schönen Flusses Halt machte, zeigte Ojeda, wie von Ungefähr, dem Caziken eine starke Kette mit Handfesseln von geglättetem Stahle, wie man sie den Galeerensclaven anzulegen pflegt, und erzählte ihm vertraulich, dieser glänzende Schmuck, welcher vom Himmel komme und nur bei großen Festen von dem Beherrscher Castiliens getragen werden

dürfe, sei für ihn bestimmt, wenn er mit den weißen Männern Frieden halten wolle, und er sei bereit, ihn sogleich damit zu zieren, wenn er es wünsche. Caonabo, von dem Silberglanz der Fesseln geblendet und nicht wenig stolz darauf, sich in diesem Abzeichen der königlichen Würde vor seinen Unterthanen zeigen zu können, willigte ein, sich mit Ojeda zu Pferd zu setzen und, mit der Kette an Händen und Füßen gefesselt, durch die Reihen seiner Krieger zu reiten. Scheu wichen diese zurück, als sie ihren Caziken auf einem jener schrecklichen Thiere, vor denen sie sich so sehr fürchteten, prangen sahen; Ojeda, von seiner kleinen Schaar begleitet, beschrieb immer größere Kreise, bis er die Spitze des nahen Waldes erreichte und zur nicht geringen Ueberraschung der Indianer in demselben verschwand. Hier drängten sich die Spanier dicht um ihren verwegenen Anführer, der den Caziken mit Stricken an sich fest binden ließ und ihn bei der geringsten Bewegung, die er zu seiner Befreiung machen würde, augenblicklich zu ermorden drohte, gaben ihren Rossen die Sporen und sprengten in gestrecktem Galoppe davon. Sie entgingen trotz des weiten Weges, den sie zurückzulegen hatten und der nicht weniger als etwa sechzig Stunden betrug, glücklich den sie von allen Seiten verfolgenden Wilden und ritten mit ihrer Beute triumphirend in Isabella ein. Ojeda, dessen eben so kühne als listige That bald auf der ganzen Insel bekannt wurde und die Bewunderung der Indianer in hohem Grade erregte, leistete der oft bedrohten Colonie noch manche wichtige Dienste und die Ansiedler vermißten ihn sehr, als er im April 1496 mit Colombo nach Spanien zurückkehrte.

Warum er an der dritten Fahrt Colombos keinen Antheil nahm, dürfte schwer zu ermitteln sein; wahrscheinlich aber verschmähte es der hochstrebende Abenteurer, fortan eine untergeordnete Stellung einzunehmen, da ihm durch die schon erwähnte königliche Verordnung die Möglichkeit gegeben war, selbst als Anführer eines Geschwaders auf Entdeckungen auszulaufen. Zwar hatte der Admiral während seiner Anwesenheit in Spanien die Aufhebung der seinen Vorrechten widersprechenden Verordnung zu erwirken gewußt, aber Ojeda hatte einflußreiche Freunde am Hofe und sein Vetter, der Inquisitor Alonso de Ojeda, war ein ver-

trauter Freund des Bischofs Fonseca, dem die Oberleitung der indischen Angelegenheiten oblag und der, wie wir schon wissen, keine Gelegenheit versäumte, den ihm verhaßten Admiral zu kränken. Dem hinterlistigen Fonseca, welcher sich bereits im Besitze der Berichte und Charten befand, die Colombo über seine Entdeckungen an der Küste von Paria eingesendet hatte, kam das Anerbieten des kecken Abenteurers, durch den vielleicht der Admiral in den Hintergrund gedrängt werden konnte, sehr erwünscht und er erwirkte ihm nicht nur die Erlaubniß, auf eigene Rechnung eine Fahrt nach der neuen Welt zu versuchen, sondern gestattete ihm auch die Einsicht in die ihm anvertrauten Charten, um seinen Lauf gradezu nach der Küste von Paria zu nehmen und die Reichthümer derselben zuerst ausbeuten zu können. Sobald Ojeda mit der Regierung über den der Krone abzutretenden Theil des Gewinnes übereingekommen war, wußte er, da ihm keine Geldmittel zu Gebot standen, mehrere unternehmende Handelsleute zu Sevilla für seine Pläne zu gewinnen, und in kurzer Zeit lagen vier wohlausgerüstete und gutbemannte Schiffe in dem Hafen Santa Maria, Cadiz gegenüber, segelfertig. Juan de la Cosa, ein erfahrener Seemann, welcher unter Colombo die gefährliche Entdeckungsfahrt längs der Insel Cuba mitgemacht hatte, war als erster Pilot gewonnen, und unter den Abenteurern, die freiwillig an Bord gingen, um in Indien ihr Glück zu suchen, befand sich auch der in der Kosmographie sehr erfahrene Kaufmann Amerigo Vespucci von Florenz, dessen Name später eine so große Berühmtheit erlangte. Das Geschwader lichtete am 20. Mai 1499 die Anker, steuerte, nachdem es die canarischen Inseln berührt hatte, nach Westen und erreichte nach einer glücklichen Fahrt von vierundzwanzig Tagen das amerikanische Festland zweihundert Seemeilen südöstlich vom Cap von Paria etwa unter 3° N. Br. an der Küstenstrecke, welche jetzt das französische Guayana heißt. Die Eingeborenen, welche sich beim Anblicke der Schiffe am Strande versammelt hatten, ergriffen, als sich die Boote ihnen näherten, eiligst die Flucht, ließen sich aber durch Schellen und anderes Spielwerk bald wieder herbeilocken und waren den Matrosen beim Füllen der Wasserfässer gern behülflich. Die Lebens-

mittel, welche man bei ihnen antraf, bestanden in Fischen, Kräutern und Cassavabrod; von Gold aber zeigte sich, so emsig man auch darnach forschte, keine Spur, und da überdieß die offene Rhede, wo die Flotte vor Anker lag, sehr unsicher war, so setzte man die Fahrt längs einer niedrigen und morastigen Küste, an welcher zwei ungewöhnlich große Ströme (der Essequebo und der Orinoco) durch viele Mündungen in das Meer stürzten und das Seewasser auf eine weite Strecke völlig süß machten, bis zu der Stelle, welche Colombo auf seiner dritten Reise entdeckt hatte, fort. Da man an mehreren Orten landete, so bot sich hinreichende Gelegenheit, die Eingeborenen genauer zu beobachten und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Amerigo Vespucci entwirft in seinem Berichte über die erste Reise Ojedas eine weitläufige Schilderung derselben, welcher hier nur die wichtigsten und ansprechendsten Bestandtheile entlehnt werden sollen.

Alle Bewohner dieser Küstenstrecke, sagt Vespucci, gehen ohne Ausnahme völlig nackt, wie sie die Natur erschaffen hat; daher rührt auch wohl ihre röthliche Hautfarbe, denn wären sie mit Kleidern bedeckt, so würden sie wahrscheinlich eben so weiß sein wie die Spanier. Im Allgemeinen sind sie, mit den Europäern verglichen, nur von mittlerer Größe, aber wohlgebaut; schön kann man sie jedoch nicht nennen, denn ihr Gesicht ist breit und wird durch die sonderbare Sitte, die Augenbrauen und Wimpern auszureißen, noch mehr entstellt; überhaupt dulden sie nur auf dem Kopfe Haar, um sich, wie sie vorgeben, durch einen glatten Körper desto mehr von den unvernünftigen behaarten Thieren zu unterscheiden. Alle, Männer und Weiber, zeigen in ihren Körperbewegungen eine erstaunliche Gewandtheit und Stärke; mehrere Meilen weit ohne Unterbrechung zu laufen, betrachten sie kaum als eine Anstrengung und im Schwimmen sind sie von Jugend auf so sehr erfahren, daß sie sich leicht wie Fische in den Wogen tummeln und auf dem Meere eine Strecke von zwei Meilen ohne irgend einen Anhaltspunkt zurückzulegen vermögen. Im Kriege beweisen sie großen Muth, aber auch eine unbändige Grausamkeit; die gefallenen Feinde verzehren sie sogleich auf dem Kampfplatze, die Gefangenen aber martern sie zuvor auf mancherlei

Weise, ehe sie ihnen dasselbe Loos bereiten. Ihre Waffen sind Keulen, spitze Pfähle, Bogen und Pfeile; die letzteren verstehen sie, obschon ihnen Eisen und anderes Metall fehlt, vortrefflich zu bereiten und mit Thier- und Fischzähnen so geschickt zuzuspitzen, daß sie bei der Sicherheit, mit welcher sie nach ihrem Ziele abgeschossen werden, als die gefährlichste Waffe der Wilden gelten müssen. Ziehen sie zu Feld, was in dieser Gegend, wo viele kleine, sich wechselseitig stets verfolgende und sogar in ihrer Sprache von einander verschiedene Stämme wohnen, nicht selten der Fall ist, so folgen die Weiber, mit den Lebensmitteln bepackt, dem Heere und legen unverdrossen einen Weg von dreißig bis vierzig Meilen zurück, obschon die Last einer Jeden so schwer ist, daß ein starker Mann sie kaum vom Boden aufzuheben vermag. Jedes Familienhaupt kämpft, von den Seinigen umgeben, wo und wie er will, ohne einem Anführer zu gehorchen und ohne einen gemeinsamen Plan. Auch zu Hause ist Jeder sein eigener Herr und läßt sich in keiner Weise seine Freiheit beschränken; von einem Fürsten, einem Gesetze oder einer geregelten Verwaltung wissen sie nichts und selbst der ärgste Verbrecher bleibt, so lange er sich gegen die Verwandten desjenigen, an dem er das Verbrechen begangen hat, zu behaupten vermag, unangefochten. In ihrer Lebensweise befolgen sie eben so wenig eine bestimmte Ordnung; jeder ißt, so oft ihn hungert, sei dieß nun bei Tag oder Nacht; doch nehmen sie niemals viel Speise auf einmal zu sich und selten etwas anderes, als eine Art Kuchen, den sie aus dem Mehle einer Baumwurzel, welche Igname heißt, bereiten, oder Menschenfleisch; anderes Fleisch essen sie fast nie. Ihre Tafel ist der bloße Boden und bequem auf demselben hingestreckt führen sie die gekochten Speisen, welche in irdenen, von ihnen selbst verfertigten Gefäßen oder in Calebassen aufgetragen werden, ohne eines anderen Werkzeuges als der Finger zu bedürfen, zum Munde. Gewöhnlich leben sie im Freien und schlafen in viereckigen, aus Baumwolle nicht ohne Geschick gearbeiteten Netzen (Hamaks), welche sie an den vier Zipfeln an Bäume aufhängen; nur bei schlechtem Wetter suchen sie Zuflucht in ihren gemeinschaftlichen Häusern, welche aus starken Baumstämmen zusammengesetzt und

mit Dächern von Palmblättern verſehen ſind. Sie haben faſt die Geſtalt von Glocken und gewähren hinlänglichen Schutz gegen Wind und Regen; manche von ihnen faſſen an ſechshundert Leute und ein aus acht ſolcher Wohnungen beſtehendes Dorf diente zur Herberge von zehntauſend Menſchen. Alle ſieben bis acht Jahre werden dieſe Häuſer abgebrochen und an einer andern Stelle wieder aufgebaut, um die Krankheiten, welche unter dieſem Himmelsſtriche durch die verdorbene Luft in eingeſchloſſenen Räumen entſtehen, zu vermeiden. Erkrankt einer dieſer Wilden ernſtlich, ſo tragen ihn ſeine Kinder oder Verwandten in den nächſten Wald, hängen ihn in ſeinem Schlafnetze an zwei Bäume, tanzen um ihn bis zum Abend und verlaſſen ihn dann, nachdem ſie ihn auf etwa vier Tage mit Speiſe und Trank verſehen haben, ohne Schmerz oder Trauer zu verrathen. Erholt ſich der Kranke und kommt zu ſeinen Angehörigen zurück, ſo empfängt man ihn mit großem Jubel; erſcheint er aber nicht wieder, ſo bekümmert man ſich nicht weiter um ihn. Nur einige Stämme legen ihre Todten in ein Grab oder eine Höhle und ſtellen ihnen einige Speiſe und ein Gefäß mit Waſſer zur Seite. Sehr auffallend, aber von dem beſten Erfolge begleitet iſt die Art und Weiſe, wie die meiſten Bewohner dieſer Küſte Fieber heilen. Sie ergreifen nämlich den Kranken in dem Augenblicke, wo das Fieber den höchſten Grad erreicht hat, tauchen ihn in ein Bad vom kälteſten Waſſer und zwingen ihn dann, etwa zwei Stunden lang um ein ſtarkes Feuer herumzuſpringen und mancherlei Bewegungen zu machen, bis er in Schweiß geräth, darauf legen ſie ihn in ſeine Hängematte und laſſen ihn ſchlafen. Andere Krankheiten heilen ſie durch längeres Faſten, durch Aderlaſſen und durch Brechmittel, welche ſie aus Kräutern bereiten. Von Gottesverehrung, Opfern oder ſonſtigen Religionsgebräuchen gewahrt man bei dieſen Wilden, welche ein ſorgenloſes und üppiges, man könnte ſagen, epikuräiſches Leben führen, keine Spur; auch die ehelichen Verhältniſſe ſind bei ihnen ſehr ungezwungen und obſchon die Männer den Müttern ihrer Kinder Achtung und Aufmerkſamkeit beweiſen, ſo ſcheint ihnen doch weder Liebe noch Eiferſucht Qual zu verurſachen. Die Weiber ſind übrigens nichts weniger als häßlich

und zeichnen sich besonders durch ihr schönes, lang herabfallendes Haar und durch große Reinlichkeit aus. Gefallsucht scheint ihnen übrigens nicht fremd zu sein, denn sie legen einen nicht geringen Werth auf ihren Schmuck, der hauptsächlich aus weißen und grünen Steinchen, die wie Rosenkränze an Schnüren aufgereiht sind, und aus mancherlei kleinen Zierrathen, die aus Fischgräten verfertigt werden, besteht und um den Hals, in der Nase und an den Ohren getragen wird. Auch die Männer schmücken sich gern und zwar am liebsten mit den bunten Federn einheimischer Vögel; von Gold, Perlen und Edelsteinen wissen sie nichts und als man ihnen Proben dieser Kostbarkeiten zeigte, wußten sie kaum ihr Erstaunen über die Gierde der Fremdlinge nach so unbedeutenden Dingen zu bergen.

Der Mangel an edeln Metallen und Perlen bewog einzig und allein Ojeda, diese gastfreundliche Küste, wo Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden waren, alsbald wieder zu verlassen und seinen Weg nach anderen ergiebigeren Gegenden fortzusetzen. Er steuerte deßhalb, als er glücklich durch die schon von Colombo befahrene Straße zwischen dem Festlande und der Insel Trinidad gekommen war, in westlicher Richtung an der nördlichen Seite von Paria hin bis zu der Insel Margarita und, nachdem er hier vergebens nach Perlen geforscht, nach der gegenüberliegenden Küste, wo er, um seine Schiffe auszubessern und der Mannschaft einige Erholung zu verschaffen, in einen sichern Hafen einlief und dicht bei einem Dorfe, welches bei den Indianern den Namen Maracapana führte und einige Meilen westlich von der später erbauten Stadt Cumana zu suchen ist, vor Anker ging. Die Eingeborenen bewiesen sich während der siebenundzwanzig Tage, welche die Spanier hier zubrachten, sehr friedlich und zuvorkommend; sie brachten alle ihnen zu Gebot stehenden Lebensmittel, besonders Wildpret, Fische und Cassavabrod, täglich im Ueberflusse herbei, bewirtheten die Matrosen in den nahen Dörfern und leisteten ihnen eifrigen Beistand bei ihren Arbeiten. Ihre Freigebigkeit war jedoch nicht ohne Eigennutz, sondern, wie es sich bald zeigte, schlau berechnet; denn als die Flotte wieder segelfertig war, erschienen sie in großer Anzahl vor dem Befehlshaber und

baten ihn mit kläglichen Gebärden, sie an den Bewohnern einer entfernten Insel zu rächen, welche häufig an ihrer Küste landeten und Männer, Weiber und Kinder fortschleppten, um sie bei ihren Festlichkeiten zu schlachten und zu verzehren. Ojeda, dessen abenteuerlichem Charakter ein solches Unternehmen vollkommen entsprach, schwur, den bedrängten Indianern, bei welchen er sich mit allen seinen Leuten so wohl befunden hatte, eine glänzende Genugthuung zu verschaffen, und nahm seinen Lauf nach der Meeresgegend, welche ihm die an Bord befindlichen und als Führer dienenden Eingeborenen angaben. Er glaubte mit diesen wilden Menschenfressern leicht fertig zu werden und sie durch eine derbe Züchtigung für immer von ihren Raubzügen abschrecken zu können; er hatte sich aber sehr geirrt, denn als er sich nach einer Fahrt von sieben Tagen der ihm bezeichneten Insel, (wahrscheinlich eine der von Caraiben bewohnten Antillen), näherte, sammelte sich am Ufer schnell eine große Schaar buntbemalter, mit Federkronen geschmückter Krieger, welche drohend ihre Waffen schwangen und durch einen Hagel von Pfeilen die Landung zu verhindern suchten. Die furchtbare Wirkung der Feuergewehre scheuchte sie zwar anfänglich von dem Strande, aber bald rückten sie wieder unter dem Gelärm ihrer Trommeln und Muschelhörner keck heran und verließen erst nach einem hartnäckigen Widerstand und nachdem sie durch die mörderischen Waffen der Feinde Viele der Ihrigen verloren hatten, das Schlachtfeld. Die Spanier, welche trotz ihrer guten Rüstung einen Todten und zwanzig Verwundete zählten, steckten darauf die Häuser der Inselbewohner in Brand und gingen wieder nach dem Festlande unter Segel. Ojeda schickte an der Küste von Cumana seine Führer mit mehreren Gefangenen nach der Heimath zurück und setzte seine Reise nach Westen hin fort. Zuerst berührte er eine Insel, welche er, weil er sie, von einem unbegreiflichen Irrthume befangen, von Riesen bevölkert glaubte, Giganteninsel nannte, die aber jetzt Curazao heißt, und lief dann, sich wieder der Küste nähernd, in einen schönen Golf ein, welcher einem stillen See glich und tief in das Land hinein zu reichen schien. Auf der östlichen Seite desselben gewahrte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung ein mitten im Wasser auf

Pfählen erbautes Dorf, welches aus etwa sechsundzwanzig geräumigen glockenähnlichen Häusern bestand, die durch Zugbrücken mit einander in Verbindung gebracht werden konnten; er legte deßhalb der Bai, welche bei den Eingeborenen Coquibacoa hieß, den Namen Golf von Venezuela (Kleinvenedig) bei, welchen sie noch trägt. Die Einwohner des Dorfes zogen bei dem Anblick des Geschwaders eiligst die Zugbrücken auf und verbargen sich in den Häusern; als sie sich aber von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, bestiegen die Beherztesten von ihnen ihre Canoes und brachten sechszehn Mädchen an Bord, doch keineswegs, wie man glaubte, als Unterpfand ihrer Freundschaft, sondern, wie es sich bald zeigte, um die Fremdlinge näher in Augenschein zu nehmen und sie sicher zu machen; denn während man den Mädchen Geschenke reichte und sich mit ihnen unterhielt, schwammen allmälich die Eingeborenen in großer Zahl nach den Schiffen; als sie ihnen nahe genug waren, erhoben mehrere alte Weiber in dem Dorfe ein durchdringendes Geschrei, auf welches Zeichen sich die Mädchen ins Meer stürzten und sowohl die in den Canoes befindlichen, als auch die schwimmenden Indianer die sorglosen Spanier mit einem Regen von Pfeilen und Wurfspießen überschütteten und mehrere gefährlich verwundeten. Ojeda, über diese Hinterlist ergrimmt, bemannte sogleich mehrere Boote und brachte in einigen Augenblicken den Wilden eine solche Niederlage bei, daß sie jammernd der Küste zueilten und ihr Dorf den Siegern preisgaben; man fand aber darin weder Lebensmittel noch andere Gegenstände von einigem Werthe. Um die Bewohner der Umgegend nicht aufzureizen, unterließ man die anfangs beschlossene Zerstörung desselben und setzte in dem Golfe die Fahrt bis zu einer Bucht fort, welche man St. Bartolomebai nannte, die aber jetzt wieder ihren ursprünglichen Namen Maracaibo trägt. Die Eingeborenen, welche bei der Annäherung der Flotte erschreckt davon liefen, ließen sich durch Geschenke und freundliche Behandlung bald wieder herbeilocken und wurden in kurzer Zeit mit den Matrosen so vertraut, daß sie diese einluden, zu ihren weiter im Innern des Landes liegenden Wohnungen zu kommen; da man nach ihrem Benehmen an der Aufrichtigkeit ihrer Gastfreundschaft nicht zweifeln durfte,

so trug Ojeda kein Bedenken, dreiundzwanzig gut bewaffnete Leute mit ihnen gehen zu lassen, um bei dieser günstigen Gelegenheit die Beschaffenheit dieser Gegend zu erforschen. Die Indianer führten ihre Gäste unter fortwährendem Gesange und Tanz von Dorf zu Dorf, bewirtheten sie überall mit ihren besten Speisen und Getränken und übersättigten sie mit allen Vergnügungen, die sie ihnen zu bieten vermochten. Als die Spanier Lust zeigten, nach den Schiffen zurückzukehren, wurden sie von der ganzen Bevölkerung nach der Küste geleitet und, um sie nicht zu ermüden, in Hängematten getragen; so oft man an einen Fluß kam, sprangen die Indianer in das Wasser und stritten um die Ehre, einen ihrer Gäste auf den Schultern hinüberbringen zu dürfen. Sie folgten diesen bis auf die Schiffe, welche bald mit mehr als tausend Wilden so dicht bedeckt waren, daß Ojeda sich nicht das Vergnügen versagen konnte, die Wirkung zu sehen, welche das Abfeuern des groben Geschützes auf diesen eben so neugierigen als furchtsamen Haufen machen würde. Bei dem ersten Knalle stürzten sich, wie der Reisebericht erzählt, alle köpflings ins Meer, gleich einer Million von Fröschen, welche bei dem geringsten Geräusche vom Ufer ins Wasser hüpfen. Das unbändige Gelächter der Matrosen brachte sie jedoch schnell zu Besinnung; sie erkletterten die Schiffe wieder und man hatte die größte Mühe, sie wieder los zu werden. Mehrere der ungewöhnlich schönen Weiber dieses Indianerstammes ließen sich nicht abhalten, die Spanier zu begleiten und eine derselben, welcher man den Namen Isabella beilegte, stand bei Ojeda in großer Gunst und blieb auf dieser und der folgenden Reise seine getreue Gefährtin.

Das Geschwader lichtete nach einem längeren Aufenthalte in dem Hafen Maracaibo, wo man Lebensmittel im Ueberflusse, aber keine Spur von Perlen oder Gold fand, die Anker, segelte langsam längs der westlichen Seite des Golfs von Venezuela hin und setzte, als es wieder die offene See erreicht hatte, seine Fahrt in westlicher Richtung an der Küste bis in die Gegend, wo jetzt die Stadt Santa Marta liegt, fort. Da Ojeda aber nirgends die erwarteten Schätze fand und der schlechte Zustand der Schiffe eine längere Reise nicht rathsam erscheinen ließ, so entschloß er

sich, für jetzt weiteren Entdeckungen zu entsagen und nahm seinen Lauf über das caraibische Meer nach Española, obschon seine Instruction ihm ausdrücklich verbot, diese Insel zu berühren; seine Absicht scheint gewesen zu sein, unter dem Vorwande, seine Fahrzeuge kalfatern und frische Lebensmittel einnehmen zu müssen, Colombo, welcher, wie er wußte, mit der Ordnung der mißlichen Verhältnisse der Colonie San Domingo beschäftigt war, durch die Nachricht von dem glücklichen Erfolge der ersten Entdeckungsreise, welche ohne sein Vorwissen gemacht worden war, zu ärgern. Er berührte auf seiner Fahrt noch die Caraibeninseln Dominica und Guadelupe und lief am 5. September 1499 in den Hafen von Yaquimo, nicht weit von der westlichen Spitze der Insel, ein. Als der Admiral seine Ankunft erfuhr, schickte er den listigen Roldan mit einem Theile seiner Truppen gegen ihn aus und befahl ihm, augenblicklich Española zu verlassen. Ojeda, wahrscheinlich von dem Bischofe Fonseca mit geheimen Aufträgen versehen, leistete erst nach langem Weigern und nachdem er den Aufrührern wieder frischen Muth eingeflößt hatte, dem Befehle Folge, doch mit der Drohung, er werde das Benehmen des Admirals am Hofe gebührend zu rühmen wissen. Da er an den von ihm besuchten Küsten die gehofften Reichthümer nicht angetroffen hatte und doch nicht ohne allen Gewinn heimkehren wollte, so suchte er sich auf Española und andern Inseln, an welchen er auf seiner Rückreise nach Europa vorüberkam, durch gewaltsame Entführung der Eingeborenen zu entschädigen und erreichte wegen des häufigen Aufenthalts, welchen dieses schändliche Beginnen verursachte, erst um die Mitte des Monats Juni 1500 Cadiz, wo er zweihundert Indianer öffentlich als Sclaven verkaufte. Im Allgemeinen war er mit den Ergebnissen seiner Fahrt, von welcher er außer den Sclaven nur einige Perlen mitbrachte, nicht besonders zufrieden, denn der Ruhm, eine nicht unbedeutende Küstenstrecke entdeckt zu haben, wurde von ihm nicht sehr hoch angeschlagen. Mit desto größerer Genugthuung blickte der ränkevolle Fonseca auf den Erfolg der ersten durch seine Vermittlung unternommenen Entdeckungsreise zurück und es kostete ihn nur geringe Mühe, seinem Schützlinge die volle Gunst des Hofes zu-

zuwenden und ihm die Ernennung zum Statthalter der durch ihn bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Küsten mit großen Vorrechten und Vortheilen zu erwirken.

Ojeda zögerte nicht lange, sein Glück auf einer zweiten Reise, welche einen größeren Erfolg versprach, zu versuchen, und rüstete mit zwei andern gewinnsüchtigen Abenteurern, Juan de Vergara und Garcia de Campos, vier Caravelen aus, mit welchen er im Januar 1502 den Hafen von Cadiz verließ und die Küste von Cumana glücklich erreichte. Da die Geldmittel Ojedas und seiner Gefährten zu gering gewesen waren, um die nöthigen Lebensmittel und andere Geräthschaften für die Colonie, welche man in dem Golfe von Venezuela zu gründen gedachte, anzuschaffen, so wurde jetzt beschlossen, die Küstenstrecke, wo man vor Anker lag und die sehr fruchtbar schien, mit den Waffen in der Hand auszuplündern und sich auf diese Weise aus der Verlegenheit zu helfen. Der verruchte Plan, welcher vielen Indianern, die sich zur Vertheidigung ihrer Habe aufrafften, das Leben kostete, gelang jedoch nur halb, denn obschon man eine Menge von Hängematten, Baumwollenzeugen und andern Hausgeräthen verschiedener Art zusammenbrachte, so fand man doch nur äußerst wenige Lebensmittel, und da die weiter nach Westen hin folgenden Gegenden eben so unergiebig sein konnten, so ging Vergara auf Ojedas Rath mit einer Caravele nach Jamaica, um sich hier mit einem möglichst großen Vorrath durch List oder Gewalt zu versehen. Die übrigen Schiffe erreichten unterdessen die als Wiedervereinigungspunkt bestimmte Landspitze am westlichen Ende der Bai von Venezuela, auf welcher die Pflanzstadt gegründet werden sollte, setzten aber, da dieser Küstenpunkt sich als sehr arm und unfruchtbar erwies, ihre Fahrt noch eine kleine Strecke weiter nach Westen bis zu einer Bucht fort, welche man Santa Cruz nannte, die aber jetzt den Namen Bahia Honda führt. Hier fand Ojeda zu seinem nicht geringen Erstaunen einen Spanier, der im vergangenen Jahre von Rodrigo de Bastides, dessen Entdeckungsreise in diesem Meeresstrich weiter unten besprochen werden soll, zurückgelassen worden war und während eines dreizehnmonatlichen Aufenthaltes unter den Wilden deren Sprache erlernt

hatte. Ohne sich darum zu kümmern, ob ihm zuerst das Recht zustehe, sich auf einer freilich von ihm gesehenen, aber von einem Andern zuerst betretenen und in Besitz genommenen Küste niederzulassen, landete Ojeda seine Leute, schlug die Eingeborenen, welche sich widersetzten, in die Flucht und begann mit seinem gewohnten Eifer den Bau eines Forts, unter dessen Schutz sich die neue Pflanzstadt erheben sollte. Fortwährende Angriffe der Indianer, Mangel an Lebensmitteln und die zu auffallend hervortretende Habsucht der Anführer entmuthigten jedoch bald die mit Arbeit überhäufte Mannschaft und veranlaßten eine Meuterei, welche Juan de Vergara, der während des Zwistes von Jamaica eingetroffen war, auf die niederträchtigste Weise benutzte, um Ojeda, den er der Uebertretung seiner Instruction und der Mißhandlung der Eingeborenen beschuldigte, an Bord seines Schiffes in Ketten zu legen. Die Ursache dieses Verfahrens war aber keine andere, als der schmutzige Eigennutz Vergaras und Garcias de Campos, welche sich das auf den Streifzügen gegen die Wilden erbeutete und in einer Kiste aufbewahrte Gold bei dieser günstigen Gelegenheit anzueignen gedachten. Sie gingen gegen Ende des Monats Mai 1502 zur nicht geringen Freude der Eingeborenen, welche sogleich die fast vollendeten Festungswerke zu zerstören begannen, unter Segel und steuerten nach Española, um dem Gouverneur dieser Insel den Befehlshaber der Expedition als Verbrecher abzuliefern. Ojeda, welcher schon einige vergebliche Versuche zu seiner Befreiung gemacht hatte, nahm, als die Schiffe in dem Hafen von Yaquimo in Steinwurfsweite vom Ufer vor Anker lagen, während des Nachts einen Augenblick, wo seine Wächter schliefen, wahr und ließ sich leise an der Seite der Caravele herab, um, seiner Stärke und Gewandtheit vertrauend, nach dem Strande zu schwimmen. Da ihm jedoch die Füße gefesselt waren und die Arbeit der Arme nicht hinreichte, ihn sammt dem schweren Eisen über dem Wasser zu erhalten, so sah er sich bald genöthigt, um Hülfe zu rufen und ward halbtodt von einem herbeieilenden Boote aufgenommen und zu seinen unbeugsamen Gefährten zurückgebracht, welche ihn am folgenden Tage ans Land setzten und dem Gerichtshofe der Insel überlieferten. Dieser

erklärte ihn für schuldig und sprach ihm alles Recht auf den Inhalt der verhängnißvollen Kiste ab; zwar hob später der König dieses Urtheil auf und befahl, das Eigenthum des so unverdient mißhandelten Mannes herauszugeben, aber die Gerichtskosten hatten seinen Antheil an dem Golde vollständig aufgezehrt und Ojeda war so arm als je zuvor. Eine dritte Reise, welche er zu Anfang des Jahres 1505 mit einem kleinen Geschwader von drei Schiffen nach dem Golfe von Venezuela unternahm, über welche sich aber keine nähere Nachrichten finden, scheint ihm eben so wenig Gewinn gebracht zu haben, denn wir begegnen ihm wieder im J. 1508 auf der Insel Española als einem von allen Geldmitteln entblößten und von ungestümen Gläubigern geplagten Mann.

Noch einmal lächelte ihm das Glück und schien ihn endlich für die erduldeten Mühseligkeiten und Gefahren glänzend belohnen zu wollen. Die vielversprechenden Berichte Colombos über die goldreiche Küste von Veragua hatte den nach so ungeheuern Schätzen lüsternen König Ferdinand zu dem Entschlusse geführt, eine Reihe von Pflanzstädten in diesem gesegneten Lande, welches man allgemein für den Goldchersonnes der Alten und für den Ort hielt, woher König Salomo das zum Tempelbaue nöthige Gold zog, anzulegen und die Verwaltung desselben einem tüchtigen Manne anzuvertrauen. Vieler Augen waren auf den tapfern Ojeda, der sich immer noch auf Española aufhielt, gerichtet und Juan de la Cosa, der schon erwähnte bewährte Seemann, welcher ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatte, erbot sich, ihm nicht nur auch bei diesem Unternehmen ein treuer Gefährte zu sein, sondern sogar nach Spanien zu gehen, am Hofe seine Anstellung als Statthalter von Veragua zu unterhandeln und im Falle der Gewährung ihn mit seinem mühsam erworbenen Vermögen zu unterstützen. Ojeda ließ sich diesen Vorschlag gern gefallen und Juan de la Cosa, vertrauend auf die vielfachen Dienste, die er der spanischen Krone geleistet und durch die er sich, wie er wohl wußte, den Beifall des Königs erworben hatte, erschien bald darauf mit seinem Gesuche am Hofe, wo er zwar, von dem Bischofe Fonseca kräftig unterstützt, bereitwilliges Gehör, aber

auch an dem eben so gewandten als beliebten Hofmanne Diego de Nicuesa einen unabweisbaren Nebenbuhler fand. Um beide zu befriedigen theilte der König die Statthalterschaft, so daß Ojeda den östlichen Theil, welcher sich von dem Vorgebirge Cabo de la Vela bis zur Mitte des Golfs von Uraba erstreckte und dem man den Namen Neuandalusien beilegte, Nicuesa aber den von der erwähnten Scheidelinie bis zu dem Vorgebirge Gracias a Dios reichenden westlichen Theil erhielt. Juan de la Cosa, welcher zur Belohnung seiner Bemühungen zum Unterstatthalter in Neuandalusien ernannt wurde, beeilte sich vergebens seinem Nebenbuhler in der Ausrüstung der Schiffe zuvorzukommen und beide Geschwader trafen fast zu gleicher Zeit in dem Hafen von San Domingo ein, wo sich, wie leicht vorauszusehen war, zwischen den beiden Statthaltern ein heftiger Streit über die genaue Scheidelinie ihrer Provinzen erhob, welchen der rasche Ojeda durch einen Zweikampf am besten schlichten zu können gedachte; sein klügerer Gegner wich aber geschickt der Herausforderung aus und durch die Vermittelung Juans de la Cosa wurde endlich der in den Meerbusen von Uraba mündende Fluß Atrato als Grenze zwischen Neuandalusien und Goldcastilien, wie man pomphaft Nicuesas Provinz nannte, angenommen. Da das von Juan de la Cosa herbeigeführte kleine Geschwader nicht hinreichend mit Lebensmitteln und andern zur Gründung einer Colonie nöthigen Geräthschaften versehen war, so spähte Ojeda lange vergebens nach einem Mittel, sich die zum Ankauf derselben erforderliche Summe zu verschaffen, bis es ihm endlich gelang, Martin Fernandez de Enciso, einen reichen, ehrgeizigen Rechtsanwalt, zu umstricken und ihn durch das Versprechen, ihn zum Oberrichter seiner Statthalterschaft zu machen, zur Verwendung seines ganzen Vermögens auf das Unternehmen zu bereden. Enciso sollte nach dem Vertrage nach Ojedas Abreise noch einige Zeit auf der Insel zurückbleiben, um Mannschaft zu werben und Lebensmittel zusammenzubringen, und dann mit einem wohlbefrachteten Schiffe nach dem Orte absegeln, wo man bis zu seiner Ankunft die Colonie angelegt zu haben glaubte.

Ojeda lichtete am 11. November 1509 die Anker, erreichte

nach einer schnellen und glücklichen Fahrt seine Statthalterschaft und lief in die schöne Bai, an welcher später die Stadt Cartagena erbaut wurde, ein, um an dieser, wie es ihm schien, am besten geeigneten Küstenstelle den Sitz seiner Regierung zu gründen. Juan de la Cosa, der schon früher diese Gegend besucht hatte, warnte ihn zwar vor dem wilden kriegerischen Sinne und den vergifteten Pfeilen der Eingeborenen; Ojeda aber, ein Mann, der, wenn es der Verwirklichung seiner Pläne galt, vor keiner Gefahr zurückbebte, setzte einen großen Theil seiner Truppen, die etwa aus dreihundert Mann bestanden, ans Land und griff die Wilden, nachdem er sie vergebens durch Versprechungen und Drohworte aufgefordert hatte, den christlichen Glauben anzunehmen und sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, mit seinem gewöhnlichen Ungestüm an. Die Indianer, mit großen Schwertern von eisenhartem Holze und starken Schilden von Weidengeflechten bewaffnet, leisteten tapfern Widerstand und wurden nur mit Mühe überwältigt; acht von ihnen vertheidigten sich sogar auf der Flucht so lange gegen die vereinte Schaar der Spanier, bis es gelang, die Hütte, worin sie sich festgesetzt hatten, in Brand zu stecken. Das Schlachtfeld war mit todten Indianern bedeckt und sechzig Gefangene wurden als Sclaven nach den Schiffen gebracht, aber Ojeda, mit dem zwar mühsam errungenen aber nur mit einem Todten erkauften Siege nicht zufrieden, verfolgte den Feind, trotz der Vorstellungen des vorsichtigern Juan de Cosa, bis zu einem weiter im Innern liegenden Dorfe, welches jetzt noch seinen ursprünglichen Namen Turbaco führt, und gab, da er den Wilden, deren Weiber und Kinder man mit ihrer besten Habe ins nahe Gebirg entfliehen sah, die Lust zum Kampfe vollständig benommen zu haben glaubte, die Erlaubniß, die verlassenen Wohnungen zu plündern. Kaum hatten sich aber die Spanier sorglos zerstreut, als die indianischen Krieger in großen Schaaren und mit betäubendem Geschrei von allen Seiten aus dem Walde hervorbrachen und die Häuser umzingelten. Die vereinzelten Plünderer, welche, von Habsucht getrieben, alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten, vertheidigten sich zwar mit verzweifelter Tapferkeit, da es ihnen aber unmöglich war, sich zu

vereinigen, so fiel einer nach dem andern durch die Keulen und vergifteten Pfeile der wüthenden Wilden. Ojeda gelang es beim Beginne des Kampfes, sich mit seiner nächsten Umgebung in einem umzäunten Platze zu verschanzen, wo aber eben so wenig Schutz gegen den Pfeilregen zu finden war; bereits lagen alle seine Gefährten todt an seiner Seite, als der tapfere Juan de la Cosa mit einigen Leuten den Eingang der Umzäunung erreichte und die Wilden auf einige Augenblicke zurückdrängte. Ojeda sprang jetzt von dem Boden, wo er auf den Knieen liegend mit wunderbarer Gewandtheit durch seinen Schild die von allen Seiten nach ihm geschleuderten Geschosse von sich abgehalten hatte, gleich einem gereizten Tiger auf und verschwand in dem dichtesten Haufen der Feinde. Juan de la Cosa zog sich mit dem Reste der Mannschaft in eine Hütte zurück und vertheidigte sich gegen die immer mehr anschwellenden Schaaren der Indianer, bis er, von dem schnellwirkenden Gift seiner zahlreichen Pfeilwunden überwältigt unter fürchterlichen Krämpfen seinen Geist aushauchte; von allen seinen Leuten überlebte ihn nur ein einziger, welcher glücklich entkam, um die traurige Botschaft von dem Schicksale seiner Gefährten nach dem Ankerplatze zu bringen. Der Tod des alten Juan de la Cosa ward mit tiefem Schmerze vernommen, denn durch seinen Muth und seine Klugheit und noch mehr durch seine uneigennützige Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit war er der Liebling Aller geworden. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte er nicht nur als Steuermann Colombos und anderer berühmten Seefahrer, sondern auch auf zwei Reisen, die er als Befehlshaber in den Jahren 1504 und 1507 nach dem amerikanischen Festlande zur Erforschung der goldreichen Küsten unternahm, seine Tüchtigkeit bewährt und bei seinen Zeitgenossen ein so gewichtiges Ansehen erlangt, daß man ihm nachrühmte, er kenne die Meeresstriche der neuen Welt so genau, wie die Zimmer in seinem eigenen Hause, und noch lange schätzte man die von ihm entworfenen Charten als die vorzüglichsten und zuverläßigsten.

Als die Nachricht von der Niederlage des Streifzuges in dem Inneren des Landes zu der Flotte gelangte, setzte sich sogleich eine gutbewaffnete Schaar in Bewegung, um den Leuten, die etwa

dem Gemetzel entgangen und in den Wäldern versteckt sein konnten, Beistand zu leisten; man feuerte Signalschüsse ab, stieß in die Trompeten und durchsuchte das Gehölz, aber vergebens; nur das Echo oder das Hohngeschrei der Wilden antwortete dem Rufe der angstvoll Umherspähenden, und schon waren sie im Begriffe, diese unheilvolle Küste zu verlassen und ihre Boote wieder zu besteigen, als sie am Rande des Meeres in einem Dickicht von Manglebäumen zufällig einen Mann in spanischer Kleidung am Boden liegend und das gezückte Schwert in der Hand entdeckten. Sie näherten sich und erkannten alsbald zu ihrem nicht geringen Erstaunen in ihm ihren Anführer Ojeda; er lebte noch, war aber bereits durch Hunger und Müdigkeit so schwach geworden, daß er nicht mehr zu sprechen vermochte. Sie zogen ihn aus dem feuchten Gehölze hervor, erwärmten an einem schnell angezündeten Feuer seine erstarrten Glieder und labten ihn dann mit Speise und Wein, bis er wieder so viel Kraft erlangt hatte, daß man ihn auf sein Schiff bringen konnte. Seine Rettung aus dem Schlachtgewühle gränzte an das Wunderbare und er selbst schrieb sie keineswegs seiner Tapferkeit, sondern einem Bilde der heiligen Jungfrau zu, das er stets bei sich trug. Mit unwiderstehlichem Ungestüm hatte er sich einen Weg mitten durch die dichten Schaaren der Feinde gebahnt und den Saum des schützenden Waldes erreicht, ohne auch nur die geringste Wunde davon zu tragen, obschon sein Schild von mehr als dreihundert Pfeilen durchbohrt war. Nach kurzer Rast hatte er von hier, um den ihn von allen Seiten mit betäubendem Siegesgeschrei umschwärmenden Wilden zu entgehen, durch das unwegsamste Gehölz und die schwierigsten Gebirgspfade die Richtung nach dem Meere eingeschlagen und die Küste auch glücklich erreicht, aber durch Hunger und Müdigkeit so völlig erschöpft, daß er in einem Dickicht von Manglebäumen bewußtlos niedersank und ohne Zweifel sein abenteuerliches Leben geendet haben würde, wenn nicht eine Streifpartei seiner Leute zufällig in seine Nähe gekommen wäre. Seine Genesung erfolgte nur sehr langsam und noch weilte er, über den elenden Tod seines treuesten Freundes La Cosa tief betrübt, unthätig in seiner Kajüte, als die Tücke des Schicksals ihm eine

neue, noch schmerzlichere Demüthigung bereiten zu wollen schien. Mehrere Schiffe, welche sich eines Tages der Küste näherten, wurden als Nicuesas Geschwader erkannt und Ojeda, in seiner hülflosen Lage nicht im Stande seinem Todfeinde die Spitze zu bieten, fand kein anderes Mittel, sich aus dieser peinlichen Verlegenheit zu ziehen, als daß er sich am Strande verbarg und von seiner Mannschaft verläugnen ließ; Nicuesa aber, kaum von dem seinen Landsleuten widerfahrenen Unglücke unterrichtet, benahm sich als wahrer Edelmann und vergaß nicht nur für den Augenblick den früheren Zwist auf Española, sondern bot überdieß seinem erbitterten Feinde allen ihm möglichen Beistand an, um an den Wilden Rache zu nehmen. Ojeda ergriff eben so gerührt als begierig diesen uneigennützigen Vorschlag und die vereinigten Geschwader landeten ungesäumt vierhundert Mann, welche, von den beiden Befehlshabern geführt, in der Nacht nach dem Dorfe Turbaco vorrückten und die sorglosen Indianer im tiefsten Schlafe überraschten. Die Häuser wurden in Brand gesteckt und sämmtliche Bewohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts erbarmungslos niedergemetzelt oder in die Flammen geworfen. Die Beute, welche man machte, muß sehr beträchtlich gewesen sein, denn der Antheil Nicuesas an Gold und andern Kostbarkeiten belief sich auf zwanzig tausend Pistolen. Nach dieser unmenschlichen That trennten sich beide Statthalter mit vielen Freundschaftsversicherungen und Nicuesa setzte, mit seiner Landung sehr zufrieden, seinen Weg nach Veragua fort.

Ojeda, endlich überzeugt, daß sein hartnäckiger Vorsatz, an dieser unheilvollen Küstenstelle eine Pflanzstadt zu gründen, der ganzen Expedition den Untergang bereiten müsse, lichtete ebenfalls die Anker und steuerte nach dem Golfe von Uraba, wo er nach langem Umhersuchen nach einer von weniger kriegerischen Indianerstämmen bewohnten Gegend an dem Gebirge, welches die östliche Landspitze des Busens bildet, den Bau einer Stadt begann und ihr den Namen San Sebastian beilegte, um durch die Fürbitte dieses Märtyrers die Ansiedler vor den vergifteten Pfeilen der Wilden zu schützen. Diese vermieden, was schon Verdacht erregte, jede Verbindung mit den Spaniern, da sie wohl bereits

von den grausamen Thaten derselben gehört hatten, unternahmen jedoch auch keinen Angriff, so lange die Thätigkeit der Fremdlinge sich auf den Bau ihrer Hütten und Vertheidigungswerke beschränkte; als aber nach Beendigung der nöthigsten Arbeiten Ojeda mit einer Schaar Bewaffneter einen Streifzug wagte, um die Beschaffenheit des Landes genauer kennen zu lernen und einem in der Nähe wohnenden Caziken, der nach der Aussage mehrerer Eingeborenen eine große Menge gediegenen Goldes besitzen sollte, einen Besuch abzustatten, wurde er schon am Eingange des Waldes, der sich nicht weit von der Küste hinzog, mit einem Hagel vergifteter Pfeile empfangen und mußte sich nach dem Verluste mehrerer Leute in großer Eile nach der Festung zurückziehen. Spätere Streifzüge, welche aus Mangel an Lebensmitteln unternommen werden mußten, hatten keinen besseren Erfolg und die Entmuthigung der Ansiedler ward bald so groß und allgemein, daß sie lieber geduldig ihr Ende durch den Hunger erwarten, als sich dem fürchterlichen Tode durch die vergifteten Pfeile aussetzen wollten. Ojeda allein hatte bis jetzt, obschon er der erste und kühnste im Kampfe war, noch kein Geschoß getroffen und nicht nur seine Leute, sondern auch die Wilden hielten ihn für unverletzlich, bis mehrere der geschicktesten indianischen Schützen ihn aus einem sicheren Hinterhalte zugleich zum Ziele nahmen und einer derselben zur nicht geringen Bestürzung der Spanier ihm mit einem Pfeile den Schenkel durchschoß. Das Gift begann bereits seine Wirkung zu äußern, als Ojeda zu einem verzweifelten Mittel griff und zwei eiserne Platten glühend zu machen und auf beide Oeffnungen der Pfeilwunde zu legen befahl. Der Wundarzt weigerte sich zwar, eine so schmerzhafte Operation zu versuchen, mußte aber dem Verlangen seines Gebieters, der ihn hängen zu lassen drohte, entsprechen. Der Verwundete hielt das Auflegen der Platten, ohne auch nur durch die geringste Bewegung den fürchterlichen Schmerz zu verrathen, aus und augenblicklich durchströmte den von schauriger Kälte durchrieselten Körper eine solche Gluth, daß man ihn, um sie zu dämpfen, unausgesetzt in Tücher mit Essig getränkt einwickeln mußte. Eine ganze Tonne Essig wurde verbraucht, bis die Hitze wieder nachließ, aber das Gift war vernichtet

und die Heilung glücklich vollbracht. Die Ansiedler freuten sich zwar herzlich der unverhofften Rettung ihres Oberhauptes, aber ihre traurige Lage war dadurch um nichts gebessert, denn Hunger und Krankheit rafften einen nach dem anderen dahin; selbst die langgehegte einzige Hoffnung auf die Ankunft des von Enciso ausgerüsteten Schiffes war beinahe verschwunden, als sich eines Tages unvermuthet ein Segel am Horizonte zeigte und der Ansiedelung zusteuerte. Das Fahrzeug kam von Española, wurde aber nicht von Enciso befehligt, sondern von Bernardino de Talavera, einem kecken Abenteurer, der es, um seinen unbarmherzigen Gläubigern zu entgehen, mit siebenzig gleichgesinnten und eben so hart bedrängten Gefährten an der Ostspitze der Insel, wo es mit Lebensmitteln für San Domingo befrachtet vor Anker lag, hinweggenommen und sich damit auf gutes Glück auf die hohe See gewagt hatte. Die zufällige Landung des Freibeuters verbreitete großen Jubel zu San Sebastian und Ojeda zögerte nicht, seine reiche Ladung an Speck und Cassavabrod gegen die verlangte Summe Goldes an sich zu bringen. So sparsam er aber auch damit umging, so trat doch, da man die Streifzüge nach den indianischen Dörfern aufgegeben hatte, bald wieder große Noth ein; die Ansiedler kündigten den Gehorsam auf und trafen Anstalten, sich der im Hafen liegenden Caravelen zu bemächtigen, um nach der Heimath zurückzukehren. Nur mit Mühe bewog sie Ojeda zum Bleiben, indem er sich erbot, mit den Freibeutern, welche durch den jämmerlichen Zustand der Colonie bereits die Lust zu weiteren Unternehmungen verloren hatten und sich lieber ihren Gläubigern als dem Tode durch Hunger oder vergiftete Pfeile preisgeben wollten, nach Española zu gehen und in kurzer Frist frische Mannschaft und hinreichende Vorräthe herbeizuführen. Sie versprachen ihm, unter dem Befehle seines Stellvertreters Francisco Pizarro, eines tüchtigen Mannes, der später durch die Eroberung Perus so großen Ruhm erlangte, noch fünfzig Tage ruhig zu San Sebastian ausdauern zu wollen, dagegen gestattete er ihnen, wenn er nach Ablauf dieser Frist nicht zurückgekommrn sein würde, ihrem freien Willen folgen und die Ansiedlung aufgeben zu dürfen.

Ojeda, fest überzeugt, in dem festgesetzten Zeitraum sein

Verſprechen löſen und der von ihm angelegten Pflanzſtadt, von deren Erhaltung ſein künftiges Glück abhing, die nöthige Unterſtützung bringen zu können, beſtieg fröhlichen Muthes das Freibeuterſchiff und nahm ſeine Richtung gradezu nach Eſpañola; kaum hatte er aber die hohe See erreicht, als er mit Talavera, der ſich als Eigenthümer des geſtohlenen Fahrzeuges betrachtete und deßhalb den Oberbefehl in Anſpruch nahm, in Streit gerieth und da er mit gewohnter Heftigkeit auf ihn eindrang und die Frage mit der Schärfe des Schwertes ſchnell zu entſcheiden meinte, von der Mannſchaft feſtgenommen und in Ketten geworfen wurde. Bald darauf erhob ſich jedoch ein ſo ſtarker Sturm, daß die des Meeres unkundigen Freibeuter ſich genöthigt ſahen, ihren Gefangenen freizugeben und ihm die Führung des Schiffes anzuvertrauen, aber es war bereits durch Winde und Strömungen zu weit von ſeiner Bahn abgebracht und Ojeda mußte es, da es jeden Augenblick zu ſinken drohte, an der Südküſte der Inſel Cuba auf den Strand laufen laſſen. Sämmtliche Abenteurer entgingen glücklich dem Schiffbruche, aber Mühſeligkeiten und Leiden, weit ſchlimmer als der ſchnelle Tod in den Wogen, warteten ihrer auf dem Wege, den ſie nach der Oſtſpitze Cubas einſchlugen, um von da eine Ueberfahrt nach Eſpañola zu verſuchen. Um ſich vor den Angriffen der Eingeborenen ſicher zu ſtellen, wateten ſie eine Strecke von dreißig Meilen durch tiefe Sümpfe; ihre Nahrung beſtand in einigen Wurzeln und Kartoffeln, welche ſie roh verzehrten, aus einem dürftigen Vorrathe von Caſſavabrod und etwas Käſe; wollten ſie raſten oder ſchlafen, ſo mußten ſie, um nicht im Schlamme zu erſticken, die dicht verwachſenen Manglebäume, welche hie und da gruppenweiſe aus dem Waſſer hervorragten, erſteigen. Von ſiebenzig Leuten erlagen fünfunddreißig den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen und die Ueberlebenden ſanken, als ſie endlich den feſten Boden wieder erreichten, völlig erſchöpft zu Boden und wären ohne die Mildthätigkeit der Eingeborenen, welche ſie in ihre Wohnungen trugen und mit Speiſe und Trank erquickten, ebenfalls elend umgekommen. Als ſie wieder hinreichende Kraft erlangt hatten, ſchickte Ojeda einen ſeiner kühnſten Gefährten mit einigen Indianern in einem Canoe nach

Jamaica, um den Statthalter dieser Insel um Hülfe anzuflehen. Es erschien alsbald eine Caravele, welche die Schiffbrüchigen nach Jamaica brachte, wo sie sehr wohlwollend aufgenommen wurden; Talavera und seine Gesellen blieben aus Furcht vor ihren Gläubigern und der Strafe wegen des begangenen Diebstahls auf Jamaica, Ojeda aber schiffte sich nach Española ein, um seiner Pflanzstadt schleunigst Unterstützung zuzuführen. Als er zu San Domingo ankam, hörte er, daß Enciso schon vor längerer Zeit mit Mannschaft und Lebensmitteln abgegangen, aber seitdem keine Nachricht von ihm eingelaufen sei; da Ojeda fürchtete, das Schiff könne durch den Sturm, der ihn selbst an die Küste von Cuba warf, verunglückt sein, so versuchte er das zur Ausrüstung eines Fahrzeuges und zur Anwerbung einer neuen Schaar von Abenteurern nöthige Geld aufzutreiben, aber ohne allen Erfolg, denn man betrachtete sein Ansiedelungsprojekt als gescheitert und hatte auf weitere Versuche kein Vertrauen.

Enciso hatte unterdessen glücklich die Küstenstelle, wo die Eingeborenen von Ojeda und Nicuesa so fürchterlich gezüchtigt worden waren, erreicht und war eifrig beschäftigt, sein beschädigtes Boot auszubessern und frisches Wasser einzunehmen, als eine von Francisco Pizarro geführte Brigantine, an deren Bord sich der Rest der Ansiedler von San Sebastian befand, zu ihm stieß. Sie hatten unter unsäglichen Leiden den festgesetzten Termin von fünfzig Tagen ruhig erwartet, als aber auch jetzt noch keine Hülfe erschien, faßten sie den Entschluß, nach Española zurückzukehren; da jedoch die beiden kleinen Brigantinen, welche ihnen geblieben waren, die gesammte Mannschaft nicht zu fassen vermochten, so kamen sie mit einander überein, noch so lange zu warten, bis durch Hunger und Krankheit ihre Zahl zu der Ladungsfähigkeit der Schiffe zusammengeschmolzen sei. Als dieses in kurzer Zeit geschehen war, brachten sie ihr werthvollstes Besitzthum an Bord und sagten dem Lande, wo sie statt der gehofften Reichthümer und Bequemlichkeit nur Elend und Kummer gefunden hatten, Lebewohl. Kaum war ihnen die Küste aus dem Gesichte verschwunden, als sich ein heftiger Sturm erhob und die eine der Brigantinen mit Mann und Maus in den Wogen vergrub; die

andere war so glücklich, den sicheren Ankerplatz zu erreichen, wo sie den lange vergebens erwarteten Enciso antraf. Dieser war keineswegs gesonnen, die so mühsam gegründete Colonie San Sebastian, deren Untergang auch die Endschaft seiner Würde als erster Richter der Statthalterschaft Neuandalusien zur Folge haben mußte, aufzugeben und bewog Pizarro und seine Leute durch Drohungen und Versprechungen mit ihm dorthin zurückzukehren. Zuerst unternahmen sie jedoch einen Einfall in eine etwa zwanzig Meilen westlich von ihrem Ankerplatze liegende Gegend, welche Zenu hieß und nach der Aussage der Indianer so reich an Gold sein sollte, daß man in den Flüssen ohne Mühe mit Netzen eiergroße Stücke dieses Metalls auffische und die Todten mit dem kostbarsten Goldschmucke beerdige. Von unersättlicher Habsucht gestachelt, hatte es Enciso besonders auf die Gräber, in denen nach seiner Voraussetzung im Laufe der Zeit sich ungeheure Schätze gehäuft haben mußten, abgesehen und landete an der ihm angegebenen Küstenstelle seine Mannschaft; statt des Goldes aber fand er die kriegerischen Eingeborenen in Schlachtordnung und als schon bei dem ersten Angriffe mehrere seiner Leute durch die Wirkung der vergifteten Pfeile auf eine jämmerliche Weise erlagen, lichtete er schnell wieder die Anker und steuerte nach dem Golfe von Uraba, um die verlassene Ansiedelung von neuem zu besetzen; ein besonderer Unstern schien jedoch über alle San Sebastian betreffende Unternehmungen zu walten, denn bei der Einfahrt in den Hafen stieß Encisos Schiff auf eine Klippe und sank so schnell, daß kaum die Mannschaft gerettet werden konnte und alle Lebensmittel, Zuchtthiere und Geräthschaften, welche der abenteuerliche Rechtsgelehrte mit dem Ertrage mehrjähriger Anstrengung angekauft hatte, in wenigen Augenblicken zu Grund gingen. Als man das Land betrat, sah man nur noch wenige Trümmer der kaum verlassenen Wohnungen, welche die Wilden sogleich nach der Abreise der Ansiedler in Brand gesteckt hatten, und auf dem ersten Streifzug, den man aus Mangel an Lebensmitteln unternahm, fand man einen so hartnäckigen Widerstand, daß selbst Enciso seinen Vorsatz, sich an diesem unheilvollen Orte mit Gewalt zu behaupten, aufgab und auf den Rath des Vasco Nuñez

de Balboa, eines kecken Abenteurers, der schon früher auf dem Geschwader Rodrigos de Bastidas diese Küstenstrecke besucht hatte, nach der westlichen Seite des Golfs segelte, wo er nach einem glänzenden Siege über die Eingeborenen an einer sehr fruchtbaren Stelle eine Pflanzstadt gründete und ihr den Namen Santa Maria el Antigua beilegte. Kaum hatten die Qualen des Hungers und der Krankheiten aufgehört, als heftiger Zwist zwischen den ehrgeizigen Führern der Ansiedler selbst neues Verderben zu drohen anfing. Der langwährende Streit endigte mit der Absetzung des allzu hochmüthig und streng auftretenden Enciso und mit der Erhebung des bei der Mannschaft in großer Gunst stehenden Vasco Nuñez de Balboa, von dessen Thaten weiter unten die Rede sein wird; Enciso ging darauf nach Spanien, um sich bei dem Hofe über die ihm gewordene ungerechte Behandlung zu beklagen und seine Wiedereinsetzung durch einen königlichen Befehl zu erwirken.

An Ojeda dachte Niemand mehr; arm und verlassen irrte dieser eines besseren Looses würdige Mann, welchem jetzt das Glück für immer den Rücken kehrte, in den Straßen von San Domingo umher und wir begegnen ihm nur noch einmal bei einem nächtlichen Abenteuer, welches zur Genüge beweist, daß auch der größte Jammer, welcher über ihn hereinbrach, seinen Muth nicht zu schwächen vermochte. Als er eines Abends sich spät nach seiner Wohnung begab, ward er von einer Schaar bewaffneter Bösewichte, welche zu der Rotte Talaveras, der mit den meisten seiner Spießgesellen auf Jamaica festgenommen und gehängt worden war, gehört hatten, meuchelmörderisch angegriffen; nur mit seinem Degen bewaffnet, wehrte er nicht nur die wüthend auf ihn Einstürmenden ab, sondern schlug sie, nachdem er mehrere von ihnen niedergestochen hatte, in die Flucht und verfolgte sie noch eine Strecke weit durch die Stadt. Bald darauf befiel ihn eine gefährliche Krankheit, welcher er gegen Ende des Jahres 1515 erlag, ohne so viel Geld zu hinterlassen, daß man die Kosten seiner Beerdigung damit bestreiten konnte. Seine letzten Tage scheint er in großer Frömmigkeit hingebracht zu haben und sein sehnlichster Wunsch war, unter der Thüre des Franziskanerklosters

begraben zu werden, damit ihn Jeder zur Strafe seines unbändigen Stolzes im Leben nach dem Tode mit Füßen trete. — So endete Alonso de Ojeda, vielleicht der kühnste Abenteurer, der je die neue Welt betrat, und einer jener seltenen Männer, deren Fehler man bei der Betrachtung ihrer ungewöhnlichen und oft an das Wunderbare grenzenden Thaten gern vergißt. Tapfer bis zur Tollkühnheit, ausdauernd und unverdrossen in den schrecklichen Gefahren und Mühseligkeiten, unbändig stolz und ehrgeizig, Nebenbuhlern gegenüber, aber gutmüthig gegen Freunde und zu jeder Aufopferung bereit, war Ojeda fähig unter der Leitung eines klugen Anführers oder Rathgebers das schwierigste Unternehmen ehrenvoll und glücklich zu Ende zu führen, aber desto weniger dazu geeignet, selbst als Anführer an der Spitze einer Expedition zu stehen, denn seinem raschen Sinne, der den Elementen, den Menschen und dem Schicksale trotzte, fehlte die in allen Verhältnissen des Lebens so nöthige Mäßigung; er errang deshalb, so oft ihm auch das Glück hold war, weder hohe Würden noch Reichthümer.

Weit erfolgreicher waren die Unternehmungen anderer klügerer Abenteurer, welche vom spanischen Hofe zugleich mit Ojeda die Erlaubniß erhielten, zur Fahrt nach der neuen Welt Schiffe auszurüsten. Pero Alonso Niño von Moguer, einem Städtchen bei Palos, ein gewandter Seemann, welcher Colombo auf der zweiten und dritten Reise als Pilot begleitet hatte, und Cristoval Guerra von Sevilla, der Bruder eines reichen Kaufherrn, welcher die Kosten der Ausrüstung vorschoß, stachen im Juni 1499 mit einem kleinen Fahrzeuge, dessen Bemannung nur aus dreiunddreißig Leuten bestand, keck in See und erreichten glücklich das amerikanische Festland. Sie steuerten vorsichtig an der Küste von Paria und Cumana hin bis zu der Insel Margarita und einer weiter nach Westen hin liegenden Gegend, welche Cauchieto hieß, und sammelten allenthalben im friedlichen Verkehre mit den Eingeborenen eine große Menge der schönsten Perlen, welche den theuersten aus dem Morgenlande kommenden an Größe und Güte nicht nachstanden, obschon sie häufig im Bohren durch den Mangel geeigneter Werkzeuge beschädigt waren. Da sie weiterhin auf

wildere Indianerstämme stießen, welche ihnen mit den Waffen in der Hand die Landung wehrten, so setzten sie ihre Reise nicht weiter nach Westen fort, sondern kehrten, ohne sich in einen Kampf einzulassen, mit ihrer Beute zufrieden, nach Spanien zurück, wo sie bereits im April 1500 eintrafen und ohne sich durch Habsucht zu einer zweiten Unternehmung verleiten zu lassen, die Früchte ihrer Fahrt genossen, die man als die ergiebigste von allen bis jetzt unternommenen bewunderte und beneidete. — Fast um dieselbe Zeit kehrte Diego de Lepe von Palos von einer Expedition zurück, die er mit zwei Schiffen nach der neuen Welt unternommen hatte; er brachte zwar weniger Schätze nach der Heimath, erfreute sich aber des Ruhmes, an dem amerikanischen Festlande weiter nach Süden gekommen zu sein, als irgend ein Seefahrer vor ihm. Er hatte das Vorgebirg St. Augustin (8° 19′ S. Br.) umsegelt, sich von der südwestlichen Richtung der Küste jenseits desselben überzeugt und eine Charte der von ihm befahrenen Strecke entworfen, welche der spanischen Regierung bei ihren späteren Unternehmungen nach dieser Gegend als Führerin diente und zuerst die Vorstellung von der pyramidenförmigen Gestalt Südamericas in Aufnahme brachte. — Von Pero Alonso Niños Glück gereizt, rüstete Rodrigo de Bastidas, ein reicher Notar aus Triana, der Vorstadt von Sevilla, schon im October 1500 zwei Caravelen aus und übergab, da er selbst von dem Seewesen wenig oder nichts verstand, die Leitung derselben dem erfahrenen Piloten Juan de la Cosa, von welchem schon mehrfach die Rede war. Sie gingen noch in demselben Jahre von Cadiz aus unter Segel und erreichten ohne Unfall den Busen von Venezuela, in welchen Ojeda im vorhergehenden Jahre eingelaufen war; von hier setzten sie ihre Fahrt in einem noch unbekannten Meeresstriche weiter nach Westen fort, entdeckten den Golf von Uraba und kamen bis zu dem Hafenplatze auf der Landenge von Panama, in welchen Colombo auf seiner vierten Reise erst mehrere Monate nach ihnen am 26. November 1502 von der entgegengesetzten Richtung her einlief und dem er in der Meinung, er habe ihn zuerst entdeckt, den Namen Puerto del Retrete beilegte. Bis jetzt war ihnen kein Unfall begegnet und

da sie überall, wo sie ans Land gegangen waren, die Eingeborenen durch freundliche Behandlung zu gewinnen gewußt hatten, so erfreuten sie sich bereits eines sehr reichen Vorrathes an Gold und Perlen und waren gesonnen, ihre Entdeckungen noch weiter zu verfolgen, als sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkten, daß ihre Schiffe auf einmal bis zum Untersinken leck wurden. Bei näherer Untersuchung derselben ergab sich, daß sie am Boden von dem in den Gewässern der heißen Zone sehr häufigen Bohrwurme gleich einem Siebe durchlöchert waren, und es blieb kein anderer Ausweg, als möglichst schnell auf dem kürzesten Wege nach San Domingo zu steuern und sie hier, so gut es ging, zur Rückfahrt nach Spanien auszubessern. Nur mit Mühe erreichten sie ein kleines Eiland an der Südküste von Española, wo sie alle möglichen Vorkehrungen trafen, ihre Fahrzeuge flott zu erhalten, und dann den Heimweg einschlugen. Ununterbrochenes Sturmwetter bannte sie jedoch in das caraibische Meer und zwang sie endlich, in eine Bucht von Española einzulaufen, wo sie kaum Zeit genug hatten, die werthvollsten Gegenstände aus den versinkenden Schiffen an die Küste zu retten. Von hier aus zogen sie zu Land durch die Insel und gelangten, unangefochten von den Eingeborenen, mit welchen sie fortwährend einen friedlichen Tauschhandel trieben, nach San Domingo. Francisco de Bobadilla, der ränkevolle Statthalter dieser Colonie, ließ Rodrigo de Bastidas sogleich nach seiner Ankunft unter dem Vorwande eines unerlaubten Verkehrs mit den Insulanern verhaften und schickte ihn als Gefangenen nach Spanien. Bastidas kam im September 1502 glücklich zu Cadiz an und ward alsbald nicht nur von der Anklage freigesprochen, sondern auch mit einer Leibrente aus dem zu erwartenden Einkommen der Provinz Uraba beschenkt. Obschon er seine beiden Schiffe verloren hatte, so war doch der Gewinn, welchen er von seiner Reise zurückbrachte, noch so beträchtlich, daß er fortan als einer der reichsten Bürger Sevillas galt.

Und Diego de Nicuesa, der Statthalter von Goldcastilien? fragt gewiß neugierig mancher Leser. Er hatte kein besseres Schicksal, als sein Nebenbuhler Ojeda. Als beide Abenteurer nach der Niedermetzelung der Eingeborenen in der Bai von Carthagena als

Freunde von einander geschieden waren, segelte Nicuesa mit seinem aus fünf Fahrzeugen bestehenden Geschwader nach seiner Statthalterschaft, um hier eine günstige Stelle zur Erbauung einer Pflanzstadt zu ermitteln. Bereits hatte man die Küste von Veragua erreicht, als sich während der Nacht ein Sturm erhob, welcher die Flotte zerstreute oder, wie man nicht ohne Grund vermuthete, dem Lieutenant Lope de Olano, einem ungefügigen, schlimmen Gesellen, eine erwünschte Gelegenheit bot, sie davon zu führen und damit auf eigene Hand sein Glück zu versuchen. Nicuesa, welcher sich auf der kleinsten Caravele zunächst am Lande befand, segelte, als er am Morgen die andern Schiffe nicht mehr sah, an der Küste weiter, um sich wieder mit ihnen zu vereinigen, und lief, da er sie nicht fand, in einen großen Fluß ein. Er lag noch nicht lange vor Anker, als der Fluß, welcher durch Regengüsse ungewöhnlich angeschwollen war, so plötzlich fiel, daß die Caravele auf dem Sande sitzen blieb und durch die reißende Strömung in Stücke zerrissen wurde. Die Mannschaft rettete sich nur mit Mühe und fast nackt ans Ufer; Lebensmittel, Kleider und Waffen gingen vor ihren Augen verloren und nur das Boot, welches sich grade am Lande befand, konnte festgehalten werden. Von allem entblößt, sah man kein anderes Mittel, sich aus dieser trostlosen Lage zu ziehen, als zu Fuß nach Veragua aufzubrechen, wohin, wie man glaubte, auch die Schiffe ihre Richtung genommen hatten; das Boot sollte dicht an der Küste die Wanderer begleiten, um sie über Baien und Flüsse zu setzen. Mit Entbehrungen jeder Art kämpfend und dabei ungewiß, ob man den rechten Weg eingeschlagen habe, erreichte der Zug eine breite Bai und wurde von dem Boote nach dem gegenüberliegenden Ufer gebracht, wo man sich ermüdet zur Ruhe legte und die Weiterreise auf den nächsten Morgen verschob. Wie erstaunte man aber bei dem Erwachen, als man sich auf einer Insel befand und auch das Boot nicht mehr gewahrte, welches entweder während der Nacht mit den Matrosen verunglückt sein mußte oder davon gegangen war. Die Insel erwies sich überdieß als ein öder Sandfleck und spendete den Dürstenden nur bitteres Wasser. Einige Schaalthiere, die das Meer spärlich auswarf, und fast ungenießbare, ungesunde

Kräuter und Wurzeln waren die einzigen Nahrungsmittel, mit denen man das Leben fristete, während man, von Verzweiflung gespornt, ein Floß aus Treibholz und Baumzweigen zusammensetzte, um wieder nach dem Festlande zu gelangen. Kaum war es fertig, als es bei dem ersten Versuche, welchen man damit machte, von der Strömung nach der hohen See geführt wurde und die darauf befindlichen Leute nur mit großer Anstrengung nach der Insel zurückzuschwimmen vermochten. Wiederholte Versuche glückten eben so wenig und man hatte bereits in dumpfer Verzweiflung jede Hoffnung auf eine andere Erlösung als durch den Tod aufgegeben, als eines Tages sich in der Ferne ein Segel zeigte und grade nach der Insel steuerte. Man erkannte es alsbald mit Frohlocken als eines der Schiffe, welche der Sturm davon geführt hatte, und zu noch größerer Ueberraschung stiegen zuerst die Matrosen ans Land, welche bei der Insel auf eine so räthselhafte Weise sammt dem Boote verschwunden waren. Fest überzeugt, daß der gewählte Weg der unrechte sei, hatten sich diese in gerechter Befürchtung, daß Nicuesa ihrer Ansicht doch nicht folgen würde, heimlich davon gemacht und die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Nach einer mühevollen Fahrt von mehreren Tagen hatten sie auch wirklich die Flotte in dem Flusse Belen, wo schon Colombo, wie bereits weiter oben erzählt wurde, auf seiner vierten Reise so großes Ungemach erdulden mußte, aufgefunden und Lope de Olano von der verzweifelten Lage ihrer Gefährten unterrichtet. Mag nun Olano sich absichtlich von Nicuesa getrennt und Verrath im Schilde geführt oder ohne böse Absicht, wie es fast scheint, seinen Lauf nach einer Küstenstelle, die allerdings dem Orte, wo die Pflanzstadt gegründet werden sollte, näher lag, genommen haben, gewiß ist, daß er nach Anhörung der Matrosen möglichst schnell eine Brigantine auslaufen ließ, um seinen Befehlshaber sammt den bei ihm befindlichen Leuten abzuholen. Dieser vergalt ihm jedoch schlecht diese Bereitwilligkeit und ließ ihn sogleich nach seiner Ankunft im Fluße Belen als Verräther und Urheber alles Unheils in Ketten werfen, um ihn bei der ersten Gelegenheit zur Bestrafung nach Spanien zu schicken. Der Zustand der wiedergefundenen Mannschaft,

welche Olano nur mit Mühe zusammengehalten hatte, war indessen nichts weniger als erfreulich; Hunger und Krankheiten hatten sie sehr gelichtet, und als Nicuesa die Reste seiner wohlausgerüsteten Expedition übersah, waren von siebenhundert ausgesuchten Leuten nur noch dreihundert übrig und viele von diesen dem Tode nah. Da der gänzliche Mangel an Lebensmitteln alle Unternehmungen lähmte, so machte er, um sich solche zu verschaffen, vor allem mehrere Streifzüge nach den nächsten Dörfern und Feldern der Eingeborenen; diese aber vertheidigten ihr Besitzthum mit hartnäckiger Tapferkeit und man erbeutete nur selten einige Vorräthe; die Hungersnoth erreichte dadurch bald einen so hohen Grad, daß man die ekelhaftesten Dinge genoß und eine Schaar von dreißig Leuten sogar den bereits halb in Verwesung übergegangenen Leichnam eines Indianers, welchen sie auf einem Streifzuge fanden, gierig verzehrten. Der abscheuliche Fraß wirkte aber so nachtheilig auf ihre Gesundheit, daß nicht ein einziger mit dem Leben davon kam. Erst nach so schrecklichem Elend entschloß sich Nicuesa, den Ort, wo man bereits durch die Errichtung von Wohnungen den Grund einer Pflanzstadt gelegt hatte, zu verlassen und weiter nach Osten hin eine günstigere Stelle aufzusuchen. Er schiffte sich mit hundert, mehr Leichen als lebenden Wesen ähnlichen Leuten, dem Reste der ganzen Mannschaft, auf den drei von der Flotte noch vorhandenen Fahrzeugen ein und steuerte an der Küste der Landenge von Panama hin. Nachdem er an mehreren Punkten, wo er zu landen versuchte, den Angriffen der Wilden hatte weichen müssen, wollte er endlich an dem Eingange einer schönen Bucht seiner Irrfahrt um jeden Preis ein Ziel setzen und rief ärgerlich: „Hier wollen wir in Gottes Namen bleiben.“ Man betrachtete diese Worte als eine günstige Vorbedeutung und nannte den Ort, wo man die Colonie anzulegen gedachte, Nombre de Dios (Gottes Namen), ohne zu wissen, daß Colombo bereits diese Bai besucht und ihr den Namen Porto de Bastimentos (Provianthafen) beigelegt hatte. Man begann sogleich den Bau einer Festung, um sich gegen die Angriffe der Eingeborenen zu sichern, welche jede freundliche Annäherung an die ihnen schon durch grausame Thaten bekannten

Fremdlinge vermieden und die Vertilgung derselben dem Hunger und Krankheiten überließen. Das frühere Elend stellte sich auch sogleich in noch erhöhtem Maße ein und die Ansiedler befanden sich nach kurzer Zeit bereits in einer so verzweiflungsvollen Lage, daß sie nicht mehr im Stande waren, einen Ueberfall der Indianer abzuwehren oder auch nur des Nachts Wache zu halten, als ihnen noch einmal ein Strahl der Hoffnung von einer Seite her leuchtete, von welcher sie ihn am wenigsten vermutheten. Als die Reste der Expedition Ojedas, welche, wie weiter oben erzählt wurde, nach der Abreise ihres Befehlshabers San Sebastian verlassen hatten, in der neugegründeten Colonie Santa Maria el Antigua über die Wahl eines andern Oberhauptes in heftigem Zwiste begriffen waren, erschienen eines Tages am Eingange des Hafens zwei Schiffe unter dem Commando Rodrigos de Colmenares, welche von Española kamen und Nicuesa Lebensmittel zuführen sollten. Colmenares machte dem Streite ein unerwartetes Ende, indem er den Ansiedlern bemerkte, daß das Gebiet, in welchem sie ihre Pflanzstadt gegründet hätten, keineswegs mehr zu Neuandalusien, sondern zu Goldcastilien gehöre und also ihr rechtmäßiger Statthalter nur Nicuesa sein könne. Man kam nun überein, daß Colmenares und einige Abgesandten der Colonie diesen aufsuchen und zur Uebernahme des Oberbefehls einladen sollten. Sie fanden ihn zu Nombre de Dios in einem der Verzweiflung nahen Zustande und erweckten ihn durch ihren Antrag zu neuem Leben. Mit der Zuversicht erwachte aber auch wieder der Uebermuth des eiteln Mannes und er war unklug genug, das Benehmen der Ansiedler zu Santa Maria el Antigua als seine Vorrechte verletzend zu tadeln und ihnen mit strenger Bestrafung zu drohen. Die Abgesandten, über eine solche Anmaßung nicht wenig erstaunt, eilten auf einer Caravele zu ihren Gefährten zurück und schilderten ihnen mit grellen Farben die Behandlung, welche sie von ihrem neuen Oberhaupte zu erwarten haben würden. Man beschloß nun einmüthig, ihn sogleich bei seiner Ankunft zurückzuweisen und nicht ans Land steigen zu lassen; als er es aber, sich auf sein Recht als Statthalter stützend, wagte, den Boden der Colonie zu betreten, nahm man ihn fest und zwang ihn, auf einer

alten, von Würmern durchlöcherten Brigantine unter Segel zu gehen, mit dem spöttischen Bedeuten, er möge nach Spanien steuern und dort am Hofe seine Sache führen. Der so schmählich verstoßene Statthalter verließ mit siebenzehn Leuten, die ihn aus Mitleid und Anhänglichkeit begleiteten, am 1. März 1511 den Hafen von Santa Maria del Antigua und nahm seinen Lauf nach Española. Sein ferneres Schicksal ist unbekannt, denn man hörte nie mehr etwas von ihm. Das Gerücht, daß man später an der Südküste von Cuba einen Baum mit der Inschrift: „Hier endete der unglückliche Nicuesa", aufgefunden habe, verdient keinen Glauben und die Vermuthung, daß das elende Schiff auf der Ueberfahrt mit der ganzen Mannschaft von den Wogen verschlungen worden sei, darf wohl als die wahrscheinlichste gelten.

Vicente Yañez Pinzon.

Als Martin Alonso Pinzon kurz nach der Heimkehr von der ersten Reise nach der neuen Welt aus Gram über den Schimpf, welchen er sich durch sein hinterlistiges Benehmen gegen Colombo in der öffentlichen Meinung zugezogen hatte, gestorben war, scheint kein Mitglied dieser berühmten Seefahrerfamilie an der zweiten Expedition des Admirals, der ihr den ihm in der Noth so großmüthig gewährten Beistand nur mit Undank vergelten zu wollen schien, Antheil genommen zu haben. Kaum war jedoch ihrem Gegner das ausschließende Recht, Entdeckungsreisen nach Westen hin zu machen, von der Regierung entzogen und auch andern wagmüthigen Männern die Erlaubniß, Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten, gegeben worden, als auch die Pinzons nicht säumten, aus diesem Zugeständnisse Vortheil zu ziehen, und Vicente Yañez Pinzon mit dem Gesuche, eine Fahrt nach den Küsten des auf der zweiten Reise Colombos entdeckten Festlandes auf eigne Kosten unternehmen zu dürfen, an dem Hofe erschien, wo er die Gewährung seiner von dem Bischofe Fonseca kräftig

unterstützten Bitte leicht erlangte. — Vicente Yañez Pinzon hatte sich, als Colombo die Vorbereitungen zur Ausführung seines großen Planes traf, gleich seinem älteren Bruder Martin Alonso bereits einen großen Ruf als Seefahrer erworben und betheiligte sich gern bei diesem Unternehmen, das seiner Neigung zu weiten Entdeckungsreisen entsprach und dessen Gelingen ihm nicht zweifelhaft schien. Er befehligte, wie schon erzählt wurde, die Niña mit großem Geschick und zur Zufriedenheit des Admirals und rettete diesen, als er an der nördlichen Küste der Insel Española Schiffbruch litt, sammt der ganzen Mannschaft. Obschon er bis zur Ankunft in Spanien mit Colombo fortwährend in dem besten Einverständniß lebte, so zog er sich doch wahrscheinlich nach dem Tode seines Bruders von ihm zurück, denn die Vermuthung, daß er auch an der zweiten Reise desselben Theil genommen habe, entbehrt jedes haltbaren Grundes. Gewiß aber folgte er mit der größten Aufmerksamkeit und Spannung dem Gange der Entdeckungen und verschmähte es, länger ein unthätiger Zuschauer zu bleiben, sobald sich ihm die Gelegenheit bot, selbst als Leiter einer Expedition in die Schranken zu treten. Als er die Erlaubniß der Regierung in Händen hatte, beeilte er sich, davon Gebrauch zu machen, und rüstete theils mit eigenem, theils mit geliehenem Gelde vier Caravelen aus, deren Führung unter seinem Oberbefehl mehreren erprobten Piloten, welche bereits die Gewässer der neuen Welt befahren hatten, und zwei Neffen seines verstorbenen Bruders Martin Alonso, Arias Perez Pinzon und Diego Fernandez Colmenero, anvertraut wurde. Als Kosmograph ließ sich Amerigo Vespucci, der kaum von seiner Reise mit Ojeda heimgekehrt war, gewinnen.

Das Geschwader verließ zu Anfang des Monats Dezember 1499 den Hafen von Palos und nahm, nachdem es die Kanarien und die Inseln des grünen Vorgebirgs berührt hatte, seinen Lauf nach Südwesten hin. Bereits war die Linie überschritten, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob und die elenden Schiffe mit solcher Schnelligkeit vor sich her jagte, daß sie jeden Augenblick zu versinken drohten; das Unwetter legte sich zwar nach einigen Tagen, aber eine andere Erscheinung erfüllte die Mannschaft mit

noch größerem Schrecken als das Toben des aufgewühlten Ozeans, denn das Firmament mit seinen wohlbekannten Sternen war, als sich die Wolken vertheilten, ein anderes geworden. Vergebens spähten die Augen der erstaunten Piloten nach dem leitenden Nordpolarstern, sie gewahrten nur neue Sternbilder, die ihnen zwar durch ihre Schönheit auffielen, von denen ihnen aber keiner als sicherer Führer dienen zu können schien. Die Verzagteren, von abergläubischer Furcht befangen, riethen von der weiteren Fahrt in diesem noch nie von einem spanischen Schiffe durchfurchten Meeresstriche ab und fingen an zu murren, Pinzon aber setzte unerschütterlichen Sinnes seine Reise nach der eingeschlagenen Richtung hin fort und am 20. Januar 1500 entfaltete sich unter dem achten Grade südlicher Breite ein ausgedehntes Land mit einem weit in das Meer hinausreichenden Vorgebirge, dem man, weil es zur rechten Zeit als Trost in der Noth am Horizonte auftauchte, den Namen Santa Maria de la Consolacion (Maria vom Troste) beilegte, welches aber jetzt unter der Benennung Cap St. Augustin als die östlichste Spitze Brasiliens bekannter ist. Man erreichte noch an demselben Tage die Küste, welche Pinzon sogleich mit den üblichen Förmlichkeiten im Namen der castilischen Krone in Besitz nahm. Die Stelle, wo man landete, schien unbewohnt, doch glaubte man am Strande Spuren von Fußtritten zu erkennen, aus welchen sich auf eine riesige Größe der Eingeborenen schließen ließ. — Aus der einfachen Darlegung dieser über jeden Zweifel erhabenen Thatsachen ergibt sich von selbst, daß Pinzon der Ruhm, zuerst die brasilianische Küste gesehen zu haben, nicht geschmälert werden darf und daß man mit Unrecht dem portugiesischen Admirale Pedralvares Cabral, welcher auf seiner Fahrt nach Indien zwar ebenfalls im J. 1500, aber erst drei Monate später (am 24. April) einige Grade weiter südlich dieselbe Küste berührte, diese Entdeckung zuzuschreiben versucht hat.

Während das Geschwader noch bei dem Vorgebirge Santa Maria de la Consolacion vor Anker lag, erblickte man bei Nacht in geringer Entfernung an der Küste ein Feuer und Pinzon ließ sogleich am nächsten Morgen vierzig wohlbewaffnete Leute an der Stelle, die er sich genau gemerkt hatte, ausschiffen. Kaum hatten

dieſe den Strand betreten, als ihnen etwa eine gleiche Anzahl mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Indianer von ungewöhnlicher Körpergröße entgegen kamen und ſich ſogleich bei dem Anblicke der ihnen auffallenden Fremdlinge kampffertig aufſtellten. Nachdem ſich beide Theile einige Zeit lang unbeweglich einander mit gleichem Erſtaunen und Mißtrauen betrachtet hatten, verſuchten die Spanier durch das Vorzeigen der mitgebrachten Spiegel und Spielzeuge und durch das Klingeln mit kleinen Schellen, deren Ton ſo ſehr das Ohr der Wilden entzückte, eine freundliche Annäherung; die Indianer aber betrachteten mit gleichgültiger Ruhe einige Augenblicke die ihnen angebotenen Gaben und gingen dann, da ihre Gegner keine Luſt zum Kampfe zeigten, mit ſichtbarer Verachtung ihres Weges. Da dieſes erſte Zuſammentreffen mit den ungaſtlichen Eingeborenen keine Ausſicht auf einen erſprießlichen Verkehr gewährte, ſo beſchloß man, die Fahrt nicht weiter nach Süden hin fortzuſetzen, ſondern die Schiffe zu wenden und in nordweſtlicher Richtung an der Küſte hinzuſteuern. Nach einigen Tagen erreichte man die Mündung eines ſeichten Fluſſes und da ſich bei dem Anblicke der Schiffe auf einem nahen Hügel eine Menge nackter Indianer verſammelten, ſo wurden mehrere gutbemannte Boote ans Land geſchickt, um mit ihnen eine freundliche Verbindung anzuknüpfen; aber auch hier zeigten ſich die Eingeborenen ſo unbändig und kriegeriſch, daß die Spanier im unvermeidlichen Kampfe mit ihnen den Kürzeren zogen und nach dem Verluſte mehrerer Leute und eines Bootes ſich genöthigt ſahen, die Anker zu lichten und ihr Glück anderwärts zu verſuchen. Vierzig Seemeilen weiter nordweſtlich, faſt unter dem Gleicher, erreichten ſie die Mündung eines ungeheuren Stromes, deſſen Breite mehr als dreißig Meilen betrug, aber durch eine Inſelgruppe in mehrere Arme getheilt war. Er ſtürzte ſich mit ſolcher Gewalt in das Meer, daß ſein Waſſer bis zu einer bedeutenden Strecke von der Küſte völlig ſüß blieb. Pinzon, durch dieſe ſeltſame Erſcheinung nicht wenig überraſcht, nahm ſogleich den nöthigen Vorrath an Trinkwaſſer ein und ſteuerte in den Rieſenſtrom, um ihn ſelbſt und die umliegende Gegend näher zu unterſuchen. Die in ſeiner Mündung liegenden, mit üppigem

Grün bedeckten Inseln waren von gutmüthigen Indianern bewohnt, welche mit den Fremdlingen alles, was sie besaßen, bereitwillig theilten und zutrauungsvoll die Schiffe bestiegen, um das wenige Gold, welches sie besaßen, gegen werthloses Spielzeug auszutauschen. Die Spanier vergalten diese Gastfreundlichkeit nach ihrer gewohnten Weise, indem sie bei ihrer Abreise aus dem unvermuthet anschwellenden und Gefahr drohenden Flusse, welchem sie den Namen Marañon beilegten, der aber jetzt gewöhnlich Amazonenstrom heißt, sechs und dreißig dieser harmlosen Wilden gewaltsam festhielten und als Sclaven mit sich fortführten. Die weitere Fahrt ging durch die Straße von Paria, wo eine Ladung Brasilienholz eingenommen wurde und wo sich Pinzon durch einen Versuch mit einem Klappengefäße überzeugte, daß die obere das Salzwasser bedeckende Süßwasserschicht, welche aus dem mächtigen Orinoco hervorbricht und sich über den ganzen Golf ausdehnt, sechs Klafter stark sei, dann westwärts bis zu dem Busen von Venezuela und von da über das caraibische Meer nach der nördlichen Küste von Española, wo man am 23. Juni bei der Pflanzstadt Isabella vor Anker kam. Bis jetzt hatte kein bedeutender Unfall das Geschwader betroffen, kaum war es aber wieder unter Segel gegangen, um den Heimweg zu suchen, als einer jener in dem Antillenmeere so furchtbaren Orkane losbrach und zwei Caravelen mit Mann und Maus in der Tiefe begrub; die beiden andern hielten glücklich den Sturm aus und liefen am 30. September 1500 in den Hafen von Palos ein. Pinzon freute sich zwar des Ruhmes, eine Küstenstrecke von vierhundert Meilen, die er für ein großes Stück des ostasiatischen Festlandes hielt, entdeckt zu haben, aber die Ladung Brasilienholz und die wenigen Sclaven, welche er an Bord hatte, waren kaum hinreichend, die Forderungen seiner Gläubiger, welche ihm die Ausrüstungskosten vorgeschossen hatten, zu befriedigen, und der König fand sich schon im folgenden Jahre bewogen, ihm die Erlaubniß zur Ausführung einer Schiffsladung Getreide zu geben, um ihn einigermaßen für den durch seine Unternehmung erlittenen Verlust zu entschädigen. Unter mannigfaltigen in der neuen Welt gesammelten Merkwürdigkeiten, welche Pinzon nach Spanien brachte,

befanden sich eine Menge Pflanzen, die ihm vorzügliche Arzneikräuter und Spezereien zu sein schienen, eine nicht geringe Anzahl von Edelsteinen, von denen einer von einem Sachkundigen für einen Topas erklärt wurde, und das erste Exemplar einer lebendigen Beutelratte (Didelphys), welche man in Europa zu sehen bekam. Sie trug, wie sich ein gleichzeitiger Berichterstatter ausspricht, unter dem Bauche noch einen andern Bauch, wie eine Tasche; und erregte an dem Hofe, wohin sie gebracht wurde, lange das Erstaunen der neugierigen Beschauer, welche kaum zu überzeugen waren, daß diese Tasche dem Thiere dazu diene, seine Jungen darin zu bergen, bis diese im Stande sind, sich selbst zu ernähren.

Pinzon beschränkte nach seiner ersten von so geringem Vortheile begleiteten Unternehmung seine Thätigkeit mehrere Jahre lang auf die einträglicheren Handelsfahrten zwischen europäischen Häfen, bis ihn das Gerücht von den goldreichen Küsten, welche Colombo auf seiner letzten Reise entdeckt hatte, von neuem verleitete, seine mühsam erworbene Habe daran zu wagen, um in jenem Meeresstriche sein Glück zu versuchen; da aber seine eigenen Geldmittel nicht ausreichten, so vereinigte er sich mit Juan Diaz de Solis, einem angesehenen Seefahrer von Lebrija und beide rüsteten gemeinschaftlich ein kleines Geschwader aus, mit welchem sie am Ende des Jahres 1506 unter Segel gingen. Sie erreichten das Festland der neuen Welt an der Mündung des Orinoco und setzten von hier ihre Fahrt ohne Aufenthalt bis zu der im J. 1502 von Colombo entdeckten Insel Guanaja in dem Meerbusen von Honduras fort. Sie untersuchten darauf diesen Golf und entdeckten einen Theil der Küste von Yucatan, an welcher sie aber nur kurze Zeit verweilten; unbekannte Ereignisse, vielleicht getäuschte Hoffnungen, scheinen ihre Rückreise nach Spanien beschleunigt zu haben, denn wir finden sie daselbst bereits im Anfange des Jahres 1507 am Hofe, wohin sie nebst Amerigo Vespucci und Juan de la Cosa von dem Könige berufen worden waren, um die Vorbereitungen zu einer großen Expedition zu berathen, welche irgendwo an den Küsten der neuen Welt eine Durchfahrt nach dem indischen Meere aufsuchen sollte, um endlich zu dem Lande der Gewürze zu gelangen. Da nicht nur Colombos Be-

mühungen, an dem Isthmus von Darien eine Straße aufzufinden, sondern auch, wie weiter unten erzählt werden soll, die Versuche anderer Seefahrer, in nordwestlicher Richtung eine Meerenge zu erspähen, ohne Erfolg geblieben waren, so wurde, um das schon so lange vergebens ersehnte Ziel vielleicht südlich von der Linie zu erreichen, eine Fahrt zur Untersuchung der Küste von Brasilien beschlossen und die Leitung derselben Pinzon und Solis übertragen. Sie gingen mit zwei auf Kosten des Königs wohl ausgerüsteten Caravelen am 29. Juni 1508 von dem Hafen San Lucar aus unter Segel und nahmen ihren Weg nach dem Cap St. Augustin, wo sie mit fortwährend günstigem Winde in kurzer Zeit ankamen. Von hier folgten sie der südwestlichen Richtung der Küste, segelten an der Mündung des Platastromes, ohne sie zu gewahren, vorüber und gelangten bis zum Rio Colorado unter dem vierzigsten Grade südlicher Breite; hier setzten sie, nachdem sie die ganze von ihnen befahrene Küstenstrecke für die Krone von Castilien in Besitz genommen hatten, ihren Nachforschungen, die zwecklos zu sein schienen, ein Ziel und steuerten nach der Heimath, wo sie bereits im October 1509 eintrafen. Wir besitzen, da die von Pinzon geführten Tagbücher bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden sind, leider keine näheren Nachrichten über diese ohne Zweifel an anziehenden Einzelnheiten sehr reiche Reise, welche sich ohne den Zwist, welcher zwischen den beiden an Macht und Ansehen gleich gestellten Befehlshabern bald ausbrechen mußte, vielleicht bis zur Südspitze Südamericas ausgedehnt haben würde. Man hatte sich auch allgemein von dieser auf Kosten der Regierung unternommenen Expedition einen befriedigenderen Erfolg versprochen, weßhalb der König die beiden Seefahrer, an deren kleinlichen Eifersucht die Erfüllung eines seiner sehnlichsten Wünsche gescheitert war, sogleich nach ihrer Ankunft vor Gericht stellen ließ. Solis wurde schuldig befunden und eingekerkert; Pinzon wußte sich zwar zu rechtfertigen, verlor aber durch die über ihn verhängte Untersuchung alle Lust, noch einmal auf Entdeckungen auszulaufen, und zog sich nach Palos zurück, wo er wahrscheinlich bald darauf starb, denn er wird ferner nicht mehr unter den Abenteurern,

welche sich in der neuen Welt Ruhm und Schätze zu erwerben suchten, genannt.

Juan Diaz de Solis, welcher als der erfahrenste Seemann seiner Zeit galt, hatte sich zu unentbehrlich gemacht, als daß man ihn lange im Gefängnisse schmachten lassen durfte; der König schenkte ihm bald seine Gunst wieder und ernannte ihn nicht nur zum Großpiloten von Spanien, nachdem diese wichtige Stelle durch Vespuccis Tod erledigt war, sondern unterstützte ihn auch mit einer beträchtlichen Geldsumme, um ein neues Geschwader auszurüsten und die auf der früheren Fahrt unterbrochenen Entdeckungen weiter zu verfolgen. Solis verließ am 8. October 1515 den Hafen von Lepe mit drei Schiffen und begann, sobald er das Cap St. Augustin umsegelt hatte, die genauere Erforschung der Küste, um sich entweder von ihrem Zusammenhange zu überzeugen oder eine Durchfahrt aufzufinden. Kein Meerbusen, der tiefer in das Land hineinreichte, blieb unbesucht und einigemal glaubte er sogar das Ziel seiner Reise erreicht zu haben; am längsten täuschte ihn die schöne Bai, welche jetzt den Namen Rio Janeiro trägt, und fast zur Gewißheit steigerte sich seine Hoffnung, als unter dem fünfunddreißigsten Grade südlicher Breite die Küste eine westliche Richtung annahm und sich zu seiner nicht geringen Ueberraschung ein breiter Meeresarm nach Nordwesten hin öffnete. Er lief in denselben ein und ging, da ihm die Eingeborenen bis jetzt nirgends feindselig entgegen getreten waren, sorglos mit wenigen Leuten ans Land, um es in Besitz zu nehmen; kaum aber hatte er sich einige Schritte vom Strande entfernt, als die Wilden in großer Anzahl aus einem Hinterhalte hervorbrachen und ihn nebst fünf seiner Begleiter festnahmen. Vergebens suchte man von den Schiffen aus die Indianer durch den Donner des Geschützes zurückzuschrecken; sie ließen die Unglücklichen, so tapfer sich diese auch vertheidigten, nicht los und erschlugen sie, ehe man ihnen zu Hülfe eilen konnte. Darauf zündeten sie ein großes Feuer an, brieten die noch zuckenden Glieder der zerstückten Spanier und verzehrten sie behaglich im Angesicht der vor Entsetzen starren Mannschaft des Geschwaders, welches nach dem Verluste seines Befehlshabers ungesäumt die Anker lichtete und nach der Heimath

zurückkehrte. Der Küstenpunkt, wo Solis sein Grab in den Bäuchen der Wilden fand, soll nicht weit von der Stelle, wo jetzt die Stadt Buenos Aires sich ausdehnt, zu suchen sein. Man legte dem Flusse, dessen Mündung die fälschlich für eine Durchfahrt gehaltene Bai bildet, zum Andenken an den berühmten Seefahrer, der ohne das Unglück, welches ihn so unvermuthet traf, wahrscheinlich schon vor Magalhães die nach dem stillen Ozean führende Meerenge entdeckt haben würde, den Namen Rio de Solis bei, welcher aber später der Benennung Rio de la Plata weichen mußte.

Amerigo Vespucci.

An dem mit so unerschütterlicher Beharrlichkeit von dem spanischen Hofe festgehaltenen Plane, vermittelst irgend einer Meerenge an der südlichen Küste von Brasilien einen Weg nach dem Lande der Gewürze aufzusuchen, hatte ein Mann den meisten Antheil, der unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen muß und der sie um so mehr verdient, als er bei seinen unbestreitbaren großen Verdiensten um die Erweiterung der Erdkunde bis auf die neueste Zeit völlig verkannt und der Gegenstand des bittersten Tadels geblieben ist; wir meinen Amerigo Vespucci, den ausgezeichneten Kosmographen und Freund Colombos, der bei seinen Zeitgenossen bis zu seinem Tode in wohlverdientem Ansehen stand und der einzig und allein durch einen zufälligen Irrthum von der Nachwelt mit dem Vorwurfe, der neuen Welt seinen Namen betrügerisch aufgedrängt und einen nur dem Entdecker gebührenden Ruhm listig auf sich übertragen zu haben, gebrandmarkt wurde; und doch dachte gewiß Niemand weniger an eine so lächerliche Anmaßung, als er selbst, denn der Name America wurde, wie klar gezeigt werden soll, der neuen Welt erst beigelegt, als Vespucci bereits im Grabe ruhte, und zwar in einem Lande, das er nie betreten, und von einem Manne, mit mit dem er nie in Verbindung gestanden hatte.

Amerigo Vespucci, am 9. März 1451 zu Florenz geboren, stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie von Peretola nahe bei Florenz und war der dritte Sohn Anastasio Vespuccis, eines öffentlichen Notars. Sein Oheim Giorgio Antonio Vespucci, ein gelehrter Mönch von der Congregation San Marco, welcher sich als Erzieher mehrerer Jünglinge aus den einflußreichsten Geschlechtern der Stadt bereits einen großen Ruf erworben hatte, widmete dem jungen Amerigo, welcher ein nicht unbedeutendes Talent verrieth, die angestrengteste Sorgfalt und rüstete ihn, da er, gleich den meisten Söhnen der vornehmen Florentiner, sich dem Großhandel widmen sollte, in den zum ersprießlichen Betriebe eines solchen nöthigen Kenntnissen, welche sich nach den Bedürfnissen jener Zeit nicht allein auf die Waarenkunde und das Rechnungswesen beschränkten, sondern auch die wesentlichsten Theile der Physik, der Astronomie und der Kosmographie umfassen mußten, so trefflich aus, daß er bald seine Laufbahn beginnen und mit Erfolg an der Begründung seines Glückes arbeiten konnte. Ueber seine ersten Unternehmungen findet sich nirgends eine Nachricht; wir wissen nur, daß er im J. 1490 in Handelsangelegenheiten nach Spanien ging und daß er nach Beendigung seiner Geschäfte dieses Land wieder zu verlassen gedachte, als ihn sehr vortheilhafte Anerbietungen, welche ihm das große von dem Florentiner Juanoto Berardi im J. 1486 zu Sevilla gegründete Handelshaus machte, bewogen, bei demselben als Factor einzutreten. Dieses Haus, welches mit dem Hofe in enger Verbindung stand und dessen ganzes Vertrauen besaß, schoß bekanntlich die Kosten zur Ausrüstung der zweiten Expedition Colombos vor und man darf wohl annehmen, daß Vespucci um diese Zeit mit dem Admirale bekannt wurde, obschon er ihn, wie häufig ohne allen Grund behauptet wurde, weder auf dieser noch auf der ersten Reise begleitete, denn während der ersten Entdekkungsfahrt Colombos trieb Vespucci, wie sich aus einem zu dieser Zeit von ihm eigenhändig unterzeichneten Briefe nachweisen läßt, ruhig seine Handelsgeschäfte, und während der zweiten trat er, als Berardi im Jahre 1495 starb, als Rechnungsführer an die Spitze des verwaisten Hauses. In dieser Eigenschaft besorgte er

die Ausrüstung der für die dritte Reise des Admirals bestimmten Schiffe und hielt sich, wie urkundlich dargethan ist, zur Erledigung dieser Angelegenheit von der Mitte des April 1497 bis zum Abgange der Expedition am 30. Mai 1498 abwechselnd in Sevilla und San Lucar auf.

Grade in diese Zeit nun fällt nach der Angabe eines von Vespucci selbst verfaßten Reiseberichts seine erste vielbesprochene Fahrt nach der neuen Welt, auf welcher er schon im Juli 1497 die Küste von Paria besuchte und durch die er sich, da Colombo dieselbe Küste erst auf seiner dritten Reise am 1. August 1498 sah, den Ruhm der Entdeckung des südamerikanischen Festlandes erworben haben müßte, wenn die Zeitangaben richtig wären. Man hat dieses vorausgesetzt und allzuvoreilig Vespucci eines absichtlichen Betrugs beschuldigt, ohne zu bedenken, daß ein solcher viel zu einfältig und grob gewesen wäre, als daß er die wohlunterrichteten Zeitgenossen hätte täuschen können. Auch würde er gänzlich ohne allen Zweck gewagt worden sein, denn an eine neue Welt dachte noch Niemand und selbst Colombo und Vespucci starben beide in der festen Ueberzeugung, auf ihren Reisen nur verschiedene Punkte des Festlandes Ostasiens berührt zu haben. Colombo spricht bei jeder Gelegenheit mit hoher Achtung von Vespucci und dieser hegte gewiß nie den Gedanken, den Ruhm des großen Mannes auf eine so alberne Weise durch einen erdichteten Reisebericht schmälern zu wollen. Die so lange und so hartnäckige Fortsetzung der unfruchtbaren Streitigkeiten über diesen Gegenstand läßt sich überhaupt nicht leicht begreifen, da die außer allen Zweifel gestellte Anwesenheit Vespuccis in Spanien während der Jahre 1497 und 1498 schon auf die Vermuthung hätte hinführen sollen, daß hier, wie es in so vielen in jener Zeit herausgegebenen geschichtlichen Werken der Fall ist, nur ein Fehler der Abschreiber oder Drucker im Spiel sein könne und daß seine erste Fahrt nach der neuen Welt in einem andern Jahre statt gefunden haben müsse, wie es denn auch wirklich der Fall ist. Vespucci, durch den Verkehr mit dem Admirale und dessen Leuten bewogen, faßte den Entschluß, selbst die neuentdeckten Länder zu besuchen, rüstete auf Kosten des Handelshauses, welchem er vorstand, zwei

Caravelen aus und verließ, wie schon weiter oben erzählt wurde, mit einem von Ojeda befehligten Geschwader am 20. Mai 1499 Cadiz. Diese Expedition erreichte etwa unter dem dritten Grade nördlicher Breite das südamerikanische Festland, steuerte durch die Straße von Paria und dehnte ihre Entdeckungen bis über den Golf von Venezuela aus, worauf sie das caraibische Meer durchschnitt und am 5. September 1499 auf Española ankam. Vergleicht man die noch vorhandenen Nachrichten über Ojedas Reise mit dem Berichte über die angeblich schon im J. 1497 unternommene Fahrt Vespuccis, so findet man sowohl was die Richtung des eingeschlagenen Weges, als auch die mit den Wilden bestandenen Kämpfe und Abenteuer betrifft, eine überraschende Aehnlichkeit, und kein ruhig Prüfender wird länger zweifeln, daß Vespucci zum erstenmale als Begleiter Ojedas unter Segel ging und die Annahme einer früheren Expedition und eines absichtlichen Betrugs auf einen chronologischen Fehler zurückgeführt werden müsse.

Während Ojeda durch heftige Streitigkeiten, die zwischen ihm und Colombo ausbrachen, längere Zeit an den Küsten von Española festgehalten wurde, trat Vespucci, der sich in Folge dieses ihm wegen seines früheren Verhältnisses zu dem Admiral sehr unangenehmen Zwistes von seinem Befehlshaber getrennt zu haben scheint, die Rückreise nach Spanien an und traf bereits am 15. October 1499 in Cadiz ein. Dem bekannten Seefahrer Vicente Yañez Pinzon, welcher um diese Zeit ein Geschwader ausrüstete, um die Entdeckungen Colombos an der Küste von Paria zu verfolgen, war die Ankunft des mit jenem Meeresstriche vertrauten Kosmographen höchst angenehm und es gelang ihm, ihn zur Theilnahme an seiner Expedition zu bereden. Die Schicksale derselben wurden schon weiter oben erzählt und wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß auch in dem unter Vespuccis Namen vorhandenen, aber durch mancherlei Einschiebsel verunstalteten und den Namen des Befehlshabers Pinzon gänzlich verschweigenden Berichte über diese Reise chronologische Fehler vorkommen, obschon die Entdeckung des Caps St. Augustin, welche Pinzon sowohl als auch Vespucci als das Hauptergebniß ihrer Unter-

nehmung hervorheben, zur Genüge beweist, daß sie von beiden gemeinschaftlich ausgeführt wurde.

Vespucci war noch nicht lange (seit September 1500) von seiner zweiten Expedition zurückgekehrt und hatte sich kaum von den Mühseligkeiten der beiden unmittelbar auf einander folgenden Reisen erholt, als heimlich ein Bote des Königs Manoel von Portugal bei ihm zu Sevilla erschien, mit der unerwarteten Einladung nach Lissabon zu kommen, wo er mit den größten Gunstbezeugungen würde aufgenommen werden. Da er sich in Spanien der ehrenvollsten Auszeichnung erfreute und selbst die Achtung des Königs in nicht geringem Grade genoß, so war er einige Zeit unschlüssig, ob er bleiben oder gehen solle, da aber die Einladung von Portugal aus immer dringender wiederholt wurde, so entschloß er sich, obschon seine Freunde diesen Schritt mißbilligten, dem Rufe, der ihm nicht geringe Vortheile zu versprechen schien, zu folgen, verließ plötzlich und ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, Spanien und begab sich in Eile nach Lissabon. Der König Manoel war über seine Ankunft sehr erfreut und that ihm sogleich den Wunsch kund, an der Sendung dreier Schiffe, welche zur Entdeckung neuer Länder bereits ausgerüstet seien, Theil zu nehmen; Vespucci sagte ohne Zögern Alles zu, da, wie er sich ausdrückt, die Wünsche der Könige Befehle sind. Die Beweggründe der beabsichtigten Expedition werden nicht berührt, lassen sich aber, wenn man den Gang der portugiesischen und spanischen Entdeckungen überschaut, leicht finden. Pedralvares Cabral hatte von der brasilianischen Küste aus, wohin er, wie schon erzählt wurde, auf seiner Reise nach Ostindien im J. 1500 durch einen Zufall geführt worden war, sogleich eines seiner Schiffe nach Portugal zurückgeschickt, um den König von einer so wichtigen Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Manoel war bereits eifrigst beschäftigt, ein Geschwader nach dem von Cabral aufgefundenen Lande auszurüsten, als die Nachricht von Pinzons und Vespuccis Reise und Entdeckungen in demselben Meeresstriche zu ihm gelangte und in ihm den Wunsch rege machte, einen dieser Männer, welche ihm bei der Ausführung seiner Pläne förderlich sein konnten, zu gewinnen. Da Spaniens Ehre und Vortheil dabei im

Spiele waren, so durfte er weder bei Pinzon, dessen Nationalstolz er verletzt haben würde, auf die Erfüllung seiner Bitte hoffen, noch konnte er mit dem Italiener Vespucci, bei dem ein Versuch eher Erfolg zu versprechen schien, offen unterhandeln. Er ließ also an den letzteren eine geheime Botschaft gelangen und erreichte durch glänzende Versprechungen vollkommen seinen Zweck. Vespucci eilte an den portugiesischen Hof und hier wurde nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, ungesäumt eine Entdeckungsfahrt zu unternehmen und zwar in doppelter Absicht, einmal um zu erforschen, ob die von Cabral berührte Küste mit dem von Pinzon entdeckten Cap St. Augustin zusammenhänge, oder einer Insel angehöre, und dann um einen, wie man glaubte, näheren Weg gegen Westen nach den Molukkeninseln, welche man jetzt als das wahre Vaterland der Spezereien erkannt hatte, aufzufinden und so den Spaniern in ihrem Bestreben, das indische Meer von Westen her zu erreichen, zuvorzukommen.

Das aus drei Fahrzeugen bestehende Geschwader, dessen Befehlshaber bis jetzt unbekannt geblieben ist, verließ mit dem Kosmographen Vespucci an Bord am 13. Mai 1501 den Hafen von Lissabon und steuerte an den canarischen Inseln vorüber nach dem grünen Vorgebirg, um daselbst frische Lebensmittel und Trinkwasser einzunehmen. Hier lagen zwei Schiffe von Cabrals Flotte, welche bereits aus Indien zurückgekommen und auf dem Heimwege begriffen waren, auf der Rhede vor Anker; Vespucci ergriff begierig diese Gelegenheit, um über die Küstenstelle Brasiliens, welche sie im vorhergehenden Jahre berührt hatten, nähere Erkundigungen einzuziehen und überzeugte sich, daß sie einen Theil des von ihm und Pinzon einige Monate früher entdeckten Landes ausmachen, aber etwas weiter nach Südwesten hin liegen müsse. Nach einem elftägigen Aufenthalte ging das Geschwader wieder unter Segel, um in südwestlicher Richtung den atlantischen Ozean zu durchschneiden. Die über zwei Monate dauernde Ueberfahrt war äußerst mühselig und man hatte besonders in der Nähe der Linie durch Orkane, durch stromähnlich herabstürzende Regengüsse und durch einen dichten, Sonne, Mond und Sterne verhüllenden Nebel viel Ungemach zu erdulden. Am 17. August erblickte man

endlich unter dem fünften Grade südlicher Breite eine Küste, die ihrer großer Ausdehnung nach einem Festlande angehören mußte; sie wurde, sobald die Schiffe in einer sichern Bucht vor Anker gegangen waren, im Namen des Königs von Portugal in Besitz genommen und näher untersucht. Die Eingeborenen zeigten sich sehr unbändig und ließen sich nur mit vieler Mühe bewegen, einen kleinen Tauschhandel anzuknüpfen; das gute Einverständniß dauerte auch nicht lange, denn zwei Leute, welche sich weiter nach dem Innern wagten, erschienen nicht wieder und eine Frau erkühnte sich sogar, einen jungen Matrosen im Angesichte der Schiffe zu erschlagen, zu braten und zu verzehren. Die gesammte Mannschaft verlangte zwar, für diese abscheuliche That an den Wilden nachdrückliche Rache zu nehmen, der Befehlshaber willfahrte aber ihrem Wunsche nicht, sondern lichtete sogleich die Anker und setzte die Reise längs der Küste nach Süden hin fort bis jenseits des Vorgebirgs St. Augustin, wo sie wieder landeten und einige der friedlicheren Eingeborenen, welche sich freiwillig zu Begleitern nach Portugal anboten, an Bord nahmen, um sie zu Dollmetschern auszubilden. Die ganze Küstenstrecke, welche man bis jetzt befahren hatte, war fast von derselben Beschaffenheit und auch die Bewohner schienen sich trotz einiger Verschiedenheit in ihren Sitten und in ihrem mehr oder weniger unfreundlichen Benehmen ziemlich ähnlich zu sein. Dieses Land, sagt Vespucci in einem Briefe über seine dritte Reise, ist fruchtbar und das Klima so gemäßigt, daß man zu keiner Jahreszeit ein Uebermaß von Kälte oder Hitze fühlt; die Wälder, welche fast nur aus Bäumen von wohlriechendem Holze bestehen, sind so dicht, daß man kaum hineinzubringen vermag, und mit einer Menge von Naturerzeugnissen angefüllt, welche die alte Welt nicht kennt, und gibt es ein irdisches Paradies, so kann es nicht weit von hier entfernt sein. Die Luft ist fast immer rein und nur selten steigt ein Wölkchen auf; bisweilen fällt der Thau und bildet einen leichten Nebel; in der Nacht aber sieht man Dünste und leuchtende Lufterscheinungen (wahrscheinlich Sternschnuppen) und zweimal beobachtete man die in Europa seltene Erscheinung eines Mondregenbogens. Der Ostwind weht fast ununterbrochen und übt auf die Gesundheit der

Eingeborenen einen so heilsamen Einfluß, daß sie fast kein körperliches Gebrechen kennen und ein sehr hohes Alter erreichen, wie denn bei ihnen Greise von hundert und fünfzig Jahren häufig vorkommen sollen. Ihre Hautfarbe ist röthlich, was von ihrer gänzlichen Nacktheit und der brennenden Sonnenhitze, der sie beständig ausgesetzt sind, herrühren mag; ihre Haare sind schwarz, ungekräuselt und lang. Im Kriege zeigen sie sich äußerst wild und verzehren ihre Gefangenen; an einem Orte sahen die Reisenden sogar wie in Fleischerscharren gesalzenes und an der Sonne oder im Rauch gedörrtes Menschenfleisch aushängen.

Von dem Cap St. Augustin folgte das Geschwader fortwährend der Richtung der Küste bis zum zweiunddreißigsten Grade südlicher Breite, also fast bis zur Südgrenze von Brasilien; bereits hatte man den kleinen Bären aus dem Gesichte verloren und auch der große zeigte sich nur noch sehr niedrig; man richtete sich deshalb jetzt nach den Sternen der südlichen Halbkugel, welche weit größer und glänzender waren, als die der nördlichen. Da man trotz der Versicherungen der Eingeborenen, deren Schmuckgegenstände nur aus Alabastersteinen und Thierknochen bestanden, nirgends edle Metalle fand, so wurde beschlossen, in einer andern Richtung auf Entdeckungen auszugehen und bei diesem sehr schwierigen Unternehmen der Einsicht und dem Rathe Vespuccis, welcher dem Befehlshaber an kosmographischen und astronomischen Kenntnissen weit überlegen war, zu folgen. Die an Bord befindlichen Lebensmittel reichten noch etwa sechs Monate hin; man nahm also für diesen Zeitraum Holz und Trinkwasser ein und stach am 13. Februar 1502 grade gegen Südost in See. Man war bereits bis zum 3. April in dieser Richtung gesegelt, als ein so furchtbarer Sturm ausbrach, daß alle Segel gerefft werden mußten; das Meer ging ungeheuer hoch und die Luft war durch einen dichten Nebel verfinstert. Während des Unwetters entdeckte man ein Land, an welchem man eine Strecke hinsegelte, dessen Küsten aber überall durch Klippen unzugänglich waren und welches der heftigen Kälte wegen, die unter diesem Himmelsstriche herrschte, unbewohnt schien. Das Geschwader befand sich jetzt nach Vespuccis Berechnung unter dem zweiundfünfzigsten

Grade südlicher Breite, wo aber in südöstlicher Richtung von der Südgrenze Brasiliens aus weder ein ausgedehntes Land, noch eine größere Insel zu finden ist. Segelte Vespucci wirklich, wie er angibt, zwanzig Meilen an der neuentdeckten Küste hin, so kann nur die Vermuthung, daß die Expedition durch Strömungen und Sturm, ohne es selbst zu wissen, zurückgetrieben worden und an der Ostküste Patagoniens hingesteuert sei, Raum gewinnen. Will man aber die Zahl von zwanzig Meilen als einen Irrthum betrachten, so dürfte das aufgefundene Land vielleicht eine schwimmende Eismasse, vielleicht auch die Inselgruppe Tristan d'Acunha südwestlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung oder eine der Malwinen östlich von Patagonien gewesen sein. Gewißheit kann man wohl über Vespuccis Entdeckung nicht erlangen und oft ist es, um mit dem großen Meister Alexander von Humboldt zu reden, in der Geschichte der Geographie, wie in allen übrigen Fällen, der Klugheit angemessen, nicht Alles erklären zu wollen. Mögen nun die kecken Seefahrer durch schwimmende Eismassen getäuscht worden sein oder wirklich Land gesehen haben, keinesfalls fühlten sie Lust, in diesem Meeresstriche, wo die Atmosphäre so neblich und dunkel war, daß man von dem einen Fahrzeuge aus das andere kaum zu erkennen vermochte, länger zu verweilen und alle waren sehr erfreut, als von dem Befehlshaber das Signal gegeben wurde, die Schiffe zu wenden und den Weg nach der Heimath einzuschlagen. Bis in die Nähe der Linie hatten sie fortwährend mit ungünstigem Wetter zu kämpfen und einigemal wüthete der Sturm so heftig, daß sie sich für verloren hielten und Gelübde thaten. Endlich erreichten sie am 10. Mai die Küste von Sierra-Leona und kehrten von hier nach einer Rast von fünfzehn Tagen und nachdem sie das eine ihrer Schiffe, welches nicht mehr die See halten konnte, verbrannt hatten, nach Portugal zurück, wo sie am 7. September 1502 in den Hafen von Lissabon einliefen.

Der Zweck der Expedition war freilich nicht erreicht, aber die Hoffnung, ihn doch endlich zu erreichen, durch diese Fahrt, welche einen weiten, früher völlig unbekannten Theil des Ozeans nach Süden hin enthüllt hatte, eher gesteigert als geschwächt und

Manoel gab in seinem beharrlichen Eifer, den Spaniern den Vorsprung abzugewinnen, sogleich den Befehl, ein neues Geschwader von sechs Schiffen auszurüsten, um den Weg nach den Gewürzinseln in westlicher Richtung aufzusuchen. Gonzalo Coelho, ein am Hofe beliebter Seemann, welcher zwar schon im J. 1489 eine Fahrt nach den Senegalländern gemacht hatte, aber, wie es scheint, mit der Beschaffenheit der westlichen Meeresstriche wenig vertraut war, erhielt den Oberbefehl und Vespucci wieder die Stelle des Kosmographen; da aber seine Ansichten und Vermuthungen über die Auffindung einer Straße nach den Molukken bei dem eigensinnigen Coelho keinen Beifall fanden und der von ihm angedeutete Weg nicht eingeschlagen wurde, so entstand schon bald nach der Abreise von Lissabon, welche am 10. Juni 1503 statt fand, ein auf die ganze Mannschaft nachtheilig einwirkender Zwist, der sich bis zur Trennung des Geschwaders fortsetzte und den Zweck der Expedition vereiteln mußte. Coelho steuerte gegen den einstimmigen Willen der Piloten nach der Küste von Sierra-Leona, um daselbst anzulegen, und schlug erst, als fortdauerndes stürmisches Wetter ihn zwang, seinen hartnäckigen Entschluß aufzugeben, den Weg nach Südwesten ein, welchen er schon von den Inseln des grünen Vorgebirgs aus hätte nehmen sollen. Nachdem man etwa dreihundert Meilen nach diesem Windstriche zurückgelegt hatte, gewahrte man mit nicht geringem Erstaunen ungefähr drei Grad jenseits der Linie eine, wie man glaubte, noch von keinem Seefahrer gesehene wunderbar hohe, freundliche Insel von zwei Meilen Länge und einer Meile Breite, und beschloß, sie näher zu untersuchen, als das Schiff des Befehlshabers in Folge der einfältigen Anordnungen desselben auf eine Klippe stieß und festsitzen blieb. Während die übrigen Schiffe sich bemühten, es wieder flott zu machen, wurde Vespucci mit einer Caravele nach der Insel geschickt, um daselbst eine sichere Stelle aufzusuchen, wo die ganze Flotte vor Anker gehen könnte. Er fand bald einen sehr geräumigen, vorzüglichen Hafen und unternahm, während er die Flotte erwartete, einige Streifzüge nach dem Innern der Insel; sie war unbewohnt, aber gut bewässert und durchaus mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt; allenthalben

begegnete man Schaaren unzähliger Vögel, welche noch nie mit Menschen in Berührung gekommen zu sein schienen, da sie sich mit der Hand greifen ließen; außer diesen bemerkte man viele Ratten von ungewöhnlicher Größe, einige Schlangenarten und Eidechsen mit doppelten Schwänzen. — Als Vespucci bereits acht Tage lang mit nicht geringer Besorgniß auf die Flotte gewartet hatte und seine Leute sich schon in der größten Verzweiflung befanden, erschien endlich ein Schiff mit der eben so unangenehmen als überraschenden Nachricht, daß das Fahrzeug des Befehlshabers, nach dem kaum die Mannschaft gerettet hatte werden können, mit der ganzen Ladung versunken sei, und daß dieser, ohne seinem Versprechen gemäß die Insel zu berühren, seinen Weg fortgesetzt habe. Vespucci fühlte nach dieser unverdienten Kränkung große Lust, nach Lissabon zurückzukehren, entschloß sich aber, von der Begierde, den Zweck der Expedition zu erfüllen, gestachelt, nach kurzer Ueberlegung, die Reise in der vom Könige vorgeschriebenen Richtung zu verfolgen, und verließ, nachdem er seine beiden kleinen Caravelen mit Holz und Wasser versehen, die, wie er glaubte, von ihm zuerst besuchte Insel, welcher er jedoch keinen Namen beilegte und die nicht wohl eine andere gewesen sein kann, als das von dem portugiesischen Seefahrer Fernando de Noronha im Jahre 1502 aufgefundene Eiland (3° 50′ S. Br. 34° 43′ W. L.), welches jetzt noch den Namen des Entdeckers trägt, bekanntlich einen trefflichen Hafen an der Nordseite besitzt, reich an Holz und frischem Wasser ist und noch heutigen Tages, trotz der dort wild gewordenen Katzen, eine unzählige Menge von Ratten und Landvögeln aufzuweisen hat.

Vespucci segelte mit fortwährend sehr günstigem Wetter nach Südwesten hin und erreichte am siebenzehnten Tage die Küste von Brasilien, wo er in einen schönen Hafen (12° 58′ S. Br.) einlief, dem man den Namen Allerheiligenbai beilegte, welchen er jetzt noch trägt. Er traf hier weder, wie er gehofft hatte, den Befehlshaber, noch irgend ein anderes Schiff der Expedition und entschloß sich, nachdem er hier länger als zwei Monate auf das Geschwader vergebens gewartet hatte, an der Küste hin noch eine Strecke nach Süden zu steuern; der Mangel an hinreichender

Mannschaft und an vielen zum Takelwerk unumgänglich nothwendigen Gegenständen verhinderten ihn aber, weiter als bis zu dem achtzehnten Grade südlicher Breite vorzudringen. Um jedoch nicht zurückzukehren, ohne irgend eine für die Krone von Portugal ersprießliche That vollbracht zu haben, errichtete er in der Gegend der jetzigen Villa Viçoza in der Provinz Porto Seguro ein kleines Fort und ließ vierundzwanzig Leute mit zwölf Kanonen und Lebensmitteln auf sechs Monate zur Vertheidigung desselben zurück. Nachdem er auf diese Weise die erste europäische Niederlassung in Brasilien gegründet und seine Schiffe mit Brasilienholz befrachtet hatte, lichtete er die Anker und steuerte in grader Richtung nach Portugal, wo er am 28. Juni 1504 in die Mündung des Tajo einlief. Die Freude über die Heimkehr der beiden Schiffe äußerte sich in Lissabon um so lebhafter, als man bereits die ganze Expedition für verloren hielt; auch Coelho traf später glücklich ein; er war aber ebenfalls nicht weiter gekommen als bis zur Küste Brasiliens, von wo er eine Ladung Brasilienholz und Affen mitbrachte. Der unglückliche Ausgang der Expedition scheint den Eifer des Königs Manoel, eine Durchfahrt nach Westen hin aufzufinden, sehr abgekühlt zu haben und da sich seine Aufmerksamkeit jetzt wieder fast ausschließend den mehr versprechenden Plänen und Vorbereitungen zur Eroberung Indiens und der Ostküste Africas zuwendete, so traten die Unternehmungen nach Westen hin auf einige Zeit gänzlich in den Hintergrund und Vespucci, der zur Leitung derselben nach Lissabon berufen worden war, sah sich bald vernachläßigt und vergessen. Um so bereitwilliger folgte er deshalb schon zu Anfang des Jahres 1505 einer Einladung des Königs Ferdinand, wieder nach Spanien zurückzukehren, um an der Berathung und Ausführung einer großen Expedition nach Westen hin Theil zu nehmen.

Je glänzender mit jedem Tage der Erfolg wurde, welcher die Unternehmungen der Portugiesen in Indien krönte, desto emsiger und beharrlicher beschäftigte sich der spanische Hof mit dem Plane, einen Weg vermittelst irgend einer Meerenge an der südlichen Küste von Brasilien nach dem Lande der Gewürze aufzufinden und man zweifelte nicht mehr an der Verwirklichung

dieſer Hoffnung, ſeitdem Colombo von ſeiner vierten Reiſe die auf einſtimmige Ausſagen der Eingeborenen geſtützte Nachricht mitgebracht hatte, daß das von ihm entdeckte Land Veragua auch auf der anderen Seite von einem Meere beſpült werde, welches man nach den zu jener Zeit allgemein verbreiteten kosmographiſchen Anſichten für den indiſchen Ozean hielt. Sogleich nach der Ankunft Vespuccis am ſpaniſchen Hofe, wo man ſich von ſeinen auf den letzten Reiſen erworbenen Kenntniſſen den beſten Rath verſprach, wurde ſogleich die Ausrüſtung eines Geſchwaders begonnen, welches im Februar 1507 unter dem Oberbefehle Vincente Yañez Pinzons, in See gehen ſollte, aber in Folge unangenehmer politiſcher Verwicklungen erſt im Juni 1508 auslaufen konnte. Vespucci, welchen man Pinzon als Kosmographen beizugeben beabſichtigte, war unterdeſſen (am 22. März 1508) zum Großpiloten Spaniens ernannt worden und konnte, da ihn ſeine Anſtellung an den Hof feſſelte, keinen Theil an dieſer wichtigen Fahrt nehmen, deren Verlauf ſchon weiter oben erzählt wurde und auf welcher man die öſtliche Küſte Südamericas bis zum vierzigſten Grade ſüdlicher Breite unterſuchte. Vespucci ſtieg jetzt von Tag zu Tag in Anſehen und in der Gunſt des Hofes und die ihm übertragene Stelle war beſonders dazu geeignet, ſeinen Ruf auch über andere Länder zu verbreiten und eine Ueberſchätzung ſeiner Verdienſte zu veranlaſſen. Die hauptſächlichſten Obliegenheiten ſeines Amtes waren nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, die Steuermänner über den Gebrauch des Aſtrolabiums und des Quadranten zu prüfen und zu unterſuchen, ob bei ihnen mit der Theorie auch die Praxis in gehöriger Verbindung ſtehe, ferner unter ſeiner Oberaufſicht mit Hinzuziehung der erfahrenſten Seemänner, eine genaue Charte aller bis jetzt von den Spaniern entdeckten Küſten, welche den Piloten als Wegweiſer dienen ſollte, zu entwerfen und endlich ſorgfältig darüber zu wachen, daß ihm alle von einer weiten Fahrt heimkehrenden Steuerleute die Lage neuentdeckter Länder, ſo wie auch in den vorhandenen Küſtenaufnahmen bemerkte Fehler anzeigten, damit die erwähnte Seecharte zu immer größerer Vollkommenheit gelange. Vespucci bekleidete ſein mit nicht geringer Arbeit ver-

bundenes Amt zur allgemeinen Zufriedenheit und dachte nicht mehr daran, Spanien, welches sein zweites Vaterland geworden war, zu verlassen. Er starb am 22. Februar 1512 zu Sevilla, hochgeehrt, aber arm, wie die Mehrzahl der ersten Seefahrer, welche die neue Welt zum Ziele ihrer Anstrengungen gemacht hatten.

Diese einfache Schilderung des Lebens und der Fahrten Amerigo Vespuccis widerlegt, wie jeder Unbefangene gewiß zugestehen wird, schon von selbst die so fest gewurzelten Anschuldigungen von unrechtlicher Anmaßung, von List und Betrug, welche bis auf die neueste Zeit gegen ihn vorgebracht worden sind. Wie kann man es nur für möglich halten, daß Vespucci im Angesichte seiner wohlunterrichteten Zeitgenossen als Entdecker habe auftreten oder einem bereits entdeckten Lande seinen Namen listig anhängen können, da er auf seinen Fahrten nie als Befehlshaber der Flotte, sondern immer nur in der untergeordneten Stellung eines Piloten oder Kosmographen erscheint? Er soll den Ruhm Cristoforo Colombos geschmälert haben, und doch spricht nicht nur dieser ein Jahr vor seinem Tode in einem Briefe mit der größten Achtung und mit den Ausdrücken des innigsten Wohlwollens von ihm, sondern auch Fernando Colombo, welcher in so herbem Tone gegen alle Feinde seines Vaters losfährt, weiß nichts von dem vielbesprochenen Betruge des Florentiners. Die öffentliche Meinung erklärte sich erst allmälich gegen diesen, als man ihm in einem fernen Lande aus Unwissenheit Entdeckungen zuzuschreiben begann, welche ihm nicht angehörten, und als man zehn Jahre nach seinem Tode seinen Namen auf die Weltcharten setzte. Diesen schlimmen Dienst leistete ihm ein Deutscher, Martin Waldseemüller von Freiburg (nach der damaligen lächerlichen Sitte, die ehrlichen deutschen Namen in eine fremde Sprache zu übersetzen, gewöhnlich Hylacomylus genannt), welcher zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts am Gymnasium zu Saint-Dié in Lothringen die Geographie lehrte und in dieser Stadt um das Jahr 1506 eine Buchdruckerei gründete, aus welcher mehrere geographische Werke und Charten hervorgingen. Waldseemüller schlug schon in seiner im J. 1507 herausgegebenen Einleitung in die Kosmographie, welcher er Vespuccis Reiseberichte beifügte,

vor, in Rücksicht auf die Verdienste dieses Seemannes, die er bei weitem überschätzte, weil ihm die Fahrten der wirklichen Entdecker nicht bekannt genug waren, der neuen Welt den Namen Amerigosland oder America beizulegen. Der Vorschlag scheint indessen erst Beachtung gefunden zu haben, als auf einer der aus J. Grieningers Presse zu Straßburg im J. 1522 hervorgegangenen Ausgabe der Kosmographie des Ptolemäus beigefügten und, wie sich nachweisen läßt, von Waldseemüller entworfenen Charte der neuen Welt, diese mit dem Namen America bezeichnet wurde. Da diese Charte auch in die späteren, in unzähligen Exemplaren verbreiteten Ausgaben des Ptolemäus überging, so läßt sich die Entstehung und die allgemeine Annahme der Benennung America für die neue Welt leicht erklären, schwer aber der bittere Tadel, womit man den durch nicht gewöhnliche Verdienste um die Kosmographie ausgezeichneten Amerigo Vespucci, welcher von der ihm in Lothringen zugedachten Ehre gewiß keine Ahnung hatte, nach herkömmlichem Brauche noch immer überschütten zu müssen glaubt, begreifen und noch schwerer entschuldigen.

Sebastian Cabot.

Der Name America, womit jetzt der ganze vierte Welttheil bezeichnet wird, verdankt, wie gezeigt wurde, seinen Ursprung einem zufälligen Irrthume, ihn aber wieder zu verdrängen, dürfte nicht leicht möglich sein; auch würde die Frage, durch welchen anderen er ersetzt werden müsse, nicht ohne Widerspruch zu lösen sein, denn abgesehen von den keinem Zweifel unterliegenden Fahrten der Skandinavier im zehnten und elften Jahrhundert nach den Küsten von Grönland und Vinland, welchen mithin der Ruhm der ersten Entdeckung gebührt, kann selbst Cristoforo Colombo nicht auf die Ehre Anspruch machen, das Festland der neuen Welt am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst wieder gesehen und betreten zu haben; sie muß vielmehr Sebastian Cabot, einem englischen Seefahrer zugestanden werden.

Sebastian Cabot, im J. 1477 zu Bristol geboren, war der Sohn Giovanni Cabottos, eines venetianischen Handelsmannes, welcher sich, wie so viele seiner Landsleute, in England niedergelassen hatte, um daselbst schneller, als es in seinem Vaterlande der zahlreichen Mitbewerber wegen möglich war, Fortunas Gunst zu gewinnen. Da Giovanni Cabotto, wie die meisten italienischen Kaufherrn seiner Zeit, auch in der Schifffahrtskunde bewandert war und seinen Söhnen darin den nöthigen Unterricht ertheilt hatte, so machte er Heinrich VII, welcher, so sehr er es auch wünschte, Cristoforo Colombo nach der Entdeckung der neuen Welt nicht mehr in seine Dienste zu ziehen hoffen durfte, den Vorschlag, Schiffe auf Entdeckungen auslaufen zu lassen und fand geneigtes Gehör. Am 5. März 1496 stellte der König ihm ein Patent aus, wodurch er und seine Söhne das Recht erhielten, unter englischer Flagge nach den östlichen, westlichen und nördlichen Meeren zu segeln, die Länder, welche von ihnen aufgefunden würden und noch von keiner anderen christlichen Macht entdeckt seien, in Besitz zu nehmen und daselbst Colonien zu gründen. Giovanni Cabotto rüstete mit Hülfe anderer englischen Kaufleute vier Schiffe aus und ließ sie unter den Befehlen Sebastians, welcher von seinen Söhnen die meisten Anlagen zu einem tüchtigen Seemanne zeigte, im Frühlinge des Jahres 1497 von Bristol aus unter Segel gehen. Sebastian Cabot, von der Ansicht Colombos, daß die von ihm entdeckten Inseln nicht weit von der Ostküste Asiens entfernt seien und daß man von ihnen aus Indien bald erreichen müsse, fest überzeugt, richtete seinen Lauf nach Nordwesten, um in dieser Richtung einen Weg nach den Gewürzländern aufzusuchen. Er segelte längere Zeit mit günstigem Winde, ohne eine Küste zu gewahren und sah sich endlich durch das Murren seiner Leute, welches in offene Empörung auszubrechen drohte, genöthigt, nach Südwesten zu steuern. Am Morgen des 24. Juni befand er sich etwa unter dem sechsundfünfzigsten Breitengrade im Angesichte eines Landes, welches er Prima Vista (zuerst gesehenes) nannte, das aber jetzt den Namen Labrador führt. Da es indessen seinen Erwartungen wenig entsprach und die an Bord befindlichen Lebensmittel zu einer weiteren Reise nach Südwesten

nicht ausreichten, so kehrte er nach England zurück. Cristoforo Colombo näherte sich erst auf seiner dritten Reise am 1. August 1498 dem Festlande der neuen Welt, Cabots Entdeckung ist mithin um ein Jahr und sechs Tage älter; nach ihm müßte also der vierte Welttheil benannt werden, wenn man nicht die Landung Colombos auf der Insel Guanahani am 12. October 1492 als dasjenige Ereigniß betrachten will, welches alle übrigen Entdeckungen nach Westen hin zur Folge hatte. Geht man von dieser Ansicht, welche jedenfalls als die vernünftigste und am meisten der Billigkeit entsprechende erscheint, aus, so kann an die Stelle der Benennung America, wenn diese überhaupt zu verdrängen wäre, nur der Name Columbia treten.

Die Entdeckung Sebastian Cabots erregte in England nicht geringes Aufsehen und die Regierung beeilte sich, ihm zur weiteren Verfolgung derselben zwei Schiffe auszurüsten, mit welchen er schon im Frühling des folgenden Jahres (1498) den Hafen von Bristol verließ. Er nahm wieder den früher eingeschlagenen Weg und setzte seine Reise bis in ein mit schwimmenden Eisschollen bedecktes Meer fort, welches nicht wohl ein anderes sein kann, als dasjenige, welches jetzt den Namen Hudsonsbai führt; nachdem er hier vergebens nach einer Durchfahrt nach Westen hin geforscht und seine Versuche an der Insel oder Halbinsel, welche jetzt Cumberland heißt, bis weit über den sechzigsten Breitengrad ohne Erfolg fortgesetzt hatte, ging er an einer südlicheren Küstenstelle, wahrscheinlich auf Neufundland, vor Anker, um seiner Mannschaft einige Ruhe und Erholung von ihrem anstrengenden Dienste zu gewähren. Die Eingeborenen, welche man hier traf, waren in Thierfelle gehüllt, aßen rohes Fleisch und redeten eine Sprache, die Niemand verstand; überhaupt glichen sie in ihrer Lebensweise mehr wilden Thieren als Menschen. Man bemerkte bei ihnen kein anderes Metall als Kupfer, welches in diesem Lande nicht selten zu sein schien; auch gewahrte man während des kurzen Aufenthalts viele weiße Bären, Hirsche, Habichte, Rebhühner und Adler, besonders aber überraschte die Reisenden eine unzählige Menge von Fischen, welche man Bacalao (Kabeljau) nannte und durch deren Fang später Neufundland so be-

rühmt wurde. Cabot ſetzte, nachdem er drei Eingeborene an Bord genommen hatte, ſeine Reiſe nach Süden hin fort und kam, indem er fortwährend nach einer Durchfahrt in das indiſche Meer ſpähte, bis zur äußerſten Spitze der Halbinſel, welche ſpäter (1512) von Ponce de Leon, der ſie zuerſt geſehen zu haben glaubte, den Namen Florida erhielt. Von hier kehrte er, da der geringe Vorrath an Lebensmitteln das weitere Vordringen nicht rathſam erſcheinen ließ, nach England zurück, um die Vorbereitungen zu einer dritten Expedition zu veranlaſſen. Da aber gerade zu dieſer Zeit Heinrich VII mit den Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen Schottland eifrig beſchäftigt war, ſo fanden ſeine Anträge kein Gehör und die Regierung verſäumte es, die nahe liegenden Vortheile ſeiner Entdeckungen ſogleich auszubeuten. Dagegen ſcheinen einzelne kecke Abenteurer Cabots Andeutungen benützt und die von ihm entdeckten Küſtenſtriche beſucht zu haben; ein Schiff drang ſogar bis zu den ſpaniſchen Beſitzungen im Caraibenmeere vor und erreichte den Nordrand Südamericas, wo es von Alonſo de Ojeda auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe im J. 1499 an dem Eingange des Golfes von Venezuela geſehen wurde. Sehr zu bedauern iſt, daß ſich bis jetzt keine näheren Nachrichten über dieſe frühen und weiten Expeditionen engliſcher Seefahrer, welche der ſpaniſchen Regierung große Beſorgniß einflößten, auffinden ließen.

Sebaſtian Cabot fühlte ſich durch die geringe Aufmerkſamkeit, welche man in England ſeinen Entdeckungsplänen ſchenkte, bewogen, in die Dienſte des Königs von Spanien zu treten, von welchem er vielleicht eine Einladung erhalten hatte. Ob er während dieſer Zeit an einer oder der andern Expedition Theil genommen habe, läßt ſich nicht ermitteln; wir wiſſen nur, daß er im J. 1516 nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte, um Sir Thomas Pert, welcher im Auftrage und auf Koſten der engliſchen Regierung einen neuen Verſuch zur Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt machen ſollte, als Pilot zu begleiten. Die Reiſe, welche im Sommer des Jahres 1517 ſtatt fand, über die aber kein Bericht vorhanden iſt, blieb, wie die früheren ohne Erfolg, und da mithin an keine beſondere Belohnung oder Auszeichnung

von Seiten des auf seine verdienstvollsten Unterthanen mit kaltem Stolze herabblickenden Heinrich VIII zu denken war, so begab sich Cabot wieder nach Spanien und wurde hier schon im folgenden Jahre (1518) zu dem wichtigen Amte eines Großpiloten von Indien erhoben. In dieser Eigenschaft ging er auf Befehl des Kaisers Karl V im J. 1526 mit einem Geschwader von vier Schiffen von Sevilla aus unter Segel, um durch die im J. 1520 von Fernando de Magalhães entdeckte und nach ihm benannte Straße den Weg nach dem östlichen Indien einzuschlagen. Er segelte an der Küste von Brasilien hin bis zu der Mündung des großen Flusses, an dessen Ufer Juan Diaz de Solis von den Wilden erschlagen und verzehrt worden war, und lief in denselben ein. Da er hier von einigen Spaniern, die von andern Schiffen, welche früher diesen Küstenstrich besucht hatten, entlaufen waren, vernahm, daß das Innere des Landes ungemein reich an edeln Metallen sei, so legte er die größeren Schiffe an der Stelle, wo später die Stadt Buenos-Aires gegründet wurde, vor Anker und ging mit kleinen Barken, die er zu diesem Zwecke erbauen ließ, stromaufwärts, bis ihm eine Reihe von Wasserfällen (unter 27° 27′ S. Br.) das weitere Vordringen unmöglich machten. Er hielt sich einen ganzen Monat in dieser Gegend bei dem Indianerstamme der Guaranis auf und tauschte von ihnen mehrere werthvolle Schmucksachen von Gold und Silber ein, wodurch er irriger Weise zu der Ansicht verleitet wurde, daß dieses Land eine ergiebige Quelle großer Reichthümer sein müsse. Er sprach diese in einem Berichte an die spanische Regierung so entschieden aus, daß er dadurch nicht nur bei dieser große Erwartungen erregte, sondern auch mehrere habgierige Abenteurer verleitete, den eingebildeten Schätzen nachzujagen. Obschon sich die Täuschung bald kund gab, so behielt doch der Fluß den ihm von Cabot beigelegten Namen Rio de la Plata (Silberstrom) bis auf den heutigen Tag. Der unglückliche Irrthum hatte eine noch weit nachtheiligere Folge, denn Cabot dachte jetzt nicht mehr daran, seine Reise, die gewiß nicht ohne bedeutende Ergebnisse geblieben wäre, fortzusetzen, sondern kehrte im J. 1530, nachdem er sich vergebens um die Statthalterschaft dieser Küstenstrecke und um die zur Eroberung derselben nöthige

Unterstützung an Geld und Leuten bemüht hatte, nach Spanien zurück, wo er fortan ruhig das ihm übertragene Amt versehen und an keiner späteren Expedition persönlich Theil genommen zu haben scheint. Man darf sogar vermuthen, daß seine Stellung am spanischen Hofe nicht mehr so angenehm und sein Einfluß nicht mehr so entschieden war wie früher, denn er ging im J. 1548 wieder nach England, wo die ungünstigen politischen Verhältnisse sich geändert hatten und bessere Aussichten auf die Verwirklichung seiner Pläne boten.

Cabot hatte sich nicht geirrt; schon im folgenden Jahre ernannte ihn Eduard VI seiner bereits geleisteten und noch zu leistenden Dienste wegen zum Großpiloten von England mit einem ansehnlichen Gehalte und stellte ihn an die Spitze einer Gesellschaft unternehmender Kaufleute, welche sich verbunden hatten, Schiffe zur Entdeckung unbekannter Länder und Inseln auszurüsten und dadurch dem Handel und Verkehr ihres Vaterlandes einen neuen Aufschwung zu geben. Cabots Erfahrungen und Kenntnisse brachten der Handelsgesellschaft, welche schon nach kurzer Frist Schiffe nach allen Richtungen auslaufen ließ, große Vortheile und es läßt sich nicht leugnen, daß dieser noch bei weitem nicht nach Verdienst gewürdigte Seefahrer unendlich viel dazu beitrug, bei seinen Landsleuten jene entschiedene Vorliebe für Seeunternehmungen zu wecken, durch welche sich England allmählich die Herrschaft auf dem Meere errang. — Cabot scheint ein sehr hohes Alter erreicht zu haben, das Jahr seines Todes ist aber unbekannt.

Gaspar Cortereal.

Die Versuche der englischen Seefahrer, einen Weg nach dem östlichen Indien in nordwestlicher Richtung aufzufinden, konnten den Portugiesen, welche die Bemühungen der andern Nationen, ihnen den Vorsprung nach den reichen Ländern Ostasiens abzugewinnen oder doch wenigstens einen Theil der dort aufgehäuften

Schätze zu erbeuten, nicht unbekannt bleiben, und da, wie es scheint, die Gerüchte von den früheren Fahrten der Normänner nach diesen Gegenden und von dem einträglichen Fischfang, welchen später die Kaufleute von Bristol daselbst trieben, bereits bis nach Portugal gedrungen waren und einen günstigen Erfolg in jenen hohen Breitengraden, bis zu welchen man früher nicht vorzudringen wagte, hoffen ließen, so darf die kurz nach Cabots zweiter Reise von dem portugiesischen Edelmanne Gaspar Cortereal zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt unternommene Expedition nicht überraschen.

Gaspar Cortereal war der Sohn Juan Vaz Costa Cortereals, eines am Hofe Afonsos V sehr angesehenen Edelmannes, welcher nach einer freilich alles Grundes entbehrenden Sage bereits im J. 1463 das Kabeljauland (Terra dos Bacalhaos), wie man früher Neufundland nannte, entdeckt und sogar daselbst Niederlassungen zur Betreibung des Fischfangs gegründet haben soll. Gaspar widmete sich, gleich seinen Brüdern Miguel und Vasqueanes, dem Seewesen und faßte, von dem Ruhme Colombos und Gamas begeistert, den Entschluß, sich ebenfalls durch eine wichtige Entdeckung auszuzeichnen; da aber die südlicheren Striche des Ozeans bereits von andern kühnen Seefahrern in Anspruch genommen waren, so richtete er seine Blicke nach Norden, um in diesen weniger besuchten Meeren eine Durchfahrt nach den Gewürzländern, das Ziel aller Unternehmungen jener Zeit, aufzufinden. Er rüstete zwei Schiffe aus und verließ im Frühling des Jahres 1500 den Hafen von Lissabon. Nach einer glücklichen Fahrt erreichte er Neufundland, untersuchte die ganze östliche Küste dieser Insel, segelte an einer Meerenge, welcher er den Namen Golfo Cuadrado beilegte, die aber jetzt Belle-Isle heißt, vorüber und steuerte an der nordwestlich laufenden Küste eines Festlandes weiter bis zu einem Vorgebirge (dem jetzigen Cap Chidley), wo sich eine grade nach Westen hin führende Straße zeigte, in die er aber der immer sich mehr häufenden Eismassen wegen in der schon weit vorgerückten Jahreszeit nicht einzulaufen wagte. Er nannte diese Küste, welche er, ehe sie mit Schnee bedeckt war, untersuchte, Terra Verde (grünes Land) und man hat

dieſe Benennung häufig auf Grönland gedeutet, welches er doch nicht ſah. Später nannte man dieſelbe Küſtenſtrecke häufig nach ihrem angeblichen Entdecker Cortereales land, jetzt aber begreift man ſie unter dem Namen Labrador, einer Abkürzung der Benennung Terra de Laborador (Arbeiterland), welche Cortereal der ſüdlicheren Küſte, die ſich von der Meerenge Belle-Isle bis zur Mündung des Lorenzſtromes hinzieht, beilegte, weil er ſie des Anbaues fähig hielt oder weil ihm, nach einer andern ſehr einſichtsvollen Deutung, die Bewohner derſelben beſonders als Sclaven zur Feldarbeit geeignet ſchienen. Nachdem ſich Cortereal von der weſtlichen Richtung der Meerenge, welche von ihm den Namen Anian erhielt, die aber jetzt Hudſonsſtraße heißt, überzeugt hatte, ſetzte er hocherfreut über dieſe Wahrnehmung, an welche er ſeine großartigen Pläne für die Zukunft knüpfte, ſeiner Reiſe ein Ziel und kehrte mit einer Ladung Sclaven, die er wahrſcheinlich im Golfe des Lorenzſtromes raubte, nach Portugal zurück, wo er am 8. October 1501 in den Tajo einlief.

Der Bericht, welchen er der Regierung über ſeine Entdeckungen abſtattete, erregte ſo große Erwartungen, daß man ihm ohne Verzug allen Vorſchub leiſtete, um alsbald wieder in See gehen und die von ihm aufgefundene Meerenge näher unterſuchen zu können. Gaspar Cortereal, welcher nicht den geringſten Zweifel hegte, dieſesmal das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, lichtete ſchon am 15. Mai 1501 die Anker und ſegelte mit zwei wohlausgerüſteten Schiffen in grader Richtung nach Nordweſten bis zu einer Meerenge, welche noch etwa zwei Breitengrade weiter nördlich lag als die auf ſeiner erſten Reiſe von ihm geſehene, und die jetzt den Namen Frobisherſtraße führt. Hier trennte ein Sturm die beiden Schiffe; das eine kehrte, nachdem es längere Zeit das andere, auf dem ſich der Anführer der Expedition befand, vergebens geſucht hatte, nach Liſſabon zurück; von Gaspar Cortereal hörte man nie wieder etwas; wahrſcheinlich kam er mit ſeiner Mannſchaft im Eiſe um oder wurde von den Eskimos erſchlagen. Um ihn aufzuſuchen oder wenigſtens Gewißheit über ſein Schickſal zu erlangen, ging ſein Bruder Miguel Cortereal am 10. Mai 1502 mit einem Geſchwader von drei Schiffen von

Lissabon unter Segel und lief in die Anianstraße ein. Da die Küste allenhalben von Meeresarmen und Flüssen durchschnitten war, so trennte er, um sie genauer und nach verschiedenen Richtungen hin zu erforschen, das Geschwader und bestimmte einen Ort, wo es sich am 20. August wieder vereinigen sollte. Zwei Schiffe trafen daselbst zu dem festgesetzten Zeitpunkte ein, aber Miguel Cortereal erschien weder hier noch in Portugal wieder. Untröstlich über den Verlust seiner beiden Brüder, rüstete Vasqueanes Cortereal, Oberhofmeister und Statthalter der Insel Terceira im J. 1503 auf eigene Kosten eine Caravele aus, um sie aufzusuchen, der König Dom Manoel aber, dem der Verlust so treuer Diener nicht gleichgültig war, untersagte ihm streng, unter Segel zu gehen, und ließ sich durch keine Bitten bewegen, sein Verbot zurückzunehmen. — Diese Expeditionen, so unglücklich sie auch für die Unternehmer derselben abliefen, blieben indessen keineswegs ohne ersprießlichen Erfolg, denn sie machten die portugiesischen Seeleute mit der Schifffahrt auf dem nördlichen Ozean vertraut und förderten nicht wenig die Entdeckungen in diesen unwirthlichen Meeresstrichen. Einträgliche Fischereien wurden von den Portugiesen auf den Bänken von Neufundland eingerichtet und nicht selten waren dort an dreihundert Schiffe, welche den beiden Seehäfen Viana und Aveiro angehörten, in Ladung. Mit dem Verluste seiner Selbstständigkeit verlor Portugal auch diesen Zweig seiner Industrie, welcher in die Hände der Franzosen und Engländer überging.

Juan Ponce de Leon.

So leicht es sich begreifen läßt, daß die Spanier sich durch den Eifer englischer und portugiesischer Seefahrer, in so hoher Breite einen Weg nach Indien aufzusuchen, nicht irre führen ließen und ihre Geschwader lieber nach der Landenge von Panama und nach der Küste Brasiliens sendeten, wo sie mit größerer Wahrscheinlichkeit von ihren Bemühungen den gewünschten Er-

folg hoffen durften, so sehr muß es doch auffallen, daß sie lange Zeit nicht daran dachten, den Ozean nördlich von der Insel Española, welche sie bereits vollständig unterjocht hatten, zu beschiffen und nach unbekannten Küsten, die sich doch in dieser Richtung vermuthen ließen, zu spähen. Erst als Diego Colombo, der Sohn des berühmten Admirals, welcher nach langem Streite und Zögern mit den Würden seines Vaters bekleidet worden war, im J. 1509 den Sitz seiner Regierung auf Española aufgeschlagen hatte, richtete sich die Aufmerksamkeit der unternehmenden Abenteurer, welche ihm in großer Anzahl nach der neuen Welt gefolgt waren, auf die über das ganze Antillenmeer zerstreuten herrlichen Inseln und die Expeditionen, welche zur allmälichen Unterjochung derselben ausliefen, mußten nothwendig die Entdeckung der nahen Küsten des nordamerikanischen Festlandes zur Folge haben. Der erste Spanier, welchen das Glück dahin führte, war Ponce de Leon, ein im Dienste in der alten und neuen Welt ergrauter Krieger, der, um sich wieder zu verjüngen, die Zauberquelle der Jugend aufsuchte und Florida fand.

Juan Ponce de Leon, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in dem Königreiche Leon, von welchem er auch seinen Beinamen führt, geboren, trat in früher Jugend in den Kriegsdienst und machte die Feldzüge gegen die Mauren von Granada mit. Nach der Entdeckung der neuen Welt, welche dem zahlreichen spanischen Adel als die günstigste Gelegenheit erschien, schnell Ruhm und Schätze zu erwerben, fand auch Juan Ponce in der Heimath keine Ruhe mehr und schätzte sich glücklich, als es ihm gelang, sich mit den zur Begründung einer Colonie bestimmten Leuten, welche Colombo auf seiner zweiten Reise im J. 1493 begleiteten, einzuschiffen. Mit dem mühevollen Dienste auf Española indessen bald eben so wenig zufrieden, als die meisten seiner Gefährten, folgte er der Rotte Francisco Roldans, welcher die Fahne offener Empörung gegen den Admiral aufpflanzte, kehrte jedoch später zu seiner Pflicht zurück und zeichnete sich auf dem Eroberungszuge nach Higuey, der östlichsten Provinz Españolas durch seine Tapferkeit und Klugheit so sehr aus, daß er nach der Unterjochung der Eingeborenen zum Befehlshaber über

dieſen Theil der Inſel ernannt wurde. Er hatte hier noch nicht lange ſeinen Sitz aufgeſchlagen, als die grünen Höhen der kaum vierzehn Seemeilen entfernten und bereits von Colombo und andern Seefahrern berührten Inſel San Juan, von den Eingeborenen Boriquen, jetzt aber Porto-Rico genannt, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen anfingen. Er forſchte jetzt bei den Bewohnern derſelben, welche häufig in ihren leichten Fahrzeugen nach Eſpañola herüberkamen, und erfuhr von ihnen, daß die Berge, welche er ſchon ſo lange mit Sehnſucht betrachtet, an Gold ſehr reich ſeien und daß man auch in den Flüſſen dieſes Metall in großer Menge finde. Juan Ponce theilte dieſe wichtige Nachricht ſogleich dem damaligen Gouverneur Ovando mit und bat ihn um die Erlaubniß, eine Fahrt nach San Juan unternehmen zu dürfen, welche er auch ſogleich erhielt. Er beſtieg nun mit wenigen ſeiner Leute und einigen indianiſchen Dollmetſchern eine Caravele und landete an einer mit ſchönen Wäldern bedeckten Küſte in der Nähe der Reſidenz Agueybanahs, des mächtigſten Caziken der Inſel, von welchem er mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Gaſtfreundſchaft aufgenommen und nebſt ſeiner Mannſchaft auf das Beſte bewirthet wurde. Der argloſe Cazike zeigte ihm die Reichthümer ſeines Gebietes, die fruchtbarſten Felder und ſchattige Haine voll der köſtlichſten Früchte; er führte ihn auf ſein Verlangen nach dem Inneren des Landes, wo es zwar wilder und bergiger, aber doch allenthalben von fruchtbaren Thälern und klaren Strömen durchſchnitten war; doch alle dieſe Schätze, alle dieſe Segnungen der Natur konnten dem habſüchtigen Spanier kein Zeichen der Freude entlocken, er fragte ungeduldig, ob die Inſel kein Gold aufzuweiſen habe. Agueybanah geleitete ſtatt der Antwort ſeinen Gaſt zu dem Fluſſe Sebuco, aus deſſen Sande große Goldkörner hervorſchimmerten und in dem ſelbſt die Kieſel goldhaltig zu ſein ſchienen. Juan Ponce nahm frohlockend die ſchönſten gediegenen Stücke des edeln Metalles von den emſig untertauchenden Indianern in Empfang und eilte damit, nachdem er mehrere ſeiner Gefährten in dem Hauſe des Caziken, den er in Eile, aber vergeblich, zur chriſtlichen Religion zu bekehren verſuchte, zur näheren Unterſuchung der Beſchaffenheit der Inſel

zurückgelassen hatte, nach Española, um dem Gouverneur den glücklichen Erfolg seiner Reise zu verkünden und die mitgebrachten Goldproben vorzulegen. Diese erwiesen sich zwar in dem Schmelztiegel nicht so fein als das Gold auf Española, da aber die Menge dieses Metalls auf San Juan nicht geringen Gewinn versprach, so wurde die Unterjochung der Insel beschlossen und Juan Ponce zum Anführer der Expedition bestimmt.

Die Eroberung der stark bevölkerten Insel, deren Bewohner durch die häufigen Einfälle der Caraiben kriegerisch geworden waren und in der Führung der Waffen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit zeigten, schien dem alten erfahrenen Krieger nicht so leicht; er hielt es für klug, einen zweiten Besuch bei dem Caziken zu machen, um sich genauer von den Hülfsmitteln, welche dieser zu seiner Vertheidigung aufbieten konnte, zu überzeugen; aber auch diesesmal ward er mit so offenem Vertrauen empfangen und alle seine verfänglichen Fragen so rückhaltslos befriedigt, daß er sich der zuverläßigsten Hoffnung hingab, diese einfältigen Menschen ohne große Anstrengung unter seine Botmäßigkeit bringen zu können. Nachdem er nach heftigem Zwiste gegen den Willen Diego Colombos von dem Könige von Spanien im J. 1509 zum Statthalter der Insel ernannt worden war, gründete er an der nördlichen Seite derselben mit Erlaubniß des Caziken in einer Gegend, welche sehr reich an Gold sein sollte, die Stadt Caparra, etwa eine Stunde von dem Hafen Rico, von welchem später die Insel ihren Namen erhielt, und schlug daselbst den Sitz seiner Regierung auf. Sobald er sich durch starke Befestigungen hinlänglich gegen jeden Angriff gesichert hatte, fing er an, seine Herrschaft immer weiter auszubreiten, theilte die Insel in Bezirke, erhob Abgaben und zwang die Eingeborenen zu den härtesten Arbeiten. Einer so ungewohnten und unerträglichen Anstrengung bald müde, sannen diese auf Mittel, ihre frühere Freiheit wieder zu erringen, hatten aber lange nicht den Muth, gegen ihre Unterdrücker, welche sie für übernatürliche Wesen hielten, die Waffen zu ergreifen, bis Brayoan, ein schlauer, etwas ungläubiger Cazike, sich erbot, die Unsterblichkeit der weißen Männer einer Probe zu unterwerfen. Eine günstige Gelegenheit

bot sich kurz darauf, als ein junger Spanier, den ein Geschäft nach einem andern Punkte der Insel rief, in seinem Hause einkehrte; er bewirthete ihn mit der gewohnten Gastfreundlichkeit und gab ihm, als er seinen Weg fortsetzte, mehrere tüchtige Männer, denen er die Ausführung seines Planes anvertraut hatte, als Begleiter mit. Als die Reisegesellschaft an einen Fluß kam, welcher durchwatet werden mußte, nahm der kühnste der Indianer den Spanier auf den Rücken und trug ihn bis zur Mitte des Flusses, wo er sich absichtlich mit ihm niederfallen ließ und ihn mit Hülfe seiner Gefährten so lange unter dem Wasser hielt, bis er kein Zeichen des Lebens mehr verrieth. Darauf legten sie ihn an das Ufer, baten ihn, da sie sich immer noch nicht überzeugen konnten, daß er todt sei, heulend um Verzeihung und setzten ihre Entschuldigungen mehrere Tage hindurch in der größten Angst fort, bis der üble Geruch der Leiche ihre Zweifel vollständig löste. Die Kunde von dieser That verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die ganze Insel und die Bewohner, welche jetzt die Gewißheit erlangt hatten, daß die gefürchteten Fremdlinge sterbliche Menschen seien, wie sie selbst, gingen bereitwillig auf eine allgemeine Verschwörung ein, an deren Spitze sich der Bruder und Nachfolger des gastfreundlichen Caziken Agueybanah stellte. Die in den einzelnen Bezirken zerstreuten Weiler, in welchen die zur Eintreibung der Abgaben und Aufsuchung der Goldminen beorderten Spanier sich aufhielten, wurden zuerst überfallen und in Brand gesteckt; nur einige ihrer Bewohner entgingen dem Blutbade und überbrachten die unvermuthete Nachricht von dem allgemeinen Aufstande der ganzen Bevölkerung nach dem Fort Caparra, gegen welches schon am folgenden Tage dichte Schaaren von Wilden mit fürchterlichem Kriegsgeschrei und unter betäubendem Gelärm ihrer Muschelhörner und Trommeln anrückten, ohne jedoch aus Furcht vor den Feuerwaffen einen Angriff zu wagen. Juan Ponce, weit entfernt den Muth zu verlieren, schickte vor allem ein Fahrzeug nach San Domingo, um schleunige Hülfe zu begehren, theilte dann seine Kriegsmacht, die kaum aus hundert Mann bestand, in drei Schaaren, welche abwechselnd Ausfälle wagten und den Feind durch die großen

Verluſte, die ſie ihm bei jeder Gelegenheit beibrachten, möglichſt weit entfernt hielten. Ausgezeichnete Dienſte leiſtete bei allen dieſen Scharmützeln der ſeiner Stärke und ſeines Muthes wegen berühmte Hund Berezillo, der Schrecken der Inſulaner, die zuvor nie ein ſo wüthendes Thier geſehen hatten. Seine Klugheit ſoll an das Wunderbare gegränzt haben und er unterſchied ſogar, wie man ihm nachrühmt, durch den Geruch die mit den Spaniern verbündeten Indianer von den feindlichen. Seine Leiſtungen, welche denen mehrerer Söldner gleich kamen, wurden von dem Statthalter anerkannt und ſein Herr erhielt für ihn nicht nur den Sold und die Lebensmittel eines Armbruſtſchützen, ſondern auch einen Antheil an aller Beute. Später ward Berezillo, als er im Meere ſchwimmend einem fliehenden Caraiben nachſetzte, von einem giftigen Pfeile getroffen und ſtarb an den Folgen der Verwundung; er hinterließ jedoch eine zahlreiche Nachkommenſchaft, welche ſich in verſchiedenen Theilen der neuen Welt bei den grauſamen Vertilgungskämpfen gegen die Indianer auszeichnete. — Während die Häuptlinge der Inſel ſich beriethen, auf welche Weiſe der Feſtung, die alle ihre Pläne vereitelte, beizukommen ſei, war Verſtärkung von Eſpañola eingetroffen. Juan Ponce, eben ſo klug als raſch in ſeinem Handeln, führte ſogleich ſeine Truppen gegen das indianiſche Lager, überrumpelte daſſelbe und ſchlug die Feinde mit großem Verluſte in die Flucht. Dieſe wohlberechnete That hatte die entſchiedenſten Folgen; die Eingeborenen, welche das kleine in die Feſtung eingeſchloſſene Häuflein der Spanier bereits dem Untergange nahe glaubten, ſahen mit Erſtaunen die große Anzahl der über ſie herfallenden Feinde und da ſie von der angekommenen Verſtärkung nichts wußten, ſo gaben ſie ſich wieder mit noch feſterer Ueberzeugung dem Glauben an die Unſterblichkeit der Fremdlinge hin und fingen an, den Sieg über Weſen, welche mit erneuter Kraft aus dem Grabe erſtehen konnten, für unmöglich zu halten. Als endlich bald darauf in einer entſcheidenden Schlacht der Häuptling Agueybanah, die Seele des Aufſtandes, fiel, ſo zerſtreuten ſich die Krieger in ihre Wälder und Berge und wurden nach und nach zu Sclaven gemacht oder niedergemetzelt. Die übrigen Bewohner der Inſel, Männer, Frauen

und Kinder, wurden zu den schwersten Arbeiten in den Bergwerken gezwungen und da sie, an solche anstrengende Beschäftigung nicht gewöhnt, allmälich erlagen, so waren bald die letzten Reste der Urbevölkerung von Boriquen verschwunden.

Juan Ponce erntete indessen die Früchte seiner Bemühungen nicht, denn Diego Colombo hatte das Vorrecht, die Gouverneure der von seinem Vater entdeckten Inseln zu ernennen, am spanischen Hofe durchgesetzt und der verdiente Veteran erhielt als Belohnung seiner Verdienste die Erlaubniß, sich in einem andern Theile der neuen Welt eine Statthalterschaft zu erobern. Da die Ursache seiner Absetzung, zu welcher der König nur sehr ungern seine Einwilligung gab, in keiner Weise seine Ehre verletzte, so fühlte er sich dadurch um so weniger gekränkt, als er durch die auf Boriquen gesammelten Schätze die Mittel in Händen hatte, sogleich zur Ausführung seiner großartigen Pläne, die auf nichts weniger als die Entdeckung einer dritten Welt gerichtet waren, zu schreiten. Während er mit den Vorbereitungen zu seiner Entdeckungsreise beschäftigt war und hin und her überlegte, welchen Weg er einschlagen solle, hörte er zufällig von einigen alten Indianern, daß weit im Norden sich ein Land von bedeutendem Umfange hinziehe, das nicht nur von Gold, Edelsteinen und andern kostbaren Erzeugnissen strotze, sondern auch von einem Flusse durchschnitten sei, der die wunderbare Eigenschaft besitze, Jeden, der sich darin bade, zu verjüngen; eine Quelle, welcher dieselbe Kraft beiwohne, erzählten sie weiter, befinde sich auch auf einer nördlich von Cuba liegenden und zu einer größeren Gruppe gehörenden Insel, Bimini genannt, und man brauche also zu seiner Verjüngung nicht einmal die gefährliche Reise nach dem entlegenen Lande zu unternehmen. Weit entfernt, an der ganzen Wahrheit dieser unter den Bewohnern der westindischen Inseln verbreiteten Sage zu zweifeln, forschte Juan Ponce bei den Indianern emsig nach genaueren Nachrichten über die Lage des Zauberlandes und gab sich bald der Hoffnung hin, es zu entdecken und wieder verjüngt in demselben in ewiger Jugend und in unermeßlichen Reichthümern zu schwelgen. Er rüstete ohne Verzug auf seine eigne Kosten ein Geschwader von drei Schiffen aus, bemannte es mit

einer Schaar gleichgesinnter und eben so leichtgläubiger Abenteurer und verließ am 3. März 1512 den Hafen San German auf San Juan. Nachdem er eine Strecke an der Nordküste von Española hingesegelt war, nahm er seinen Lauf nördlich und erreichte bald die Bahamagruppe. Von dem herrlichsten Wetter begünstigt steuerte er von einer dieser mit üppigem Grün bedeckten Inseln zur andern, fragte überall vergebens nach dem Zaubereiland Bimini und kostete, um es nicht zu verfehlen, an allen Flüssen, Lachen und Quellen das Wasser, ohne um ein Haar jünger zu werden. Unverdrossen setzte er seine Reise immer weiter nach Norden fort und bekam am 27. März etwa unter dem dreißigsten Grade eine ausgedehnte Küste zu Gesicht, bei welcher er, da sie das Ziel seiner Wünsche zu sein schien, vor Anker ging. Das ganze Land prangte in der frischen Pracht des Frühlings, die Bäume waren mit duftenden Blüthen überschüttet und die Gefilde glichen einem unübersehbaren Blumengarten; Juan Ponce legte ihm deßhalb und weil er es grade am Palmsonntage (Pascua Florida) entdeckt hatte, den Namen Florida bei, der ihm auch bis jetzt geblieben ist, und nahm es für die castilianische Krone in Besitz. Nachdem er einige Wochen lang die Küsten dieses blühenden Landes, wo er aber statt des Goldes und des verjüngenden Flusses nur feindselig gesinnte und tapfere Bewohner fand, untersucht und sich überzeugt hatte, daß es unmöglich das gepriesene Zauberland sein könne, kehrte er nach San Juan zurück und landete daselbst am Ende des Juli, noch etwas älter und gebeugter, als er diese Insel verlassen hatte.

Unbekümmert um den Spott der Witzlinge über seine abenteuerliche Reise, machte sich Juan Ponce alsbald auf den Weg nach Spanien, um die Nachricht von seiner Entdeckung zu überbringen, und ward von dem Könige nicht nur mit großer Huld empfangen, sondern auch sogleich zum Statthalter von Florida ernannt. Ehe er jedoch von dieser Gnade Gebrauch machen und Leute zur Eroberung des ihm überwiesenen Landes werben konnte, bot sich eine andere Gelegenheit, den alten Krieger auf eine seinen Neigungen entsprechende Weise zu beschäftigen und seine Erfahrungen, welche er sich in den glücklichen Kämpfen gegen die

Wilden erworben hatte, zum Vortheile des Staates in Anſpruch zu nehmen. Mit jedem Tage liefen nämlich beunruhigendere Gerüchte über die Raubzüge ein, welche die Caraiben nach den ſpaniſchen Beſitzungen unternahmen und auf welchen ſie beſonders von den noch ſchwach beſetzten Inſeln wehrloſe Anſiedler fortſchlepten, um ſie bei ihren Feſtmahlen zu verzehren; um dieſem Unweſen, welches die ſchlimmſten Folgen befürchten ließ, zu ſteuern, befahl der König, ein Geſchwader von drei Kriegsſchiffen, welches im caraibiſchen Meere kreuzen und es von den Menſchenfreſſern ſäubern ſollte, auszurüſten, und übergab die Führung deſſelben Juan Ponce, welcher mit dem Muthe und dem Vertrauen eines Jünglings bereits im Januar 1515 unter Segel ging und ſeinen Lauf nach den Inſeln der Caraiben nahm. Er erreichte ſie ohne Unfall und ging bei Guadelupe vor Anker, um ſeiner Mannſchaft einige Ruhe zu gönnen und Holz und Waſſer einzunehmen. Während ſich hier ſeine Leute ſorglos am Ufer zerſtreuten und er ſelbſt, keine Gefahr ahnend, ohne die nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu treffen, an Bord blieb, brachen die Caraiben aus einem Hinterhalte hervor, erſchlugen den größten Theil der Männer und ſchleppten die Weiber, welche an einem Bache mit dem Reinigen der Wäſche beſchäftigt waren, mit ſich fort. Dieſer unerwartete Unfall brach den Muth des greiſen Anführers, welcher nur von Siegen geträumt hatte, und er verlor jetzt ſo ſehr alle Luſt an dem Unternehmen, daß er nach San Juan ſteuerte und dort Unwohlſein vorſchützte, um, ohne Aufſehen zu erregen, den Befehl über das Geſchwader einem Andern überlaſſen zu können. Er lebte mehrere Jahre zu Puerto-Rico unthätig, aber höchſt mißvergnügt, bis der Ruf von den glänzenden Siegen des Hernando Cortez in Merico noch einmal ſeinen Ehrgeiz und ſeine Thatenluſt weckte und ihn zu dem Entſchluſſe bewog, Florida zu erobern. Er rüſtete im J. 1521 auf eigne Koſten zwei Schiffe aus, warb, ſo weit ſeine Geldmittel reichten, Mannſchaft und ging mit großen Hoffnungen unter Segel. Nach einer mühſamen Fahrt, auf welcher heftige Stürme einigemal der Expedition den Untergang drohten, erreichte er endlich die Küſte von Florida und ſchiffte ſich ſogleich mit einem großen Theile ſeiner Leute aus, um einen

Streifzug zu unternehmen und die Beschaffenheit des Landes, das ihm als Statthalterschaft überwiesen war, zu erforschen. Die Eingeborenen rückten aber den fremden Männern, welche in ihr Gebiet einzudringen wagten, muthig entgegen und es entspann sich ein erbitterter Kampf, in welchem mehrere Spanier fielen und Juan Ponce so bedeutend am Schenkel verwundet wurde, daß man ihn an Bord bringen mußte. Er befahl sogleich die Anker zu lichten und ihn nach Cuba zu bringen, wo er bald nach seiner Ankunft am Wundfieber starb. — Juan Ponce de Leon darf als einer der tapfersten und zugleich ehrenhaftesten Krieger, welche Spanien nach der neuen Welt schickte, betrachtet werden, und obgleich er durch den Eifer, mit welchem er einem nichtigen Traumbilde nachjagte, nicht selten Gegenstand des Witzes seiner Landsleute geworden ist, so wußten doch diese recht wohl die Verdienste des Eroberers von Boriquen und Entdeckers von Florida zu würdigen und schmückten sogar sein Grab auf Cuba mit einem Denkmal.

Nach Juan Ponces mißlungenem Versuch, Florida zu erobern, blieb dieses Land, welches man lange für eine Insel hielt, mehrere Jahre unbesucht, bis Diego Miruelo, der Führer einer Caravele durch Stürme dorthin verschlagen wurde und von den Eingeborenen einige Geräthschaften von Silber und Gold eintauschte, welche er zu San Domingo mit übertriebenen Schilderungen der großen Reichthümer der von ihm berührten Küste zeigte, wodurch die Aufmerksamkeit habgieriger Abenteurer von neuem nach dieser Gegend hingelenkt wurde. Um dieselbe Zeit wurde Lucas Vasquez de Ayllon, ein Mann, dessen Geschäft darin bestand, zwischen den Inseln des Caraibenmeeres zu kreuzen und Sclaven zur Bearbeitung der Bergwerke auf Española einzufangen, durch anhaltende Stürme an der Ostküste Floridas hin bis zu einem Vorgebirge getrieben, welches nördlicher lag, als bis jetzt ein spanisches Schiff gekommen war; er lief in die Mündung eines Flusses ein und legte dem angrenzenden Lande, welches dem heutigen Süd-Carolina entspricht, den Namen Chicorea bei. Die Eingeborenen eilten, als sie die Schiffe, welche sie für Seeungeheuer hielten, an der Küste gewahrten, in großen Schaaren

herbei, als sie aber weiße bärtige Männer mit schimmernden Waffen daraus hervorkommen sahen, ergriffen sie voll Entsetzen die Flucht und es gelang den Spaniern nur mit großer Mühe, ihnen alle Furcht zu benehmen und sie zu einem freundschaftlichen Verkehr zu bewegen. Sobald aber ihre Furcht vorüber war, brachten sie freundlich und arglos die Erzeugnisse ihres Landes nach den Schiffen und tauschten hier werthlose Schmucksachen für ihre Marderpelze, Perlen und goldene und silberne Geräthe ein. Nachdem Vasquez den nöthigen Vorrath an Holz, Wasser und Lebensmitteln eingenommen hatte, gab er den neugierigen Indianern die Erlaubniß an Bord zu kommen und das Innere der Schiffe zu betrachten; sie erschienen in großer Menge und zeigten ihr Erstaunen über so viele ihnen völlig unbekannte Gegenstände durch die sonderbarsten Gebehrden; kaum war aber eine hinlängliche Anzahl im Schiffsraume beisammen, als die Spanier verrätherisch das Verdeck über ihnen schlossen und die Anker lichteten. Eines der Schiffe wurde auf der Heimreise von den Wogen verschlungen; das andere erreichte zwar glücklich San Domingo, da aber die Indianer sich lange hartnäckig weigerten, Speise zu sich zu nehmen, so starben die meisten von ihnen. Lucas Vasquez schiffte sich nach Spanien ein, um die Erlaubniß zur Eroberung des von ihm entdeckten Landes Chicorea zu erwirken, was ihm auch leicht gelang. Er rüstete nun ohne Verzug zu San Domingo sechs Schiffe aus, nahm zur Gründung einer Niederlassung Leute an Bord und ging im J. 1526 unter Segel. Diego Miruelo hatte ihn beredet, seinen Lauf zuerst nach dem goldreichen Florida zu nehmen, und begleitete die Expedition als Lootse; da er aber aus unverzeihlicher Nachläßigkeit sich die Stelle, wo er früher vor Anker gegangen war, nicht gemerkt hatte, so konnte er sie nicht wieder auffinden und mußte sich von seinen Gefährten so viele Vorwürfe und Spottreden gefallen lassen, daß er aus Verdruß schwermüthig und bald nachher wahnsinnig ward. Lucas Vasquez setzte seine Reise in nordöstlicher Richtung fort und suchte wieder den Fluß auf, wo er auf seiner ersten Reise Schutz gegen den Sturm gefunden und dem er den Namen Jordan beigelegt hatte, der aber jetzt Santee heißt. Als er in denselben einlaufen

wollte, scheiterte das größte seiner Schiffe und da er die übrigen nicht derselben Gefahr aussetzen wollte, steuerte er noch eine kleine Strecke weiter nach Nordosten und landete in einem sicheren Hafen, der von einer sehr angenehmen, fruchtbaren Gegend umgeben war. Da die Eingeborenen ihn sehr freundlich aufnahmen, so vergaß er, uneingedenk des von ihm begangenen Menschenraubs, alle Vorsicht und gestattete zweihundert von seinen Leuten, nach einem großen, etwa drei Stunden entfernten Dorfe im Innern des Landes zu gehen, während er mit der übrigen Mannschaft zurückblieb, um Anstalten zur Gründung einer Pflanzstadt zu treffen. Die Bewohner des Dorfes bewirtheten ihre Gäste mehrere Tage lang; als sie dieselben aber völlig sicher gemacht hatten, fielen sie des Nachts über sie her und erschlugen sie bis auf den letzten Mann; sodann zogen sie vor Tagesanbruch in großer Anzahl nach dem Landungsplatze und überraschten die am Ufer in ihren kaum errichteten Hütten sorglos schlafenden Ansiedler; nur wenige derselben entkamen und eilten mit Wunden bedeckt nach den Schiffen. Da gleichzeitig auch bedenkliche Krankheiten ausbrachen, so sah sich Lucas Vasquez genöthigt, die Anker zu lichten und nach San Domingo zurückzukehren, wo er mit den Trümmern seiner Expedition ankam, aber bald darauf aus Kummer über den Verlust seines Vermögens und die Schmach seiner Niederlage starb. So rächten sich die Eingeborenen von Chicorea für die Treulosigkeit, welche die Spanier an ihren arglosen Landsleuten verübt hatten.

Vasco Nuñz de Balboa.

Während die Versuche der Spanier, auf der nördlichen Hälfte der neuen Welt festen Fuß zu fassen, auf so große Hindernisse stießen und wenigstens auf einige Zeit ausgesetzt wurden, dehnten sich ihre Entdeckungen immer weiter nach Westen und Süden aus und enthüllten endlich den Theil des Weltmeeres, welcher die westliche Küste Americas bespült und nach dem man

so lange vergeblich einen Weg durch eine Meerenge gesucht hatte. Der glückliche Abenteurer, welcher, von den Eingeborenen geführt, die Südsee zuerst erblickte, war derselbe Vasco Nuñez de Balboa, auf dessen Rath, wie wir schon weiter oben in der Schilderung der Schicksale Ojedas und Nicuesas gesehen haben, die Colonie Santa Maria del Antigua in Darien gegründet wurde und der nach der gewaltsamen Entfernung des unglücklichen Nicuesa den Oberbefehl übernahm.

Vasco Nuñez de Balboa, zu Xerez de los Caballeros in der Provinz Estremadura um das Jahr 1475 geboren, stammte aus einer sehr angesehenen, reichen Familie, vergeudete aber schon in früher Jugend sein Vermögen auf die leichtsinnigste Weise und suchte dann, wie so viele verarmten spanischen Edelleute, sein Glück in der neuen Welt. Seine erste Reise, die er im J. 1500 mit dem bekannten Seefahrer Rodrigo de Bastidas machte und auf welcher die Küste Südamericas von dem Golfe von Venezuela bis zur Landenge von Darien entdeckt wurde, war sehr glücklich und verschaffte ihm hinreichende Mittel, sich auf Española als Pächter niederzulassen; leichtsinnige Verschwendung brachte ihn aber auch hier bald in so große Verlegenheit, daß er nur durch die schleunigste Entfernung dem Gefängnisse, in welches ihn seine Gläubiger zu werfen drohten, entgehen konnte. Um diese Zeit (1510) rüstete, wie bereits weiter oben erzählt wurde, der Rechtspraktikant Enciso ein Fahrzeug aus, um Alonso de Ojeda, welcher die Pflanzstadt San Sebastian in dem Golfe von Uraba gegründet hatte, Lebensmittel und Verstärkung an Mannschaft zuzuführen, und Vasco Nuñez ersah sich diese Gelegenheit, um heimlich der drohenden Gefahr zu entgehen; da aber die Gläubiger der zahlreichen auf Española lebenden Abenteurer bei dem Abgange eines jeden Fahrzeuges die Küste streng bewachten und durch den Statthalter bei diesen zur Schützung des Vermögens der Ansiedler sehr nöthigen Maßregeln nach Kräften unterstützt wurden, so nahm er seine Zuflucht zu einer von Niemand geahnten List und ließ sich in einem Faß an Bord bringen, aus welchem er, da er nach den äußerst strengen, zum Schutze der Gläubiger auf Española eingeführten Gesetzen, durch die Flucht der Todesstrafe verfallen

war, erſt auf der hohen See hervorzukriechen wagte. Enciſo, über den ihm geſpielten Betrug aufgebracht, fuhr in der erſten Aufwallung Vasco Nuñez ſehr hart an und drohte ihn auf der erſten wüſten Inſel, die ihm zu Geſicht kommen würde, auszuſetzen, bald jedoch beſann er ſich eines beſſeren und beſchloß den eben ſo beherzten als kräftigen jungen Mann mit nach San Sebaſtian zu nehmen, wo er ihm, wie er vorausſetzen zu können glaubte, gewiß aus Dankbarkeit gute Dienſte leiſten würde, denn er hoffte die Colonie ſchon vollkommen geordnet anzutreffen und ſogleich daſelbſt die ihm verheißene Stelle eines Oberrichters antreten zu können. Er fand ſich aber, wie bereits oben erzählt wurde, in ſeinen Erwartungen gänzlich getäuſcht und es gelang ihm nur mit großer Mühe, die wenigen Anſiedler, welche Hunger, Krankheiten und die vergifteten Pfeile der Wilden verſchont hatten, noch einige Zeit zu San Sebaſtian feſtzuhalten und ſie auf beſſere Zeiten zu vertröſten. Da aber das Elend mit jedem Tage zunahm und ſich nirgend eine Ausſicht auf baldige Rettung darbot, ſo verlor er allmälich ſelbſt die Kraft, länger auszudauern und war bereits entſchloſſen, ſeine Pläne, denen er ſein ganzes Vermögen geopfert hatte, aufzugeben, als in dem Augenblicke der Verzweiflung, die alle andern rathlos ließ, der Abenteurer Vasco Nuñez keck hervortrat und durch ſeine zuverſichtliche Behauptung, daß ihm ein Mittel, allem Ungemache bald zu entgehen, bekannt ſei, den Muth der Anſiedler friſch belebte. Auf einer früheren Fahrt in dem Meerbuſen von Uraba, erzählte er, habe er auf der andern Seite deſſelben an der Mündung eines großen Fluſſes ein ſchönes Dorf beſucht und daſelbſt Lebensmittel im Ueberfluß gefunden; die Pfeile der Eingeborenen ſeien nicht vergiftet geweſen, und er mache deshalb den Vorſchlag, dieſe Küſtenſtelle, welche nicht weit entfernt ſein könne, wieder aufzuſuchen und daſelbſt eine Pflanzſtadt zu gründen. Dieſer kluge Rath fand allgemeinen Beifall; man brachte ohne Verzug die noch übrigen Vorräthe an Bord, ſegelte über den Golf und lief in den Fluß Darien ein, wo man auch ſogleich das erwähnte Dorf gewahrte, aber auch ſogleich einſah, daß man nicht ohne einen verzweifelten Kampf mit den kriegeriſchen Bewohnern, welche ſich zur Vertheidigung

ihrer Habe anschickten, in den Besitz desselben gelangen werde. Enciso wagte muthig den Angriff und es gelang ihm, die Indianer nach einem hartnäckigen Widerstande aus dem Dorfe zu vertreiben, wo er eine Menge Lebensmittel und eine nicht unansehnliche Beute an Gold fand. Die Ansiedler richteten sich alsbald in den Wohnungen der Wilden ein und erholten sich nach und nach von den unsäglichen Mühseligkeiten, die sie hatten erdulden müssen. Mit der Behaglichkeit kehrte aber auch der Geist der Zwietracht zurück, den freilich Enciso durch unzeitige Strenge zuerst wieder heraufbeschwor. Die neue Colonie, welcher man den Namen Santa Maria del Antigua beigelegt hatte, zählte bald zwei einander feindlich gegenüberstehende Parteien, von denen die eine, welche von dem schlauen, durch seine Herablassung und Freigebigkeit bei dem großen Haufen sehr beliebten Vasco Nuñez geleitet wurde, ohne große Mühe die Oberhand erhielt und die Leitung der Geschäfte an sich riß. Enciso wurde des Mißbrauchs der ihm anvertrauten Gewalt schuldig erklärt und eingekerkert; einige Zeit darauf erlangte er jedoch durch die Vermittlung seiner Freunde die Freiheit wieder und ging nach Spanien, um daselbst über die ihm gewordene ungerechte Behandlung Klage zu führen und seine Wiedereinsetzung zu erwirken.

Sobald Vasco Nuñez, welchen die Ansiedler einstimmig zu ihrem Oberhaupte ernannt hatten, sich nach der Entfernung Encisos im ungestörten Besitze der langersehnten Macht sah, ging sein eifriges Bestreben dahin, die Schätze der die Colonie umgebenden Gegenden zu erforschen und auszubeuten, um durch reiche Goldsendungen nach Spanien, welche, wie er wohl wußte, jede Ungerechtigkeit und Schandthat zuzudecken vermochten, seine Bestätigung als Statthalter zu erlangen. Zuerst unternahm er mit einer Schaar wohlgerüsteter, entschlossener Leute einen Streifzug nach dem Lande Coyba, überfiel hinterlistig den gutmüthigen Beherrscher desselben, welcher mehreren schiffbrüchigen Spaniern, die er gastfreundlich aufgenommen, unvorsichtig seine Reichthümer gezeigt hatte, und kehrte mit einer unermeßlichen Beute nach Santa Maria del Antigua zurück, wo er dem gefangenen Caziken die Freiheit schenkte, aber dessen Tochter, welche seine Zu-

neigung zu gewinnen und auch später zu bewahren wußte, als Weib bei sich behielt.

Weit wichtiger durch ihre Folgen war eine zweite Expedition, welche Vasco Nuñez bald darauf nach dem Gebiete des Caziken Comagre wagte. Er ward von diesem mächtigen Indianerhäuptlinge, der zum nicht geringen Erstaunen der Spanier in einem großen, mit seltener Kunstfertigkeit erbauten und ausgeschmückten Palaste wohnte und über ein zahlreiches Heer gebot, freundlich empfangen und mit einer Menge goldner Geräthschaften, welche über viertausend Unzen wogen, beschenkt. Als bei der Theilung des Geschenkes in der Vorhalle des Palastes unter den habgierigen Abenteurern ein heftiger Streit über den Werth und die Größe der Stücke, welche den Einzelnen zufielen, entstand, trat der älteste Sohn des Caziken, staunend, daß ein so schnödes Metall Ursache des Haders werden könne, heftig hervor, schlug mit kräftiger Faust in die Wage, daß das Gold auf dem Boden umherflog und rief unwillig: „Wie mögt ihr, Männer, auf dieses elende Gold einen so hohen Werth legen, da ihr doch die schönsten Kunstwerke, welche mühevoll daraus geformt sind, in grobe Klumpen umschmelzet? Ist übrigens euer Heißhunger nach demselben so groß, daß ihr euch selbst deshalb befehdet, wagt ihr nur deswegen so weite und gefährliche Reisen und stört ihr nur aus dieser Ursache glückliche Völker aus ihrer Ruhe auf, so gebt euch zufrieden, denn ich will euch ein Land zeigen, welches so reich an diesem Metalle ist, wie eure Heimath an Eisen. Seht ihr dort jene Berge? sprach er, mit der Hand nach Süden hinweisend, ruhiger weiter; hinter ihnen dehnt sich ein unermeßliches Meer aus und auf ihm fahren Schiffe mit Ruder und Segel und nicht viel kleiner als die eurigen; alle Ströme, welche in diesen Ozean münden, und ihrer sind nicht wenige, führen gediegenes Gold mit sich und die Beherrscher der Küsten essen und trinken nur aus goldenen Gefäßen. Wollt ihr aber jene herrlichen Gegenden erobern, so müßt ihr mit einem Heere von wenigstens tausend Kriegern dahin vorrücken, denn die tapfern Bewohner werden euch den hartnäckigsten Widerstand leisten, und ausserdem führt der Weg durch das Land der Cariben, eines grausamen Volkes, dessen liebste Speise Menschenfleisch ist."

Diese Worte des jungen Caziken machten auf Vasco Nuñez und seine Gefährten einen unbeschreiblich freudigen Eindruck; sie sahen nur die Schätze, welche ihnen in so nahe Aussicht gestellt wurden; die Gefahren und Mühseligkeiten, welche mit der Eroberung derselben verbunden waren, schienen ihnen kaum der Beachtung werth. Insbesondere beschäftigte noch die überraschende Hindeutung auf ein großes Meer auf der andern Seite des Festlandes die Aufmerksamkeit des klugen Vasco Nuñez und er zweifelte keinen Augenblick, daß der indische Ozean, nach welchem Colombo so lange vergebens eine Straße gesucht hatte, gemeint sei. Der Gedanke, eine Entdeckung zu machen, welche diesem großen Manne nicht gelungen war, und auf diese Weise nicht nur an dem spanischen Hofe Verzeihung seiner begangenen Fehler zu erlangen, sondern auch den Beifall seiner Zeitgenossen zu erwerben, verfolgte ihn unabläßig und er setzte, um nähere Erkundigungen einzuziehen und die zur Erreichung seines Zieles nöthigen Vorbereitungen zu treffen, seine Streifzüge in die benachbarten Gegenden eifrig fort. Vor allem reizte seine Habgierde das etwa vierzig Seemeilen von der Pflanzstadt entfernte Land Dobaiba, in welchem sich, wie man ihm berichtet hatte, außer andern Reichthümern ein ganz mit Gold angefüllter Tempel befinden sollte. Im J. 1512 machte er sich dahin auf den Weg, fand aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten, welche ihn sammt seiner Mannschaft einigemal an den Rand des Verderbens brachten. Die ganze Küstengegend, welche den Namen Dobaiba trug, war ein unergiebiges, zum Theil mit seichten Seen bedecktes Marschland, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit dem Fischfang beschäftigten und um der ungesunden Nässe wenigstens des Nachts zu entgehen, sich zwischen den Zweigen dicker Bäume in geräumigen, aus Flechtwerk zusammengesetzten Hütten aufhielten. Zu jeder Hütte führte eine aus Rohr gefertigte Leiter, welche des Abends auf den Baum gezogen wurde, um gegen die Angriffe der im Dunkeln umherschleichenden wilden Thiere sicher zu sein. Die Vorräthe an Lebensmitteln waren ebenfalls in diesen Häusern aufgespeichert, die geistigen Getränke aber, um nicht durch die schwankende Bewegung der Bäume getrübt zu werden, am

Fuße derselben in irdenen Gefäßen eingegraben. Der Palast des Caziken von Dobaiba unterschied sich von den Hütten seiner Unterthanen durch weiter nichts, als daß er von größerem Umfange war und auf einem der dicksten Bäume stand. Als die Spanier heranrückten, ließ der Cazike die Leitern aufziehen und erwiderte auf ihre Aufforderung, herabzukommen und Bescheid zu geben, er habe den Fremdlingen weder ein Leid zugefügt noch mit ihnen Geschäfte abzumachen; man möge ihn also in Ruhe lassen. Als aber Vasco Nuñez, über diese Weigerung ärgerlich, seinen Leuten den Baum umzuhauen befahl und diese sogleich mit Eifer die Arbeit begannen, zog es der Cazike doch vor, mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen herabzukommen und Rede zu stehen. Vor allem verlangte man Gold von ihm, worauf er klug genug entgegnete, daß er an dieser Stelle keines habe, daß er aber bereit sei, aus einem nahen Gebirge eine hinreichende Menge zu holen, wenn man ihn in Freiheit setzen und sein Weib und seine Söhne als Geisel zurückbehalten wolle. Die Spanier gingen leichtgläubig auf diesen Vorschlag ein; der Cazike erschien aber nicht wieder und auch seine Angehörigen wußten sich heimlich durchzuschleichen. Vasco Nuñez zog darauf noch mehrere Tage in dem Inneren des Landes umher und kehrte dann mit der Beute, die sich in den von den Bewohnern verlassenen Dörfern vorfand, nach der Colonie zurück. Nach dem Goldtempel hatte er zwar allenthalben vergebens gespäht, der Glaube daran erhielt sich aber noch lange Zeit und blieb ein Lieblingstraum der Ansiedler in Darien.

Während diese fast nur mit der Aufspürung der eingebildeten Goldvorräthe beschäftigt waren und unbekümmert um die Befestigung der Pflanzstadt, wo sie sich völlig sicher glaubten, über die Vertheilung der erbeuteten Schätze mit einander in beständiger Fehde lagen, hatten sich die indianischen Häuptlinge, welche schon längst die Anmaßung und die immer weiter um sich greifende Eroberungslust der weißen Männer mit stillem Grolle beobachteten, mit einander zu einem gleichzeitigen Angriff auf die Ansiedelung verbunden und ein zahlreiches Heer versammelt, welchem auch wahrscheinlich die gänzliche Vertilgung der bereits

zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzenen Spanier gelungen wäre, wenn nicht ein indianisches Mädchen, welches sich als Gefangene im Besitze des Vasco Nuñez befand und an ihrem Herrn mit der innigsten Liebe hing, die Verschwörung, an deren Spitze Zemaco, der mächtige Cazike von Darien, stand, entdeckt und den Ort, wo die indianischen Krieger lagerten, verrathen hätte. Vasco Nuñez, wie immer, schnell entschlossen, erspähte den rechten Augenblick, überfiel die Verbündeten, welche an nichts weniger als an einen Angriff dachten, mit allen seinen Leuten und richtete unter ihnen ein so furchtbares Blutbad an, daß sie sich nach allen Seiten hin zerstreuten und auf längere Zeit den Muth verloren, gegen ihre Unterdrücker im offenen Kampfe aufzutreten. Diese günstige Gestaltung der Verhältnisse und die gleichzeitige Ankunft zweier Schiffe von Española mit Vorräthen und einer Verstärkung von hundert und fünfzig Mann bewogen Vasco Nuñez, seinen festgefaßten Vorsatz, das große Meer jenseits der Berge aufzusuchen, jetzt ohne Zögern auszuführen. Er verhehlte sich keineswegs die Gefahren, welche mit einem so abenteuerlichen Zuge durch ein ihm völlig unbekanntes und von den wildesten Indianerstämmen bewohntes Gebirgsland verbunden sein mußten, vertraute aber auf sein gutes Glück und auf den Muth der zu dieser Expedition gebildeten Schaar, welche aus hundert und sechzig der muthigsten, kräftigsten und ihm ergebensten Männer der Colonie bestand und hinreichend mit Waffen und Lebensmitteln, welche ein Haufen befreundeter und der Gegend kundiger Indianer trug, versehen war. Das kleine Heer wurde auch von einer Anzahl zum Kampfe abgerichteter Schweißhunde begleitet, welche überhaupt auf allen Feldzügen in der neuen Welt eine wichtige Rolle spielen und von den nackten Wilden noch weit mehr gefürchtet wurden, als die vom Kopfe bis zu den Füßen wohlgerüsteten und mit unwiderstehlichen Waffen versehenen Spanier. Mit ganz besonderer Vorliebe erzählen die spanischen Geschichtschreiber die Thaten eines dieser Hunde, welcher den Namen Leoncico führte und ein Abkömmling des schon weiter oben bei der Schilderung der Abenteuer Ponces de Leon erwähnten berühmten Berezillo war. Von mittlerer Größe,

aber ungeheuer ſtark und grimmig, hatte er bereits in zahlreichen Gefechten den Indianern einen ſolchen Schrecken eingeflößt, daß ganze Schaaren bei ſeinem Anblicke die Flucht ergriffen. Er war über und über mit Wunden bedeckt, die er in zahlloſen Gefechten erhalten hatte, und ſtand bei den Anſiedlern in nicht geringerem Anſehen als der tapferſte Krieger, weshalb ſein Herr auch jedesmal nach einem Treffen für ihn den einem bewaffneten Manne zukommenden Antheil an der Beute erhielt.

Am 1. September 1513 ſchiffte ſich Vasco Ruñez unter dem ſtürmiſchen Jubel der zurückbleibenden Anſiedler mit ſeinen Gefährten ein und ſteuerte in nordweſtlicher Richtung nach dem Gebiete des ihm verbündeten Caziken Careta, von welchem er freundlich empfangen und mit zuverläßigen Führern verſehen ward. Die ſchmalen Pfade wurden mit jedem Schritte nach dem Inneren ſchwieriger und führten bald über felſige Abhänge und bald durch dicht verwachſene Waldungen; dabei war die Hitze ſo drückend, daß die meiſten Leute unter dem Gewichte ihrer Rüſtungen und Waffen faſt verſchmachteten und nur mit Mühe und äußerſt abgemattet das Dorf des Caziken Ponca, welches ungefähr auf der Hälfte des Weges zwiſchen dem Meere und dem Gebirge lag, erreichten. Der Cazike verbarg ſich bei der Annäherung der Spanier, ließ ſich aber durch gütliche Vorſtellungen bewegen, aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzukommen und erwiederte die freundliche Behandlung, welche ihm der ſo ſehr gefürchtete Anführer der weißen Männer angedeihen ließ, durch reiche Geſchenke an Gold und Koſtbarkeiten. Auf eine ganz andere Weiſe wurden die Abenteurer im Gebirge, in welches ſie bald darauf einrückten, empfangen; der Cazike Quaraqua ſtürzte mit ſeinen Kriegern ihnen entgegen und ſie hatten ihre Rettung nur der Wirkung der den Wilden des innern Landes noch völlig unbekannten Feuergewehre zu verdanken; Quaraqua mußte die Flucht ergreifen und erlitt durch die ſeinen dicht gedrängten Schaaren nachſtürzenden blutgierigen Schweißhunde eine furchtbare Niederlage; er mußte die Schätze ſeines Landes preisgeben, welche Vasco Ruñez unter ſeine Leute vertheilte, um ſie zu weiteren Anſtrengungen aufzumuntern. Nach einer Reiſe von fünfund-

zwanzig Tagen, die so mühsam war, daß man in vier Tagen selten mehr als zehn Stunden zurücklegte, erreichte die Expedition endlich den Fuß des hohen Berges, von dessen Spitze aus das große Meer sichtbar sein sollte. Nur siebenundsechzig Leute hatten noch Kraft und Muth genug, die Ersteigung desselben zu wagen, und mit diesen brach Vasco Nuñez nach einer kurzen Rast am 26. September bei Tagesanbruch auf, um vor der fast unerträglichen Mittagshitze den Gipfel zu erreichen. Nach einem beschwerlichen Marsche von etwa fünf Stunden hatte man die dichten Waldungen im Rücken und die Führer deuteten auf einen mäßigen Vorsprung, der nach ihrer Behauptung die freieste Aussicht auf den jenseitigen Ozean gewähren sollte. Vasco Nuñez befahl seinen Gefährten Halt zu machen und bestieg allein mit raschem Schritte und klopfendem Herzen den nackten Berggipfel, um zuerst den lang ersehnten Anblick zu genießen. Als er die ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte und nun wirklich den unermeßlichen Ozean zu seinen Füßen sich ausdehnen sah, sank er freudetrunken auf seine Kniee, erhob die Hände zum Himmel und dankte Gott für die ihm zu Theil gewordene große Gnade. Auf dieses Zeichen eilten seine Leute jubelnd herbei und stimmten nach der ersten Ueberraschung zum nicht geringen Erstaunen der Indianer einen feierlichen Lobgesang an; darauf fällten sie einen der schönsten Bäume, bildeten daraus, so gut es ging, ein Kreuz, richteten es an dem Punkte, wo sie zuerst die Südsee erblickt hatten, in der Mitte eines großen Steinhaufens auf und schnitten in die Rinde der nächsten Bäume den Namen des Königs Ferdinand von Spanien. Hohe Begeisterung hatte diesesmal sämmtliche Abenteurer, die gewöhnlich nur von der Begierde, Gold und Kostbarkeiten zu erwerben, geleitet wurden, ergriffen, denn ihre Entdekkung war in der That eine der wichtigsten und folgereichsten, welche bis dahin in der neuen Welt gemacht worden waren, und eröffnete ihnen ein unendliches Feld von Hoffnungen und Vermuthungen. Die Einbildungskraft, sagt einer der geistreichsten Biographen Colombos und seiner Gefährten, erfreut sich, der glänzenden Verwirrung ihrer Gedanken nachzugehen; war dieß der große indische Ozean, bedeckt mit köstlichen Inseln, die einen

unerschöpflichen Reichthum besaßen an Gold, Edelsteinen und Gewürzen und an deren Küsten die prachtvollsten Städte und reichsten Märkte des Morgenlandes prangten, oder war es ein einsamer See, in dem Busen schlecht angebauter und von rohen Indianern bewohnter Festlande verschlossen und noch von keinem andern Fahrzeuge, als der leichten Pirogue des Wilden, durchfurcht? Das Letztere konnte nicht wohl der Fall sein, denn die Eingeborenen hatten von golderfüllten Reichen, von zahlreichen und mächtigen, in Ueppigkeit lebenden Völkern an seinen Küsten erzählt und die Wahrheit ihrer Aussagen betheuert. Vielleicht wohnten an seinem Rande hin mancherlei Nationen, zwar cultivirt und reich, aber von der Cultur der Europäer gänzlich abweichend und durch besondere Sitten und Gesetze und Künste und Wissenschaften eine eigene Welt bildend, die sich auf diesem weitausgedehnten Meere verband, den Handel und Verkehr zwischen ihren eignen Inseln und Festlanden betrieb und in völliger Unbekanntschaft mit der andern Halbkugel und unabhängig von ihr lebte.

Diese inhaltschweren Gedanken mögen den Geist des glücklichen Vasco Nuñez bewegt haben, als er noch an demselben Tage an der andern Seite des Berges herabstieg, um bis zu dem Gestade des Ozeans vorzurücken. Einige Indianerstämme versuchten zwar, der kleinen Schaar verwegener Fremdlinge Widerstand zu leisten, wurden aber durch die ihnen ebenso unbegreifliche als fürchterliche Wirkung der Feuerwaffen leicht überwältigt und die Spanier erreichten glücklich die Küste an einer schönen, weiten Bai, der sie den Namen San Miguel beilegten, welchen sie noch trägt. Vasco Nuñez nahm nun ein Banner in die eine und sein Schwert in die andere Hand, trat in das Meer, bis ihm das Wasser über die Kniee reichte und rief mit lauter Stimme: „Lange lebe unser hoher und mächtiger Monarch Don Ferdinand, in dessen Namen ich hiermit Besitz ergreife von diesem Meere und allen Ländern und Inseln, welche es bespült; sollte ein anderer Herrscher oder Feldherr, sei er Christ oder Ungläubiger, es sich je beigehen lassen, irgend einen Anspruch auf diese Länder und Inseln zu machen, so bin ich bereit und gerüstet, sie im Namen meines Ge-

bieters zu vertheidigen, denn diesem gehört die Herrschaft über diesen Theil von Indien von nun an bis in alle künftige Zeit, so lange die Welt steht, bis zum jüngsten Tage, an welchem Gericht gehalten wird über die ganze Menschheit." Nach dieser anmaßenden Erklärung und Ausforderung, der natürlich Niemand widersprach, wurde von dem Notar der Expedition ein Akt über die Besitzergreifung des Südmeeres und der an es grenzenden Länder aufgesetzt und von allen Spaniern unterzeichnet. Darauf traten sie zum Rande des Meeres, bückten sich und kosteten das Wasser; der Salzgeschmack desselben überzeugte sie nun vollkommen, daß sie wirklich an dem Gestade eines Weltmeeres standen, und sie priesen Gott abermals.

Vasco Nuñez, nicht damit zufrieden, den südlichen Ozean entdeckt zu haben, faßte, nachdem er sich und seinen Leuten kaum einige Tage Ruhe gegönnt, den Entschluß, die Küsten außerhalb des Golfes zu besuchen, um sich von der Beschaffenheit derselben zu überzeugen, und schiffte sich trotz der Warnung des ihm befreundeten Caziken dieser Gegend, sich nicht auf das zu dieser späten Jahreszeit fast täglich von heftigen Windstößen aufgewühlte Meer zu wagen, am 17. October mit sechzig seiner Leute in neun, von Indianern geführten Canots ein. Kaum aber hatten die gebrechlichen Kähne die Mitte des Golfs erreicht, als plötzlich ein fürchterlicher Sturm losbrach und die tollkühnen Seefahrer in die Tiefe zu vergraben drohte. Sie zweifelten nicht mehr an ihrem Untergange und selbst die gewandten und an solche Gefahren gewöhnten indianischen Schiffer verriethen nicht undeutlich ihre Verlegenheit; endlich gelang es jedoch diesen nach langer Anstrengung, die Canots je zwei und zwei aneinander zu befestigen und sie zwischen zahllosen Klippen hindurch nach dem Ankerplatz einer kleinen Insel zu steuern, wo man bei der immer steigenden Fluth, welche bald gegen die höchsten Stellen des Eilands anprallte, in beständiger Angst, von den tosenden Wogen hinweggespült zu werden, die Nacht zubrachte. Gegen Morgen legte sich zwar der Sturm, als aber der Tag anbrach, gewahrte man außer den Felsen, worauf man sich gelagert hatte, nichts mehr von der durchaus überschwemmten Insel, und als man sich

nach den Canots umsah, fand man sie theils durch die Brandung zertrümmert, theils mit Sand und Steinen gefüllt; Gepäck und Lebensmittel waren den Fluthen zur Beute geworden. In stummer Verzweiflung starrten die Spanier auf den sie von allen Seiten umgebenden Ozean, der sie auf immer von dem Festlande abgeschnitten zu haben schien, aber auch in dieser trostlosen Lage verzweifelte Vasco Nuñez nicht; nachdem er durch zuversichtliche Worte den Muth seiner Leute wieder geweckt hatte, befahl er ihnen, die geborstenen, aber nicht gänzlich unbrauchbar gewordenen Canots mit ihren Gürteln zusammenzubinden und Baumrinden mit Kräutern vermischt zu kauen, um damit die Lecke auszustopfen. Da er selbst mit freudiger Anstrengung zuerst Hand ans Werk legte, so kam man mit dieser wunderlichen Schiffbauerarbeit bald zu Ende und stach mit den elenden Kähnen, die kaum über dem Wasser zu halten waren und von den vorausschwimmenden Indianern geleitet wurden, in See. Die verwegene Fahrt gelang und die Abenteurer erreichten, obgleich von Anstrengung und Hunger sehr abgemattet, glücklich die Küste, wo sie sich bald wieder zu erholen gedachten. Sie hatten sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, denn statt des freundlichen Empfangs, woran sie keinen Augenblick zweifelten, fanden sie eine Menge wohlbewaffneter, von dem Caziken Tomaco geführten Indianer, von denen sie sogleich bei der Landung angegriffen wurden. Bereits über die ihnen so ungünstigen Elemente ergrimmt, geriethen die Spanier über diese Frechheit in unbändige Wuth und stürzten sich, ihre hungrigen Schweißhunde an der Spitze, mit solcher Heftigkeit in die dichtesten Schaaren der Wilden, daß diese nach der ersten Salve aus den Feuergewehren eiligst die Flucht ergriffen und heulend nach dem nahen Walde rannten, von wo aus der Cazike seinen Sohn mit einer Menge Lebensmittel und reichen Geschenken an Gold und Perlen zu den fürchterlichen Fremdlingen schickte und inständigst um Frieden bat. Bei dem Anblicke so großer Schätze vergaß Vasco Nuñez schnell allen Groll und wußte schon bei der ersten Unterredung durch sein freundliches Benehmen das Zutrauen der Wilden in so hohem Grade zu gewinnen, daß diese die Spanier freudig in ihr Dorf führten und mit allen

Bedürfnissen reichlich versahen. Die Perlen, welche Vasco Nuñez als Pfand der Freundschaft erhalten hatte, zweihundert und vierzig an der Zahl, waren von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, aber nur etwas matt, weil die Indianer die Muscheln nicht anders als am Feuer zu öffnen verstanden. Als Tomaco bemerkte, mit welcher Bewunderung und Habgier seine Gäste diese ihm so gleichgültigen Dinge betrachteten, ließ er ihnen durch seine dazu abgerichteten Leute in wenigen Tagen und obschon die stürmische Jahreszeit zu diesem Geschäfte höchst ungünstig war, einen guten Vorrath zwar kleiner, aber doch ausnehmend schöner Perlen, die man auf zwölf Mark Gold schätzte, einsammeln und betheuerte, daß der Cazike einer benachbarten Insel deren noch weit größere und werthvollere besitze und daß man an der ganzen Küste, welche sich weit nach Süden hin erstrecke, Gold, Perlen und andere Schätze in reicher Fülle antreffe, daß es aber rathsam sei, eine Fahrt dahin erst zu der Jahreszeit, in welcher das Meer weniger ungestüm sei, zu versuchen. So große Lust auch Vasco Nuñez fühlte, das glückliche Land, unter welchem wohl kein anderes als Peru zu verstehen ist, aufzusuchen und zu erobern, so zog er es doch, durch die kaum überstandene Gefahr klüger gemacht, vor, das Unternehmen auf eine günstigere Zeit zu verschieben und traf, nachdem er noch einen kurzen Ausflug nach dem großen Golfe, an welchem später die Stadt Panama erbaut wurde, unternommen und die berühmten Perleninseln in der Ferne gesehen hatte, die nöthigen Anstalten zur Rückkehr nach der Colonie. Um das Land näher kennen zu lernen, wählte er einen andern Weg, der aber ebenfalls durch eine unfruchtbare gebirgige Gegend und das Gebiet äußerst wilder Indianerstämme führte, wo man häufig den Durchzug mit den Waffen in der Hand erzwingen mußte und fortwährend mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte. Am 29. Januar 1514 traf endlich das Häuflein kühner Abenteurer in Santa Maria del Antigua ein und ward von den zurückgebliebenen Ansiedlern mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Die Beute, welche an zweimalhunderttausend Gulden an Gold betrug, vertheilte Vasco Nuñez mit seltener Uneigennützigkeit unter alle seine Leute, nachdem er zuvor den fünften Theil derselben, welcher

der Krone zukam, abgezogen und mit einem umfassenden Berichte über seine erfolgreichen Unternehmungen durch einen treuen Freund nach Spanien gesendet hatte.

Die überraschende Kunde von der Entdeckung der Südsee, verbunden mit einer großen Summe Gold und einer Auswahl der schönsten Perlen erregte am spanischen Hofe große Freude und war hinreichend, Vasco Nuñez nicht nur volle Anerkennung seiner Verdienste, sondern auch gänzliche Verzeihung seines Gewaltschrittes, womit er ohne Wissen und Willen der Regierung sich den Oberbefehl zu Santa Maria del Antigua angemaßt hatte, zu verschaffen; ihm die gebührende Belohnung und die Bestätigung der usurpirten Würde zukommen zu lassen, war aber jetzt nicht mehr möglich, denn bereits zwei Monate früher hatte der König in Folge der gerechten, aber übertreibenden Beschwerden des vertriebenen Enciso den am Hofe sehr beliebten Edelmann Pedrarias de Avila zum Statthalter von Darien ernannt und mit einem stattlichen Geschwader von fünfzehn Schiffen, an deren Bord sich zweitausend wohlgerüstete Leute befanden, nach der neuen Welt gesendet, um die bedrohte Colonie zu retten und nach den Andeutungen, welche durch die früheren Abgesandten des Vasco Nuñez eingelaufen waren, einen Zug nach dem Meere an der andern Seite der Landenge zu unternehmen. Der neue Statthalter, welcher bei seiner Ankunft in Darien vernahm, daß diese schwierige Aufgabe bereits gelöst sei, erwartete von Seiten des Vasco Nuñez, welcher, wie er sogleich bemerkte, die Liebe der Ansiedler in hohem Grade besaß, einen hartnäckigen Widerstand und war nicht wenig überrascht, als dieser ihm mit der Erklärung entgegenkam, daß er sich in allem bereitwillig den Befehlen des Königs unterwerfe. Nicht weniger war er erstaunt über die Einfachheit des mit Recht berühmten Mannes, der so große Schätze erobert und in einem baumwollenen Wammse, schlechten Beinkleidern und Schuhen einherging und in einer elenden, mit Baumblättern bedeckten Hütte wohnte. Aber grade diese schlichte Lebensweise und sein von Ungerechtigkeit und kleinlichem Hasse weit entferntes, gerades Benehmen gegen Jeden hatten ihm die Achtung und Anhänglichkeit sowohl der Ansiedler als auch der

Eingeborenen in so hohem Grade erworben, daß es von seiner Seite nur eines auffordernden Wortes bedurft hätte, um dem Statthalter die Landung zu verwehren. Pedrarias konnte zwar kaum seine Freude über das unerwartete Glück, das ihn so leicht und schnell zum wirklichen Besitze der ihm übertragenen Würde gelangen ließ, verbergen, hegte aber im Innern einen unvertilgbaren Groll gegen den Mann, den er einmal als seinen gefährlichsten Feind zu betrachten gewohnt war, und beschloß ihn durch List oder Gewalt zu verderben. Nachdem er ihm zuerst durch erheuchelte Freundschaft und Hochachtung einen genauen Bericht über seine Entdeckungen und rückhaltlose Darlegung seiner Pläne entlockt hatte, warf er die Maske ab, versetzte ihn in Anklagezustand und forderte Rechenschaft über sein feindliches Benehmen gegen Enciso, der wieder als Oberrichter mit der Expedition eingetroffen war. Dieser voreilige Versuch scheiterte aber an der Anhänglichkeit der zahlreichen Freunde des tiefgekränkten Mannes und dieser wurde zum nicht geringen Aerger des Statthalters freigesprochen. Tückische List schien eher zum Ziele zu führen und Vasco Nuñez sollte von nun an zu abenteuerlichen und gefährlichen Wagnissen erkoren werden, die entweder in gewisses Verderben führten oder bei welchen doch im glücklichsten Falle wenig Ruhm zu ernten war. Zuerst erhielt er den Auftrag, mit zweihundert Leuten einen zweiten Zug nach dem schon früher von ihm vergebens gesuchten Goldtempel von Dobaiba, der, wie man vernahm, in einer höchst ungesunden, von wilden Thieren wimmelnden und von den grausamsten Indianerstämmen umwohnten Gegend liegen sollte, zu unternehmen. Die Expedition hatte, wie es Pedrarias wünschte, ein unglückliches Ende und die Hälfte der Spanier, welche, während sie unvorsichtig den nach Dobaiba führenden Fluß hinaufschifften, in einen Hinterhalt fielen, fand ihren Tod durch die Pfeile der Wilden oder in den Fluthen. Vasco Nuñez, welcher selbst gefährlich verwundet wurde und mit dem Reste seiner Leute kaum die Ansiedelung wieder zu erreichen vermochte, sollte nun allein die Schuld an dem Mißlingen des Unternehmens tragen und ihm würde wahrscheinlich schon jetzt durch die Hinterlist seines eifersüchtigen Gegners ein trauriges Loos geworden sein, wenn

nicht grade um dieselbe Zeit ein königliches Schreiben eingetroffen wäre, durch welches er zum Adelantado der Südsee und zum Gouverneur der von ihm entdeckten Provinzen Panama und Coyba ernannt wurde, leider aber unter dem Oberbefehle des Pedrarias, wodurch dieser immer Mittel genug in Händen behielt, ihn bei günstiger Gelegenheit zu verderben. Zwar schien die bis jetzt so feindliche Gesinnung des Statthalters sich nach dem Empfange der Depeschen aus Spanien, in welchen ihm die größte Rücksicht gegen den neuen Adelantado anempfohlen wurde, auf einmal in eine eben so freundliche verwandelt zu haben; er verlobte ihm sogar eine seiner noch in Spanien befindlichen Töchter und gab ihm endlich die so lange unter mancherlei Vorwänden verweigerte Erlaubniß, eine Expedition zur Erforschung der Südsee auszurüsten. Der leicht versöhnliche Vasco Nuñez fühlte sich jetzt für alle erlittene Schmach getröstet und ging mit seinem gewohnten Eifer an die Ausführung des ihm übertragenen äußerst schwierigen Werks. Zuerst ließ er mit unsäglicher Mühe das Bauholz, das Takelwerk und die zur Bewaffnung nöthigen Gegenstände zu vier Brigantinen über die steilen Berge der Landenge schaffen, setzte sie dann unter fortwährenden, an das Unglaubliche grenzenden Entbehrungen in einer ungesunden, unfruchtbaren Gegend an den Ufern eines fast bis zum Gebirge schiffbaren Flusses zusammen und steuerte frohlockend in den südlichen Ozean, welcher bis jetzt nur die leichten Canots der Wilden getragen hatte. Vor allem besuchte er die vielgerühmten Perleninseln und verweilte einige Zeit auf der größten derselben, der er den Namen Isla del Rey (Königsinsel) beilegte, welchen sie noch jetzt führt; nachdem er die Eingeborenen durch mehrere Streifzüge unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, ließ er eine kleine Besatzung zurück und segelte längs der Küste des Festlandes nach Süden hin, um zu den Gegenden zu gelangen, deren Reichthümer ihm mit so reizenden Farben geschildert worden waren. Er würde vielleicht schon auf dieser Fahrt Peru entdeckt haben, wenn nicht seine Leute, durch eine Menge ungewöhnlich großer Wallfische erschreckt, ihn eines Abends gezwungen hätten, sich dem Lande zu nähern und vor Anker zu gehen. Am folgenden

Morgen war der Wind so ungünstig geworden, daß er, an der Fortsetzung gehindert, wieder nach der Bai San Miguel zurückkehren mußte. Unterdessen waren die Feinde des Vasco Nuñez, meist tückische Meuterer, die er früher, während er den Oberbefehl in der Colonie führte, zur gerechten Strafe gezogen hatte, unausgesetzt thätig, den mißtrauischen Pedrarias von neuem gegen seinen künftigen Schwiegersohn einzunehmen, was ihnen auch durch mancherlei Verläumdungen gelang, namentlich durch die Zuflüsterung, daß Vasco Nuñez, in den Netzen einer indianischen Schönheit verstrickt, nicht im Ernste daran denke, seine Tochter zum Weibe zu nehmen, und daß er nur durch die Einwilligung zu dieser Heirath Zeit und Gelegenheit zu gewinnen suche, um sich selbst den Oberbefehl zu verschaffen. Pedrarias, dessen früherer Verdacht nun wieder mit erneuter Kraft erwachte, beschloß jetzt unwiderruflich den Untergang seines vermeintlichen Gegners und suchte ihn in seine Hände zu bekommen. Da er aber wohl die Unmöglichkeit einsah, ihn an den Küsten der Südsee in der Mitte seiner Schaar ergebener und entschlossener Gefährten mit Gewalt festzunehmen, so lud er ihn durch ein freundliches Schreiben ein, auf einige Zeit nach der Colonie zu kommen, um mit ihm die Fortsetzung der Expedition in der Südsee zu berathen. Vasco Nuñez leistete sogleich arglos der Aufforderung Folge, ward aber zu seinem nicht geringen Erstaunen schon auf dem Wege von einer Schaar Bewaffneter umringt und gefangen nach Acla, einer Pflanzstadt, welche die Spanier vor nicht langer Zeit nördlich von Santa Maria in dem Gebiete des Caziken Careta gegründet hatten, gebracht, wo man gegen ihn die Anklage erhob, daß er die verrätherische Absicht hege, der Regierung den Gehorsam aufzukündigen und an der Südsee eine unabhängige Herrschaft zu gründen. So sehr auch der tiefgebeugte Adelantado, welcher nun freilich erkannte, daß er unklug in die Falle seines Todfeindes gegangen war, in Abrede stellte, je eine solche Absicht gehabt zu haben, so ward er doch von dem anfangs widerstrebenden, aber von dem Statthalter allzuabhängigen Gerichte für schuldig erklärt und verurtheilt, als Verräther auf einem öffentlichen Platze zu Acla enthauptet zu werden. Das grau-

same Urtheil wurde unmittelbar darauf und in großer Eile vollzogen.

So endete im Jahre 1517 in der Blüthe seines Lebens Vasco Nuñez, einer der tapfersten und verdientesten Männer, welche Spanien die neue Welt eroberten, als ein Opfer des niedrigsten und hinterlistigsten Neides. War er auch beim Beginne seiner Laufbahn nur ein leichtsinniger Glücksritter, der nach Gold und Macht jagte, so muß man doch ohne Widerrede zugestehen, daß sich sein Charakter mit seinem Ansehen und Einflusse allmälig erhob und nach der wichtigen Entdeckung der Südsee, die er einzig und allein seinem ausdauernden Muthe und seiner Klugheit zuschreiben durfte, sogar Adel und Größe annahm. Seine Geschicklichkeit, eine Bande ungefügiger Abenteurer zu lenken, ihre Tapferkeit anzuspornen, ihren Gehorsam zu erzwingen und ihre Liebe zu gewinnen, zeigt ein ungewöhnliches Feldherrntalent, das sich gewiß, wenn seine Laufbahn nicht auf eine so schmähliche Weise unterbrochen worden wäre, noch weit glänzender entfaltet und durch die Eroberung eines großen Theils der Westküste des südamerikanischen Festlandes bewährt hätte. In der Gefahr war er stets der erste und die Sorge für seine Umgebung beschäftigte ihn mehr, als die für sein eigenes Wohl; seine Leute behandelte er ohne Ausnahme mit gewinnender Offenheit und theilte mit ihnen heiter und unverdrossen alle Mühseligkeiten; er wachte, kämpfte, hungerte und arbeitete mit ihnen, besuchte und tröstete die Verwundeten und Kranken und vertheilte mit Güte und Herzlichkeit fast immer den größten Theil der ihm zukommenden Beute unter sie. Erlaubte er sich manchmal gegen die Indianer harte und sogar grausame Handlungen, so geschah es nur, weil er sie als Maßregeln der Vorsicht und als Mittel zu seiner eigenen Sicherheit für nothwendig hielt. Gewiß verstieß er weniger gegen die Menschlichkeit als die übrigen Entdecker und Eroberer der neuen Welt, wie schon die aufopfernde Hingebung, womit die Eingeborenen, welche mit ihm in nähere Berührung kamen und seine rücksichtslose Gerechtigkeitsliebe bald erkannten, an ihm hingen, zur Genüge beweist.

Hernando Cortez.

Die ungerechte Behandlung des tapfern und verdienstvollen Adelantado Vasco Nuñez erregte in der ganzen Colonie den größten Unwillen und würde auch sicher die Abberufung des unklugen Pedrarias zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung durch die Entdeckung und Eroberung des Reiches Mejico, welches alle bis jetzt aufgefundenen Länder der neuen Welt durch eine überraschende Cultur und durch unermeßliche Schätze weit hinter sich ließ, für längere Zeit fast ausschließend nach dieser Gegend hingelenkt worden wäre. Nachdem Don Diego Velasquez, einem kriegserfahrenen und einsichtsvollen Manne die Eroberung der lange vernachläßigten Insel Cuba nach einem nur schwachen Widerstande der verweichlichten Bewohner im J. 1511 gelungen war, richtete er, nach noch größerem Ruhme lüstern, seine Blicke nach dem Festlande, von wo ohne Unterlaß die verlockendsten Nachrichten von neuen Entdeckungen goldreicher Provinzen herüberschallten, und wartete nur auf eine seinen Ansichten entsprechende Gelegenheit, um sich bei einer dieser glänzenden Unternehmungen zu betheiligen; eine solche bot sich schneller und unter günstigeren Verhältnissen als er zu hoffen gewagt hatte. Hernandez de Cordova, ein auf Cuba ansäßiger Edelmann, war auf einer im J. 1517 zur Auftreibung von Sclaven nach den Bahamainseln unternommenen Fahrt durch andauernde Stürme weit nach Westen hin an eine bis jetzt unbekannt gebliebene Küste verschlagen worden und stattete nach seiner glücklichen Heimkehr einen so vielversprechenden Bericht über das trefflich angebaute Land, welches Yucatan hieß, und über die auffallende Bildung und den Reichthum der übrigens sehr ungastlichen und kriegerischen Bewohner ab, daß Velasquez sogleich ein kleines Geschwader von vier Schiffen ausrüstete und schon am 1. Mai 1518 unter dem Befehle seines Neffen Juan de Grijalva aus dem Hafen von San Jago, der neuerbauten Hauptstadt der Insel Cuba, auslaufen ließ. Grijalva umschiffte die Halbinsel Yucatan, wo ihm aber überall bei den Versuchen,

mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten, ein sehr unfreundlicher Empfang zu Theil ward, und segelte längs der mejicanischen Küste bis zu der Stelle, wo sich jetzt die Stadt Vera Cruz erhebt. An der Mündung eines nicht weit davon entfernten Flusses, wo das Geschwader einige Tage vor Anker lag, hatte er eine Zusammenkunft mit einem Caziken, der wahrscheinlich von dem Beherrscher Mejicos gesendet war, um sich nach den Beweggründen des Besuchs der ihm schon durch Gerüchte bekannten Fremdlinge zu erkundigen; die freundliche Unterredung, bei welcher man sich jedoch aus Mangel an Dolmetschern gegenseitig nur durch Zeichen verständlich machen konnte, endete mit dem Austausche von Geschenken; der Cazike erhielt einige unbedeutende Spielzeuge und gab dagegen einen reichen Vorrath von Edelsteinen, goldnen Schmucksachen und Gefäßen von der wunderbarsten Form und Arbeit. Die Spanier, von diesem vortheilhaften Tausche, der ihre kühnsten Erwartungen weit übertraf und den sie in einem regelmäßigen Handel fortsetzen zu können wähnten, getäuscht, suchten ihren Anführer zu bereden, an einem so günstigen Orte eine Niederlassung zu gründen. Dieser wies aber nach ruhiger Ueberlegung ihr Verlangen, welches ihm in einem so volkreichen und mächtigen Lande mit so geringen Mitteln unausführbar schien, entschieden zurück und begnügte sich damit, eines seiner Fahrzeuge mit den erworbenen Schätzen und den Nachrichten, die er mit ängstlicher Sorgfalt über die Beschaffenheit des von ihm entdeckten großen Reiches gesammelt hatte, nach Cuba zu senden. Seine Verwunderung über die offenbar hohe Cultur der von ihm berührten Küstenstriche wuchs mit jedem Tage und da er an verschiedenen Punkten von Yucatan sogar große steinerne Kreuze gewahrte, so nahm er keinen Anstand, dieser Halbinsel den Namen Neuspanien beizulegen, welcher später auf eine weit ausgedehntere Landstrecke überging. Grijalva war der erste Europäer, welcher den Fuß auf mejicanischen Boden setzte, erntete aber den Lohn seiner Bemühungen nicht, denn bei seiner Ankunft zu San Jago vernahm er zu seinem nicht geringen Verdrusse, daß der Statthalter, aufgebracht über die Weigerung, eine Pflanzstadt an der Stelle, wo seine Gefährten es

wünschten, zu gründen, bereits eine furchtbare Kriegsflotte zur Eroberung des von ihm entdeckten Landes ausgerüstet und unter den Befehl des Hernando Cortez gestellt hatte, eines Mannes, der freilich besser als irgend ein Anderer zur Ausführung des schwierigen Unternehmens geeignet war, den aber Velasquez gewiß um keinen Preis gewählt haben würde, wenn er die Folgen seiner Wahl hätte ahnen können.

Hernando Cortez, im J. 1485 zu Medellin in der Provinz Estremadura geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und wurde von seinem Vater, welcher in dem spanischen Heere als Hauptmann diente, zum Rechtsgelehrten bestimmt; da aber diese Laufbahn der Neigung des feurigen Jünglings nicht entsprach, so mußten seine Eltern zu ihrem nicht geringen Verdrusse zugeben, daß er schon nach zweijährigem Aufenthalte auf der Hochschule zu Salamanca nach Hause zurückkehrte, wo er sich ohne Beschäftigung umhertrieb und durch lose Streiche vor allen seinen Gefährten auszeichnete, bis die sich einander drängenden Nachrichten von den Reichthümern der neuen Welt seine jugendliche Phantasie zu beschäftigen anfingen und ihn endlich bestimmten, jenseits des Ozeans, wo nicht nur Gold in Fülle, sondern auch am schnellsten Ruhm zu gewinnen war, sein Glück zu versuchen. Mit Don Nicolas de Ovando, Colombos Nachfolger, persönlich bekannt, hatte er bereits alle Vorkehrungen getroffen, sich auf dem prächtigen Geschwader, welches den neuen Statthalter nach Española zu bringen bestimmt war, einzuschiffen, als eine bedeutende Verletzung, die er sich bei einem nächtlichen Abenteuer zuzog und die ihn längere Zeit ans Bett fesselte, ihn für jetzt an der Ausführung seines Vorhabens hinderte, und ihm erst zwei Jahre später (1504) erlaubte, auf einer andern Flotte dem Ziele seiner Wünsche zuzusteuern. Auf Española, wo ihm Ovando bereitwillig ein Stück Land zum Anbaue gewährte und zugleich die Schreiberstelle in der erst kurz vor seiner Ankunft westlich von San Domingo an der Südküste der Insel gegründeten Niederlassung Azua übertrug, setzte Cortez seine unruhige, ihn fortwährend in abenteuerliche Händel verwickelnde Lebensweise fort, wodurch er, obschon er den Degen trefflich zu führen verstand, manche Narbe

davontrug. Indessen nahm er doch schon um diese Zeit thätigen Antheil an den Streifzügen, welche häufig nach dem Innern des Landes zur Unterdrückung der Empörungen der tapfer für ihre Freiheit fechtenden Eingeborenen unternommen werden mußten, und lernte in diesen eben so mühevollen, als gefährlichen Kämpfen die Art und Weise der Kriegführung der Indianer kennen. Das Leben eines Landbauers, welches nur langsamen, wenn auch sicheren Gelderwerb versprach, konnte jedoch dem noch mehr nach Schätzen als nach Ruhm lüsternen jungen Abenteurer unmöglich lange behagen und er betheiligte sich bereitwillig an den vielversprechenden Plänen Nicuesas, welcher auf der goldreichen Küste von Veragua eine Niederlassung zu gründen beabsichtigte, und nur Krankheit hielt ihn, als die Expedition unter Segel ging, auf Espanola zurück, zwar zu seinem größten Verdrusse, aber zu seinem Glücke, denn er hätte wahrscheinlich, wie fast alle Gefährten Nicuesas bei dem, wie bereits weiter oben erzählt wurde, nur von unsäglichen Leiden und Unglücksfällen begleiteten Unternehmen, seinen Tod gefunden. Er war von der Vorsehung offenbar zu höheren Zwecken bestimmt. Nach seiner Wiedergenesung beschäftigte er sich, wie es scheint, ernstlicher mit dem Anbaue seiner Ländereien, bis der Entschluß des Statthalters, die Insel Cuba zu erobern und anzubauen, ihn von neuem bestimmte, das ihm nie recht behagliche ruhige Leben aufzugeben und sich dieser Expedition anzuschließen. Im Laufe derselben erwarb er sich durch seinen unverdrossenen Muth den Beifall des Anführers Diego Velasquez in so hohem Grade, daß dieser, nachdem er die Statthalterschaft von Cuba erhalten hatte, ihn zu seinem Geheimschreiber bestimmte und bei jeder Gelegenheit mit unzweideutigen Beweisen seiner Gunst überhäufte. Das gute Einverständniß wurde jedoch bald durch Cortez selbst, welcher die eingegangenen Verbindlichkeiten gegen eine Dame aus einer Familie, mit welcher Velasquez in näherer Berührung stand, zu erfüllen sich weigerte, gestört und verwandelte sich in so bitteren Haß, daß der unvorsichtige Abenteurer an einer Verschwörung gegen den Statthalter Theil nahm und, als diese entdeckt wurde, in den Kerker wandern mußte. Es gelang ihm jedoch, aus demselben zu entkommen und durch die Vermählung

mit der Dame, welche die Urſache des Zwiſtes geweſen war, nicht nur die Verzeihung, ſondern auch die Zuneigung ſeines früheren Gönners wieder zu gewinnen. Er erhielt ſogar die Stelle eines Alcalden und vorzügliche Ländereien von anſehnlichem Umfange, auf welchen er mit ſeiner jungen, ungewöhnlich ſchönen Gemahlin vergnügt lebte und ſich durch den Ertrag der auf ſeinem Beſitzthume befindlichen Goldgruben bald ein bedeutendes Vermögen erwarb.

Zu dieſer Zeit verbreiteten die Nachrichten, welche Grijalva über die Reichthümer und die durch höhere Geſittung ausgezeichneten Bewohner des von ihm entdeckten Küſtenſtrichs des großen mejicaniſchen Reiches eingeſendet hatte, ſo ungewöhnliches Aufſehen, daß ſich, wie bereits erzählt wurde, Diego Velasquez beeilte, noch vor der Heimkehr Grijalvas, mit deſſen Handlungsweiſe er unzufrieden war, eine ſtarke Kriegsflotte auszurüſten, um das Land, welches ſo glänzende Erwartungen erregte, der ſpaniſchen Krone zu unterwerfen. Nach langer Ueberlegung entſchloß er ſich, durch den Rath ihm nahe ſtehender, einflußreicher Männer bewogen, die Leitung des vielverſprechenden Unternehmens Hernando Cortez, der nicht nur die zur Ausführung derſelben erforderlichen Eigenſchaften, ſondern auch hinreichende Geldmittel beſaß, um einen Theil der zur Ausrüſtung eines Geſchwaders nöthigen Koſten beſtreiten zu können, anzubieten. Cortez, auf einmal am Ziele ſeiner Wünſche, ging bereitwillig auf den Antrag ein und bot nun alles auf, die auf ihn gefallene Wahl zu rechtfertigen. Von dieſem Vorſatze ausgehend, leitete er die Vorbereitungen zu der Expedition mit ſolcher Beharrlichkeit und Umſicht und wußte die Theilnahme der Anſiedler auf Cuba ſo ſchnell zu gewinnen, daß der Statthalter, durch die Einflüſterungen einiger neidiſcher Nebenbuhler irre geführt, bald der Beſorgniß Raum gab, ſein ſo ſehr begünſtigter Schützling möge, eingedenk der früheren harten Behandlung, ſobald er weit genug entfernt ſei und Macht genug dazu in Händen habe, den Gehorſam verweigern und als unabhängiger Befehlshaber die Früchte des Unternehmens allein ernten. Von dieſem quälenden Gedanken unabläßig verfolgt, gelangte er endlich zu dem unklugen Ent-

ſchluſſe, unter irgend einem Vorwande den Oberbefehl über die Expedition in andere Hände zu legen; Cortez, durch ſeine Freunde von dieſem Vorhaben, welches ungeſäumt zur Ausführung kommen ſollte, unterrichtet, ging, um nicht ſein ganzes, auf die Ausrüſtung des Geſchwaders verwendetes Vermögen aufs Spiel zu ſetzen und den günſtigen Augenblick, wo ihm das Glück hold zu ſein ſchien, zu verſäumen, mit der ihm treu ergebenen Mannſchaft noch in derſelben Nacht an Bord und verließ am folgenden Morgen (18. November 1518) den Hafen von San Jago, nachdem er noch von einem wohlbewaffneten Boote aus von dem tiefgekränkten Statthalter, der auf die ihm hinterbrachte, ſo unerwartete Nachricht von den ohne ſein Wiſſen gemachten Anſtalten zum Abgange der Expedition nach der Küſte geeilt war, einen flüchtigen Abſchied genommen hatte. Da indeſſen weder die Fahrzeuge hinreichend mit Lebensmitteln verſehen waren, noch mit der geringen Anzahl der bis jetzt eingeſchifften Leute die Eroberung eines ſtark bevölkerten Landes gewagt werden konnte, ſo landete Cortez noch in mehreren Häfen Cubas, um ſich Mundvorräthe zu verſchaffen und Mannſchaft anzuwerben, was ihm auch trotz der Verhaftungsbefehle, welche der Statthalter gegen ihn erließ, ſo ſchnell und mit ſo gutem Erfolge gelang, daß er bereits am 18. Februar 1519 unter Segel gehen konnte. Die ganze Flotte zählte elf Fahrzeuge, darunter aber nur vier von ſiebenzig bis hundert Tonnen Laſt; die übrigen waren kleine, offene Barken, mit denen jetzt der kühnſte Seefahrer keine größere Reiſe unternehmen würde; die geſammte Mannſchaft beſtand, außer zweihundert Indianern, zum Tragen des Gepäcks und andern Dienſtleiſtungen beſtimmt, aus hundert und zehn Matroſen und fünfhundert dreiundfünfzig Soldaten, von denen zweiunddreißig mit Armbruſten und dreizehn mit Feuergewehren, die übrigen aber nur mit Spießen und Schwertern bewaffnet waren; zehn ſchwere Geſchütze, vier Feldſchlangen und ſechzehn Pferde bildeten die Hauptſtärke und den für die Wilden ſchrecklichſten Beſtandtheil des Heeres, welches beſtimmt war, das größte und mächtigſte Reich der neuen Welt zu erobern. Die Führung des Geſchwaders wurde Antonio de Almino, einem kundigen Seemanne, der

Grijalva, welcher vor kurzer Zeit von seiner Fahrt zurückgekehrt war, als Lootse gedient hatte, anvertraut; mit ihm schifften sich auch viele von Grijalvas Gefährten wieder ein, um die von ihnen gemachte Entdeckung zu verfolgen und den verdienten Lohn, der ihnen entgehen zu wollen schien, unter dem neuen, unternehmenderen Anführer zu ernten. Um seine Leute gegen die vergifteten Pfeile, welche ihnen die meiste Furcht einflößten, zu schützen, ließ er ihre Wämser mit Baumwolle dick polstern und traf überhaupt mit ängstlicher Sorgfalt alle möglichen zu ihrer Sicherheit und zu ihrem Unterhalte nöthigen Vorkehrungen, wodurch er sich das Vertrauen und die Liebe Aller erwarb und den Erfolg seines Unternehmens sicherte.

Das Geschwader erreichte, obgleich es durch einen jener heftigen Stürme, welche in Westindien so häufig und unvermuthet losbrechen, nicht unbedeutenden Schaden nahm und von seiner Richtung ab nach Süden getrieben wurde, glücklich die an der Ostküste von Yucatan liegende, zu jener Zeit bewohnte und wohlangebaute, jetzt aber verlassene und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckte Insel Cosumel und ging hier vor Anker. Während zwei Fahrzeuge nach dem gegenüberliegenden Festlande entsendet wurden, um nähere Nachrichten über mehrere Spanier, welche vor längerer Zeit auf einer Reise von Darien nach Espanola hier Schiffbruch litten und, wie man erfahren hatte, in harter Gefangenschaft schmachteten, einzuziehen, durchstreifte Cortez die Insel nach verschiedenen Richtungen hin und war nicht wenig erstaunt, zahlreiche aus Lehm und Steinen erbaute Häuser, von hohen Thürmen überragte Tempel und in einem derselben unter mancherlei Götzenbildern sogar ein großes Kreuz zu finden, welches ihm die Dolmetscher als ein Sinnbild des Regengottes erklärten. Aufgebracht über diese Entheiligung des Zeichens des Christenthums, versuchte er zuerst durch Güte, die Eingeborenen zur Abschaffung ihrer teuflischen Gräuel und zur Annahme der christlichen Religion zu bereden, und ließ, als ihm dieser Versuch nicht gelingen wollte, die Götzen die Treppen des Tempels hinabstürzen und in demselben einen Altar mit dem Bilde der Madonna errichten, worauf die Bewohner von Cosumel, entweder

aus Furcht vor den kühnen Fremdlingen, oder von der Ohnmacht ihrer so schnöde behandelten Götzen überzeugt, sich bereit erklärten, Christen zu werden, und versahen zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit die Flotte mit einem reichen Vorrathe von Lebensmitteln. Die Erkundigungen auf dem Festlande nach den angeblich in Gefangenschaft befindlichen Landsleuten waren ohne Erfolg geblieben und Cortez, obgleich darüber sehr betrübt, rüstete sich, um nicht durch längeres Warten unnöthig Zeit zu verlieren, bereits zur Abreise, als eines Tags sich ein Canot dem Admiralsschiffe näherte und daraus ein Mann, der sich in nichts von den ihn begleitenden Wilden unterschied, an Bord stieg, wo er sich betend auf die Kniee warf und als einen spanischen Priester zu erkennen gab. Er hieß Geronimo de Aguilar, hatte auf einer Fahrt von Darien nach Española an der Küste von Yucatan Schiffbruch gelitten und in dem großen Boote glücklich das Land erreicht, wo seine Gefährten theils vor Hunger und Elend umkamen, theils von den menschenfressenden Eingeborenen geopfert und verzehrt wurden. Geronimo, welcher, um diesem traurigen Schicksale zu entgehen, nach dem Inneren entfloh, gerieth in die Hände eines mächtigen Caziken, von dem er anfangs als Sclave hart behandelt, später aber seiner trefflichen Rathschläge wegen sehr hoch geschätzt wurde. Den größten Kummer verursachte ihm das gutgemeinte Verlangen seines Gebieters, sich ein Weib zu nehmen, und es kostete ihn unendliche Mühe, diese mit seinem Gelübde nicht zu vereinigende Zumuthung zurückzuweisen. Cortez bewillkommte den armen Mann, welchen der Häuptling sehr ungern und nur gegen ein Geschenk von Glasperlen, Glöckchen und andern Spielereien, dem er nicht zu widerstehen vermochte, entlassen hatte, mit ungeheuchelter Freude und Herzlichkeit und behielt ihn, da er während seines langen Aufenthalts unter den Wilden mit deren Sprache vollkommen vertraut geworden war und als Dolmetscher wichtige Dienste leisten konnte, in seiner nächsten Umgebung.

Nachdem die schadhaften Fahrzeuge wieder segelfertig waren, verließ das Geschwader am 4. März die Insel Cosumel, umschiffte die Halbinsel Yucatan und lief jenseits derselben in einen

großen Fluß ein, welchem nach einem an den Ufern deſſelben herrſchenden Caziken der Name Tabasco beigelegt wurde, der nicht nur ihm geblieben, ſondern auch auf die von ihm durchſtrömte Landſtrecke übergegangen iſt. Auf die Nachricht, daß weiter ſtromaufwärts eine reiche Stadt von bedeutendem Umfange liege, beſtieg Cortez mit dem ganzen Heere die Boote, um den Eingeborenen einen Beſuch abzuſtatten, fand aber einen ſo tapfern Widerſtand, daß er ſeine ſämmtlichen Streitkräfte entwickeln mußte, um ſie in einer Schlacht die Ueberlegenheit der europäiſchen Waffen fühlen zu laſſen. Der ſchwer errungene Sieg, den man nur der furchtbaren Wirkung des Geſchützes und der kleinen Schaar tapferer Reiter, vor denen die Indianer, welche Mann und Pferd für ein und daſſelbe Weſen hielten, erſchreckt die Flucht ergriffen, zu verdanken hatte, war für die Spanier von unberechenbarem Vortheile, denn die Kunde von demſelben durchlief mit Blitzesſchnelle große Landesſtrecken und erfüllte die Eingeborenen mit Entſetzen vor den fremden Männern, welche nach Willkür über Donner und Blitz geboten. Die Anwohner des Fluſſes Tabasco baten jetzt um Frieden, welcher ihnen auch unter der Bedingung, daß ſie ſich der Herrſchaft des Königs von Spanien unterwarfen und das Chriſtenthum annahmen, gewährt wurde. An der Stelle des Schlachtfeldes legte Cortez den Grund zu einer Stadt, welche den Namen Nueſtra Señora de la Vittoria (Unſere Herrin vom Siege) erhielt, jetzt aber Tabasco heißt, und ging wieder unter Segel, um endlich nach Mejico, dem Ziele ſeiner Reiſe, zu gelangen. Das Wetter war ungewöhnlich günſtig und nach einer kurzen Fahrt erreichte er eine dicht an der mejicaniſchen Küſte liegende kleine Inſel, welcher ſchon Grijalva, der ſie entdeckte, den Namen San Juan d'Ulloa, den ſie noch trägt, beigelegt hatte. Kaum hatte das Geſchwader die Anker ausgeworfen, als mehrere Eingeborene in einem leichten Canot von dem nahen Feſtlande her nach dem durch die vom Maſte herabwehende königliche Flagge kenntlichen Admiralſchiffe ruderten, ohne Scheu an Bord ſtiegen und Geſchenke an Früchten, Blumen und kleinen goldnen Schmuckſachen überreichten. Cortez empfing ſie freundlich und bedauerte nur, ſich mit ihnen

nicht in eine weitere Unterredung einlaſſen zu können, denn es zeigte ſich bald, daß die in Yucatan übliche Sprache, welche der Prieſter Aguilar verſtand, von der mejicaniſchen gänzlich verſchieden war. In dieſer Verlegenheit vernahm er, daß eine der Sclavinnen, welche ihm der Cazike von Tabasco zum Geſchenke gemacht hatte, eine geborene Mejicanerin ſei und während ihres Aufenthalts zu Tabasco auch die Sprache von Yucatan erlernt habe. Er ließ ſie ſogleich herbeibringen und begann mit ihrer und Aguilars Hülfe mit ſeinen Gäſten eine längere Unterhaltung, durch welche er erfuhr, daß ſie Unterthanen des großen mejicaniſchen Reiches ſeien, welches von dem weiter im Innern wohnenden mächtigen Herrſcher Moctheuzoma (von den Spaniern gewöhnlich Montezuma genannt) regiert werde und einen Ueberfluß an Gold beſitze, und daß der Küſtenſtrich, dem ſie angehörten, von dem Statthalter Teuhtlile verwaltet werde. Cortez äußerte den Wunſch, mit dieſem möglichſt bald eine Zuſammenkunft zu haben und entließ ſeinen Beſuch mit angemeſſenen Geſchenken. Seine erſte Sorge ging nun dahin, die durch einen glücklichen Zufall in ſeine Hände gekommene Sclavin, welche ihm zum Gelingen ſeines Unternehmens faſt unentbehrlich war, durch gütige Behandlung an ſich zu feſſeln, was ihm bei ſeiner einnehmenden Perſönlichkeit nicht ſchwer hielt. Die durch ſeltene Schönheit ausgezeichnete Mejicanerin, welche ſpäter unter dem Namen Donna Marina große Berühmtheit erlangte und bei der Eroberung ihres Vaterlandes die weſentlichſten Dienſte leiſtete, war das einzige Kind eines mächtigen Caziken, wurde aber von ihrer Mutter, die einem Sohne aus zweiter Ehe das ihrer Tochter gebührende Erbtheil zuwenden wollte, an herumziehende Handelsleute verkauft und von dieſen nach Tabasco gebracht, von wo ſie auf eine ſo unerwartete Weiſe nach ihrer Heimath zurückkam. Mit ungewöhnlichem Verſtande begabt, eignete ſie ſich in kurzer Zeit die ſpaniſche Sprache ſo vollkommen an, daß ſie nicht nur den Dolmetſcher Aguilar entbehrlich machte, ſondern ſogar Cortez als Schreiber dienen konnte. Ein zartes Verhältniß brachte ſie ihrem Gönner bald noch näher, der, von ihren Reizen und ihrem edeln Gemüthe dauernd gefeſſelt, in den wichtigſten Angelegenheiten nie

ihren Rath verschmähte und einigemal nur durch ihre Klugheit den größten Gefahren entging.

Die Eingeborenen, welche an Bord des Geschwaders gekommen waren, hatten durch ihr Benehmen einen so günstigen Eindruck auf Cortez gemacht, daß er sogleich beschloß, vorerst in ihrem Lande zu bleiben, und schon am folgenden Morgen (21. April) seine ganze Streitmacht an der dem Eilande San Juan d'Ulloa gegenüberliegenden Küste, genau an der Stelle ausschiffte, wo sich jetzt Vera Cruz, die bedeutendste Handelsstadt Neuspaniens, ausdehnt. Der Landungsplatz war nicht sehr glücklich gewählt; er stieß unmittelbar an eine aus feinem Flugsande bestehende und von pesterzeugenden Sümpfen umgebene Fläche, welche während der einen Hälfte des Jahres zerstörenden Nordwinden und während der andern einer fast unerträglichen Hitze ausgesetzt ist. Die Spanier suchten sich, so gut es ging, durch schnellerbaute Hütten aus Baumzweigen gegen die Sonnengluth zu schützen und pflanzten zu ihrer Sicherheit und zur Beherrschung der Umgegend auf einigen Sandhügeln ihr sämmtliches Geschütz auf, wobei ihnen die gutmüthigen Eingeborenen, die, von Neugierde getrieben, von allen Seiten mit Lebensmitteln herbeiströmten, gern behülflich waren. Noch an demselben Tage erschien auch Teuhtlile mit einem zahlreichen Gefolge in dem spanischen Lager, um die Fremdlinge im Namen seines Gebieters zu bewillkommnen und die Absicht ihres Besuches zu vernehmen; Cortez erwiederte, er sei der Abgesandte des mächtigsten Herrschers jenseits des Meeres, der über viele Länder und Fürsten gebiete und mit dem Kaiser von Mejico, von dessen Größe und Reichthümern er gehört habe, in nähere Verbindung zu treten wünsche, und komme mit Geschenken und einer Botschaft, die er aber persönlich auszurichten habe. Der Statthalter konnte sein Erstaunen über dieses kecke Begehren nicht verhehlen, versprach aber sogleich einen Eilboten zu seinem Gebieter abgehen zu lassen, um dessen Willen zu vernehmen. Darauf ließ er seine Sclaven eintreten und die für den Befehlshaber bestimmten Geschenke ausbreiten; sie bestanden aus zehn Lasten feiner Baumwolle, prachtvollen Gewändern, in welche die anmuthigsten Schildereien mit bunten Federn eingewoben waren,

und einem Weidenkorbe voll goldner, höchst kunstreich gearbeiteter Schmucksachen; als Gegengabe für den Kaiser erhielt er einen schön geschnitzten und gemalten Armsessel, eine rothe Mütze, an welche eine goldne Schaumünze mit dem Bilde des hl. Georg befestigt war, und Hals- und Armschmuck aus geschnittenem farbigen Glase. Während des Austausches der Geschenke, welche beiden Theilen gleiche Befriedigung gewährten, beobachtete man in Teuhtliles Gefolge einen Mann, der eifrig beschäftigt war, die Gestalten der Spanier, ihren Anzug, ihre Waffen, die vor Anker liegenden Schiffe und überhaupt alle auffallende Gegenstände mit einem Pinsel auf Leinwand in Umrissen und in verschiedenen Farben zu entwerfen. Dieß war die den Europäern noch völlig unbekannte mejicanische Bilderschrift und der Maler hatte, wie der Statthalter auf die an ihn gestellte Frage bemerkte, den Auftrag, eine getreue Schilderung aller vorkommenden Gegenstände zu entwerfen, um dem Kaiser einen möglichst klaren Begriff von einer so ganz neuen und sonderbaren Erscheinung zu verschaffen. Cortez, von dieser sinnreichen Weise, einen Bericht abzufassen, angenehm überrascht, ließ sogleich, um dem Bilde mehr Leben zu geben und seine Wirkung zu steigern, unter dem Schalle der Trompeten Fußvolk und Reiterei in Schlachtordnung ausrücken und verschiedene Schwenkungen ausführen, während sämmtliche Stücke auf den nahen Wald spielten. Die Leichtigkeit und Ordnung, womit die Truppen ihre Bewegungen vollbrachten, das Schnauben der feurigen Rosse, die schimmernde Rüstung der Reiter, besonders aber der von Flammen und Rauch begleitete Donner des Geschützes und die furchtbaren Verheerungen der pfeifenden Kugeln in dem zusammenkrachenden Gehölze erfüllten die überraschten Mejicaner mit Erstaunen und sie entfernten sich sichtbar bestürzt über die ihnen so neuen und gefahrdrohenden Erscheinungen.

In der Hauptstadt entstand bei der Ankunft der Boten, welche eine übertreibende Schilderung von der übermenschlichen Macht der an der Küste lagernden Fremdlinge entwarfen, eine große Bewegung und man harrte in banger Erwartung der Ereignisse, welche in der nächsten Zeit eintreffen sollten. Eine alte Volkssage, daß Quetzalcoatl, der Gott der Luft, welcher sich

während seines Verweilens auf Erden als der freigebigste Wohlthäter des Menschengeschlechts bewährt hatte, eines Tags mit seiner Nachkommenschaft zurückkehren und das mejicanische Reich wieder in Besitz nehmen werde, schien sich verwirklichen zu wollen und fand bei dem jetzigen Herrscher Moctheuzoma, einem abergläubischen Manne, um so mehr Glauben, da mancherlei ungewöhnliche Naturerscheinungen, welche in der jüngsten Zeit einander schnell gefolgt waren, eine verhängnißvolle Zukunft verkündeten. Moctheuzoma, wegen seines Stolzes und des fast unerträglichen Druckes, welchen er nicht nur die von seinem zahlreichen und wohlgeübten Heere eroberten Provinzen und Städte, sondern auch seine getreuesten Unterthanen fühlen ließ, mehr gefürchtet als geliebt, vernahm, schon längst von quälender Ahnung erfüllt, mit nicht geringer Besorgniß den Bericht über den fremdartigen Besuch an der Küste seines Reichs und rief ohne Verzug seine Staatsräthe zusammen, um sich mit ihnen über die gegen so augenscheinliche Gefahr zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen. Die Meinungen blieben jedoch nach langem Hinundherreden getheilt, indem Einige einen möglichst schnellen Angriff auf die zudringlichen Gäste als das sicherste Rettungsmittel betrachteten, Andere ein solches Verfahren gegen die Abgesandten eines fremden Fürsten für unwürdig und ungerecht erklärten, und wieder Andere dafür stimmten, so mächtige und mit übernatürlicher Kraft begabte Männer, denen weder mit Gewalt noch durch List zu widerstehen sei, durch eine ehrenvolle Aufnahme zu gewinnen. Der Kaiser, welcher keine dieser Meinungen ganz theilte, faßte zu seinem Verderben den unklugen Entschluß, nochmals prächtige Geschenke nach dem Lager der Spanier zu senden, diesen aber anzudeuten, sie möchten der Hauptstadt nicht näher kommen, sondern möglichst bald mit den Beweisen seiner Huld in ihr Vaterland zurückkehren. Cortez empfing die kostbaren Gaben, unter denen sich zwei runde, mit Pflanzen und Thiergestalten kunstreich verzierte Schüsseln, so groß wie Wagenräder, die eine von Gold, die Sonne vorstellend, und die andere von Silber, ein Sinnbild des Mondes, auszeichneten, mit nicht zu verbergendem Entzücken, erwiederte aber auf das an ihn gestellte Verlangen, mit seinen

Gefährten die Wasserhäuser, wie die Mejicaner die spanischen Schiffe nannten, wieder zu besteigen, mit ruhigem Ernste: er dürfe nicht wagen, vor seinem Gebieter zu erscheinen, ohne den Hauptzweck seiner Reise erfüllt und eine persönliche Zusammenkunft mit einem so mächtigen und freigebigen Herrscher gehabt zu haben. Die Gesandten, welchen man als Gegengeschenk einige Hemden und einen vergoldeten Becher überreichte, versicherten zwar, ein Besuch in der Hauptstadt würde ihm schwerlich gestattet werden, versprachen aber, nochmals seine Bitte vorzubringen, worauf sie sich, sichtbar verlegen, entfernten. Die Antwort Moctheuzomas, welche nicht lange auf sich warten ließ, enthielt auch wirklich den bestimmten Befehl an die kecken Fremdlinge, den Weg nach seiner Residenz nicht zu betreten und ohne Verzug sich von den Küsten seines Gebietes zu entfernen, worauf die Eingeborenen sich augenblicklich aus dem Lager zurückzogen und die Lieferung der Lebensmittel einstellten. Der in Folge dieser von dem Kaiser streng anbefohlenen Maßregel bald eintretende Mangel, verbunden mit Krankheiten und andern Plagen eines heißen Himmelsstriches, erregte Unzufriedenheit und Murren unter den Truppen und sie verlangten endlich laut, von dieser ungesunden und dürren Küste nach Cuba zurückgeführt zu werden, ehe sie Gefahr liefen, von den mejicanischen Heeren erdrückt zu werden. Cortez, weit entfernt, diesem Begehren zu widersprechen und dadurch den Unmuth seiner Leute zu steigern, gab ihnen den Befehl, sich zum Einschiffen bereit zu halten. Dieses klug berechnete Benehmen verfehlte seine Wirkung nicht und die Mehrzahl der Abenteurer, über die allzuschnelle Erfüllung ihres Wunsches ärgerlich, fing nun an über Verrath zu schreien; sie hätten sich, riefen die ungestümsten, der Expedition in der Hoffnung, ihr Glück durch Ansiedelung in dem neuentdeckten Lande zu begründen, angeschlossen und nun wolle man sie nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten um die Früchte ihrer Anstrengungen bringen. Der Befehlshaber, welcher nur auf diese Stimmung gewartet und sie auch wohl durch die Bemühungen seiner ergebensten Anhänger herbeigeführt hatte, versammelte nun seine Truppen und erklärte ihnen in einer kurzen, aber entschiedenen Rede, daß der Befehl

zur Einschiffung von ihm nur ungern und nur auf ihr dringendes Begehren gegeben worden sei; er selbst, fuhr er fort, habe nicht nur sein ganzes Vermögen dem Unternehmen geopfert, sondern auch sich mit bedeutenden Schulden belastet und seine Absicht könne schon deshalb nie eine andere gewesen sein, als in dem von Schätzen überfließenden Reiche eine geziemende Entschädigung zu suchen; da er nun sich überzeuge, daß ihre Wünsche mit den seinigen übereinstimmten, so mache er den Vorschlag, im Namen des Königs von Spanien, ihres erhabenen Gebieters, eine Pflanzstadt zu gründen und eine Obrigkeit darüber zu ernennen. Die Zustimmung des Heeres erfolgte unter großem Jubel und die Ansiedelung erhielt, noch ehe der Grund zu ihr gelegt war, den Namen Villa Rica de Vera Cruz (Reiche Stadt des wahren Kreuzes); eben so schnell wurden die Alcalden und die übrigen Beamten ernannt. Als die neue Obrigkeit zum erstenmale sich versammelt hatte, trat Cortez ehrfurchtsvoll vor sie; legte die ihm von Velasquez übertragene Stelle als Oberbefehlshaber mit der Bemerkung, daß die Macht des Statthalters jetzt durch die ihnen zustehende ersetzt sei, in ihre Hände und zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück, um ihnen die Ernennung eines neuen Anführers zu überlassen. Der Rath erklärte, wie leicht zu erwarten war, nach scheinbarer Ueberlegung, er wisse Niemand zu finden, der im Kriege wie im Frieden für das Wohl der Ansiedler zu sorgen besser geeignet wäre, als Cortez, und ernannte ihn im Namen des Königs zum Oberbefehlshaber und Oberrichter des in Aussicht gestellten Pflanzstaates. Nachdem Cortez auf diese Weise seinen Hauptzweck, die Unabhängigkeit von dem Statthalter von Cuba, erreicht und die Einsprache desselben bei seinen künftigen Unternehmungen kraftlos gemacht hatte, schritt er sogleich mit frischem Muthe zur Ausführung seiner großartigen Pläne und befahl den Truppen, sich zum Abmarsche nach einer weiter nach Norden gelegenen, gesünderen Küstenstelle, wo die neue Pflanzstadt gegründet werden sollte, zu rüsten. — Während dieser Vorfälle erschienen eines Morgens mehrere Indianer, die sich durch Sprache und Schmuck von den andern Mejicanern merklich unterschieden, und verlangten vor den Befehlshaber geführt zu werden.

Hier gaben sie sich als die Abgesandten des Caziken der Totonaken, eines mächtigen Volksstammes, der längs der nahen Küste hin wohne und sich erst vor kurzer Zeit der Uebermacht der Azteken (wie sich die eigentlichen Mejicaner nannten und wie wir sie auch fortan nennen werden) habe fügen müssen, zu erkennen. Der auf ihnen lastende Druck, fuhren sie klagend fort, sei jedoch so arg, daß sie nur eine günstige Gelegenheit erwarteten, um das lästige Joch wieder abzuschütteln; die Nachricht von der Ankunft der wunderbaren Fremdlinge sei bis zu ihrem Gebieter gedrungen und dieser habe sie abgeschickt, um die tapfern weißen Männer nach seiner Hauptstadt Zempoalla einzuladen. Cortez, durch diese Mittheilung, welche seinem Scharfblicke auf einmal und ganz unerwartet den wirklichen Zustand des zwar großen, aber durch innern Zwist zersplitterten mejicanischen Reiches und zugleich das geeignetste Mittel zum Umsturze desselben enthüllte, freudig überrascht, behandelte die Gesandtschaft mit besonderer Auszeichnung und entließ sie, nachdem er noch möglichst genaue Erkundigung über die Lage und Beschaffenheit ihres Landes, welchem auch der Küstenpunkt, wo die neue Pflanzstadt sollte gegründet werden, angehörte, eingezogen hatte, reich beschenkt und mit dem Versprechen, der Einladung ihres Herrn alsbald Folge zu leisten.

Nachdem die zur Fortsetzung der Expedition nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, befahl Cortez dem Geschwader, an dessen Bord man das schwere Geschütz zurückgebracht hatte, längs der Küste nördlich bis zu dem Hafen, wo sich Villa Rica de Vera Cruz erheben sollte, zu segeln, er selbst aber brach mit seiner ganzen Streitmacht zu Land dahin auf, um die auf dem Wege liegende Stadt Zempoalla zu besuchen. Zuerst ging der Marsch durch eine traurige Sandfläche ohne die geringste Vegetation, kaum hatte man aber den nächsten Fluß überschritten, als die Landschaft schon ein erfreulicheres Ansehen gewährte und mit jedem Schritte mehr Aehnlichkeit mit einem anmuthigen Garten erhielt. Fröhlich zogen die der langen Ruhe überdrüßigen Abenteurer über die weiten, mit üppigem Grün bedeckten und zum Theil von prachtvollen Cacaobäumen und Federpalmen beschatteten Ebenen und machten auf das zahlreiche, ihnen unbekannte Wild Jagd. In

mehreren, von den Einwohnern verlassenen Dörfern, durch welche sie kamen, fanden sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die ersten mejicanischen Bücher mit der schon erwähnten Bilderschrift und betrachteten mit Abscheu die fratzenhaften Götzen und die allenthalben bemerkbaren Spuren von Menschenopfern. Als sie sich Zempoalla näherten, kamen ihnen die Einwohner, Männer und Frauen, mit Blumengewinden entgegen und geleiteten sie in die Stadt, deren zahlreiche Gebäude größtentheils aus Stein und Lehm aufgeführt und mit Palmblättern gedeckt waren. Der Cazike, ein unförmlich dicker Mann, empfing seine Gäste vor dem Palaste sehr artig und wies ihnen in einem nahen Tempel bequeme Wohnungen an, wo sie während ihres Aufenthaltes mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse versehen wurden. Durch eine längere Unterredung, welche am folgenden Tage statt fand, sah Cortez seine Ansicht über die inneren Verhältnisse des mejicanischen Reiches vollkommen bestätigt und sein ganzes Bestreben ging von diesem Augenblicke dahin, sie zu seinem Vortheile auszubeuten; dem Caziken, welcher nach langer Zurückhaltung endlich in bittere Klagen über die schonungslose Grausamkeit Moctheuzomas ausbrach, gab er die Versicherung, daß er von seinem Gebieter gesendet sei, die Unterdrücker zu bestrafen, und daß es ihm nicht schwer falle, die Totonaken, wenn sie ihm treu blieben, in kurzer Zeit von dem schmählichen Joche der Azteken zu befreien. Darauf nahm er, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren, Abschied von den gastfreundlichen Bewohnern von Zempoalla und schlug den Weg nach der Stadt Chiahuitzlan ein, welche auf einer schwer zugänglichen Anhöhe in der Nähe des Hafens lag, wo das Geschwader bereits eingetroffen war. Auch hier überzeugte er sich bald von der unzufriedenen Stimmung der Totonaken und es kostete ihn wenig Mühe, den Caziken dieser Küstengegend für seine Pläne zu gewinnen. Während der Unterredung mit demselben, welcher auch der Cazike von Zempoalla beiwohnte, entstand unvermuthet eine große Bewegung unter dem dichten, um sie versammelten Volkshaufen, welcher demüthig nach beiden Seiten zurückwich, um fünf reichgeschmückte Männer durchzulassen, welche stolz daherschritten und die Spanier kaum eines Blickes

würdigten; die Häuptlinge der Totonaken folgten ihnen augenblicklich in sichtbarer Verlegenheit und bemühten sich, ihnen jede Art von Aufmerksamkeit zu beweisen. Erst als diese wieder, vor Schrecken bleich, zurückkehrten, erfuhr man, daß die so sehr gefürchteten Männer aztekische Beamten seien, welche den Auftrag hatten, die beiden Städte für die den Fremdlingen ohne Erlaubniß des Kaisers erwiesene Gastfreundschaft zu bestrafen und zwanzig junge Leute als Sühnopfer für die erzürnten Götter zu fordern. Cortez, über ein so abscheuliches Begehren entrüstet, beredete die Totonaken, sich dem Befehle des grausamen Kaisers zu widersetzen und die Beamten ins Gefängniß zu werfen. Als die Häuptlinge durch dieses Verfahren sich gegen ihren Gebieter aufgelehnt und die unnachsichtige Strafe desselben zu fürchten hatten, blieb ihnen kein anderes Mittel, als sich in den Schutz der Spanier zu begeben und diesen ihre Streitmacht zur Verfügung zu stellen. Der Befehlshaber, welchem ein offener Bruch mit Mocthenzoma noch zu frühe schien, suchte zwar auf jede Weise die Totonaken in ihrer Widersetzlichkeit zu bestärken und zur Ergreifung der geeignetsten Maßregeln zu ermuntern, ließ aber die eingekerkerten Azteken heimlich auf freien Fuß setzen und bat sie, dem Kaiser zu bemerken, daß dieses aus Achtung vor ihm geschehe, obschon er durch ungroßmüthiges Benehmen seine Gäste an der unfruchtbaren Küste beinahe vor Hunger habe umkommen lassen. Nachdem Cortez durch dieses mehr schlaue als rechtliche Verfahren sich auf der einen Seite getreue Bundesgenossen verschafft und auf der andern den Zorn der Azteken von sich abgelenkt hatte, begann er in einer nahe bei Zempoalla gelegenen fruchtbaren Ebene mit Eifer den Bau der neuen Stadt und da ihn die Eingeborenen bei dieser beschwerlichen Arbeit kräftig unterstützten, so waren bereits nach Verlauf weniger Wochen die Befestigungen so weit gediehen, daß sie zum Schutze seiner Leute und zum Stützpunkte seiner künftigen Unternehmungen dienen konnten.

Unterdessen war wieder eine Gesandtschaft mit werthvollen Geschenken aus Mejico eingetroffen, um die Befriedigung des Kaisers über die gütige Behandlung seiner Beamten, zugleich aber seinen Unmuth über die Empörung der Caziken, die offenbar

auf den Beistand der Fremdlinge hofften, auszusprechen; die Aufrührer, ließ er weiter bemerken, wolle er bis zur Abreise der Spanier, die sich wohl nicht mehr lange verschieben werde, verschonen, sie würden aber ihrer Strafe nicht entgehen. Cortez erwies den Abgeordneten, bei welchen sich zwei nahe Anverwandten Moctheuzomas befanden, die gebührende Ehre, versprach für die Ruhe und Ordnung im Gebiete der Totonaken einzustehen und äußerte endlich die Hoffnung, bei seinem Besuche in der Hauptstadt, mit dem er nicht mehr lange zögern werde, alle obwaltende Mißhelligkeiten auszugleichen. Kein Bescheid konnte den Gesandten unangenehmer sein und sie entfernten sich, sichtbar verstimmt; auf die Häuptlinge der Totonaken aber machte diese Verhandlung, in welcher der schreckliche Beherrscher der Azteken eine so ungewohnte Verlegenheit und Nachgiebigkeit der kleinen Schaar der Fremdlinge gegenüber verrieth, einen so mächtigen Eindruck, daß sie sich nicht nur gänzlich der Leitung des spanischen Befehlshabers hingaben, sondern sich sogar die Zertrümmerung ihrer Götzen, welche dieser gebieterisch verlangte, nach einigem Widerstreben gefallen ließen und die christliche Religion annahmen. — Cortez hatte jetzt festen Fuß in dem mejicanischen Reiche gefaßt und es galt nur noch, sich die Früchte seiner Unternehmung, die ihm, wie er wohl einsah, leicht entgehen konnten, zu sichern. Auf Cuba war Velasquez mit der Ausrüstung eines starken Geschwaders beschäftigt, um den seinen Befehlen ungehorsamen Anführer mit Gewalt seiner Stelle zu entsetzen, im Lager selbst zeigte sich Unzufriedenheit unter den Truppen, welchen ein Kampf gegen die Uebermacht Moctheuzomas allzugewagt erschien, und eine Anzahl von Leuten hatte sogar heimlich den Plan gefaßt, sich der Schiffe zu bemächtigen und mit den bereits erworbenen Schätzen nach Cuba zurückzukehren. Gegen die Verschwörer verfuhr Cortez mit unerbittlicher Strenge und ließ die Rädelsführer aufknüpfen, die Bemühungen des Statthalters suchte er durch die Absendung vertrauter Botschafter und fast des ganzen bis jetzt eingesammelten Vorrathes an Gold und Kostbarkeiten nach Spanien zu vereiteln, den Truppen aber schnitt er durch die Zerstörung seines Geschwaders, eine höchst verwegene, aber für die Lage, in

der er sich befand, wohlberechnete That, jede Hoffnung zur Flucht ab. Die Nachricht von dieser unerwarteten Maßregel versetzte zwar seine Leute, die größtentheils zu Zempoalla lagen, in die größte Bestürzung, er wußte sie aber bei einer Musterung, die er sogleich veranstaltete, nicht nur zu beruhigen, sondern durch seine zuverläßige Haltung und durch die Hindeutung auf den unermeßlichen Gewinn, der ihrer Tapferkeit und Ausdauer nicht entgehen könne, so sehr zu ermuthigen, daß das Heer, welches unter den bedenklichen Anzeigen einer offenen Empörung zusammengetreten war, mit dem einstimmigen Rufe: „Auf nach Mejico! nach Mejico!" zu seinen Wohnungen zurückkehrte.

Am 16. August 1519 trat Hernando Cortez, nachdem er in die neue Pflanzstadt eine hinreichende Besatzung gelegt hatte, mit ungefähr vierhundert Mann Fußvolk, fünfzehn Reitern, sieben Stück Geschütz, dreizehnhundert indianischen Kriegern und tausend Lastträgern zum Fortbringen des Gepäcks und der Kanonen, seinen Marsch an, zog, von einigen Häuptlingen der Totonaken geleitet, gemächlich über die herrliche Ebene, welche die Küste von der östlichen Abdachung der Cordilleras trennt, und erreichte am Abend des zweiten Tages die Stadt Jalapa, deren Name auf ein in ihrer Nähe wachsendes allbekanntes Kraut von besonders heilkräftiger Wirkung übergegangen ist. Von hier aus führte der Weg stark aufwärts durch kalte Gebirgsschluchten und blieb sehr beschwerlich bis zu dem am Rande der großen mejicanischen Hochebene liegenden starkbevölkerten Orte Tlatlanquitepec, wo die durch Hunger und Anstrengung ermatteten Truppen einige Tage Rast hielten und von den Einwohnern gastfreundlich behandelt wurden. Während dieses unvermeidlichen Aufenthalts, den man, obgleich ohne allen Erfolg, zur Bekehrung der Eingeborenen zu benützen suchte, ließ Cortez eine Gesandtschaft zu den Tlascalanern, durch deren Gebiet der nächste Weg nach Mejico führte, vorausgehen, um ihnen ein Bündniß mit ihm anzutragen und ungestörten Durchzug zu verlangen. Der Freistaat Tlascala hatte bis jetzt fortwährend gegen die übermächtigen Azteken Krieg geführt und seine Unabhängigkeit behauptet, war aber auf allen Seiten von den aztekischen Heeren so eng eingeschlossen und von

den umwohnenden Volksstämmen so streng abgesperrt, daß seine tapfern Unterthanen sich einzig und allein auf die Erzeugnisse ihres nicht sehr fruchtbaren Bodens und ihres eigenen Kunstfleißes beschränken und bereits über ein halbes Jahrhundert Baumwolle, Cacao und Salz entbehren mußten. Man durfte deshalb wohl voraussetzen, daß sie der gegen ihre Todfeinde heranrückenden Streitmacht bereitwillig die Hand bieten würden. Diese Ansicht schien auch anfangs in dem großen Rathe der Tlascalaner, welchem der Inhalt der Botschaft zur Entscheidung vorgelegt wurde, durchdringen zu wollen, bis die begeisterte Rede eines alten Häuptlings, welcher die Fremdlinge als verabscheuungswürdige Menschen darstellte, deren Absicht nur sei, die Bilder der einheimischen Götter zu zertrümmern und deren Tempel zu schänden, die Gemüther mit sich fortriß und den Beschluß hervorrief, den Durchzug durch den Freistaat mit bewaffneter Hand zu verhindern. Unterdessen hatten die Spanier, da sich die Zurückkunft der Gesandten unerwartet lang verzögerte, die Grenze von Tlascala, welche durch eine aus einem riesenhaften Steinwalle bestehende aber unvertheidigte Befestigung, von der jetzt noch Trümmer sichtbar sind, bezeichnet wurde, überschritten uud stießen auf einen Haufen von mehreren tausend tlascalanischen Kriegern, welche einen hartnäckigen Widerstand leisteten und sich erst, als durch mehrere Ladungen des schweren Geschützes ihre Reihen gelichtet waren, langsam und in guter Ordnung zurückzogen. Ein zweites Treffen an einem gefährlichen Engpasse, der nur durch eine verzweifelte Anstrengung erzwungen werden konnte, erfüllte Cortez mit nicht geringer Besorgniß, die erst nach einer großen Schlacht, in welchem er über ein Heer von fünfzigtausend Feinden einen glänzenden Sieg erlangte, wieder der früheren Zuversicht wich. Die Tapferkeit der Tlascalaner hatte ihm indessen Achtung eingeflößt und er zog es vor, statt seine Truppen noch größeren Verlusten auszusetzen, eine zweite Gesandtschaft mit den früheren Anträgen nach der Hauptstadt zu schicken. Der große Rath, auch diesesmal über den einzuschlagenden Weg verschiedener Meinung, nahm, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, seine Zuflucht zu den Priestern und stellte an diese die Frage, ob die Fremdlinge

übernatürliche Wesen seien, oder sterbliche Menschen von Fleisch und Blut. Auf die sonderbare Antwort, daß diese zwar keine Götter, aber Kinder der Sonne seien, deren Kraft nur aus diesem strahlenden Gestirne fließe und mit dessen Untergang schwinde, wurde der Beschluß gefaßt, mit einem zahlreichen Heere einen nächtlichen Angriff zu versuchen; als aber auch dieser an der Wachsamkeit der Spanier scheiterte und ein schonungsloses Gemetzel unter den nackten Truppen zur Folge hatte, so gelang es einer dritten Gesandtschaft leicht, Friedensunterhandlungen einzuleiten, und Cortez rückte am 23. September in die festlich geschmückte Hauptstadt Tlascala ein. Der bis jetzt unabhängige Staat unterwarf sich der Oberherrschaft des Königs von Spanien und verpflichtete sich, an dem Zuge nach Mejico mit seiner Kriegsmacht Theil zu nehmen; die Bekehrungsversuche, welche, wie gewöhnlich, sogleich nach dem Einzuge mit Eifer begonnen wurden, scheiterten aber an der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Einwohner an ihre alten Götter und wurden vorerst, um keinen Aufruhr in einem für das ganze Unternehmen so entscheidenden Augenblick hervorzurufen, auf den Rath des eben so frommen als klugen Mönchs Bartolome de Olmedo, welcher überhaupt durch seine ruhige Besonnenheit den allzukühnen Befehlshaber von manchem übereilten Vorhaben zurückhielt, aufgegeben.

Während man sich in den gastfreundlichen Mauern Tlascalas von den fast übermenschlichen Anstrengungen der letzten Zeit erholte und mit den Vorbereitungen zur Fortsetzung des Zuges beschäftigt war, trafen wieder Gesandte vom mejicanischen Hofe ein, überbrachten kostbare Geschenke und die unerwartete Einladung, möglichst bald nach der Hauptstadt zu kommen, mit der Versicherung des herzlichsten Empfanges daselbst. Diese plötzliche Sinnesänderung Moctheuzomas fiel um so mehr auf, als damit der Rath an die Spanier verbunden war, sich nicht mit den ungebildeten Tlascalanern in ein Bündniß einzulassen und einen andern Weg über die Mejico unterworfene Stadt Cholula, wo bereits Einrichtungen zu ihrer Aufnahme getroffen seien, einzuschlagen. Cortez unterdrückte, um nicht Furcht zu verrathen, seinen Argwohn, der sich durch die Nachforschungen seiner Ver-

bündeten noch jeden Tag steigerte, und entließ die Gesandtschaft mit dem Bescheide, daß er der freundlichen Weisung ihres Gebieters Folge leisten würde. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen brach das kleine Heer neugestärkt und mit frischem Muthe von Tlascala auf und nahm, begleitet von sechstausend Freiwilligen, die man, um sich nicht mit einer nur schwerfälligen Menschenmenge zu belästigen, aus dem tlascalanischen Heere ausgewählt hatte, den nächsten Weg nach Cholula, einer südwestlich von Tlascala liegenden uralten Stadt, die durch den Kunstfleiß ihrer Bewohner und noch mehr durch den auf einer ungeheuern, von Menschenhänden aufgeworfenen und jetzt noch von den Reisenden angestaunten pyramidenähnlichen Erderhöhung stehenden Haupttempel des Luftgottes Quetzalcoatl, zu dem fortwährend aus allen Gegenden des mejicanischen Reiches zahlreiche Pilger herbeiströmten und in dessen prachtvollen Räumen jährlich an sechstausend Menschenopfer gefallen sein sollen, hochberühmt war. Als der Zug sich der Stadt näherte, strömte ihm eine unübersehbare Menge schöngeschmückter Einwohner entgegen und nirgends zeigte sich eine Spur von Feindseligkeit oder Hinterlist, weshalb auch der Bitte der cholulanischen Edelleute, die wilden, feindlich gesinnten tlascalanischen Krieger außerhalb der Mauern zu lassen, gern entsprochen wurde. Die Spanier bewegten sich langsam durch die breiten, durch Reinlichkeit und Regelmäßigkeit an die schönsten Städte ihres Vaterlandes erinnernden Straßen und erhielten bequeme Wohnungen in dem Hofe und den Nebengebäuden eines der vielen pyramidenähnlichen Tempel, welche den Haupttempel Quetzalcoatls umgaben. In den ersten Tagen wurden ihnen alle Bedürfnisse im Ueberflusse gereicht und alle ihre Wünsche mit schneller Bereitwilligkeit erfüllt; plötzlich aber änderte sich das Ansehen der Dinge und die Besuche der Cholulaner hörten allmälich auf. Man bemerkte, daß Boten aus Mejico anlangten, sich mit den Häuptlingen der Stadt besprachen und wieder abreisten, und einige der im Dienste der Truppen stehenden Zempoallaner berichteten, daß sie beim Durchwandern der Stadt mehrere verrammelte Straßen, tiefe mit Zweigen bedeckte und in der Mitte mit spitzen Pfählen versehene Gruben, Haufen

ſchwerer Steine auf den flachen Dächern der Häuſer und andere verdächtige Zurüſtungen wahrgenommen hätten. Cortez verdoppelte ſeine Wachſamkeit, ohne den Gerüchten, die meiſt aus Haß gegen die Cholulaner zu entſpringen ſchienen, vollen Glauben zu ſchenken, bis es endlich der klugen Marina gelang, der Frau eines Caziken, deren Zuneigung ſie gewonnen hatte, das Geheimniß der liſtig angelegten Verſchwörung zu entlocken. Die Abſicht der auf Befehl Montezumas handelnden Cholulaner war, die Spanier beim Ausmarſch aus der Stadt in den Straßen, wo ſie die freie Bewegung der Reiterei und des Geſchützes leicht hindern zu können glaubten, von den Dächern herab anzugreifen und mit Hülfe eines heimlich in der Nähe verſammelten Heeres von zwanzigtauſend Azteken, welches auf ein verabredetes Zeichen herbeieilen ſollte, mit einem Schlage zu vertilgen. Aufgebracht über dieſes heimtückiſche Benehmen, beſchloß der Befehlshaber ein warnendes Beiſpiel der Züchtigung zu geben und befahl den nichts ahnenden Caziken, am nächſten Morgen, der zum Aufbruche beſtimmt ſei, zweitauſend Leute in dem Tempelhofe zu verſammeln, um ihm bei Fortſchaffung des Gepäckes behülflich zu ſein. Während der Nacht ließ er das ſämmtliche Geſchütz ſo aufſtellen, daß es den ganzen Hof kreuzweiſe beſtrich, und zur feſtgeſetzten Stunde auf die Cholulaner, welche mit der zuverläßigen Hoffnung auf das Gelingen ihres Vorhabens in noch größerer Anzahl, als er verlangt hatte, in die Falle gegangen waren, ein ſo fürchterliches Feuer eröffnen, daß nur wenige, welche ſich unter den Haufen der Zerſchmetterten verbargen, mit dem Leben davonkamen; zu gleicher Zeit begann im Verein mit den anſtürmenden Tlascalanern ein unbarmherziges Gemetzel in der ganzen Stadt, welches mit einer allgemeinen Plünderung und dem Niederbrennen eines großen Theiles der Häuſer und Tempel endete. Nachdem Cortez genügende Rache genommen zu haben glaubte, gab er das Zeichen zum Rückzuge und ließ den Einwohnern, welche ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, Verzeihung angedeihen. Cholula, eine der ſtärkſten Vormauern Mexicos, hatte aber für immer ſeinen Glanz verloren und der Fall dieſer durch ihr Alterthum und durch die an ſie ſich knüpfen-

den religiösen Erinnerungen nicht weniger als Jerusalem und Mekka berühmten Stadt erfüllte die ganze Bevölkerung der Hochebene mit unbeschreiblichem Schrecken und bewog den auf seinem Throne zitternden Beherrscher der Azteken, in großer Eile eine mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft in das spanische Lager zu schicken, um sein Bedauern über den unglücklichen Vorfall auszusprechen und jede Theilnahme an der Verschwörung in Abrede zu stellen. Obschon bereits zuverläßige Nachrichten von andern kriegerischen Vorbereitungen Moctheuzomas eingetroffen waren, so gebot doch die Klugheit, seinen Betheuerungen scheinbar Glauben zu schenken und nach einer nichtssagenden Abfertigung der Gesandten mit Vorsicht dem großen Ziele näher zu rücken.

Nachdem sich Cortez durch die Wiederherstellung der Ruhe den Rücken gesichert hatte, brach er guten Muthes wieder auf und schlug, trotz allen Abrathens der stets mit ihm ziehenden kaiserlichen Boten, den nächsten Weg nach Mejico ein. Dieser führte das Heer durch die beschwerliche und kalte Schlucht zwischen dem den Montblanc an Höhe um mehr als zweitausend Fuß überragenden Vulkane Popocatepetl (rauchenden Berg) und dem schneebedeckten Iztaccihuatl (der weißen Frau) und würde besonders für die an keinen hohen Kältegrad gewohnten Spanier mit großen Nachtheilen verbunden gewesen sein, wenn ihnen nicht die in bestimmten Entfernungen auf Kosten des Staates zur Bequemlichkeit der Reisenden und der Eilboten erbauten und unterhaltenen steinernen Häuser in der ersten Nacht Schutz gewährt hätten. Am folgenden Tage erreichten sie den Gebirgskamm und schritten bereits mit neubelebtem Muthe abwärts, als sie beim Umbiegen um eine Ecke plötzlich von einem Anblicke überrascht wurden, der für alle Beschwerden überreiche Entschädigung bot. Es war, sagt Prescott, der neuste Geschichtschreiber der Eroberung des Reiches der Azteken, der Anblick des Thales von Mejico oder Tenochtitlan, wie es bei den Eingeborenen gewöhnlich heißt, welches mit seiner einzigen Abwechselung von Wasserflächen, Wäldern und wohlangebauten Ebenen, seinen schimmernden Städten und in Schatten gehüllten Hügeln gleich einem lachenden, prachtvollen Rundgemälde vor ihnen ausgebreitet lag. In der sehr

verdünnten Luft der hohen Bergregion zeigten sich auch die entlegeneren Gegenstände in einem Farbenglanze und mit einer Deutlichkeit der Umrisse, welche die Entfernung aufzuheben schienen. Zu ihren Füßen erstreckten sich weithin herrliche Eichen- Maulbeer- und Cedernwälder und jenseits derselben falbe Felder von Mais und schlanker Baumaloe, in der Landessprache Maguey genannt, mit großen Pflanzungen von Küchenkräutern abwechselnd, und unzählige Blumengärten, denn die Azteken begingen keine religiöse Feierlichkeit, kein freudiges Fest ohne einen ans Unglaubliche gränzenden Aufwand der schönsten und köstlichsten Blumen. Im Mittelpunkte der großen Ebene gewahrte man die Seen, welche zu jener Zeit noch einen weit größeren Theil ihrer Oberfläche einnahmen als jetzt und deren Ufer damals noch dicht mit reichen Städten und Weilern bedeckt waren, und in der Mitte des Wasserspiegels, gleich einer indianischen Kaiserin mit ihrem Perlenschmuck, die prächtige Stadt Mejico mit ihren weißen Thürmen und spitzsäuligen Tempeln, das weitberühmte Venedig der Azteken. Hoch über das Ganze ragte der königliche Berg Chapoltepec, das Schloß der mejicanischen Herrscher, von demselben Hain riesiger Cypressen umkränzt, der bis auf den heutigen Tag seine dichten Schatten über das Land ausbreitet. Weiter nach Nordwesten hin, über dem blauen Gewässer des Sees und fast verdeckt durch dazwischen liegendes, üppig belaubtes Gehölz, unterschied man einen leuchtenden Fleck, die mit Mejico wetteifernde Stadt Tezcuco, und tief im Hintergrunde den dunkeln Porphyrgürtel, der sich um das Thal schlingt, eine würdige Fassung, von der Natur für ihren schönsten Juwel bestimmt. Dieß war der herrliche Anblick, der sich den Augen der Eroberer darbot; und noch jetzt, wo sich der Schauplatz zu seinem Nachtheile gänzlich verändert hat, wo die stattlichen Wälder unter der Art des thörichten Ansiedlers gefallen und die nicht mehr gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützten Gefilde an vielen Stellen in unfruchtbare Einöden verwandelt sind, wo die zum Theil abgelaufenen Seen ein breites, durch eine Salzüberrindung geisterhaft weißes Bett zurückgelassen haben und die Städte und Weiler an ihren ehemaligen Ufern in Trümmern liegen, noch jetzt, wo der Geist der Verwüstung über der

Landschaft schwebt, sind die unzerstörbaren Züge, welche die Natur ihrem Antlitze aufgeprägt hat, so unvergleichlich schön, daß kein noch so kalter Reisender sie mit andern Gefühlen als denen der Bewunderung und des Entzückens anstaunen kann.

Auch die kecke Schaar der Abenteurer, in deren Denkungsweise die Schönheiten der Natur dem Glanze des Goldes weit nachstanden, starrte einige Zeit regungslos das unerwartete Schauspiel an, bald aber trat an die Stelle des Erstaunens das peinigende Gefühl der eigenen Schwäche, einer an Bildung so weit vorgerückten und an Zahl so sehr überlegenen Bevölkerung gegenüber, und nur die begeisternden Worte des Anführers, welcher auf die lockende Beute hindeutete und an die bereits errungenen Siege erinnerte, vermochten die Zagenden wieder in Bewegung zu setzen. Bald hatten sie die bewaldeten Berghöhen hinter sich und zogen durch gut angebaute Gegenden und stark bevölkerte Dörfer, wo ihnen überall ein freundlicher Empfang zu Theil ward. Kaum waren sie in das Thal herabgestiegen, als ihnen wieder eine Gesandtschaft entgegenkam, welche sie durch das Anerbieten vieler hundert Pfunde Goldes und eines jährlichen Tributs an ihren Landesherrn zu bewegen suchte, wieder umzukehren; natürlich war aber nichts geeigneter, sie in ihrem Vorhaben zu bestärken, als dieses Zeichen der Schwäche von Seiten des als unüberwindlich geschilderten Beherrschers der Azteken. Cortez verharrte unwandelbar bei seinem früheren Bescheid, daß er nicht wagen dürfe, den Befehlen seines Gebieters zuwider zu handeln, fügte jedoch die Versicherung hinzu, daß er in freundlicher Absicht nach der Hauptstadt komme und nicht säumen würde, wieder abzuziehen, sobald seine Anwesenheit lästig falle. Moctheuzoma, durch diese Antwort seiner letzten Hoffnung, die gefährlichen Gäste von seiner Residenz fern zu halten, beraubt, nahm zuerst seine Zuflucht zu Opfern und Gebet und befragte seine Götter; als aber diese stumm blieben, versammelte er den großen Rath, um von diesem die geeignetsten Mittel zur Abwendung des drohenden Verderbens zu vernehmen. Die Meinungen waren verschieden und während die Kühneren dahin stimmten, augenblicklich alle Streitkräfte zu versammeln, und die Eindringlinge entweder zurückzutreiben, oder in

der Vertheidigung der Hauptstadt zu sterben, hielten Andere jeden Widerstand gegen die unüberwindlichen Krieger, die offenbar von den Göttern unterstützt würden, für unnütz, und riethen, sie als Abgesandte eines fremden Fürsten mit gebührender Höflichkeit zu empfangen. Der abergläubische Kaiser war schwach genug, sich für die letztere Ansicht zu entscheiden, und schickte den König Cacama von Tezcuco, seinen Neffen, mit einem glänzenden Gefolge den Spaniern entgegen, um sie zu bewillkommnen und nach Mejico zu geleiten. Cortez war unterdessen bereits über Amaquemecan, einen am nordwestlichen Fuße des Vulkans Popocatepetl liegenden volkreichen Ort, an dem See Chalcoan gelangt und erwartete in der Stadt Ojotzinco, deren gutgebaute Häuser größtentheils auf Pfählen im Wasser standen, die ihm von einem Eilboten verkündigte Ankunft der letzten Gesandtschaft. Der Zudrang der neugierigen Menge war so groß, daß sich die Wachen genöthigt sahen, an zwanzig Leute, welche nicht in der gebotenen Ferne blieben, niederzuschießen, um den übrigen Schrecken einzuflößen. Endlich erschien, auf einer mit Goldplatten und Edelsteinen reich verzierten und mit einem künstlich gearbeiteten Thronhimmel von grünen Federn bedeckten Sänfte der König Cacama, ein junger Mann von angenehmem Aeußeren, umringt von zahlreichen Edelleuten. Sobald er sich dem Anführer der Spanier gegenüber befand, stieg er ab und schritt diesem in würdevoller Haltung entgegen, während eifrige Diener, so wie er voranging, vor ihm den Boden fegten. Cortez empfing ihn mit einer Umarmung und erwiederte das ihm gereichte Geschenk, welches aus drei kostbaren Perlen von ungewöhnlicher Größe bestand, mit einer Halskette von geschnittenem Glase. Die Anrede des jungen Fürsten, daß er als Stellvertreter Moctheuzomas und mit dem Auftrage erscheine, die Spanier in die Hauptstadt einzuladen, beantwortete er mit der Versicherung seiner tiefsten Ehrfurcht und aufrichtigsten Freundschaft und beide schieden gleich befriedigt. Darauf setzte das Heer seinen Weg fort, ging ungehindert über den schmalen Damm, welcher den Chalcosee in zwei Theile scheidet und nahm sein Nachtlager in der schön gebauten Stadt Iztapalapan, um am andern Morgen in Mejico einzuziehen. Ehe jedoch die Er-

zählung zu den merkwürdigen Ereignissen, welche diesen Einzug und den Aufenthalt der Spanier in der Hauptstadt begleiteten, schreitet, soll zum genaueren Verständniß derselben eine gedrängte Schilderung des Zustandes des mejicanischen Staates und seiner Bewohner zur Zeit der Eroberung vorausgeschickt werden.

Den Umfang des von Moctheuzoma beherrschten Reiches, welches zur Zeit, als es den Spaniern zur Beute wurde, durch kurz vorhergegangene Eroberungen angrenzender Länder seine größte Ausdehnung erreicht hatte, genau zu bestimmen, ist aus Mangel an zuverläßigen Nachrichten nicht möglich, doch dürfte man wohl der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man Anahuac, wie das Gebiet der Azteken in der Sprache der Eingeborenen heißt, zwischen zwei am atlantischen Ozean unter 21° und 19° N. Br. beginnende und am stillen Meere unter 19° und 14° N. Br. auslaufende Linien einschließt. Obschon an Flächenraum kaum achttausend Quadratmeilen enthaltend, ist diese auf zwei Seiten von dem Ozean bespülte Landstrecke eine der merkwürdigsten der ganzen Erde, sowohl wegen ihrer eigenthümlichen Bodengestaltung, als auch wegen der von dieser bedingten Mannichfaltigkeit des Klimas, wodurch ihr die seltene Fähigkeit beiwohnt, fast jede Frucht, die man zwischen dem Gleicher und dem Polarkreise findet, hervorzubringen. Die Küstenstriche am atlantischen Ozean und an dem stillen Meere, gewöhnlich Tierras calientes (heiße Gegenden) genannt, sind niedrige, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene Flächen, in denen dürre Sandebenen mit großen, äußerst fruchtbaren Strecken abwechseln, welche alle Erzeugnisse des Tropenhimmels in hoher Vollkommenheit hervorbringen und an unangebauten Stellen mit fast undurchdringlichen Gebüschen von wohlriechenden Stauden oder dichten Teppichen wilder Blumen bedeckt sind. Aber dieses Paradies ist auch die Heimath des gelben Fiebers oder schwarzen Erbrechens (Vomito), welches, durch die Zersetzung faulender Pflanzenstoffe erzeugt, besonders während der Sommermonate viele Opfer fordert und erst durch die kalten Winde (Nortes), welche im October von der Hudsonsbai herstreichen, in seiner Wuth gehemmt wird. Im Winter steigern sich freilich diese Winde nicht selten zu fürchterlichen

Orkanen und verursachen an den schutzlosen Ufern unberechenbaren Schaden. Die Verheerungen des gelben Fiebers erstrecken sich fast nur auf die europäischen Ansiedler, durch welche diese Krankheit nach der neuen Welt gebracht worden zu sein scheint; dagegen werden die Eingeborenen, und sonderbarer Weise nur diese, von der Matlazahuatl, einer verderblichen Seuche, welche indessen in jedem Jahrhundert gewöhnlich nur einmal auftritt, oft zu Millionen hingerafft. — Weit gesünder, als die Küstenstriche, sind die gemäßigten Gegenden (Tierras templadas), welche sich an den Abhängen der Cordilleras hinziehen; hier herrscht eine ewige Frühlingsluft, und sengende Hitze ist eben so wenig bekannt als strenge Kälte. Das Auge schwelgt hier zwar nicht mehr in der bunten Blumenfülle, wie in der Ebene, man begegnet nicht mehr dem Cacao, der Vanille und dem Indigo, wird aber durch den Anblick der weiten Zuckerrohrpflanzungen, der Banane und des immergrünen, reichbelaubten Storarbaumes entschädigt. Zwar hüllen diese Region beständig Wolken und Nebel ein, welche vom mejicanischen Golfe her aufsteigen, aber man fühlt sich dadurch erquickt, wie der stets feuchte, mit saftiger Vegetation bekleidete Boden. Noch weiter aufwärts ändert sich wieder die Ansicht des Landes und wird großartig, ja nicht selten furchtbar. Man schreitet längs des Fußes jetzt müßiger und in Schnee gehüllter Vulkane hin über weite Strecken von Lava, die sich in unzählich wunderliche Formen zerbrochen hat und den Weg höchst beschwerlich macht; der Mais, welcher von der Küste an bis zu dieser Höhe trefflich gedeiht, verschwindet jetzt allmälich und an seine Stelle treten Pflanzungen von Aloe (Maguey), welche von den Azteken zu vielen und wichtigen Bedürfnissen verwendet wurde, und Felder von Weizen und andern von den Eroberern eingeführten Kornarten; die Eichen zeigen jetzt einen kräftigeren Wuchs und düstere Fichtenwälder verkünden, daß man die dritte und letzte der großen, natürlichen Bodenstufen des Landes, die kalten Gegenden (Tierras frias) erreicht hat. So nennt man die von den Cordilleras gebildete Hochebene, obgleich der Winter hier äußerst gelind und der mittlere Wärmegrad nie niedriger ist als in Süddeutschland und Oberitalien, die Vegetation jedoch zeigt

ſich auf dieſen Höhen weniger kraftvoll als in den erwähnten Länderthellen und die Pflanzen Europas wachſen hier minder üppig und nicht ſo ſchnell wie in ihrer Heimath. Die Urſachen dieſer auffallenden Erſcheinung ſind zum Theil in der größeren Verdunſtung, welche auf dieſer Hochebene wegen des verminderten Luftdruckes ſtatt findet, und in der ſehr verdünnten Luft, welche von der Sommerſonne nicht hinlänglich durchwärmt iſt, um die Früchte zur vollkommenen Reife zu bringen, zum Theil aber auch in dem Mangel an Bäumen, welche die Feuchtigkeit des Bodens erhalten und ihn gegen den heftigen Einfluß der Sonne ſchützen würden, zu ſuchen; denn zur Blüthezeit der Azteken war das jetzt faſt durchaus kahle, an vielen Stellen dürre Tafelland reich mit Lerchenbäumen, Eichen und Cypreſſen bedeckt und glich einem herrlichen Garten; es wäre alſo vermeſſen, den Fluch der Unfruchtbarkeit der jetzigen Zeit allein der Natur und nicht auch der Zerſtörungswuth der Menſchen zuſchreiben zu wollen.

In der Mitte der Hochebene in dem herrlichen Thale von Mejico, von welchem bereits weiter oben eine Schilderung entworfen wurde, wohnten vom achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an die Tolteken, ein, wie die noch aus jener Zeit vorhandenen Bauüberreſte beweiſen, durch ſeine Kunſtfertigkeit ausgezeichneter Volksſtamm, welcher im elften Jahrhundert durch Peſt, Hunger und unglückliche Kriege faſt gänzlich aufgerieben wurde. Die Ueberbleibſel deſſelben vermiſchten ſich ein Jahrhundert ſpäter mit mehreren andern von Norden her einwandernden Stämmen, unter welchen die Azteken (Mejicaner) und Acolhuaner (Tezcucaner) die bedeutendſten waren, und theilten dieſen ihre höhere Bildung mit. Die Azteken, welche im J. 1325 Mejico erbauten, erhielten durch ihren kriegeriſchen Geiſt und durch eine Reihe trefflicher Fürſten, welche dieſen zu benützen verſtanden, bald die Oberhand über die kleinen Nachbarſtaaten und dehnten allmälich ihre Herrſchaft bis zu den Küſten des atlantiſchen und des ſtillen Meeres aus. Zu dieſem ſchnellen Emporblühen der aztekiſchen Macht trugen die klugen Einrichtungen, welche von den erſten Beherrſchern des Staats eingeführt

wurden und an denen man mit unerschütterlicher Beharrlichkeit festhielt, nicht wenig bei. Die Regierungsform war zwar ein unumschränktes und in derselben Familie forterbendes Kaiserthum, ging aber nicht von dem Vater auf die Söhne, sondern auf dessen Brüder oder Neffen über, unter denen von einem aus vier der vornehmsten Edelleute bestehenden Ausschusse der würdigste gewählt und auf den Thron erhoben wurde. Auf diese Weise erhielten nicht nur alle Erbfähige eine ihrem künftigen Berufe entsprechende Erziehung und Ausbildung, sondern das Volk war auch gegen die gewöhnlich lange nachwirkenden Uebel der Minderjährigkeit geschützt. Der neue Kaiser wurde mit großem Gepränge von dem Könige von Tezcuco, dem mächtigsten seiner Vasallen, gekrönt, aber erst nachdem er auf einem siegreichen Feldzuge eine hinreichende Anzahl von Gefangenen gemacht hatte, um sie bei den Festlichkeiten, welche seinen Einzug in die Hauptstadt begleiteten, den Göttern opfern zu können. Von nun an lebte der mit heiliger Scheu verehrte Herrscher in den prunkvollen Gemächern seines weitläufigen Palastes, umgeben von seinem geheimen Staatsrathe, welcher ihn in allen Zweigen der Regierung zu unterstützen hatte, und von einem Theile der mächtigsten Häuptlinge des Landes, welche zum Zeichen ihrer Abhängigkeit während einer bestimmten Zeit des Jahres zu verschiedenen Dienstleistungen am Hofe verpflichtet waren. Die gesetzgebende Macht lag ausschließend in den Händen des Kaisers, die Handhabung der Gesetze aber fiel unverkümmert den Gerichtshöfen anheim, welche hinlänglichen Schutz gegen Willkühr gewährten. In jeder bedeutenden Stadt befand sich ein auf Lebenszeit eingesetzter oberster Richter, welchem die Entscheidung in allen bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen zustand und von dessen Urtheil keine Berufung, weder an einen andern Gerichtshof noch an den Kaiser, möglich war. Zur Seite des Oberrichters standen drei rechtskundige Männer, die mit ihm den Gerichtshof bildeten, an welchen die geringeren Gerichtsbeamten der einzelnen Bezirke in wichtigeren Fällen, die über ihre Befugniß gingen, zu berichten hatten. Die Richter wurden vom Staate besoldet und durften von keiner der Parteien Geschenke annehmen; die geringste Uebertretung

dieses Gebotes wurde unnachsichtig mit dem Tode bestraft. Die Gerichtssitzungen fanden in eigens dazu bestimmten Gebäuden öffentlich und mit musterhafter Ordnung statt, obschon die Parteien sich keiner Anwälte bedienten, sondern ihre Angelegenheiten selbst vortrugen und ihr Recht durch mitgebrachte Zeugen zu unterstützen suchten. Die Verhandlungen wurden von einem Gerichtsschreiber in Schriftbildern aufgesetzt und zwar mit solcher Genauigkeit und Deutlichkeit, daß die spanischen Gerichtshöfe noch lange nach der Eroberung diese Aktenstücke als vollgültige Zeugnisse anerkannten. Auch das Gesetzbuch der Azteken war in solcher Bilderschrift abgefaßt und Jedem verständlich. Grobe Verbrechen, als Mord, Ehebruch, Veruntreuung anvertrauten Eigenthums, Verfälschung des Maßes und Gewichts, Verschwendung, Unmäßigkeit, wurden mit dem Tode, oder mit dem Verluste der Freiheit bestraft. — Die zur Unterhaltung der Gerichtshöfe, der Beamten, des Heeres und des Hofes nöthigen Mittel flossen aus bestimmten Abgaben von allen Erzeugnissen des Bodens und des Kunstfleißes, welche anfangs sehr mäßig, zuletzt aber so hoch waren und von zahlreichen Beamten mit so unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden, daß darüber im ganzen Reiche großes Mißvergnügen entstand und viele Orte die Spanier, welche man nach einer alten Volkssage als Befreier von dem schmählichen Joche betrachtete, mit Jubel begrüßten. Den größten Theil der Einkünfte verschlang der prunkvolle Hof, wo eine unübersehbare Schaar von Beamten und Dienern auf Kosten des Landes im Ueberflusse schwelgte und dafür den Launen des Herrschers bereitwillig diente. Moctheuzoma, unter dessen Regierung der Druck des Volkes den höchsten Grad erreichte, konnte die häufigen Empörungen nur durch eine bedeutende Heeresmacht, deren Unterhaltung ebenfalls schwer auf den Ackerbauenden und Gewerbtreibenden lastete, unterdrücken und durfte schon deshalb, wie er wohl mit Schrecken, aber zu spät, einsah, auf eine allgemeine Schilderhebung bei dem Einfalle der fürchterlichen Fremdlinge, nicht rechnen. Nur die beiden bevorzugten Stände, die Krieger und die Priester, welche von dem Marke des Volkes

lebten, blieben ihm getreu und kämpften, obgleich vergebens, um seine Existenz, von welcher die ihrige abhing.

Der Krieger theilte in der mejicanischen Staatseinrichtung das höchste Ansehen mit dem Priester und stand in mancher Beziehung noch über diesem; der Kriegsgott war die Hauptgottheit der Azteken; der Kaiser mußte, wie wir schon gesehen haben, ein ausgezeichneter Krieger sein und die Erziehung des Adels war fast nur Heranbildung zum Kriegshandwerk. Zur Belebung des Ehrgefühls bestanden verschiedene Kriegerorden, von denen jeder seine Vorrechte und seine besondern Abzeichen hatte, und die als Belohnung bewiesener Tapferkeit mit vielen Förmlichkeiten ertheilt wurden; wer nicht wenigstens einen derselben erlangt hatte, durfte weder an seinen Waffen noch an seinem Anzuge Pracht zeigen, sondern sich nur in einen groben weißen Stoff aus Aloefasern kleiden. Ausgezeichnete Krieger und Anführer trugen ein dickes anliegendes Panzerhemd von ausgenähter Baumwolle, welches hinlänglich gegen die leichten Wurfgeschosse schützte, reiche Häuptlinge zuweilen aus dünnen Gold- oder Silberplatten verfertigte Brustharnische mit einem aus bunten Federn kunstvoll verfertigten Ueberkleide. Die Helme, mit einem von Edelsteinen und Goldzierathen schimmernden Federbusche geschmückt, bestanden aus Holz und Silber und waren gewöhnlich wie Köpfe wilder Thiere geformt. — Die Heere waren in Schaaren von achttausend Mann und diese wieder in Hauptmannschaften von drei bis vierhundert getheilt, von denen jede ihren eigenen Anführer und ihre eigene Fahne hatte; wer dem Befehlshaber nicht gehorchte oder seine Fahne verließ, wurde ohne Gnade mit dem Tode bestraft; dieselbe Strafe traf jeden, der sich eines Andern Beute aneignete oder den Feind angriff, ehe das Zeichen dazu gegeben wurde. — Hatte man in dem großen Rathe, der aus dem Kaiser und dem höchsten Adel bestand, einen Krieg beschlossen, so wurden vor der förmlichen Erklärung desselben Gesandte nach dem feindlichen Staate geschickt, um ihn zur Annahme der mejicanischen Gottheiten und zur Zahlung der gebräuchlichen Abgaben aufzufordern. Die Gesandten waren, so lange sie nicht von der Landstraße abwichen, in ganz Anahuac heilig und unverletzlich und erhielten

auf dem ganzen Wege auf öffentliche Kosten Wohnung und Lebensmittel. Blieb die gütliche Aufforderung zur Unterwerfung unbeachtet, so erfolgte die Kriegserklärung und das Heer, welches aus allen Theilen des Landes zusammengezogen wurde, rückte unter Anführung des Kaisers oder eines von ihm bestellten Oberbefehlshabers ins Feld, und zwar in so musterhafter Ordnung, daß die spanischen Eroberer ihre Verwunderung über eine ihnen so unerwartete Kriegszucht nicht bergen konnten. Kam es zur Schlacht, so gingen die dichten Massen singend und unter Kriegsgeschrei auf den Feind los, zogen sich dann, wenn dieser nicht auf den ersten Angriff wich, schnell zurück, um den Stoß so lange zu wiederholen, bis sie siegten oder besiegt wurden. Die feineren Künste der Taktik waren ihnen unbekannt, man müßte denn Ueberrumpelungen und Hinterhalte, von denen sie häufig Gebrauch machten, dazu rechnen wollen. Die Tapferkeit des Einzelnen wurde nicht nach der Anzahl der erschlagenen, sondern der gefangenen Feinde geschätzt, denn es galt, nach dem Siege dem Kriegsgott eine möglichst große Anzahl von Gefangenen zu opfern. Den Tod in der Schlacht fürchtete der Azteke nicht, denn der Gefallene wurde nach den ihm eingeprägten Religionsbegriffen unmittelbar in die glänzenden Wohnungen der Sonne und in unaussprechliche Seligkeit versetzt. Für die verwundeten und untauglich gewordenen Krieger sorgte der Staat mit der rühmlichsten Sorgfalt und unterhielt zu ihrer Aufnahme und Verpflegung in allen bedeutenden Städten großartige Anstalten.

Alle diese Einrichtungen hingen enge mit der Religion der Azteken zusammen, einem wunderbaren Gemisch von geläuterten und äußerst rohen Begriffen vom Wesen der Gottheit, welche ursprünglich von zwei verschiedenen Volksstämmen, einem gebildeteren und einem wilderen, ausgegangen zu sein scheinen, denn während man ein namenloses höchstes Wesen als den Schöpfer des Weltalls, den Spender aller Gaben und den Erhalter des Menschengeschlechts anerkannte, verehrte man neben ihm eine Menge männlicher und weiblicher Gottheiten, welche man sich als Lenker der natürlichen Erscheinungen und der Angelegenheiten des Menschen dachte. An der Spitze aller stand Huitzilopotchli,

der fürchterliche Gott des Krieges und der Schutzgott des aztekischen Volkes, der nur Wohlgefallen hatte am Blute geopferter Menschen und auf dessen Altären sämmtliche Kriegsgefangene erbarmungslos abgeschlachtet wurden. Seine Tempel waren die prachtvollsten von allen, und in jedem derselben sah man sein wunderliches Bild, eine menschliche Gestalt, welche auf einer Kugel saß, die auf einer Bahre, unter welcher Schlangen hervorkrochen, ruhte. Der mit einer Federkrone geschmückte und im Antlitze blau bemalte Götze, welcher in der linken Hand einen weißen Schild, in der rechten aber eine himmelblaue Schlange hielt, ward von den Spaniern mit unbeschreiblichem Abscheu betrachtet und das Andenken an ihn hat sich bis jetzt in Europa unter dem Namen Vitzliputzli, den man jedem teuflischen Wesen beilegt, erhalten. — Eine andere gefürchtete Gottheit der Azteken war Tescatilputza, der Bußgott, welchem auch die geheimste Sünde nicht verborgen blieb und zu dem Jeder inbrünstig um Verheimlichung und Verzeihung seiner Vergehen flehte. Sein Fest, welches alle vier Jahre gefeiert wurde, brachte für jeden Reumüthigen vollkommenen Ablaß mit sich. Sein Bild war eine aus schwarzem Steine gehauene Menschengestalt, mit einer goldenen Haarflechte um das Haupt, an welcher ein goldenes Ohr herabhing; in der Linken trug er ein polirtes Goldblech, als Zeichen, daß er alle Vergehen wie in einem Spiegel schaue, und in der Rechten Wurfspieße, als Sinnbild der Strafe. — Die freundlichste aller aztekischen Gottheiten war der schon weiter oben erwähnte Quetzalcoatl, der Gott der Luft, welcher während seines Weilens auf der Erde die Eingeborenen in der Regierungskunst, im Landbaue und in den Handwerken unterrichtete und bei seinem Scheiden einst wieder zu kommen versprach. Der Glaube an die Erfüllung dieses Versprechens war bei der ganzen Bevölkerung so fest eingewurzelt, daß sie anfangs die Spanier für den erwarteten Gott und seine Begleiter hielten, wodurch, wie wir bereits gesehen haben, diesen ein nicht geringer Vorschub bei ihrem verwegenen Unternehmen geleistet wurde. Quetzalcoatl hatte ebenfalls die Gestalt eines Menschen, aber einen Vogelkopf mit einem rothen Schnabel, der mit einem Hahnenkamme und mehreren Reihen von Zähnen versehen war, zwischen welchen

eine Zunge heraushing. — Außer diesen Hauptgottheiten gab es noch eine unübersehbare Schaar geringerer bis zu den Hausgöttern herab, deren Bildnisse man auch in der ärmsten Hütte fand; die auf unsere Zeit gekommenen Nachrichten über die Götterlehre der Azteken sind jedoch zu dürftig und ungenau, als daß man sich einen klaren Begriff von ihrem Wesen und Zusammenhange machen könnte. Erwähnt zu werden verdient indessen noch die klar ausgesprochene Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele und von einem Jenseits, wo der Gute belohnt und der Böse bestraft werde. Den höchsten Platz im andern Leben erhielten die Krieger, welche in der Schlacht gefallen oder von dem Feinde geopfert worden waren; sie wohnten in dem Hause der Sonne und begleiteten diese mit Gesängen und Tänzen auf ihrem täglichen Triumphzuge; die an Krankheit Gestorbenen oder durch irgend einen Zufall Umgekommenen, so wie die Kinder, lebten an besondern Orten ohne Harm in stiller Zufriedenheit; die Bösen aber mußten ihre Sünden in Höhlen büßen, wo ewige Finsterniß herrschte; von einer weiteren Bestrafung ist jedoch keine Rede, gewiß ein auffallender Gegensatz zu den Ansichten der meisten aufgeklärten Völker, welche ihre Einbildungskraft in Erfindung der ärgsten Leiden und Qualen jenseits des Grabes erschöpften.

Der Priesterstand in Mejico, von welchem alle diese Religionsansichten ausgingen und fortgepflanzt wurden, genoß bei dem abergläubischen aztekischen Volke hohes Ansehen und war äußerst zahlreich, wie denn allein zu dem großen Tempel der Hauptstadt fünftausend Priester gehörten. Die Rangstufen und Verrichtungen dieser einflußreichen Körperschaft, an deren Spitze zwei mit fast unumschränkter Machtvollkommenheit versehene und nur dem Kaiser untergeordnete Hohepriester standen, waren sehr verschieden und genau bestimmt. Jeder war dem Dienste einer eignen Gottheit gewidmet und den ersten Rang behaupteten die Diener des Kriegsgottes, welche sich mit der Abschlachtung der Menschenopfer befaßten; andere Priester leiteten Gesang und Musik, andere die Erziehung der Jugend und wieder andere sorgten für die Fortpflanzung der religiösen und geschichtlichen Ueberlieferungen durch die Bilderschrift. Die zum unmittelbaren Dienste eines Gottes

bestimmten Priester wohnten in dessen Tempel gleich Mönchen in klösterlicher Zurückgezogenheit und Zucht, tödteten ihr Fleisch durch Fasten und Geiselung und mußten sich dreimal des Tages und einmal des Nachts zum Gebete versammeln. Der zur Seelsorge bestimmte Clerus war in den Städten und Dörfern vertheilt und hatte große Aehnlichkeit mit der christlichen Pfarrgeistlichkeit. Auffallend ist gewiß in der Religion der Azteken die Lehre von der Beichte und der Lossprechung von der Sünde durch die Priester, welche fast ganz mit dem Dogma der christlichen Kirche übereinstimmt, jedoch mit dem Unterschiede, daß jeder Azteke nur einmal im Leben beichten konnte, weshalb die Beichte bis zu einem vorgerückten Alter verschoben wurde, um dann auf einmal sein Gewissen zu entladen; die Wiederholung einer schon gebeichteten Sünde war unsühnbar und konnte erst jenseits abgebüßt werden. Die Geheimnisse der Beichte wurden unverletzlich bewahrt und der Priester konnte von keiner Macht zur Enthüllung derselben gezwungen werden, dagegen galt die priesterliche Sündenerlassung als gesetzliche Strafe für bereits bekannt gewordene Vergehen und berechtigte sogar im Falle einer Gefangenschaft zur Freilassung, weshalb die einfältigen Eingeborenen noch lange nach der Annahme der christlichen Religion, wenn sie dem Gesetze verfallen waren, durch die Vorzeigung ihres Beichtzeugnisses sich zu helfen suchten. — Die verschiedenen Priestercollegien hatten ihre eigenen, ihnen nach und nach durch die Fürsten zugetheilten oder durch fromme Schenkungen zugefallenen Ländereien, von deren Ertrag sie lebten und das zum Volksgottesdienste Erforderliche besorgten; der Ueberschuß mußte an die Armen vertheilt werden. — Die Tempel der Azteken, Teocallis (Gotteshäuser) genannt, waren äußerst zahlreich und in jeder bedeutenden Stadt gab es deren mehrere hunderte; alle, von dem großen Haupttempel zu Mexico bis zu dem kleinsten Teocalli, hatten dieselbe Bauart und Einrichtung und unterschieden sich nur durch ihren Umfang und ihre innere Pracht. Sie bestanden aus festen, mit Ziegel oder Stein bekleideten Erdmassen von vier bis fünf Stockwerken, von denen jedes höhere immer kleiner war als das unter ihm befindliche, so daß sie ungefähr den spitzsäuligen Bauwerken des alten Aegyptens

glichen. An einem der äußeren Winkel der Erdmasse stieg man auf einer Freitreppe zu einer breiten Stufe am Fuße des zweiten Stockwerks, welche sich allmälich erhoben um das ganze Bauwerk lief und zu einer zweiten Freitreppe führte, welche an dem nämlichen Winkelgrade über der ersten anfing und den Aufgang zu einer ähnlichen Stufe bildete, welche zu einer dritten Freitreppe leitete, so daß man den Umfang des Tempels vier- oder fünfmal umgehen mußte, ehe man die Plattform des letzten Stockwerks erreichte. Auf dieser erhoben sich ein oder zwei, etwa fünfzig Fuß hohe Thürme, in welchen die Götzenbilder, welchen der Tempel geweiht war, aufbewahrt wurden und zu denen nur die Priester Zutritt hatten. Vor diesen Thürmen standen zwei hohe Altäre, auf denen Tag und Nacht ununterbrochen unterhaltenes Feuer emporflammte, und zwischen diesen lag der Opferstein, auf welchem die Gefangenen abgeschlachtet wurden.

Die Menschenopfer waren übrigens keineswegs in der sanfteren Religion der Tolteken begründet, sondern wurden erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch den rohen Aberglauben der Azteken eingeführt und allmälich so häufig, daß fast kein Fest ohne diese abscheuliche Grausamkeit gefeiert wurde. Die Unglücklichen, welche zur Befriedigung der Gottheit abgeschlachtet werden sollten, wurden von einer starken Wache zu den Stufen des Tempels gebracht, von wo man allmälich einen nach dem andern zu dem schrecklichen Steine führte und den Opferpriestern übergab. Fünf derselben, in schwarze Gewänder gekleidet, streckten den Gefangenen nieder und hielten ihm Kopf und Glieder, während ihm der sechste und höchste, in einen Scharlachmantel gehüllt, mit einem scharfen Messer von hartem Stein die Brust aufschlitzte und das klopfende Herz herausriß; er hielt es zuerst einen Augenblick gegen die Sonne, um dieser den zuerst daraus aufsteigenden Dampf zu opfern, und schleuderte es dann zu den Füßen der Gottheit. Während dieser heiligen Handlung lag das um den Tempel versammelte Volk anbetend auf den Knieen; der Krieger aber, welchem der Gefangene gehörte, nahm dessen Leichnam in Empfang, und brachte ihn in seine Behausung, wo er zu einem Schmause für seine nächsten Verwandten und

liebsten Freunde zubereitet und unter großem Jubel verzehrt wurde. Die Zahl der jährlich im ganzen Lande abgeschlachteten Opfer muß bei den überaus häufigen Festen der Azteken sehr bedeutend gewesen sein, wenn man auch die Berichte der spanischen Eroberer, nach denen sie sich auf mehr als dreißigtausend belaufen haben soll, für übertrieben halten will. Waren keine Gefangene vorhanden, so mußte auf Verlangen der Priester, welche mit dem Zorne ihrer hungernden Götter drohten, ohne irgend eine andere Ursache mit einem Nachbarvolke Krieg begonnen werden, um deren zu erhalten. Bei manchen Gelegenheiten wurden auch Frauen und Kinder geopfert, die letzteren besonders bei anhaltender Dürre dem Regengotte Tlaloc. Die Schädel der Abgeschlachteten bewahrte man in einem bei jedem Tempel befindlichen, dazu bestimmten Raume auf und in einem derselben zählten die Spanier deren nicht weniger als hundert und sechsunddreißigtausend, woraus man ungefähr auf die Zahl der Menschenopfer, welche jährlich den mejicanischen Gottheiten dargebracht wurden, schließen kann.

Nicht leicht zu begreifen ist diese barbarische Rohheit der Azteken in ihrer Götterverehrung, wenn man auf der andern Seite die Stufe der Bildung betrachtet, zu welcher sie sich bereits emporgeschwungen hatten und die sich in mancher Beziehung mit der frühesten Culturepoche der alten Aegypter vergleichen läßt. Wie diese bedienten sie sich der Bilderschrift, wenn auch in etwas plumperer Weise, und verstanden darin nicht nur eine Reihe von Dingen, die ein Urbild in der körperlichen Welt haben, in Jedem verständlicher Malerei und im Zusammenhange darzustellen, sondern auch abstrakte Begriffe in sinnbildlicher, freilich nur dem Eingeweihten klarer Schrift auszudrücken; so bedeutete eine Zunge das Sprechen, ein Fußstapfe das Reisen, ein auf dem Boden sitzender Mensch ein Erdbeben. Das System dieser Malereischrift war bei der Ankunft der Spanier bereits so weit ausgebildet, daß darin die Religionslehren, die Gesetze, die Steuerregister und die Jahrbücher der aztekischen Geschichte, welche bis weit vor die Gründung der Stadt Mejico zurückreichten, aufgezeichnet waren; leider sind aber nur wenige dieser merkwürdigen Urkunden bis zu

unſerer Zeit gelangt, da ſie von den Eroberern, welche die darauf befindlichen, ihnen unverſtändlichen Zeichen für Zauberformeln und teufliſches Machwerk hielten, den Eingeborenen hinweggenommen und in großen Haufen auf den öffentlichen Plätzen den Flammen übergeben wurden. Erſt in der neuſten Zeit hat man die wenigen Ueberreſte dieſer Bilderſchriften im ganzen Gebiete von Anahuac ſorgſam aufgeſammelt und in getreuen Abbildungen dem forſchenden Geiſte zur Entzifferung übergeben. Die aztekiſchen Handſchriften beſtanden gewöhnlich aus einem ſchön geglätteten Gewebe von Aloeblättern, ſeltner aus Baumwollentuch, Seide oder ſauber zubereiteten Häuten und waren entweder in Rollen aufgewickelt oder zwiſchen zwei Deckeln gleich einem Schirme zuſammengelegt, wodurch ſie faſt das Anſehen eines Buches erhielten. Die Farben, mit welchen die Bilder aufgetragen wurden, waren ſo vortrefflich zubereitet und haltbar, daß ſie jetzt noch auf den durch ſo viele ſchonungsloſe Hände gegangenen Bruchſtücken in ihrer urſprünglichen Friſche erſcheinen. Die Anleitung zum Anfertigen und Leſen der Bilderſchrift ertheilten die Prieſter, ſo wie dieſe überhaupt die Erziehung der Jugend zu leiten hatten. Einen Hauptgegenſtand des Unterrichts bildeten die Volkslieder und Feſtgeſänge, welche von ausgezeichneten Männern gedichtet und nebſt der Malereiſchrift beſtimmt waren, die Erinnerung an die Großthaten der Voreltern von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzupflanzen. Die Sprache aller Stämme Anahuacs war reich und ausdrucksvoll, als die feinſte und ausgebildetſte Mundart aber galt die tezcucaniſche und es iſt deshalb um ſo erfreulicher, daß ihr die wenigen Gedichte, welche ſich bis auf unſere Tage erhalten haben, angehören. Um einen Begriff von der mexicaniſchen Poeſie zu geben, mögen hier zwei Bruchſtücke, das eine fröhlichen, das andere ſchwermüthigen Inhalts eine Stelle finden. Ihr Verfaſſer iſt Nezahualcoyotl, der gefeiertſte König der Tezcucaner und zugleich einer ihrer berühmteſten Dichter.

„Verbanne die Sorge," ſpricht der königliche Sänger zu ſich ſelbſt, „hat die Luſt ihre Grenzen, ſo muß auch das traurigſte Leben einmal enden. So winde denn Blumenkränze und ſtimme deine Lieder an zum Lobe der allmächtigen Gottheit, denn die

Herrlichkeit dieser Welt schwindet schnell dahin. Freue dich der kräftigen Frische deines Frühlings, denn der Tag wird kommen, wo du vergebens dich nach diesen Freuden sehnen wirst. Ist einmal das Scepter aus deinen Händen in andere übergegangen, so werden deine Diener einsam in deinen Höfen umherschleichen, deine Söhne und die Söhne deiner Edeln den Becher der Trübsal bis auf die Hefen leeren und alle deine Siege und deine Siegesfeste nur noch in der Erinnerung leben. Nur das Andenken an den Gerechten wird bei den Völkern nie erlöschen und das Gute, was du gethan, wird stets gepriesen werden. Die Güter dieses Lebens, Glanz und Reichthümer, sind uns nur geliehen, ihr Wesen ist nur ein täuschender Schatten und die Dinge von heute werden am nächsten Morgen mit andern wechseln. Darum pflücke die schönsten Blumen deiner Gärten, bekränze damit deine Stirne und hasche die Freuden der Gegenwart, ehe sie entfliehen." — Die Vergänglichkeit alles Irdischen bildet auch den Inhalt des andern Gesanges; der Dichter sucht aber seinen Trost nicht mehr in dem Genusse der Freuden dieses Lebens, sondern hofft auf ein besseres Sein jenseits des Grabes. „Alle Dinge dieser Welt", hebt er an, „haben ihr Ziel und auf der höchsten Stufe ihres eiteln Glanzes schwindet ihnen die Kraft und sie zerfallen in Staub. Die ganze Erde ist ein Grab und was auf ihr lebt, muß ohne Ausnahme in ihren Schooß verscharrt werden. Immer weiter rauschen Ströme und Bäche, bis sie sich im tiefen Busen des Ozeans begraben, kein einziger kehrt zu seiner lieblichen Quelle zurück. Was gestern war, ist heute nicht mehr und was heute ist, wird schwerlich morgen noch sein. Der Friedhof ist bedeckt mit moderndem Staube der Körper, welche einst eine lebendige Seele bewegte, welche einst auf Thronen gesessen, im Rathe gesprochen, Heere befehligt, Völker unterjocht und von eitelm Ruhm und Glanz aufgeblasen, fast göttliche Verehrung verlangt haben. Aber alle diese Herrlichkeiten sind verschwunden, wie der furchtbare Rauch, welcher aus dem Schlunde der Popocatepetl aufsteigt, ohne eine andere Erinnerung an ihr Dasein zu hinterlassen, als die Erwähnung auf den Seiten der Geschichtsbücher. Der Mächtige, der Weise, der Tapfere, der Schöne, — ach, wo sind

sie alle? Sie sind mit der Erdscholle vermischt, und was ihnen begegnet ist, wird auch uns begegnen und allen, die nach uns kommen. Und doch, glorreiche Edelleute und Häuptlinge, wackere Freunde und getreue Unterthanen, laßt uns den Muth nicht verlieren, laßt uns nach dem Himmel streben, wo alles ewig und nichts dem Verderben unterworfen ist. Der Schrecken des Grabes ist nur die Wiege der Sonne und die finstern Schatten werden zu glänzenden Lichtern für die Sterne."

So viel diese Proben auch durch mehrfache Uebertragung von einer Sprache in die andere verloren haben mögen, so geben sie doch einen günstigen Begriff von dem Sinne der Mejicaner für Poesie; ein eben so günstiges Urtheil muß über ihre Fortschritte in manchen Zweigen des Wissens gefällt werden, obschon die Nachrichten über diese Zustände sehr spärlich und mangelhaft sind und sich fast nur auf die äußerst verwickelte und hier nicht näher zu erörternde mejicanische Zeitrechnung und Astronomie erstrecken. Daß ein in den Wissenschaften nicht unbewandertes Volk auch im Landbau, in der Regelung des Verkehrs und in den Handwerkskünsten entsprechende Fortschritte gemacht habe, läßt sich wohl erwarten, doch sind diese weit bedeutender und überraschender, als man sie bei andern auf derselben Stufe der Cultur stehenden Völkern zu finden gewohnt ist. Der Ackerbau stand in Anahuac in hoher Achtung und unter dem Schutze besonderer Gottheiten; mit Ausnahme des hohen Adels und des Kriegers betrieb ihn Jedermann mit Eifer und mit nicht geringem Geschicke. Die leichteren Arbeiten, wie die Aussaat, die Vertilgung des schädlichen Ungeziefers, besorgten die Frauen, die schwereren die Männer. Der an sich dürre Boden wurde durch große Wasserleitungen, welche durch das ganze Land liefen, und durch sorgsame Erhaltung der schützenden Wälder allmälich in einen Garten verwandelt und lieferte reichen Ertrag. War der Boden an einer Stelle erschöpft, so ließ man ihn brach liegen, bis er sich wieder erholt hatte; Mißwachs kam nicht sehr häufig und war nicht, wie gewöhnlich in den übrigen Ländern der neuen Welt, sogleich von Hungersnoth begleitet, denn in jedem Orte lag ein Theil der letzten Ernte in trefflich eingerichteten Vorrathshäusern aufge-

ſpeichert. Das Haupterzeugniß des Bodens war der Mais, welcher faſt in allen Theilen des Landes vortrefflich gedieh; aus dem rieſigen Halme gewann man einen Zucker, der dem Inhalte des erſt nach der Eroberung eingeführten Zuckerrohrs wenig nachſtand; die Frucht diente, auf die mannigfaltigſte Weiſe zubereitet, als das gewöhnlichſte Nahrungsmittel. Nicht geringeren Nutzen brachte die beſonders über das eigentliche Tafelland verbreitete Aloe; aus ihrem Safte gewann man durch Gährung ein berauſchendes Getränk, Pulque genannt, welches die Eingeborenen noch jetzt mehr lieben und ſchmackhafter finden als jedes andere; die zerquetſchten Blätter lieferten einen Teig, aus welchem man das Papier bereitete, in ihrem unverſehrten Zuſtande dienten ſie als eine undurchdringliche Dachbedeckung für geringere Wohnungen und aus ihren zähen Faſern flocht man dickes Garn und ſtarke Stricke; die Dorne an den Blätterſpitzen gebrauchte man zu Nägeln und Nadeln und die Wurzeln der Pflanze gaben gekocht eine eben ſo nahrhafte als wohlſchmeckende Speiſe. Weniger häufig wuchs der Cacao, aus deſſen Frucht man das Getränk Chocolatl kochte, welches jetzt in Europa unter demſelben Namen ſo gewöhnlich iſt. Die Vanille, welche dem Azteken als Würze ſeiner Speiſen und Getränke diente, koſtete die meiſte und ſorgfältigſte Pflege und kam nur in einem kleinen Bezirke an der Küſte fort. Aus andern Pflanzen, welche man, nachdem man einmal ihre Eigenſchaften erkannt hatte, in Gärten pflegte, wurden kräftige Heilmittel gezogen, von denen jetzt in Europa viele mit dem beſten Erfolge angewendet werden.

Die Werkzeuge zur Verfertigung der beim Feldbaue und bei andern Arbeiten nöthigen Geräthſchaften beſtanden meiſt aus Stein oder einer Miſchung von Zinn und Kupfer, denn den Gebrauch des Eiſens kannten die Azteken nicht, obgleich ihr Boden reichlich mit dieſem freilich am ſchwerſten brauchbar zu machenden Metalle geſchwängert war. Eine ſtaunenerregende Geſchicklichkeit bewieſen ſie in der Bearbeitung des Goldes und Silbers zu Gefäßen und Schmuckſachen und die berühmteſten ſpaniſchen Goldſchmiede geſtanden beſchämt ein, daß ſie nicht im Stande ſeien, es den aztekiſchen in der Verfertigung von Thiergeſtalten und Fiſchen

und besonders in der sinnreichen Zusammensetzung des Gefieders und der Schuppen aus beiden Metallen gleich zu thun. Weniger vollkommen sind die noch in Mejico vorhandenen alten Götterbilder aus Stein, was jedoch, wie es scheint, mehr der hergebrachten fratzenhaften Persongestaltung ihrer Gottheiten, als einem Mangel an Kunstsinn zugeschrieben werden muß, welchen sie in allen übrigen Erzeugnissen ihres Kunstfleißes so glänzend bewährten. Ihre feinen Gewebe aus Baumwolle, ihre Tücher aus Kaninchenhaar, besonders aber ihre Federarbeiten erregten mit vollem Rechte in ganz Europa Erstaunen und es ist wirklich zu bedauern, daß die von ihnen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebrachte Kunst, das prachtvolle Gefieder der Vögel des Wendekreises auf feine Baumwollgewebe zu übertragen und dadurch ganz die Wirkung einer schönen Musivmalerei hervorzubringen, verloren ist. Man findet noch hie und da in Kunstsammlungen Stücke dieser Prachtstoffe, welche zu Gewändern der Reichen, zu Tempelverzierungen und zu Zimmervorhängen bestimmt waren, und von den zahlreichen Proben, welche die Eroberer nach Europa sandten, übrig geblieben sind. — Die verschiedenen Gewerbe hatten in dem mejicanischen Staate eine fast zunftmäßige Einrichtung; jedem war in den größeren Städten ein bestimmter Bezirk angewiesen und jedes hatte sein eigenes Oberhaupt und sogar seine eigene Schutzgottheit. Obschon bei den Azteken kein Unterschied erblicher Kasten bestand, so folgte doch gewöhnlich der Sohn der Beschäftigung des Vaters, denn alle Gewerbe waren gleich geachtet. Die Erzeugnisse des Kunstfleißes wurden nicht in der Wohnung des Handwerkers oder in Läden feil geboten, sondern mußten auf den dazu angewiesenen Plätzen, wo alle fünf Tage Markt gehalten wurde, unter Aufsicht gewisser vom Staate angestellter Beamten verkauft werden. Der Handel wurde entweder durch Tausch oder durch feststehende Ausgleichungsmittel geführt; die letzteren bestanden in durchsichtigen Federkielen voll Goldstaub, in kleinen nach einer vorgeschriebenen Form geschnittenen Zinnstückchen und in Säckchen, welche eine bestimmte Anzahl Cacaoferne enthielten. Einen eigenen, hochangesehenen Stand bildeten in Mejico die Kaufleute, welche ihre Geschäfte im Großen betrieben

und weite Reisen nach andern Ländern unternahmen; sie zogen stets in großen Schaaren und gut bewaffnet, um sich gegen die Angriffe wilder Stämme, welche nicht selten stattfanden, vertheidigen zu können; sie dienten zugleich als Kundschafter, durch welche sich der Kaiser über die Zustände anderer Völker zuverläßige Auskunft verschaffte.

Alle diese Einrichtungen beurkunden einen in jeder Beziehung wohlgeordneten Staat und eine schon weit vorangeschrittene Bildung der Azteken, von welcher man übrigens noch mehr überrascht sein wird, wenn man sie bis in ihr häusliches Leben verfolgt, das uns vielfach an die Gewohnheiten der cultivirtesten Völker der alten und neueren Zeit erinnert. Die Vielweiberei war zwar in Mejico nicht verboten, wahrscheinlich machten aber nur Häuptlinge und Reichere von dieser Erlaubniß Gebrauch, denn die meisten Azteken begnügten sich mit einer Frau. Die Ehe konnte nur mit Erlaubniß der Eltern und durch den Priester unter streng vorgeschriebenen Förmlichkeiten geschlossen werden und die eingegangenen Verbindlichkeiten wurden von Mann und Frau heilig gehalten. Geschiedene Eheleute durften nicht wieder zusammenkommen und auf der Uebertretung dieses Verbotes stand Todesstrafe; doch konnten sich beide wieder verheirathen. Von dem weiblichen Geschlecht verlangte man vor allem Sittsamkeit und Bescheidenheit, doch wurde es nicht eifersüchtig in Harems eingeschlossen, sondern mit großer Achtung behandelt und sogar zu allen gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen gezogen. Die mejicanischen Frauenzimmer werden von den Spaniern als schön geschildert und müssen also ihren unglücklichen Nachkommen, deren Häßlichkeit bekannt ist, sehr unähnlich gewesen sein; ihr langes, schwarzes Haar war gewöhnlich mit Blumen oder Perlenschnüren geschmückt und mit einem feinen Schleier bedeckt; die reicheren verbrachten, so lange sie unverheirathet waren, ihre Zeit meist in träger Ruhe, oder unterhielten sich mit Erzählung überlieferter Geschichten, mit Gesang und Tanz; als Frauen beschäftigten sie sich mit dem Hauswesen, mit Spinnen, Sticken und andern weiblichen Arbeiten und mit der Pflege der Kinder, auf welche sie die größte Aufmerksamkeit verwendeten. Jedem Kinde

wurde bald nach der Geburt in Gegenwart der versammelten Verwandten und Freunde ein Namen beigelegt, wobei man ihm Lippen und Brust mit Wasser besprengte und die Gottheit anflehte, daß sie dem heiligen Tropfen erlaube, die Sünde fortzuwaschen, welche dem Säugling anklebe. Die auffallende Aehnlichkeit dieser Sitte mit der christlichen Taufe erregte das Erstaunen der spanischen Gelehrten in nicht geringem Grade und veranlaßte sogar manche zu der Behauptung, daß einer der Apostel seinen Weg nach der andern Hemisphäre gefunden und in Anahuac das Christenthum geprediget haben müsse.

Sobald die Kinder ein bestimmtes Alter erreicht hatten, wurden sie in die öffentlichen Schulen, welche sich in den Tempelgebäuden befanden, geschickt und mit großer Sorgfalt und Strenge in dem, was ihnen zu wissen Noth that, unterrichtet. Die Knaben übte man zugleich in den Waffen, die Mädchen erhielten von den Priesterinnen Anleitung zur Fertigung weiblicher Arbeiten. Vor allem hielt man die sittliche Zucht im Auge und bestrafte jeden Fehler gegen den Anstand ohne Nachsicht und nicht selten mit grausamer Härte. Wie sehr übrigens den Eltern selbst das Wohl ihrer Kinder am Herzen lag und mit welcher Zärtlichkeit sie besonders erwachsene Töchter für den Eintritt ins Leben vorzubereiten suchten, beweisen zur Genüge die Ermahnungen eines Vaters und einer Mutter an ihre Tochter, welche durch einen glücklichen Zufall bis auf unsere Zeit gekommen sind und aus denen hier einige der merkwürdigsten Stellen mitgetheilt werden sollen, weil sie am klarsten darthun, was der Azteke von einem wohlerzogenen Frauenzimmer verlangte. „Meine geliebte Tochter," beginnt die Mutter nach dem Vater, dessen Lehren mehr allgemein sind, „meine liebe kleine Taube, du hast schon gehört, was dir dein Vater gesagt hat; beherzige seine Worte, so wie auch die, welche ich jetzt zu dir sprechen will. Sorge vor allem dafür, daß dein Anzug anständig und geziemend sei, und hüte dich, deinen Körper mit vielen Zierrathen zu schmücken, denn diese sind ein Zeichen von Eitelkeit oder Narrheit; eben so wenig aber geziemt sich für dich eine dürftige, schmutzige oder zerrissene Kleidung, denn Lumpen verrathen Gemeinheit und erregen Verachtung. Wenn du

ſprichſt, ſo übereile nicht haſtig deine Worte, ſondern ſprich mit Ruhe und Ueberlegung; erhebe deine Stimme nicht zu laut, ſprich aber auch nicht zu leiſe, ſondern in einem gemäßigten Ton. Vermeide beim Sprechen und Grüßen jede Ziererei und rede nicht durch die Naſe, ſondern halte deine Stimme ſanft und wohlklingend. Beim Gehen, liebe Tochter, habe Acht, daß du dich anſtändig benimmſt; gehe weder zu ſchnell, noch zu langſam, denn es iſt ein Zeichen von Hochmuth, wenn man zu langſam einherſchreitet, und zu ſchnelles Gehen erzeugt die üble Gewohnheit der Unruhe und Unſtätigkeit. Wenn du über einen Waſſerpfuhl zu ſpringen genöthigt biſt, ſo thu es mit Anſtand, damit du weder plump, noch leichtſinnig erſcheinſt. Wenn du auf der Straße einhergehſt, ſo trage weder den Kopf zu hoch, noch hänge ihn zu weit herab, denn beides iſt ein Zeichen von ſchlechter Erziehung; drehe weder den Kopf nach der Seite, noch rückwärts, um dieß oder jenes zu ſehen, und ſchaue weder nach den Wolken, noch auf den Boden. Blicke die Leute, welche dir begegnen, nicht mit den Augen einer beleidigten Perſon, ſondern mit heiterem Geſicht an; auf dieſe Weiſe wirſt du Niemand Veranlaſſung geben, dir böſe zu ſein. Kümmere dich nicht um Reden, die du auf der Straße hörſt, mögen die Gehenden und Kommenden auch ſagen, was ſie wollen; gieb ihnen weder Antwort, noch rede ſie an, ſondern thue, als wenn du ſie weder gehört, noch verſtanden hätteſt; wenn du ſo verfährſt, wird Niemand in Wahrheit ſagen können, daß du etwas Ungeziemendes geſprochen. Hüte dich auch, meine Tochter, dir das Geſicht zu malen oder die Lippen zu färben, um ſchön auszuſehen, denn Schminken und Färben ſind Dinge, welche nur gemeine und lüderliche Dirnen anwenden; aber damit dein Gemahl Wohlgefallen an dir finde, waſche dich, ſchmücke dich und halte deine Kleider rein. Dieſe Lehren, meine Tochter, ſollen dir als Richtſchnur deines Betragens dienen, denn ſo haben uns die Vorfahren, von denen du abſtammſt, erzogen. Jene edeln und ehrwürdigen Frauen, deine Großmütter, haben uns bei weitem nicht ſo viele Ermahnungen gegeben, wie ich dir, ſie ſprachen nur wenige Worte. Hört, meine Töchter, ſagten ſie, in dieſer Welt thut nichts mehr Noth, als mit Vorſicht und

Behutsamkeit zu leben. Höret eine Gleichnißrede, die ich euch vortragen will, und laßt sie euch zur Warnung dienen. Hier auf dieser Erde reisen wir auf einem sehr engen, steilen und gefährlichen Weg, der einem hohen Bergrücken gleicht, über den ein schmaler Fußsteig führt; auf jeder Seite ist ein fürchterlicher und bodenloser Abgrund, in welchen ihr, sobald ihr von dem Pfade abweicht, ohne Rettung hinabstürzt. Meine zärtlich geliebte Tochter, meine kleine Taube, schließe dieß Gleichniß in dein Herz und vergiß es nie; es wird dir, so lange du auf dieser Welt weilest, als Lampe und Leuchtfeuer dienen. Nur noch eins bleibt mir jetzt zu sagen übrig und dann bin ich fertig. Hüte dich sorgfältig davor, daß kein Flecken auf dich komme, denn solltest du deine Keuschheit verlieren und nähme dich auch Jemand später zur Frau, so würdest du doch nie glücklich sein und wahrhaft geliebt werden, denn dein Mann wird nie vergessen, daß du keine Jungfrau gewesen, und stets Argwohn gegen dich hegen, was eine nie versiegende Quelle des Grams und des Verdrusses für dich sein wird. O, meine vielgeliebte Tochter, laß nie mehr als einen Mann sich dir nahen und beobachte, was ich dir jetzt sagen werde, als ein strenges Gebot. Wenn es Gottes Wille ist, daß du einen Mann bekommst, so halte dich frei von Anmaßung, suche ihn nicht zu vernachläßigen und verbiete deinem Herzen, im Widerspruche mit ihm zu sein. Hüte dich, daß du zu keiner Zeit und an keinem Ort Verrath gegen ihn begehst, Ehebruch genannt. Sieh dich vor, daß du keinem Andern eine Gunst gewährst, denn dieß ist, meine theure, vielgeliebte Tochter, grade so viel, als in eine Grube ohne Boden fallen, aus der keine Rettung möglich ist. Du wirst dadurch Unehre auf unsere edeln Vorfahren häufen und ihren Ruhm durch die Gemeinheit deiner Sünde verdunkeln; du selbst wirst deinen Ruf und den Adel deiner Geburt verlieren; man wird dich nach dem Gesetze als warnendes Beispiel für Alle tödten, auf die Straße werfen und deinen Kopf zermalmen. Und denke daran, meine Tochter, daß, wenn auch dein Mann dein Vergehen nicht erfährt und Niemand es wahrnimmt, dich doch Gott sieht, der an allen Orten ist; er wird dir zürnen und Rache an dir nehmen, wie es ihm gutdünkt. Auf seinen Befehl wirst

du lahm werden oder erblinden, oder dein Leib wird vertrocknen, oder die größte Armuth wird über dich kommen, weil du es gewagt, deinen Mann zu beschimpfen. Meine theure Tochter, die ich zärtlich liebe, bestrebe dich aus allen Kräften, alle Tage, die du auf dieser Welt zu leben haben wirst, in Ruhe und Zufriedenheit zu verleben. Trachte nur dahin, mir und deinem Vater Ehre zu machen und durch dein gutes Betragen Ruhm auf uns zurückstrahlen zu lassen. Möge Gott dich beglücken, meine Erstgeborene, und mögest du zu Gott kommen, der aller Orten ist." — Kann wohl eine christliche Mutter bessere Lehren geben?

Die Verheirathung einer Tochter wurde, so wie überhaupt jedes wichtige Ereigniß im Leben, in Mejico durch ein großes Festmahl gefeiert, zu welchem man zahlreiche Gäste, sowohl Männer als auch Frauen, einlud, und wobei nicht selten verschwenderische Ueppigkeit herrschte. Die Höfe und Zugänge des Hauses, worin das Fest statt fand, waren mit Wohlgerüchen durchräuchert und mit den schönsten Blumen geschmückt. Sobald man die eintretenden Gäste begrüßt und jedem seinen Sitz am Tische angewiesen hatte, brachten die Diener und Dienerinnen Wasserkannen und baumwollene Handtücher, denn der ehrwürdige und herrliche Gebrauch des Waschens vor und nach dem Essen wurde von den Azteken pünktlich beobachtet. Alsdann wurde Tabak, mit wohlriechenden Stoffen vermischt, in Pfeifen oder in Cigarren gerollt und in Röhren von Silber oder Schildkrötenschale gesteckt zum Rauchen, oder zu Pulver gerieben zum Schnupfen herumgereicht. Die Tafel war unterdessen mit mancherlei Fleischspeisen, Gemüsen und Früchten besetzt und Jeder griff mit den Händen zu. Die Fleischspeisen, gewöhnlich mit trefflichen Brühen und Gewürzen zubereitet, wurden durch Wärmschüsseln warm gehalten und standen zwischen goldnen und silbernen, mit duftenden Blumen gefüllten Schmuckgefäßen. Man aß das Fleisch aller Gattungen von Thieren, mit Ausnahme des Schöpsen- und Ziegenfleisches, das man seines übeln Geruchs wegen verabscheute; Geflügel jedoch und besonders Hähne zog man allen übrigen Gerichten vor. Backwerk aus Mais und Zucker und Eingemachtes durften schon der Frauenzimmer wegen

nicht fehlen und waren gewöhnlich von kaltem mit Vanille und Zucker wohlschmeckend gemachten Chocolatl, ihrem Lieblingsgetränke, begleitet; die Männer labten sich mit dem gegohrenen Saft der Aloe (Pulque), welchen man auf mancherlei Weise und in verschiedenen Stärkegraden zuzubereiten verstand. Sobald die Mahlzeit zu Ende war, erhoben sich die jüngeren Leute vom Tisch, um sich mit Musik und Tanz zu vergnügen; die älteren Gäste blieben sitzen und schwatzten und tranken, bis sie die Wirkung des Pulque spürten. Nicht selten kam bei solchen Gelagen Trunkenheit vor, sie wurde aber bei älteren Leuten entschuldigt, während man sie bei der Jugend mit fast übermäßiger Strenge bestrafte. Zur Belustigung der Gäste gehörte auch das Tlachtli (Ballschlagen), welches in einem eigens dazu bestimmten, mit weiß getünchten Wänden eingeschlossenen Raume statt fand. Bei dem Spiele kam es hauptsächlich darauf an, eine aus festem Harze bestehende Kugel an die Wand oder in eines der am Fuße derselben im Boden befindlichen Löcher zu bringen, was die Gegenpartei zu verhindern suchte. Sobald der Ball geworfen war, fingen und schlugen ihn die Spieler nach seinem Ziele, aber nicht mit den Händen, sondern mit den Hüften, was eine nicht geringe Stärke und Gewandtheit erforderte. Man spielte um Gold, Teppiche, Federarbeit und andere werthvolle Gegenstände; jeder, dem es gelang, den Ball in eines der Löcher zu bringen, was übrigens höchst selten vorkam, hatte außer dem Gewinne nach einem alten Herkommen noch das Recht, allen Zuschauern die Röcke auszuziehen und als sein Eigenthum zu betrachten, weshalb Jeder, der einen guten Rock auf dem Leibe hatte, sich, wenn die Kugel das gefährliche Ziel erreichen zu wollen schien, sogleich davon machte, was nicht wenig Stoff zum Scherze und zur Unterhaltung bot.

Der Ueppigkeit in der Lebensweise der Vornehmen und Reichen entsprachen auch die von ihnen bewohnten Häuser und die in denselben befindlichen Geräthschaften; dem gemeinen Mann aber, dessen Tisch nur ausnahmsweise mit andern Gerichten, als den gewöhnlichen, aus Mais bereiteten besetzt war, verbot das Gesetz, sein Haus über einen Stock hoch zu bauen oder Fenster

und Thüren an demselben zu haben. Deshalb bestanden auch die größten Städte, mit Ausnahme der Tempel und Paläste der Großen, nur aus elenden, mit Brettern oder Aloeblättern bedeckten Hütten, die indessen im Innern selbst bei dem ärmsten Bewohner mit schönen Laubmatten behangen und äußerst reinlich gehalten waren. Das Bett bestand aus Matten oder Stroh und einigen baumwollenen Decken, die Stelle des Kopfkissens versah ein großer Stein oder ein Holzklotz. Gewöhnlich saß man auf der bloßen Erde oder auf kleinen, mit Palmblättern gefüllten Säcken, doch hatte man auch Stühle mit Rücklehnen, welche aber sehr niedrig und unbequem waren. Statt des Lichts dienten, obschon Mejico Wachs und Oel im Ueberflusse besaß, Fackeln von Tannenholz. Die Kleidung der ärmeren Bewohner von Mejico bestand nur in einer Schürze um die Hüften; aber auch die reichsten und vornehmsten, selbst den Kaiser nicht ausgenommen, trugen selten ein anderes Gewand, als einen Mantel, oder vielmehr ein viereckiges Stück Baumwollenzeug, welches über der rechten Schulter zusammengeknüpft war. Die gemeinen Krieger, welche sich nicht durch kostbare Rüstung auszeichnen konnten und durften, hüllten sich in die Haut irgend eines Thieres, dessen Kopf sie über ihren Helm zogen, und schmückten Hals und Brust mit einem Gehänge von Herzen, Nasen und Ohren der erschlagenen Feinde, um sich ein schreckliches Aussehen zu geben. Die Azteken, Männer und Frauen, waren im Allgemeinen nicht sehr groß, aber gewöhnlich dick, hatten eine gelbliche Hautfarbe, große Augen, eine breite Stirne, sehr weite Nasenlöcher und dicke, glatte Haare, welche die Frauen schwarz färbten und um den Kopf schlangen, die Mädchen aber lang herabhängen ließen; die Männer stutzten sie auf mancherlei Weise. An den letzteren bemerkte man keinen, oder nur sehr wenig Bart, weil sie sich entweder die Haare ausrauften, oder das Wachsen derselben durch eine Salbe, womit sie sich täglich die Haut beschmierten, verhinderten. Fast ohne Ausnahme huldigten sie der alten Sitte, sich den Körper zu bemalen und sich Kopf, Arme und Beine mit Vogelfedern, Fischschuppen oder Thierhaaren zu schmücken. Durch die Ohren und die Nase, ja zuweilen sogar durch das Kinn bohr-

ten sie sich ziemlich weite Löcher, um darin die Klaue oder den Schnabel eines Vogels, den Backenzahn eines Thieres, eine Fischgräte oder auch, wenn es Stand und Vermögen erlaubten, einen Edelstein oder eine künstliche Arbeit von Gold zu befestigen. An den mejicanischen Frauen rühmte man besonders die musterhafte Reinlichkeit, welche sie durch häufiges Baden in kaltem und warmem Wasser sorgsam zu erhalten suchten. Nach dem Bade schminkten sie sich mit einem aus mancherlei Pflanzenkörnern bereiteten Safte, nicht sowohl aber, um ihre Schönheit zu heben, sondern um ihre Haut gegen die Stiche der Muskiten zu schützen.

Ein bedeutender Unterschied in Tracht und Lebensweise herrschte indessen in den verschiedenen Theilen von Anahuac, je nach ihrer geringeren oder größeren Entfernung von der Hauptstadt, wo sich der Azteke in dem vollen Glanze der von ihm allmälich errungenen Cultur zeigte und die deshalb etwas näher ins Auge gefaßt werden soll. — Die alte Hauptstadt der Azteken lag an der nämlichen Stelle, welche das jetzige Mejico einnimmt, war aber von den Fluthen des Sees Tezcuco umflossen, der sich in breiten Gräben durch die meisten Straßen ausdehnte, jetzt aber durch Verdunstung und Ableitung etwa eine halbe Stunde von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt ist, wodurch diese zwar an Sicherheit gegen die häufigen Ueberschwemmungen gewonnen, aber viel von ihrer früheren Schönheit und Lebendigkeit verloren hat; denn auch die übrigen Städte und Flecken, welche die Ufer des Sees bedeckten und durch zahllose Kähne und schwimmende Inseln eine ununterbrochene Verbindung unter sich und mit der Hauptstadt unterhielten, liegen jetzt einige Meilen weit im Innern und an die Stelle des üppigen Pflanzenwuchses und der köstlichen Haine, welche sich in den Fluthen spiegelten, sieht man jetzt nur eine traurige unfruchtbare Salzrinde. Auch die schwimmenden Inseln (Chinampas), welche die Spanier so sehr in Erstaunen setzten, sind verschwunden; sie bestanden theils aus vorspringenden Erdmassen, welche sich vom Ufer ablösten und durch die sie durchdringenden Wurzeln zusammenhielten, oder aus künstlich von Rohr, Binsen und Schlamm gebildeten Erdstücken und brachten die besten Gemüse und schönsten Blumen hervor, mit welchen sie sich nach dem besten Absatz-

orte bewegten, da sie durch die auf ihnen befindlichen Leute mittels eines Pfahles leicht fortgeschoben werden konnten. In den Hauptstraßen von Mejico selbst fuhren, wie in Venedig, leichte Kähne auf breiten Kanälen fortwährend die nöthigen Lebensmittel und andere Handelsgegenstände nach den Marktplätzen, während zahlreiche Brücken und an den Häusern hinlaufende, mit einem harten Mörtel gepflasterte Fußwege die Verbindung nach allen Seiten hin erleichterten. Die größeren Gebäude waren aus einem leicht zu bearbeitenden aber auch einer schnellen Zerstörung unterworfenen Mandelsteine, der in der Nähe brach, aufgeführt, die Wohnungen der schlichten Bürger ruhten zwar ebenfalls auf einem Fundamente von Stein, der Oberbau aber bestand aus Zimmerwerk, mit gebrannten oder an der Sonne getrockneten Ziegeln ausgefüllt, und war selbst bei den ärmeren Classen so eingerichtet, daß er hinlänglichen Raum zu einem behaglichen Aufenthalt bot. Die Häuser der Vornehmen und Reichen, welche mit einander an Pracht wetteiferten, waren zwar gewöhnlich nur ein Stockwerk, und nie über zwei hoch, nahmen aber einen großen Flächenraum ein und umgaben einen mit Säulengängen, oft auch mit einem Springbrunnen geschmückten Hof. Ueber die Bevölkerung der Hauptstadt zur Zeit der Eroberung bleiben sich die Angaben nicht gleich, da sich aber die Zahl der Gebäude auf sechzigtausend belief, so scheint die eine vernünftige Mitte haltende Annahme von dreimalhunderttausend Seelen die wahrscheinlichste zu sein. Für die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt wurde von eigens dazu bestimmten Beamten mit der größten Umsicht gesorgt und es waren täglich nicht weniger als tausend Leute beschäftigt, die Straßen zu kehren und abzuspülen. Da das Wasser des Sees ungenießbar und schädlich war, so hatte man von dem etwa eine halbe Stunde entfernten Chapoltepec (Heuschreckenberg) gutes Trinkwasser auf einem zu diesem Zwecke erbauten Damme in zwei mannsdicken Röhren von gebranntem Thone herbeigeleitet und nach den Hauptplätzen vertheilt; die Leitung hatte überall, wo sie über die Brücken der Hauptkanäle lief, verschließbare Oeffnungen, um desto leichter das Wasser in Kähne zu lassen, welche es nach den entlegeneren Straßen brachten.

Zu der allenthalben vom Tezcucosee umgebenen Hauptstadt führten drei mehrere Meilen lange, aus Steinen und Lehm dauerhaft erbaute, durch Zugbrücken geschützte und an den meisten Stellen etwa zwölf Schritte breite Dämme; der eine kam südlich von Iztapalapan, der andere nördlich von Tepejacac und der dritte westlich von Tlacopan. In der Hauptstraße, welche die Stadt durchschnitt und den nördlichen Damm mit dem südlichen verband, an der jetzigen Plaza mayor, lag der prachtvolle, von Moctheuzoma erbaute Palast Tepac, ein Haufen von niedrigen, sich über einen großen Flächenraum verbreitenden Gebäuden, welche sämmtlich aus dem schon erwähnten Mandelstein und aus Marmor aufgeführt und zu verschiedenen Zwecken bestimmt waren. Er hatte zwanzig Thore und über dem Haupteingange sah man das Reichswappen, einen Adler, der eine Pantherkatze in den Krallen trug. In den Höfen spielten wohlgespeiste Springbrunnen und versorgten über hundert Bäder im Innern des Palastes mit krystallhellem Wasser. Die Gemächer, hundert an der Zahl, in welchen der Kaiser wohnte, waren zwar nicht sehr hoch, aber ungewöhnlich groß und reich verziert. Die Wände bestanden aus einem Gemische von Marmor, Jaspis, Porphyr und andern, theils schwarzen und rothgestreiften, theils weißen Steinen, welche einen wunderbaren Glanz von sich warfen, die künstlich ohne Nagel zusammengefügten Decken aus verschiednen Arten wohlriechenden, schöngeschnitzten Holzes, die mit Matten von Palmblättern bedeckten Fußböden aus zierlich eingelegten Cypressenbrettern. Die Wände schmückten schöne Gewebe von bunt gefärbter Baumwolle, Felle von wilden Thieren oder kostbare Teppiche von Federwerk, worauf Vögel, Insekten und Blumen ungemein täuschend nachgebildet waren. Eben so prachtvoll waren die Gemächer, in welchen die zahlreichen Frauen Moctheuzomas mit ihren Dienerinnen wohnten und mit Allem versehen wurden, was sie zu ihrem Unterhalte oder zu ihrer Annehmlichkeit wünschten. Ihre Zeit verbrachten sie mit weiblichen Arbeiten, mit Weben, Sticken und besonders mit der schon mehrfach erwähnten Federarbeit; sie führten übrigens ein sehr eingezogenes Leben und waren fortwährend von alten Aufseherinnen bewacht; nur drei von ihnen

jedoch wurden als Kaiserinnen betrachtet und nur die Söhne dieser bevorzugten Weiber konnten Anspruch auf die Erbfolge machen. Die Hallen und Vorzimmer der kaiserlichen Wohnung waren stets mit Edelleuten aus dem ganzen Reiche angefüllt, die ihm auf den ersten Wink die verlangten Dienste zu leisten hatten und ihn, wenn er den Palast verließ, als Leibwache begleiteten. Ertheilte er öffentliches Gehör, was übrigens nicht sehr häufig geschah, so mußten alle in der Hauptstadt anwesende Häuptlinge und Edelleute gegenwärtig sein und sich in dem Saale ringsum an den Wänden aufstellen, während die Staatsräthe zu beiden Seiten des Thrones standen, um in wichtigen Fällen die an sie gerichteten Fragen sogleich zu beantworten; neben diesen hatten die Schreiber ihren Platz, welche sorgfältig das Verlangen des Bittenden und die Antwort des Kaisers aufzeichneten. Jeder Gehör Begehrende wurde nach vorhergehender Meldung von den diensthuenden Beamten eingeführt und mußte, welchen Ranges er auch sein mochte, baarfuß, in ein grobes Gewand gehüllt und mit niedergeschlagenen Augen eintreten und sich mit dreimaliger Neigung des Körpers dem Throne nähern. Bei der ersten Neigung sprach er: „Herr!" bei der zweiten: „Gnädiger Herr!" und bei der dritten: „Großer Herr!" — Der Kaiser richtete dann einige Fragen an den Bittsteller über sein Anliegen und fertigte ihn mit wenigen und kurzen Bemerkungen ab oder ließ ihm, was gewöhnlich der Fall war, durch einen der Schreiber die Entscheidung mittheilen, worauf der Eingeführte sogleich rückwärts und mit derselben dreifachen Neigung abzutreten hatte, ohne noch irgend etwas vorbringen zu dürfen. Auf die Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten wurde mit unerbittlicher Strenge gehalten und wer nur im geringsten dagegen verstieß, empfing sogleich beim Austritte aus dem Saale eine derbe Züchtigung.

Die zahlreichen Edelleute und Beamten, welche sich fortwährend am Hofe befanden, lebten zwar auf Kosten des Kaisers, dieser aber speiste nie in ihrer Gesellschaft, sondern stets allein, obschon er zuweilen öffentlich und mit großem Prunke tafelte. Die Gerichte, gewöhnlich mehrere hundert, waren in dem Speisesaal auf langen Tischen aufgestellt und er selbst oder sein Haushofmeister bezeichnete die, nach welchen er grade am meisten

Verlangen trug; dieſe wurden nun durch Wärmſchüſſeln heiß gehalten, die übrigen aber unter die in den Vorzimmern befindlichen Edelleute vertheilt. Sie beſtanden täglich aus gekochtem und gebratenem Fleiſche zahmer und gemäſteter Thiere, aus Wildpret aus den entlegenſten Wäldern und aus mancherlei Arten von Fiſchen, welche am Tage vorher im mexicaniſchen Meerbuſen gefangen und durch Schnellläufer nach der Hauptſtadt gebracht wurden, und waren auf die mannichfaltigſte Weiſe und ſo ſchmackhaft zubereitet, daß Cortez und ſeine Gefährten, als ſie nach ihrem Einzuge in die Hauptſtadt zum erſtenmal davon koſteten, ihr Erſtaunen über die unerwartete Vollkommenheit der mexicaniſchen Kochkunſt nicht zu bergen vermochten. Die ſämmtlichen Gerichte wurden von vierhundert Edelknaben aufgetragen, der Kaiſer aber von zwanzig der ſchönſten Mädchen bedient, welche ihm zuerſt das Waſchwaſſer darreichten und dann mit den Fleiſchſpeiſen begannen; auf dieſe folgten mancherlei Süßigkeiten und Backwerk und das Mahl ſchloß ohne Ausnahme die Chocolatl, von welchem beliebten Getränke am Hofe täglich über zweitauſend Krüge verbraucht worden ſein ſollen. So wie der Kaiſer zu ſpeiſen begann, zog der Haushofmeiſter einen Schirm von reich vergoldetem und mit Schnitzwerk verziertem Holze vor ihn, um ihn vor den Augen jedes Unberufenen zu verbergen. Er ſaß auf einem Polſter an einem niedrigen, mit einem feinen baumwollenen Tuche bedeckten Tiſche und in ehrfurchtsvoller Entfernung ſtanden einige ſeiner älteſten und angeſehenſten Räthe, um ihm auf ſeine Fragen zu antworten, und erhielten zuweilen als ein ganz beſonderes Zeichen ſeiner Zufriedenheit und Gewogenheit eines der Gerichte von ſeiner Tafel. Die Schüſſeln waren von feinem irdenen Geſchirre und nur bei den größten religiöſen Feſtlichkeiten von Gold oder Silber, denn kein Tafelgeräth wurde nach der Hofſitte zweimal gebraucht, ſondern an die Dienerſchaft verſchenkt; dieſer fielen auch die Kleider des Kaiſers zu, denn er durfte keines zum zweitenmale anlegen; und doch wechſelte er täglich viermal ſeinen Anzug! Sobald die Eßluſt des Kaiſers geſtillt war, reichten ihm die Mädchen wieder Waſſer in einem ſilbernen Becken und dann Pfeifen von geglättetem und reich vergoldetem Holze.

Während er den Rauch seines mit flüssigem Ambra gemischten Tabacks durch den Mund oder die Nase einsog, suchten ihn Taschenspieler und Gaukler oder seine Hofnarren durch mancherlei Künste und Schwänke, zuweilen auch seine Frauen durch anmuthige Tänze zu ergötzen, bis er die Augen schloß und seinen Mittagsschlaf begann. Sein Erwachen aus demselben war ein für die Angelegenheiten des Staats höchst wichtiger Zeitpunkt, denn er empfing jetzt die Gesandten und gab den Häuptlingen Gehör. — So lebte Moctheuzoma ein in jeder Beziehung behagliches, üppiges Leben, aus welchem er so unerwartet und so unsanft aufgerüttelt werden sollte!

Mit dem Palaste hingen noch andere zu verschiedenen Zwecken bestimmte Gebäude zusammen, unter denen besonders die großen Aufbewahrungsorte für zahme und wilde Thiere eine nähere Erwähnung verdienen. In dem ungeheuern Vogelhaus sah man nicht nur alle Vögel des Landes, welche sich entweder durch ihr Gefieder oder ihren Gesang auszeichneten, sondern auch eine Menge zur Jagd abgerichteter Raubvögel in bequemen Käfigen, über welche mehrere hundert Diener die Aufsicht führten. Für die wilden Thiere war ein großer Hof bestimmt, wo sie in geräumigen Behältern von kundigen Wärtern gefüttert und gepflegt wurden und eine lebendige Naturgeschichte des mejicanischen Reiches darstellten. Am meisten überraschte jedoch die sonderbare Sammlung von menschlichen Mißgeburten und Zwergen, welche sich ebenfalls in einem Nebengebäude des Palastes befand. Diese unglücklichen Geschöpfe, in deren Bildung die Natur sich launenhaft eine Abweichung von ihren regelmäßigen Gesetzen erlaubt hatte, wurden mit so großer Sorgfalt behandelt und genährt, daß manche Eltern absichtlich ihr Kind verunstalteten, um ihm für sein ganzes Leben einen anständigen Unterhalt zu verschaffen. Alle diese Krüppel wurden von eigenen Lehrmeistern in verschiedenen, ihren Naturfehlern am besten entsprechenden Künsten unterrichtet, um von Zeit zu Zeit den Kaiser und den Hof zu ergötzen. — Ueber diesen der Neugierde und dem Vergnügen dienenden Sammlungen wurden jedoch keineswegs andere, welche nützlichere und nöthigere Zwecke hatten, vernachläßigt, denn dicht

neben dem Palaste dehnten sich stets gefüllte Vorrathskammern für die nöthigsten Lebensmittel und mit Waffen und Kriegskleidern jeder Art reich versehene Zeughäuser aus. Alle diese Gebäude waren von einem wohlunterhaltenen, mit duftenden Blumen und Sträuchern geschmückten Garten, der zugleich zum Anbau heilkräftiger Kräuter diente, umgeben und bildeten mit ihm ein in sich abgeschlossenes Ganzes in der Mitte der Stadt. Eine ähnliche Einrichtung hatten die Paläste der Häuptlinge und Großen, deren Zahl man auf mehr als tausend schätzte und in denen eine den Reichthümern des Besitzers entsprechende Pracht herrschte. Rechnet man zu diesen noch die weitläufigen Tempelgebäude, die großen Marktplätze, die Gerichtshöfe und andere öffentliche Anstalten, so kann man sich einen Begriff von dem Umfange der Hauptstadt der Azteken, welche sich über eine weit größere Fläche ausdehnte, als das jetzige Mejico, und von der Ueberraschung und dem Erstaunen der Spanier machen, als diese am Morgen des 8. November 1519 keck auf dem Damme von Iztapalapan vorrückten, um dem großen Moctheuzoma einen Besuch abzustatten.

Cortez bildete mit seiner kleinen Reiterschaar den Vortrab, hinter ihm zog das Fußvolk in dichtgeschlossenen Reihen, mit dem Geschütze in der Mitte, und diesem folgte das tlascalanische Heer, sechstausend Mann stark. Der ganze See war bald mit unzähligen Kähnen bedeckt und nur mit Mühe konnte man die neugierigen Bewohner der nahen Städte und Flecken zurückdrängen, welche an beiden Seiten des Dammes emporkletterten, um die wunderbaren Fremdlinge zu betrachten. Etwa eine Viertelstunde von der Stadt kam man an einen starken, durch Thürme befestigten Steinwall, welcher den Damm quer durchschnitt, und zog durch das offene, unvertheidigte Thor. Die Besetzung dieser Feste, welche Xoloc hieß, hätte den Spaniern eine nicht geringe Verlegenheit bereitet und ihnen vielleicht, wenn man mit großen Massen auf dem schmalen Wege gegen sie angedrungen wäre, den Untergang gebracht; Moctheuzomas Entschluß, sie in seine Residenz einzulassen, stand aber fest und statt eines Kriegsheeres kamen ihnen jetzt mehrere hundert Häuptlinge in festlichem Schmucke entgegen, um sie zu begrüßen; von diesen geleitet erreichten sie

eine Oeffnung des Dammes, welche diesen von dem Stadtthore trennte und über die eine Zugbrücke führte. Die Häuptlinge stellten sich nun, so wie sie durch das Thor kamen, an beiden Seiten einer sehr langen und breiten Straße auf, in welcher man bereits den in der Mitte eines glänzenden Gefolges herannahenden Kaiser gewahrte. Er saß auf einer von Gold, Silber und Edelsteinen schimmernden und mit einem Thronhimmel von bunter Federarbeit bedeckten Sänfte, welche von Edelleuten des höchsten Ranges auf den Schultern getragen wurde; die Träger gingen baarfuß und langsamen, gemessenen Schrittes, mit niedergeschlagenen Augen einher, während drei Staatsbeamte, mit goldenen Stäben in den Händen, den Zug eröffneten. So wie diese ihre Stäbe, als Zeichen, daß der Beherrscher des Landes herankomme, in die Höhe hoben, verbeugten sich die an den Seiten des Weges aufgestellten Edelleute und die zahllosen Zuschauer hohen und niedern Ranges, welche sich auf den flachen Dächern der Häuser versammelt hatten, in tiefer Ehrfurcht und standen mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich, bis die Sänfte an ihnen vorüber war. Cortez stieg, als der Zug näher kam, vom Pferde, worauf auch Moctheuzoma seine Sänfte verließ und, auf die Arme seines Neffen und seines Bruders, der Könige von Tezcuco und Iztapalapan, gestützt, in würdevoller Haltung voranschritt, während eifrige Diener wollene Decken vor ihm ausbreiteten, um die kaiserlichen Füße nicht mit dem verunreinigenden Boden in Berührung kommen zu lassen. Moctheuzoma, ein Mann von etwa vierzig Jahren, war von mittelgroßer Gestalt, eher hager als dick, und von hellerer Hautfarbe, als die meisten der ihn umgebenden Häuptlinge. Seine lebhaften Augen, seine etwas gebogene Nase, sein schlichtes schwarzes Haar, welches ihm bis unter die Ohren herabreichte, gaben seinen Gesichtszügen einen ernsten, fast schwermüthigen Ausdruck, welchem sein zwar gemessenes, aber doch mit einem Anflug von Milde gepaartes Benehmen vollkommen entsprach. Den größten Theil des Körpers bedeckte ein weiter Mantel von der feinsten Baumwolle, welcher durch die gestickten, auf der Schulter in einen Knoten geschürzten Zipfel festgehalten wurde; der Mantel sowohl, als auch die Halb-

schuhe mit goldnen Sohlen, welche durch leberne, mit Gold ausgelegte Riemen an den Knöcheln befestigt waren, starrten von Perlen und Edelsteinen; den Kopf schmückte ein einfacher Federbusch von grüner Farbe, der auf den Rücken herabhing. — Der spanische Befehlshaber schritt dem Kaiser, als er ihn von der Sänfte steigen sah, rasch entgegen und begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung; dieser erwiederte den Gruß mit fürstlichem Anstande nach der Landessitte, indem er die rechte Hand bis auf den Boden herabsenkte und sie dann zu seinen Lippen führte; als ihm darauf Cortez eine funkelnde Kette von buntem Krystall um den Hals hing und dabei eine Bewegung machte, als wolle er ihn umarmen, verhinderten es die beiden königlichen Begleiter in ängstlicher Hast als eine Entweihung der geheiligten Person ihres Gebieters, welcher sie indessen bat, sich zu beruhigen, und seinem Gaste, den er in schlichten Worten willkommen hieß, ein kostbares Halsband als Gegengeschenk reichte. Nach diesen Höflichkeitsbezeugungen befahl Moctheuzoma seinem Bruder, die müden Fremdlinge nach der ihnen bestimmten Wohnung zu geleiten, und entfernte sich auf seiner Sänfte in demselben Aufzuge, wie er gekommen war; Cortez aber führte jetzt sein Heer mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele rasch nach dem Innern der Stadt bis zu dem Tempel des Kriegsgottes, wo ihm eine Reihe steinerner Gebäude, früher der Palast Arayacatls, des Vaters Moctheuzomas, als Aufenthaltsort für ihn und seine Truppen angewiesen wurde. Seine erste Sorge war, sich gegen einen möglichen Ueberfall durch Aufpflanzung der Kanonen an den Eingängen und durch Ausstellung von Wachen zu sichern, was nicht schwer fiel, da eine starke Mauer den Palast auf allen Seiten umgab. Darauf erst erlaubte er seinen Leuten, sich an den mit trefflichen Gerichten bereits reich besetzten Tischen niederzulassen und sich von den Mühseligkeiten des Tages zu erholen. Als das Mahl vorüber war, erschien wieder der Kaiser in Begleitung seiner vornehmsten Edelleute und es fand mit Hülfe der als Dolmetscherin dienenden Doña Marina, von den Mejicanern Malinche genannt, eine längere Unterredung statt, in deren Verlauf er sich nach dem Vaterlande der Spanier, ihrem Beherrscher und besonders nach

deſſen Beweggründen, eine Geſandtſchaft nach dem fernen Anahuac zu ſchicken, erkundigte. Cortez erwiderte, die Veranlaſſung einer ſo weiten und ſchwierigen Reiſe ſei keine andere, als der Wunſch, den mächtigſten Monarchen der neuen Welt zu ſehen und ihn in dem einzig wahren chriſtlichen Glauben zu unterrichten. Obſchon der Kaiſer der Azteken die letzte Hälfte dieſes Beſcheides ſchwerlich begriff, ſo zeigte er ſich doch damit zufrieden und entfernte ſich wieder, nachdem er das ganze Heer mit baumwollenen Anzügen und die Hauptleute mit goldenen Ketten und andern Schmuckſachen reichlich beſchenkt und ſeinen Beamten die ſorgfältigſte Verpflegung ſeiner Gäſte anempfohlen hatte.

Am folgenden Morgen bat Cortez um die Erlaubniß, dem Kaiſer aufwarten zu dürfen, und begab ſich, als er ſie ohne Zögern erhielt, mit einigen Rittern nach dem nicht weit entfernten Palaſte, wo Moctheuzoma ihn in dem großen Audienzſaale, aber nur von wenigen ſeiner geachtetſten Häuptlinge umgeben, freundlich empfing und mancherlei Fragen an ihn ſtellte, wobei er ihn ſtets mit dem Namen Malinche, wahrſcheinlich wegen ſeines vertrauten Verhältniſſes zu dieſer mejicaniſchen Schönen, anredete. Der ſpaniſche Befehlshaber, welcher die Abgötterei der Azteken mit jedem Tage mehr verabſcheute und außerdem die Bekehrung derſelben als ein zum Gelingen ſeines Unternehmens unumgänglich nöthiges Erforderniß betrachtete, lenkte die Unterhaltung ſogleich wieder auf dieſen Gegenſtand, entwickelte mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Beredſamkeit die Hauptſätze der chriſtlichen Religion und bat den Kaiſer ernſtlich, durch Annahme derſelben das Heil ſeiner Seele zu ſichern und ſich und ſeine Unterthanen von dem Abgrunde der Hölle zu retten. Moctheuzoma ſchenkte den ſalbungsreichen Worten die größte Aufmerkſamkeit, gab auch gerne zu, daß der Gott der Spanier ein mächtiger und guter Gott ſei, meinte aber, daß ſeine Götter dieſem nicht nachſtänden und ſich doch beſſer für ſein Volk eigneten; man wolle deshalb nicht weiter über dieſe Sache ſprechen. Darauf berührte er die ſchon weiter oben mitgetheilte Sage von einem großen, gütigen Weſen, welches die Azteken in ihre jetzigen Wohnſitze geführt und nachdem es ihnen Geſetze gegeben, ſich mit dem Verſprechen, einſt ſelbſt wieder zu

erscheinen oder seine Nachkommen zu senden, nach der Gegend hin entfernt habe, wo die Sonne aufgehe. Die wunderbaren Thaten der Spanier, fuhr er mit sichtbarer Bewegung fort, ihre schöne Gesichtsfarbe und die Lage ihrer Heimath bewiesen hinlänglich, daß sie Abkömmlinge jenes Wesens seien, und er verehre sie jetzt, wie es sich gebühre, obschon Verläumder sie ihm als grausame Menschen geschildert hätten, welche gekommen seien, seine Unterthanen durch den Blitz, den sie schleuderten, zu vernichten oder unter den eisernen Füßen der wilden Thiere, welche sie ritten, zu zermalmen; weshalb er sie auch von seiner Hauptstadt habe fern halten wollen. „Ich weiß wohl, schloß er mit Thränen in den Augen, daß euer Gebieter, welcher jenseits des großen Meeres herrscht, der rechtmäßige Herr von Allem ist und ich nur in seinem Namen regiere. Du, Malinche, bist sein Abgesandter; du und deine Brüder, ihr sollt alle Schätze meines Landes mit mir theilen; ruht jetzt aus von eurer Anstrengung, ihr seid in euren eigenen Wohnungen und ihr sollt mit allem zu euerm Unterhalt Nöthigen reichlich versorgt und euern Wünschen soll eben so genügt werden, wie meinen eigenen." — Cortez säumte nach dieser ihn überraschenden Rede nicht, den Kaiser in der Ansicht, daß der Beherrscher von Spanien ein Nachkomme des von ihm bezeichneten geheimnißvollen Wesens sei, zu bestärken, fügte ihm aber zugleich die beruhigende Versicherung hinzu, daß sein Gebieter keineswegs die Absicht habe, ihn in seiner Macht und seinem Ansehen zu gefährden, sondern nur wünsche, ihn und seine Unterthanen einer schändlichen Abgötterei zu entreißen und zum Christenthume zu bekehren. Damit endigte diese merkwürdige Unterredung und die spanischen Hauptleute kehrten mit reichen Geschenken, welche ihnen beim Abschiede übergeben wurden, vergnügt nach ihren Wohnungen zurück.

Am wenigsten zufrieden war der Anführer selbst, denn er sah jetzt vollkommen die Schwierigkeit oder vielmehr Unmöglichkeit ein, Moctheuzoma durch gütliches Zureden zur Annahme des Christenthums zu bewegen, worauf er hauptsächlich seine weiteren Pläne gebaut hatte; die Anerkennung der Oberherrschaft seines Landesherrn, so sehr sie ihn auch freute, konnte, da darunter

keinesfalls eine Einräumung von wirklicher Macht zu verstehen war, nicht zum Ziele führen und die Klugheit verlangte gebieterisch die Auffindung anderer Mittel, um es bald zu erreichen. Da aber ein ersprießlicher Entschluß nicht gefaßt werden konnte, ehe man sich über die Beschaffenheit der Hauptstadt, über ihre Vertheidigungsmittel und über den Geist ihrer Bewohner möglichst genau durch eigene Anschauung unterrichtet hatte, so suchte Cortez bereits am fünften Tage seines Aufenthalts um die Erlaubniß an, den großen Tempel und andere Merkwürdigkeiten Mejicos besichtigen zu dürfen. Da diese sogleich ohne alle Weigerung erfolgte, so setzte er sich mit allen seinen Leuten, die nicht zur Bewachung der Wohnungen nöthig waren, in Bewegung und ließ sich von den ihm als Führer bestimmten Häuptlingen zuerst nach dem großen Markte (Tianguez) im westlichen Theile der Stadt geleiten. Der ungeheure, von tiefen Säulenhallen umgebene Platz war mit einer unübersehbaren Volksmenge bedeckt, welche sich mit dem Verkaufe oder Einkaufe der Erzeugnisse des mejicanischen Bodens und Kunstfleißes, welche jedes an seiner bestimmten Stelle in der reichsten Fülle ausgebreitet lagen, eifrigst beschäftigte. Die Spanier bewunderten nicht weniger die mannigfaltigsten Proben der Geschicklichkeit und des Fleißes der Eingeborenen und den Reichthum des Landes, als die musterhafte Ordnung, welche in diesem Gewühle von wenigstens vierzigtausend Menschen herrschte, und zogen mit dem Geständnisse, in ihrem Vaterlande nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, weiter nach dem großen Tempel, welcher in der Mitte eines großen viereckigen, von einer etwa acht Fuß hohen Mauer eingeschlossenen Raumes über alle andere Tempel und Paläste der Stadt hervorragte. Die Mauer hieß nach den Schlangenbildern, womit sie in halberhabener Arbeit verziert war, die Schlangenmauer (Coatepantli) und hatte vier durch Zinnen geschützte Thore, welche sich nach den vier Hauptstraßen hin öffneten. Auf jedem Thore befand sich ein mit Waffen jeder Art gefülltes Zeughaus, an welches ein anderes Gebäude stieß, worin zur Erhaltung der Ruhe und zur Unterdrückung eines etwa von der starken Bevölkerung versuchten Aufruhrs fortwährend zehntausend Krieger lagen. Der Tempel hatte, wie alle übrigen, die Gestalt einer

Spitzsäule und bestand aus fünf Stockwerken, zu welchen man auf die bereits weiter oben beschriebene Weise emporstieg; die Spanier zählten hundert und vierzehn Stufen, bis sie zu dem Gipfel, einer breiten, mit großen Steinen gepflasterten Fläche gelangten, wo sie Moctheuzoma, von dem Hohenpriester begleitet, empfing. „Du bist müde, Malinche, von dem Erklimmen unseres großen Teocalli," sprach er freundlich zu Cortez; „ein Spanier ermüdet nie," erwiederte dieser mit Nachdruck und musterte aufmerksam die Straßen und Plätze der Stadt, welche sich gleich einem Plane vor ihm ausbreitete. Erst nachdem er die ziemlich regelmäßige Gestaltung derselben und die nach den Dämmen führenden Ausgänge seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, schenkte er dem Tempel selbst einige Aufmerksamkeit und betrachtete mit Abscheu den Opferblock und die fratzenhaften Götterbilder, welche in den Thürmen aufgestellt waren. Er beeilte sich diese unheimlichen Orte, deren Wände mit geronnenem Menschenblute bespritzt waren und wo es übeler roch als in einem Schlachthause, wieder zu verlassen. „Ich begreife nicht," sprach er, als er wieder reine Luft athmete, zu dem ihn an der Hand führenden Kaiser, „wie du, ein so großer und weiser Fürst, an diese Götzen, die nichts anderes sind, als böse Geister und Stellvertreter des Teufels, glauben kannst. Erlaube mir, hier das heilbringende Kreuz aufzurichten, und du sollst dich bald überzeugen, wie deine falschen Götter vor ihm in den Staub sinken." „Diese sind die Götter," rief Moctheuzoma, über diese Lästerworte entrüstet, „welche das Volk der Azteken bis jetzt stets zum Siege geführt haben und ihm jedes Jahr huldvoll Aussaat und Ernte verleihen; hätte ich geahnt, daß du ihnen eine solche Schmach anthun wolltest, so würde ich dir nie Zutritt zu ihrem Heiligthume gestattet haben." Der Befehlshaber hielt es für gut, durch einige Entschuldigungen das empörte Gefühl des abergläubischen Kaisers zu besänftigen, verließ aber ärgerlich über dessen Hartnäckigkeit den Tempel und kehrte mit seinen Leuten nach dem Standquartiere zurück, wo er schon am folgenden Tage, so gut es ging, eine Kirche einrichten ließ, um dem wahren Gotte in der Mitte so abscheulicher Gräuel die gebührende Verehrung zu zollen.

Bereits war seit dem Einzuge der Spanier in die Hauptstadt eine Woche vergangen, ohne daß sie ihrem großen Ziele, der Eroberung des mejicanischen Reiches, auch nur einen Schritt näher gerückt waren, und die Lage der Dinge konnte unmöglich länger so bleiben, ohne das Gelingen des Unternehmens auf das Spiel zu setzen, da man bereits mancherlei Gerüchte von Anschlägen gegen die lästigen Fremdlinge vernahm. Die Hauptleute, welche Cortez zu einem Kriegsrathe versammelte, erkannten zwar die Nothwendigkeit eines unverzüglichen Handelns, konnten sich aber über die zu ergreifenden Maßregeln nicht vereinigen; die meisten waren der Meinung, man solle sich mit guter Art aus der allzumächtigen Stadt entfernen und wieder über die Dämme zu kommen suchen, ehe der Rückweg gänzlich abgeschnitten würde. Cortez verwarf diese Ansicht, weil ein Rückzug wenigstens den Schein einer Flucht haben und gewiß den Untergang der ganzen Expedition herbei führen würde, und schlug keck einen Ausweg vor, der zwar seine Gefährten in sprachloses Erstaunen versetzte, aber doch bald nach beredsamer Entwicklung der Gründe von allen als der kürzeste und klügste angenommen wurde. Moctheuzoma sollte unter irgend einem Vorwand mit Güte oder Gewalt aus seinem Palaste in die Wohnungen der Spanier gebracht und festgehalten werden, um ihn selbst als Werkzeug zur Zertrümmerung seines Reiches zu gebrauchen! Eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses verzweifelten Anschlags bot sich bald. Juan de Escalante, der Befehlshaber von Vera Cruz, war, noch ehe die Spanier Mejico erreicht hatten, von dem mächtigen Häuptling Quauhpopoca angegriffen und in der Schlacht, in welcher er freilich den Sieg davon trug, so gefährlich verwundet worden, daß er nach einigen Tagen starb. Auch mehrere seiner Gefährten fielen und einem derselben schnitten die mejicanischen Krieger den Kopf ab und überschickten ihn als Beweis ihrer Tapferkeit dem Kaiser, welcher ihn aber ängstlich zurückwies und zu verbergen befahl. Cortez, von diesem Vorfalle unterrichtet, ging, nachdem er die nöthigen Befehle gegeben hatte, mit seinen tapfersten Leuten unter dem Vorwande eines Besuches in den Palast und begann nach einigen gleichgültigen Reden, dem Kaiser Vorwürfe

wegen seines feindlichen Verfahrens gegen die Spanier, die er doch seine Freunde nenne, zu machen, und beklagte sich bitter über den durch die Treulosigkeit eines seiner Häuptlinge herbeigeführten Tod des Befehlshabers von Vera Cruz. Moctheuzoma stellte jede Theilnahme an diesem unglücklichen Ereignisse in Abrede und ertheilte augenblicklich den strengsten Befehl, Quauhpopoca und seine Mitschuldigen zur Bestrafung nach der Hauptstadt zu bringen. Cortez dankte für die schnelle Genugthuung, fügte aber sogleich hinzu, daß diese zwar ihn gänzlich befriedige, daß es aber durchaus nöthig sei, auch seinen Gebieter jenseits des Meeres von seiner Unschuld zu überzeugen, was auf keine Weise besser geschehen könne, als wenn er so lange seine Wohnung aus dem Palaste in das Quartier der Spanier verlege, bis der schuldige Häuptling angekommen und bestraft sei; er würde durch dieses persönliche Vertrauen auf seine Gäste allen Verdacht gänzlich von sich entfernen. Moctheuzoma vernahm diese Zumuthung mit stummem Erstaunen, ward zuerst leichenblaß, ermannte sich aber bald wieder und rief mit zornglühendem Antlitze: „Hat man je gehört, daß ein mächtiger Fürst, wie ich, freiwillig seinen Palast verließ, um sich als Gefangener in die Gewalt fremder Leute zu begeben, und würde ich auch selbst in diese Erniedrigung einwilligen, meine Unterthanen würden sie nie dulden!" Vergebens suchte man ihn zu überzeugen, daß von keiner Gefangenschaft, sondern von einem freiwilligen Wohnungswechsel die Rede sei, und bereits waren zwei Stunden über fruchtlosen Verhandlungen vergangen, als der Hauptmann Velasquez de Leon, einer der unbändigsten Haudegen, heftig ausrief: „Zu was verschwenden wir länger Worte an diesen Wilden, laßt uns ihn ergreifen und, wenn er sich zu widersetzen wagt, auf der Stelle niederhauen!" Der Kaiser fragte ängstlich die Dolmetscherin Marina nach der Bedeutung der mit so unverhaltenem Grimme ausgestoßenen Worte, worauf diese sie ihm möglichst schonend erklärte und ihn inständig bat, den weißen Männern in ihre Wohnung, wo er gewiß mit aller ihm gebührenden Achtung behandelt würde, zu folgen und sich nicht durch eine unzeitige Weigerung Gewaltthätigkeiten und vielleicht gar den Tod zuzuziehen. Diese Andeutung machte einen sichtbaren

Eindruck auf den unglücklichen Fürsten; er erhob sich rasch und erklärte mit kaum vernehmbarer Stimme, daß er bereit sei, der Aufforderung seiner mit jedem Augenblicke ungeduldiger werdenden Gäste zu folgen. Als er, von diesen umgeben, auf seiner Sänfte traurig über die Straße dahinzog, sammelte sich mit Blitzesschnelle das erstaunte Volk in dichten Haufen und ohne Zweifel würde schon jetzt ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen sein, wenn sich Moctheuzoma nicht mit edlem Stolze erhoben und mit der lauten Erklärung, daß er seine Freunde aus eigenem Antriebe besuche, der tobenden Volksmenge befohlen hätte, sich ruhig zu verhalten und nach Hause zu gehen. In dem Quartiere der Spanier wurde der Kaiser freilich mit der gewöhnlichen förmlichen Ehrerbietung behandelt und von seinem eigenen Hofstaate bedient, die starke Wache in seinem Vorzimmer aber sagte ihm deutlich genug, daß er ein Gefangener und seine Macht vorüber sei. Zwar wurde ihm der angeklagte Häuptling, welcher bald eintraf, zur Untersuchung vorgeführt, er sah aber leicht ein, daß er diese dem spanischen Befehlshaber zu überlassen habe, der denn auch schnell damit zu Ende war und den schuldig Befundenen verurtheilte, vor dem Palaste lebendig verbrannt zu werden. Den Scheiterhaufen befahl er aus dem in den Zeughäusern des großen Tempels aufbewahrten Vorrathe von Wurfspießen, Pfeilen und andern Waffen zu errichten, um dadurch den Bewohnern der Stadt zugleich die besten Mittel zu ihrer Vertheidigung zu entziehen. Während der Vollstreckung des grausamen Urtheils, welche unter einem großen Zulaufe des Volkes, aber ohne Störung vor sich ging, ließ er dem Kaiser, auf welchen der Häuptling zuletzt alle Schuld wälzte, Fesseln um die Knöchel legen und verkündete ihm, daß er nur auf diese Weise das Verbrechen, dessen er sich gegen die Spanier, die auch der mächtigste Herrscher nicht ungestraft beleidigen dürfe, schuldig gemacht habe, zu sühnen vermöge. Moctheuzoma, fast seiner Sinne beraubt, leistete keinen Widerstand und ertrug ruhig und mit schwer unterdrückten Seufzern die ihm zugefügte Schmach, während seine in Thränen gebadeten Diener seine Füße zärtlich in ihren Armen hielten und den Druck des Eisens durch weiche Tücher, welche sie um die Fesseln wickelten, zu hindern suchten.

Diese wurden ihm indessen sogleich nach der Hinrichtung Quauhpopocas wieder abgenommen und Cortez erklärte sich sogar bereit, ihn, wenn er es wünsche, wieder nach seinem Palaste zurückkehren zu lassen, was aber der allzusehr gedemüthigte Fürst, der nicht mehr vor seinen stolzen Häuptlingen, die ihn nur mit Verachtung betrachten konnten, zu erscheinen wagte, mit der Bemerkung ablehnte, daß er nach seiner Befreiung das Volk nicht zurückzuhalten vermöge, die unwürdige Behandlung seines Beherrschers mit den Waffen zu rächen. Uebrigens scheint auch die ihm ertheilte Erlaubniß nicht ernstlich gemeint gewesen zu sein, denn Cortez sah zu wohl ein, daß der Kaiser, so lange er ihn in seiner Gewalt behielt, das geeignetste Werkzeug sein mußte, jeden Aufstand sogleich zu unterdrücken. Einen solchen versuchte auch wirklich im Einverständnisse mit mehreren mächtigen Häuptlingen der König von Tezcuco, der thatkräftige Cacama, welcher seine Entrüstung über das schmachvolle Schicksal seines schwachen Oheims nicht länger zu verbergen vermochte. Die Verschwörung wurde aber allzufrüh den Spaniern verrathen und Moctheuzoma bot selbst seine Hand zur hinterlistigen Ergreifung des Königs und der mit ihm verbündeten Caziken, welche in das spanische Quartier gebracht und in strenger Haft gehalten wurden.

Cortez benützte den allgemeinen Schrecken, welchen er durch sein verwegenes Spiel in dem ganzen Reiche der Azteken verbreitet hatte, schnell und meisterhaft; vor Allem erbaute er auf dem See Tezcuco zwei große Rennschiffe, um seine Verbindung mit der umliegenden Gegend und der Meeresküste zu erleichtern und sich im Falle der Noth einen von den gefährlichen und leicht zerstörbaren Dämmen unabhängigen Rückzug zu sichern, dann ließ er Moctheuzoma und die aus dem ganzen Lande zusammenberufenen Häuptlinge nach der üblichen Weise dem Könige von Spanien förmlich den Huldigungseid leisten und deutete ihnen an, daß sie als Zeichen ihrer Treue und Unterthänigkeit ein würdiges Geschenk darzubringen hätten. Die Abgabenerheber wurden sogleich nach allen Richtungen ausgeschickt und in kurzer Zeit traf eine solche Menge von goldenen Geräthen und Schmucksachen ein, daß man den Werth derselben auf wenigstens zwei

Millionen Ducaten schätzte; sie wurden nach Abzug des fünften Theils für die Krone unter die sämmtlichen Leute der Expedition vertheilt. Den Meisten schien jetzt die Eroberung Mejicos glücklich und ohne Schwertstreich vollbracht, nur der Befehlshaber selbst war weit von diesem Glauben entfernt, denn der Hauptschritt, der einzig und allein die gänzliche Unterjochung des Landes zur Folge haben konnte, die Bekehrung der Eingeborenen zum Christenthume, war ihm noch nicht gelungen und jeder Versuch dieser Art an unübersteiglichen Hindernissen gescheitert. Fest entschlossen, den Gräueln des blutigen Aberglaubens durch List oder Gewalt ein Ende zu machen, trat er eines Tages vor Moctheuzoma und verlangte die Einräumung des großen Tempels, um darin die christlichen Religionsübungen öffentlich vorzunehmen und das Licht des Christenthums seinen verblendeten Unterthanen strahlen zu lassen. Der Kaiser hörte dieses Begehren mit nicht geringer Bestürzung und versuchte es zurückzuweisen. „Warum, Malinche," rief er mit bangem Herzen, „sinnst du auf solche Dinge und willst unsere ganze Stadt verderben, denn nicht ungestraft reizest du unsere Götter zum Zorne; das Volk wird die Entweihung ihrer Tempel nicht ertragen und du wirst dein und deiner Gefährten Leben aufs Spiel setzen." Als Cortez aber immer dringender sein Gesuch wiederholte und endlich drohte, sämmtliche Götzenbilder im Angesichte der ganzen Bevölkerung von der Höhe des Tempels herabzustürzen, wenn ihm nicht wenigstens einer der heiligen Thürme des obersten Stockwerks eingeräumt würde, willfahrte der geängstigte Monarch nach einer kurzen Rücksprache mit den Priestern dem Verlangen des ungestümen Befehlshabers und schon nach wenigen Tagen ertönten auf dem Gipfel des Teocalli die feierlichen Gesänge des christlichen Gottesdienstes.

Bis jetzt hatte das aztekische Volk alle ihm von den Fremdlingen zugefügte Beleidigungen, die Gefangennehmung des Landesherrn, die Hinrichtung eines der geachtetsten Häuptlinge, die Eintreibung der Steuern für einen ihnen unbekannten Herrscher jenseits des Ozeans, mit fast unbegreiflicher Geduld und Ruhe ertragen, als aber jetzt auch seine Götter beschimpft und die Tempel entweiht wurden, hielt es nicht länger an sich und man

bemerkte bald allenthalben verdächtige Bewegungen. Der Kaiser wurde ernst und nachdenkend und hielt geheime Unterredungen mit den ihn häufiger besuchenden Häuptlingen und Priestern. Cortez, dem diese auffallende Erscheinung nicht entging, verdoppelte seine Wachsamkeit, und war nicht wenig erstaunt, als ihm nach Verlauf einiger Tage eine Einladung zukam, sich nach dem kaiserlichen Gemache zu bemühen. Moctheuzoma empfing ihn mit kalter Höflichkeit und kündigte ihm an, daß bereits seine Vorhersagung eingetroffen sei und die Götter den Priestern gedroht hätten, ihre Huld dem Volke der Azteken gänzlich zu entziehen, wenn nicht die tempelschänderischen Fremdlinge zur Sühne ihrer Verbrechen auf den Altären des Teocalli geopfert würden; er gebe ihm also aus Besorgniß für seine und seiner Leute Sicherheit den wohlgemeinten Rath, unverzüglich die Stadt und das Land zu verlassen, denn er brauche nur seinen Finger zu erheben, um die ganze Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Der Befehlshaber antwortete, obschon ihn diese unvermuthete Nachricht in nicht geringe Bestürzung versetzte, mit seiner gewöhnlichen Ruhe, daß es ihm jetzt unmöglich sei, das Land zu verlassen, da ihm keine Schiffe zu Gebot ständen, wenn man ihn aber unter diesen Umständen nöthige, aus der Hauptstadt zu ziehen, so müsse er zu seiner Sicherheit den Kaiser mitnehmen. Diese gleichgültig hingeworfene Aeußerung machte auf Moctheuzoma so schnell den beabsichtigten Eindruck, daß er hastig erklärte, er wolle alle seine Mittel aufbieten, um den Spaniern bei dem Baue der nöthigen Schiffe behülflich zu sein und bis zu deren Vollendung die Wuth des Volkes niederzuhalten. Da Cortez unbedenklich auf dieses Anerbieten einging, so brach in kurzer Frist eine große Anzahl aztekischer Handwerker nach der Küste auf, um unverzüglich den Bau der Wasserhäuser, welche die verhaßten Gäste endlich fortführen sollten, zu beginnen. Während die Arbeit, von den spanischen Aufsehern öfter absichtlich unterbrochen, nur langsam voranschritt und das Heer, ohne beunruhigt zu werden, in der Hauptstadt liegen blieb, trat ein anderes Ereigniß ein, welches den Befehlshaber weit unangenehmer überraschte, als der Zorn der aztekischen Götter. Ein von Velasquez, dem erbitterten Statt-

halter von Cuba, ausgerüstetes Geschwader von achtzehn Schiffen mit neunhundert Mann an Bord war unter dem Oberbefehle des Hauptmanns Panfilo de Narvaez, eines tapfern aber wenig umsichtigen Kriegers, an der Küste von Mejico angelangt, um Cortez mit Gewalt seiner Stelle zu entsetzen und für seinen Ungehorsam zu züchtigen. Gonzalo de Sandoval, der Befehlshaber von Santa Cruz, ein junger, aber eben so tapferer als kluger Ritter, setzte die ihm anvertraute Veste schnell in Vertheidigungszustand und ließ seinem Befehlshaber in Mejico nicht nur genaue Nachrichten über die neue Expedition, sondern auch die von ihm schnell gemachte Wahrnehmung zukommen, daß Narvaez auf die Treue seiner Leute, die er sich durch Stolz, Anmaßung und Geiz bereits entfremdet habe, nicht fest rechnen könne, und daß Aussicht vorhanden sei, wenigstens einen Theil des Heeres, welches keine Feindschaft, sondern nur Schätze suche, zu gewinnen. Cortez, bei der ersten Meldung von der Ankunft der gegen ihn ausgeschickten Flotte in nicht geringe Verlegenheit gesetzt und unschlüssig, wie er sich aus seiner höchst mißlichen Lage ehrenvoll herausziehen sollte, baute auf Sandovals Andeutung seine stets wohlberechneten Pläne und beschloß seinen Gegner, noch ehe dieser nach dem Inneren des Landes vorrückte, aufzusuchen, ohne seinen Standpunkt in der Hauptstadt, durch welchen er die bis jetzt errungenen Vortheile zu sichern gedachte, aufzugeben. Vor Allem schickte er an Narvaez einen freundlichen Brief, worin er ihn bat, nicht zu Feindseligkeiten zu schreiten, die ihnen beiden, den Eingeborenen gegenüber, nur zum Nachtheil gereichen könnten, sondern lieber die Früchte der Eroberung mit ihm zu theilen. Der Inhalt des Schreibens, welcher bald in dem Lager bekannt wurde, verfehlte den beabsichtigten Eindruck auf die Soldaten nicht, obschon ihr Anführer unklug in Schimpfreden und lächerliche Drohungen gegen seinen überlegenen Nebenbuhler ausbrach. Cortez hatte unterdessen den von ihm besonders geachteten Hauptmann Pedro de Alvarado, von den Azteken seiner blonden Haare und seines offenen Gesichtes wegen Tonatiuh (die Sonne) genannt, zum Befehlshaber des Quartiers in der Hauptstadt bestimmt und rückte nach einem freundlichen Abschiede von dem Kaiser, der

seinen Stellvertreter mit demselben Wohlwollen zu behandeln versprach wie ihn selbst, um die Mitte des Mai 1520 mit einer kleinen, aber vor keiner Gefahr zurückbebenden und ihm treu ergebenen Schaar in Schnellmärschen von dem Tafellande herab nach der Küstengegend, während gewandte Abgeordnete in dem feindlichen Lager mit dem besten Erfolge zu seinem Vortheile thätig waren. Narvaez stand in der Stadt Cempoalla und erwartete in sorglosem Vertrauen auf seine weit überlegene Streitmacht, bei welcher sich achtzig Reiter, eben so viele Büchsenschützen und sechzehn Kanonen befanden, seinen Gegner, als dieser in einer stürmischen Nacht unvermuthet über ihn herstürzte und ihn nach einem kurzen Gefechte vollständig schlug. Der unvorsichtige Befehlshaber wurde nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen und sein ganzes Heer ging, durch bedeutende Geschenke und noch größere Versprechungen gewonnen, bereitwillig zu dem Sieger über. Die mit Kriegsbedürfnissen wohl versehene Flotte wurde nach Vera Cruz gebracht, vollständig abgetakelt und der Aufsicht Cavalleros, eines tüchtigen Seemannes, anvertraut, welcher zugleich den Befehl erhielt, jedes Schiff, welches die mejicanische Küste berühren würde, sogleich in Beschlag zu nehmen und die Bemannung an der Küste in Gewahrsam zu bringen.

Cortez glaubte nun, glücklich das Ziel seiner Bestrebungen nach allen Seiten hin erreicht zu haben, und war emsig damit beschäftigt, die ihm jetzt zu Gebot stehenden bedeutenden Streitkräfte in Bewegung zu setzen, um an den wichtigsten Punkten des mejicanischen Reichs zur vollständigen Unterjochung der Eingeborenen feste Ansiedelungen zu gründen, als von der Hauptstadt ein Eilbote mit der höchst beunruhigenden Nachricht von einem Aufstande der Bewohner, einem ernstlichen Angriffe auf das spanische Quartier und der Zerstörung der Rennschiffe und zugleich mit der dringenden Bitte Alvarados, schleunigst zur Hülfe zu kommen, eintraf. Da von der Erhaltung des Postens in der Hauptstadt Alles abhing, so sammelte der Befehlshaber in Eile sein Heer, welches jetzt etwa tausend Mann zu Fuß und hundert Reiter zählte, zog zweitausend tlascalanische Krieger an sich und erreichte nach einem beschwerlichen Marsche, auf welchem man

überall die veränderte Gesinnung der Bevölkerung nur allzudeutlich wahrnahm, am 24. Juni den Damm von Iztapalapan, auf welchem er ungehindert in Mexico einzog. Die Straßen waren leer und die zahlreiche Einwohnerschaft schien gänzlich verschwunden; auch das aztekische Heer hatte sich, da ihm die Eroberung des Standquartiers nicht gelingen wollte, bei der Nachricht von der Annäherung einer so bedeutenden feindlichen Streitmacht entfernt. Cortez forschte sogleich nach seiner Ankunft nach der Ursache des so unerwartet ausgebrochenen Aufstandes und überzeugte sich zu seinem nicht geringen Aerger, daß sein Stellvertreter Alvarado durch eine eben so unbesonnene als schändliche That hinreichende Veranlassung dazu gegeben hatte. An einem großen Festtage, welchen man zu Ehren des Kriegsgottes Huitzilopotchli im Mai feierte, waren im Hofe des großen Teocalli die meisten aztekischen Häuptlinge und Edelleute versammelt und brachten arglos ihrem Gotte mit den üblichen Gesängen, Tänzen und Opfern die gebührende Verehrung dar, als die Spanier auf ein verabredetes Zeichen über sie herstürzten und alle ohne Ausnahme erbarmungslos niedermetzelten. Die Kunde von diesem Blutbade, welches die Blüthe des aztekischen Adels dahinraffte und die bedeutendsten Familien, von denen jede wenigstens ein Opfer zu betrauern hatte, in die größte Verzweiflung versetzte, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt; die Bewohner ergriffen wüthend die Waffen und stürmten nach dem Quartiere der Spanier, welchen kaum Zeit genug blieb, die nöthigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Schwerlich wäre die kleine Besatzung dem verdienten Verderben entgangen, wenn nicht auf ihr dringendes Bitten Moctheuzoma von den Zinnen herab das Volk angeredet und durch die Vorstellung, daß seine eigene Sicherheit gefährdet werde, von der Zertrümmerung der Mauern und Verbrennung der Dächer abgehalten hätte. Die aufgeregte Menge begnügte sich fortan damit, den Palast zu umlagern und ihm die fernere Zufuhr von Lebensmitteln gänzlich abzuschneiden; sie würden auch ohne Zweifel auf diese Weise zu ihrem Zwecke gelangt sein, wenn nicht Cortez schneller, als man erwarten konnte, die Eingeschlossenen befreit hätte. Alvarado entschuldigte seine grau-

ſame Handlung durch die Sorge für ſeine Sicherheit, indem ein ihm hinterbrachtes Gerücht von einer Verſchwörung der aztekiſchen Edelleute gegen die Spanier, welche an dem erwähnten Feſttage losbrechen ſollte, ihn gezwungen habe, durch eine raſche That das gefährliche Beginnen im Keime zu erſticken. Der Befehlshaber war ſchwerlich von der Wahrheit und Hinlänglichkeit dieſes Grundes überzeugt, da er aber im gegenwärtigen Augenblicke es nicht für gut hielt, ſich einen ſeiner tapferſten Hauptleute zu entfremden, ſo begnügte er ſich um ſo eher mit einer mißbilligenden Bemerkung, als er ſelbſt um dieſe Zeit gegen die Azteken und beſonders gegen den Kaiſer, welchen er im Verdacht einer geheimen Verbindung mit Narvaez hatte, übel geſtimmt war und ſeinen Aerger ſo wenig verbarg, daß er häufig in zornige Worte und Schmähungen ausbrach, welche den Häuptlingen, die zur Bedienung ihres Gebieters anweſend waren, nicht entgehen konnten und ſie zur Ergreifung der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Maßregeln veranlaßten. Sie ernannten Moctheuzomas Bruder Cuitlahua, einen kühnen, ehrgeizigen Prinzen, zum Stellvertreter des in der Gefangenſchaft machtloſen Kaiſers, hoben im ganzen Lande zahlreiche Truppen aus und ſammelten in kurzer Zeit ein furchtbares Heer, welches allmälich in der größten Stille in die Hauptſtadt einrückte.

In das ſpaniſche Quartier gelangten wohl von Zeit zu Zeit verworrene Gerüchte über verdächtige Bewegungen, Cortez hoffte jedoch jeden Aufruhr leicht unterdrücken zu können und glaubte ſo wenig an einen ernſtlichen Kampf, daß er einen Boten mit der Nachricht von ſeiner glücklichen Ankunft und dem Ende der Feindſeligkeiten nach Vera Cruz ſandte. Dieſer kam aber ſchon nach einer halben Stunde athemlos und mit Wunden bedeckt zurück; die ganze Stadt, ſchrie er, habe ſich erhoben, die Zugbrücken ſeien aufgezogen und der Feind rücke von allen Seiten in unüberſehbaren Maſſen an. An eine Ueberrumpelung war nun nicht mehr zu denken, die Trompete rief unverweilt zu den Waffen und bereits war jeder auf ſeinem Poſten, als die feindlichen Schaaren ſich in einer dichten Säule mit gräßlichem Geſchrei heranwälzten und mit einem Regen von Wurfſpießen, Pfeilen und Steinen den

Angriff begannen. Die erste Ladung aus den sämmtlichen Kanonen und Büchsen streckte wohl die ersten Reihen der Andringenden nieder, aber die folgenden schritten nach einem Augenblicke des Entsetzens unaufhaltsam über die Leichname ihrer Gefährten und versuchten die nur mäßig hohe Brustwehr zu ersteigen, jedoch ohne Erfolg, da jeder über die Mauer emportauchende Kopf zum sicheren Ziele für die Kugeln der spanischen Schützen oder die Schwerter der tapfer kämpfenden tlascalanischen Hülfstruppen diente. Eine bessere Wirkung hatten die von den flachen Dächern der benachbarten Häuser abgeschossenen brennenden Pfeile und nur mit Mühe vermochten die Belagerten bei dem Mangel an Wasser Meister des allenthalben emporlodernden Feuers zu werden. Die herannahende Nacht unterbrach endlich den Kampf und die Azteken, bei welchen es nicht Sitte war, im Dunkeln zu fechten, zogen sich nach den nächsten Straßen und Plätzen zurück, um für den folgenden Tag neue Kraft zu sammeln. Um der Reiterei, welche hinter den Mauern nutzlos hielt, Gelegenheit zur Entwicklung ihrer Kraft zu geben und den Azteken zu zeigen, wie wenig ihre Menge schrecke, wagte Cortez, sobald der Morgen zu dämmern anfing, einen allgemeinen Ausfall und ward bald mit dem Feinde handgemein, der jede Straße und jedes Haus hartnäckig vertheidigte und trotz seines ungeheuern Verlustes und eines schnell um sich greifenden Feuers, welches mehrere hundert Wohnungen zerstörte, den Kampf nicht nur bis zum Abend muthig fortsetzte, sondern auch den sich zurückziehenden Spaniern sogleich wieder bis zu ihrem Quartiere folgte, um sich dicht vor demselben zu lagern und sie durch Drohungen und höhnendes Geschrei zu beunruhigen. „Die Götter", riefen sie, „haben euch endlich in unsere Hände geliefert; der Opferstein ist bereit und die Messer sind geschliffen, Huitzilopotchli wird nicht mehr lange auf die ersehnte Speise warten müssen." Kaum war der Tag angebrochen, als der Sturm mit verdoppelter Wuth begann; es gelang einer Schaar der muthigsten Krieger sogar, an einer Stelle in die Befestigung einzudringen, wo sie aber bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden. Sie hatten indessen den gefährlichen Beweis von der Möglichkeit, die Brustwehr zu übersteigen, geliefert

und Cortez hielt es bei diesem bedenklichen Zustande der Dinge für gut, sich des Ansehens des Kaisers zur Dämpfung des Aufruhrs zu bedienen; dieser aber, aufgebracht über die kränkende Behandlung, die er in der letzten Zeit erfahren, weigerte sich den Unterdrückern seines unglücklichen Volkes fortan zu dienen; „auch nützt ein solcher Schritt nichts mehr," fügte er kalt hinzu, „meine Leute werden mir jetzt eben so wenig Glauben schenken, als Malinchens falschen Worten und Versprechungen; keiner von euch wird diese Mauern lebendig verlassen." Erst als die Spanier sich anheischig machten, die Stadt zu räumen, wenn man ihnen freien Abzug gestatte, willigte er in ihr Begehren und bestieg in seinem vollen Schmucke einen Thurm des Palastes; augenblicklich verstummte, sobald er erkannt wurde, der Lärm der Stürmenden; als diese aber die fürbittende Rede ihres kleinmüthigen Fürsten, welcher immer noch die grausamen Fremdlinge seine Freunde nannte, vernahmen, äußerten sie zuerst ihren Unwillen durch ein dumpfes Murren, welches allmälich in Flüche und Schimpfworte ausartete, und mit einem Hagel von Pfeilen endete, unter welchem Moctheuzoma schwer verwundet zu Boden sank. In demselben Augenblicke aber erhob das gesammte Volk, erschrocken über die frevelhafte That, ein durchdringendes Geschrei und zerstreute sich nach allen Richtungen hin. Der unglückliche Monarch wurde in sein Zimmer gebracht, wo er, im Gefühle seiner Erniedrigung, fortan ohne eine Sylbe zu sprechen, saß und jede ihm angebotene Hülfe und Nahrung zurückwies. Er starb am 30. Juni 1520, ohne sich zur christlichen Religion zu bekehren, so große Mühe man sich auch gab, ihn zu diesem Schritte zu bewegen. Seine letzten Worte waren an Cortez gerichtet und enthielten die Bitte, seine Kinder nicht hülflos zu lassen.

Moctheuzomas Tod war ein eben so unerwarteter als harter Schlag für die Spanier, denn die erbitterten Azteken schritten jetzt mit rücksichtsloser Wuth zum verzweifelten Kampfe, in dem zu siegen oder zu sterben sie entschlossen waren. Zwar erstürmten die Belagerten den großen Tempel, von welchem herab ihnen großer Schaden zugefügt wurde, und steckten ihn nebst einem Theile der Stadt in Brand, zwar warfen sie die andrängenden

feindlichen Schaaren jedesmal mit ungeheuerm Verluste zurück, aber auch ihre Reihen wurden mit jedem Tage lichter und der Ausgang der Belagerung konnte nicht zweifelhaft sein, wenn sich nicht ein anderes Mittel auffinden ließ, aus dieser peinlichen Lage herauszukommen. Ein Versuch, mit dem Feinde zu unterhandeln, schlug gänzlich fehl, und dem versammelten Kriegsrath schien jetzt kein anderes Rettungsmittel mehr möglich, als ein stiller nächtlicher Abzug aus der Stadt über den Damm von Tlacopan, welcher freilich nach Westen hin führte und einen Umweg nöthig machte, aber der kürzeste von allen war. Am 1. Juli 1520 um Mitternacht brach das ganze Heer mit den gesammelten Schätzen, welche sich fortbringen ließen, auf und erreichte, von der Dunkelheit einer regnerischen Nacht begünstigt und ohne von den in tiefen Schlaf versunkenen Einwohnern bemerkt zu werden, den Anfang des Dammes, wo es auf die ersten feindlichen Wachen stieß, welche sogleich die Flucht ergriffen und schreiend die Straßen der Stadt durcheilten, um ihre Landsleute zum Kampfe zu wecken. Die Brücken, welche über die drei Durchschnitte des Dammes führten, fand man zerstört und noch war man mit der Herstellung der ersten, wozu man vorsichtig das nöthige Holzwerk mitgenommen hatte, beschäftigt, als bereits von Teocallis herab die Kriegsmuscheln ertönten und der dumpfe Ton der ungeheuren auf dem Gipfel des halbzerstörten Tempels Huitzilopotchlis aufgestellten Lärmtrommel, welche nur bei großen Unglücksfällen geschlagen wurde, den nahen Sturm verkündete. Kaum hatte der Vortrab die Rothbrücke überschritten, als die aztekischen Krieger in dichten Haufen im Rücken der Spanier erschienen und, von zahllosen bewaffneten Canoes, die an den beiden Seiten des Dammes anlegten, unterstützt, einen allgemeinen Angriff begannen und besonders dem in Verwirrung vordrängenden Fußvolke bedeutenden Schaden zufügten. Mit Mühe gelangte man zu dem zweiten Durchschnitte, da aber die tragbare Brücke in dem ersten so fest stecken geblieben war, daß man sie nicht wieder herauszubringen vermochte, so entstand hier ein fürchterliches Gemetzel, bis die Lücke sich mit Kanonen, Pulverwagen, Ballen, Kisten und Leichen von Menschen und Pferden anfüllte. An dem dritten Durchschnitte,

nach welchem jetzt der Rest des Heeres voraneilte, fand man zum Glücke weniger Widerstand, da die auf dem ganzen Dammwege zerstreute reiche Beute bereits die Aufmerksamkeit der aztekischen Krieger auf sich gezogen und vom Kampfe abgelenkt hatte, zum großen Glücke für die Spanier, denn hätte der Kampf nur noch kurze Zeit mit derselben Erbitterung fortgedauert, so wäre sicher kein einziger Mann davongekommen. Cortez, welcher sich stets an den Stellen befand, wo die Schlacht am ärgsten wüthete, und nach dem Zeugnisse seiner Gefährten Wunder der Tapferkeit vollbrachte, sammelte, als endlich der Tag anbrach, seine schlimm zugerichteten Schaaren, eilte mit ihnen durch die volkreiche Stadt Tlacopan am Ende des Dammes und warf sich in einen nicht weit von ihr auf einer Anhöhe liegenden Tempel, um an diesem gegen einen Ueberfall gesicherten Orte sich und seinen Leuten die zur Fortsetzung des Weges unumgänglich nöthige Ruhe und Erholung zu verschaffen. Tiefer Gram ergriff seine Seele, als er die elenden Trümmer des noch vor wenigen Stunden so stattlichen Heeres musterte, und er bedeckte im Uebermaße seines Schmerzes mit den Händen das Gesicht, um die herabrollenden Thränen zu verbergen. Der größte Theil der Reiterei war ohne Pferde, das Fußvolk mit zerrissenen Panzern, mit Wunden bedeckt und von salzigem Schlamme triefend, schleppte kaum die matten Glieder fort, verloren war das Geschütz, das Gepäck und die glänzende Beute, der einzige Lohn fast übermenschlicher Anstrengung; die Zahl der erschlagenen und vermißten Spanier belief sich auf vierhundert und fünfzig, der Verlust der verbündeten Tlascalaner aber betrug nach einer oberflächlichen Schätzung wenigstens viertausend Mann. Die Hauptleute waren mit Ausnahme des trefflichen Juan Velasquez de Leon, welcher die Nachhut befehligte und schon beim Anfange des Gefechtes fiel, dem Blutbade entgangen, obschon sie durch Kühnheit und Tapferkeit Allen voranleuchteten; deshalb verlor Cortez den Muth nicht und hoffte mit Zuversicht das Mißgeschick der letzten Nacht, welche in den spanischen Geschichtsbüchern mit Recht die traurige Nacht genannt wird, in kurzer Frist an dem Feinde durch eine ihn für immer vernichtende Züchtigung zu rächen.

Am folgenden Tage erneuerten die Mejicaner, welche mit der Säuberung der Dämme und mit der Begrabung ihrer Todten, deren Anzahl sich auf viele tausend belaufen haben muß, hinlänglich beschäftigt waren, den Angriff nicht; da man aber ihre baldige Ankunft mit Gewißheit erwarten durfte, so brach das neu gestärkte und durch die zuversichtlichen Worte seines Anführers wieder ermuthigte Heer um die Mitte der nächsten Nacht auf, um seinen Verfolgern einen Vorsprung abzugewinnen; der Marsch war langsam und mühselig, da man nicht nur mit der allenthalben im Aufruhr befindlichen Bevölkerung, sondern auch mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte. Ohne Unterlaß ertönte aus jedem Schlupfwinkel und von jeder Anhöhe das herausfordernde Kriegsgeschrei und mehr als einmal vernahm die aufmerksame Marina, welche durch ihre seltene Geistesgegenwart dem Gemetzel der traurigen Nacht entgangen war, aus dem Munde ihrer Landsleute den auffallenden Zuruf: „Lauft nur, ihr Straßenräuber, bald werdet ihr da sein, wo kein Knochen von euch davon kommen wird!“ Der Sinn dieser geheimnißvollen Worte wurde bald klar, denn als man nach einigen Tagen die Höhe der steilen Bergwände, welche das Thal von Otompan einschließen, erreichte, befand man sich plötzlich im Angesichte eines die ganze Ebene bedeckenden Heeres, dessen Stärke man auf wenigstens zweimalhunderttausend Mann schätzte. Die kleine, durch Hunger und Mühseligkeiten abgemattete Schaar stand erschrocken still, fest überzeugt, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe; aber Cortez verzagte noch nicht und seine Zuversicht erweckte bald wieder den Muth seiner ihm unbedingt vertrauenden Gefährten. Der Rückzug nach der Hauptstadt war unmöglich und hätte in sicheres Verderben geführt; es galt also die feindlichen Massen zu durchbrechen und die Fortsetzung des Weges zu erzwingen. Die Reiterei, welche auf zwanzig Mann zusammengeschmolzen war, wurde schnell auf beiden Seiten aufgestellt und gleich einem verheerenden Bergstrome stürzte der wutherfüllte Schlachthaufen auf die unübersehbaren Reihen der Azteken, welche trotz aller Anstrengung dem ersten Stoße nicht zu widerstehen vermochten und in wilder Verwirrung zurückwichen. Doch schon im nächsten

Augenblicke hatten sie sich wieder gesammelt und es wäre ihnen ohne Zweifel gelungen, den Rest der verhaßten Fremdlinge, auf den sie von allen Seiten mit fürchterlichem Grimme eindrangen, zu erdrücken, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke sich Cortez mit seinen tapfersten Hauptleuten einen Weg zu dem feindlichen Anführer gebahnt, ihn mit einem kräftigen Lanzenstoße durchbohrt und von der Sänfte, auf welcher er getragen wurde, herabgeschleudert hätte. Ein Schrei des Entsetzens ertönte über das ganze Schlachtfeld und wie durch einen Zauberschlag zerstäubte das rathlose aztekische Heer nach allen Richtungen hin, während Spanier und Tlascalaner erbarmungslos auf die Fliehenden einhieben und ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Der Sieg war vollkommen und es sollen in dieser merkwürdigen Schlacht, welche am 8. Juli 1520 geschlagen wurde, nicht weniger als zwanzigtausend Azteken ihren Tod gefunden haben. Besonders groß war die Zahl der gefallenen Häuptlinge, da die Spanier auf Befehl ihres Anführers vorzüglich gegen diese ihre Waffen richteten. Die Beute an Goldschmuck, welche sehr beträchtlich gewesen zu sein scheint, diente einigermaßen als Entschädigung für die in den letzten Tagen erduldeten Mühseligkeiten. Das Heer ward jetzt auf seinem weiteren Marsch nicht mehr von dem nur in der Ferne sichtbaren Feinde beunruhigt und erholte sich bald wieder in der verbündeten Stadt Tlascala, wo es von den Einwohnern mit großem Jubel empfangen und reichlich mit allen Bedürfnissen versorgt wurde. Cortez zog unterdessen allmälich die einzelnen kleinen Truppenabtheilungen, welche er früher an verschiedenen Punkten aufgestellt hatte, wieder an sich und arbeitete mit rastloser Thätigkeit an der Ausrüstung einer neuen Expedition nach der Hauptstadt, ohne deren Besitz ein glücklicher Erfolg seiner Pläne mehr als zweifelhaft war. Anfangs weigerten sich zwar die meisten seiner Leute, welche, eingedenk der Gefahren, denen sie nur mit so übermäßiger Anstrengung entgangen waren, sehnsüchtig nach der Heimath verlangten, ferner an dem Kriege gegen das mejicanische Reich, wo sie statt der verheißenen Schätze nur Wunden geerntet hatten, Theil zu nehmen, und erklärten ihren festen Entschluß, den Weg nach der Küste fortzu-

ſetzen und ſich nach Cuba, wo ſehr viele von ihnen Ländereien beſaßen, einzuſchiffen, der Ueberredungskunſt des Anführers, welcher es vortrefflich verſtand, ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht aufzuſtacheln, gelang es jedoch in kurzer Friſt, ſie beiſammenzuhalten und durch Streifzüge nach benachbarten Orten, welche wegen der Ermordung einzelner Spanier nicht ungezüchtigt bleiben durften und der Plünderung preißgegeben wurden, ihren Muth und ihre Hoffnungen von neuem zu beleben. Einige Schiffe mit Truppen und Kriegsvorräthen, welche um dieſe Zeit zur Unterſtützung ſeines Gegners Narvaez angekommen waren und ihm zufielen, förderten übrigens ungemein ſeine Bemühungen und ſchon nach Verlauf von vier Monaten muſterte er mit gerechtem Stolze ſein neugeſchaffenes Heer, welches aus vierzig Reitern und etwa ſechshundert Fußgängern, von denen achtzig mit Feuergewehren oder Armbruſten, die übrigen aber mit Schwert, Schild und Pike bewaffnet waren, beſtand und von neun kleinen Geſchützen unterſtützt wurde; dreizehn Rennſchiffe, welche man in Tlascala in einzelnen Stücken ſo weit vollendet hatte, daß ſie auf den Schultern der Eingeborenen fortgebracht und an Ort und Stelle ſchnell zuſammengeſetzt werden konnten, ſollten den See von Tezcuco beherrſchen, um den Truppen in jedem Falle einen leichten Rückzug zu ſichern und eine zweite traurige Nacht unmöglich zu machen.

Die Mejicaner waren unterdeſſen ebenfalls nicht müßig geweſen und Cuitlahuac, Moctheuzomas Bruder und Nachfolger, ein thätiger, kluger Fürſt, ließ ſogleich nach der Vertreibung der Spanier, die Dämme und Brücken ſtärker befeſtigen, die Stadt in den beſten Vertheidigungszuſtand ſetzen und das Heer, welches er aus allen Theilen des Reichs zuſammenzog, in den Waffen üben, es war ihm aber nicht beſchieden, den Erfolg ſeiner Bemühungen zu ſehen, denn nach einer Regierung von kaum vier Monaten rafften ihn die Pocken dahin, eine früher in Anahuac völlig unbekannte und, wie man behauptet, durch einen auf dem von Narvaez befehligten Geſchwader befindlichen Negerſclaven eingeſchleppte Seuche, welche mit unbezähmbarer Wuth ſich über das ganze Land verbreitete, bis zu den Ufern des ſtillen Meeres

hinzog und ganze Strecken faſt entvölkerte. An Cuitlahuacs Stelle wurde Quauhtemotzin, ſein Neffe, ein noch junger, aber kühner Krieger und der unverſöhnlichſte Feind der weißen Männer, zum Kaiſer ernannt und unter großen Feierlichkeiten, bei welchen man auch mehrere gefangene Spanier dem Kriegsgotte opferte, gekrönt. Sobald er von dem Plane des Feindes, ſich wieder der Hauptſtadt zu bemächtigen, hörte, traf er die geeigneten Vertheidigungsanſtalten und ſchickte den unnützen Theil der Bevölkerung nach den benachbarten Orten. Darauf erließ er an alle Häuptlinge den ſtrengſten Befehl, über die Spanier allenthalben, wo ſie nur immer anzutreffen wären, herzufallen und ſetzte, um ſeine Krieger anzufeuern, auf jeden, den man ihm lebend oder todt einliefern würde, einen bedeutenden Preis. — Cortez war bereits am 28. Dezember mit ſeiner Streitmacht, welcher ſich ein ſtarkes, aus Tlascalanern und andern Verbündeten beſtehendes Heer anſchloß, aufgebrochen und zog, ohne auf dem Wege, welchen er unerwartet über den ſteilſten und gefährlichſten Theil des Gebirges nahm, von dem Feinde beunruhigt zu werden, am letzten Tage des Jahres 1520 in die große Stadt Tezcuco ein. Der König Coanaco, welcher nichts weniger als den Durchzug der Spanier durch ſeine Hauptſtadt vermuthete, entfloh eiligſt nach Mejico und befahl allen Bewohnern ſeinem Beiſpiele zu folgen. Um die Räumung der Stadt, welche einen empfindlichen Mangel an Lebensmitteln zur Folge gehabt hätte, zu verhindern, veranlaßte Cortez die Ernennung des ihm freundlich geſinnten Prinzen Irtlilrochitl, welcher das Heer von Tezcuco befehligte, zum Könige und erwarb ſich auf dieſe Weiſe einen eben ſo mächtigen als tapfern Verbündeten, der, wie wir ſehen werden, mehr als irgend ein anderer Häuptling dazu beitrug, die Feſſeln zu ſchmieden, in welche ſeine Landsleute bald geſchlagen werden ſollten. Tezcuco wurde nun zum Hauptquartiere beſtimmt und diente fortan als Ausgangspunkt für die Streifzüge, welche nach den an den Ufern des Sees liegenden feindlichen Städten unternommen wurden. Die aztekiſchen Heere, welche die Bewegungen der Spanier ſorgſam beobachteten, leiſteten bei jeder Gelegenheit den hartnäckigſten Widerſtand, mußten aber ſtets mit großem Verluſte

das Schlachtfeld räumen. Auf dieſe Weiſe fielen nach und nach die bedeutendſten Orte in der Nähe Mexicos in die Hände der Eroberer, welche aber nur einige beſetzten und die übrigen ausplünderten und in Brand ſteckten. Nachdem man ſich durch dieſe Vorkehrungen den Rücken geſichert, die Rennſchiffe von Stapel gelaſſen und die Hülfstruppen der verbündeten Caziken geſammelt hatte, begann endlich die Belagerung der Hauptſtadt mit der Beſetzung der drei zu ihr führenden Dammwege und der Zerſtörung der ſchon weiter oben erwähnten Leitungsröhren, welche ſie mit dem nöthigen Trinkwaſſer verſorgten. Eine mexicaniſche Flotte von vielen hundert ſtark bemannten Canots verſuchte das ſpaniſche Geſchwader zurückzuhalten, wurde aber mit einem ſo fürchterlichen Verluſte abgewieſen, daß die Azteken jeden Gedanken auf einen weiteren Kampf zur See aufgaben; mit deſto größerer Erbitterung fochten ſie aber zu Land, und den einzelnen Abtheilungen des Heeres gelang es nur nach wiederholter Anſtrengung bis zu den Thoren der Stadt vorzudringen. Einigemal ſtürmte Cortez mit ſeiner tapfern Schaar von dem langen ſüdlichen Damm aus, wo er ſein Lager aufgeſchlagen hatte, nach dem Innern der Stadt und erreichte ſogar den großen Tempel, mußte ſich aber, da er nicht feſten Fuß zu faſſen vermochte, jedesmal bei Anbruch der Nacht zurückziehen und mit der Zerſtörung eines Palaſtes oder einer Reihe von Häuſern, welche er in Brand ſtecken ließ, begnügen. Ein allgemeiner Angriff, welcher auf Verlangen des Kriegsrathes gegen die Anſicht des Befehlshabers unternommen wurde, mißlang gänzlich und hatte nicht nur einen bedeutenden Verluſt an Todten und Gefangenen, ſondern auch die heimliche Entfernung vieler Bundesgenoſſen, welche die Sache der als unbeſiegbar betrachteten weißen Männer für verloren hielten, zur Folge. Nur Itlilxochitl war nicht zur Flucht zu bewegen und ſein Beiſpiel führte auch bald wieder die übrigen Häuptlinge zurück. Die Belagerten überließen ſich mehrere Tage lang einer wilden Freude und feierten ihren Sieg durch die Opferung der unglücklichen Gefangenen im Tempel des Kriegsgottes. Cortez, ſelbſt ſchwer verwundet, gönnte ſeinen Leuten einige Tage die nöthige Ruhe, wich aber keinen Schritt von der auf den Dämmen eingenommenen

Stellung zurück, denn er war fest überzeugt, daß Beharrlichkeit, verbunden mit dem Mangel an Lebensmitteln, der in der streng abgesperrten und mit Menschen überfüllten Stadt nicht mehr lange ausbleiben konnte, endlich zum Ziele führen mußte. Sobald das Heer wieder seine frühere Zuversicht erlangt und neue Kräfte gesammelt hatte, wurden die Angriffe von allen Seiten jeden Tag regelmäßig wiederholt und jedesmal durch die Zertrümmerung der Häuser und Ausfüllung der Wassergräben ein größeres Schlachtfeld gewonnen, bis die verschiedenen Abtheilungen von den Dämmen her auf dem großen Marktplatz zusammenstießen und die Belagerten auf einen engen Raum, der etwa den achten Theil der noch vor Kurzem so herrlichen und jetzt in Trümmern liegenden Hauptstadt ausmachte, beschränkten. Die Leiden, welche die dicht gedrängte Bevölkerung bereits erduldet hatte, offenbarten sich jetzt auf eine schaudererregende Weise; der Vorrath an allen gewöhnlichen Lebensmitteln mußte längst erschöpft sein, denn man fand den Boden allenthalben nach Wurzeln und Unkraut aufgewühlt und die Bäume von ihren grünen Schößlingen, ihrem Laube und sogar von ihrer Rinde entblößt; die Straßen, Höfe und Gräben waren mit den Leichen der Erschlagenen und Verhungerten angefüllt; in den halbzerstörten Häusern lagen die gespensterähnlichen Bewohner auf den nackten Estrichen unter bereits in Fäulniß übergegangenen Leichen ausgestreckt, einige im Todeskampfe begriffen, andere mit klaffenden Wunden und gräßlich zerschlagenen Körpern, vergebens sich abmühend, bei dem Eintritte des Feindes fortzukriechen, dazwischen jammerten die Weiber und Kinder, um Hülfe und Nahrung schreiend, bis die verpestete Luft und der Hunger ihrer Qual ein Ende machten. In der Ferne sah man abgemagerte Gestalten, die sich noch fortzuschleppen vermochten, einherschleichen, um Würmer und Insekten aufzuspüren; begierig griff man, wie die Gefangenen berichteten, nach jeder Speise, war sie auch noch so ekelhaft und ungesund; ja man zog sogar das salzige Kraut und Moos aus dem Grunde des Sees herauf, um es zu verzehren. An den Stellen, wo der Kampf am heftigsten gewüthet hatte, waren die Leichen so hoch aufgeschichtet, daß man über sie hin-

wegkletten mußte, und verbreiteten einen so widrigen und giftigen Dunst, daß selbst die abgehärtetsten Leute des Heeres hier nicht lange auszuhalten vermochten, ohne unwohl zu werden.

Cortez, innigst betrübt, den Sieg durch den gänzlichen Untergang der Stadt und ihrer Bevölkerung erkaufen zu müssen, schickte wiederholt die angesehensten der gefangenen Azteken zu dem hartnäckigen Kaiser und forderte ihn zur Unterwerfung auf, mit dem Versprechen, alles Vergangene vergessen und ihn in seiner Würde bestätigen zu wollen; Quauhtemotzin wies zuerst alle Anerbietungen mit ruhiger Verachtung zurück, berief aber, als die Gefahr immer drohender wurde, einen Kriegsrath zusammen, um dessen Meinung zu hören; viele Häuptlinge waren der Ansicht, nicht auf einmal alles auf das Spiel zu setzen, sondern auf die annehmbaren Vorschläge einzugehen; die Priester jedoch, welche wohl einsahen, daß der Sieg des Christenthums den Untergang ihres Standes nothwendig zur Folge haben mußte, erklärten sich einstimmig gegen jeden Vergleich und spornten die Krieger durch die Erinnerung an die Schmach, welche bis jetzt durch die Treulosigkeit der weißen Männer über sie gekommen sei, von neuem zum verzweifelten Kampfe. „Ihr solltet, riefen sie, mit mehr Zuversicht den Verheißungen euerer Götter glauben, die so lang das Volk der Azteken geschützt und zum Siege geführt haben, als den falschen Worten Malinches; lieber wollen wir mit unserer Stadt untergehen, als unser Leben unter den grausamen Fremden in Sclaverei und Jammer hinschleppen." Die Versammlung lieh diesen Gründen geneigtes Gehör und beschloß, ihr Land und ihre Götter bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. „Von nun an", schloß der junge, eines besseren Looses würdige Herrscher, „spreche Niemand mehr, dem sein Leben lieb ist, von Uebergabe; wir können wenigstens sterben, wie es tapfern Kriegern geziemt." — Da Cortez bis jetzt vergebens auf eine ihm versprochene Unterredung mit dem Kaiser gewartet hatte und deutlich wahrnahm, daß die Feinde nur den ihnen gewährten Waffenstillstand benützten, um neue Vertheidigungsanstalten zu treffen, so beschloß er, dem Kampfe durch einen entscheidenden Schlag, koste dieser auch, was er wolle, ein Ende zu machen, und unternahm am 13. Au-

guſt 1521 mit ſeiner ganzen Kriegsmacht und dem Heere der Verbündeten einen allgemeinen Angriff. Auf der einen Seite eröffneten die Büchſenſchützen ein anhaltendes Feuer, während auf der andern die Rennſchiffe ohne Unterlaß ihre vollen Ladungen entſendeten. Die Belagerten wurden, wie von Jägern umſtelltes Wild, auf einen immer engeren Raum zuſammengepreßt und das Gemetzel war bald ſo allgemein und fürchterlich, daß das Blut über den ſchlammigen Boden in Strömen hinfloß und das Waſſer der Kanäle und des Sees röthete. Das fürchterliche Geheul der kämpfenden Azteken, das Geklirr der Schwerter und Pfeifen der unzähligen Geſchoſſe, das Gekrach und Geprasſel der brennenden Gebäude, das jämmerliche Geſchrei der Weiber und Kinder miſchten ſich zu einem wahrhaft hölliſchen Getöſe. Zwar rief der Befehlshaber, welchen dieſe Scene mit Kummer erfüllte, fortwährend, wan ſolle allen, die es verlangten, das Leben ſchenken und beſonders die Frauen und Kinder ſchonen; ſeine Worte wurden aber nur von den Spaniern beachtet, denn die Tlascalaner und andere Verbündeten waren unaufhaltſam in ihrer Wuth und ſchienen in dieſer Stunde der Rache alles ihnen ſeit einem Jahrhundert von den Mejicanern zugefügte Leid vergelten zu wollen. Während die Belagerten mit immer größerer Erbitterung den Kampf fortſetzten und nur Schritt vor Schritt zurückwichen, erſchien unvermuthet eine Menge bewaffneter Kähne auf dem See, welche ſich mit den ſie aufhaltenden Rennſchiffen in ein hitziges Gefecht einließen, um die Aufmerkſamkeit derſelben von mehreren größeren Fahrzeugen, welche nach dem Feſtlande zu entkommen ſuchten, abzulenken. Da man aber ein wachſames Auge auf jede Bewegung des Feindes hatte und ſogleich vermuthete, daß der Kaiſer ſelbſt oder doch einige der bedeutendſten Perſonen des Staats ſich in den mit Blitzesſchnelle davon eilenden Canots befinden möchten, ſo machte augenblicklich einer der beſten Segler Jagd auf ſie und holte ſie bald ein. Als er ſich grade anſchickte den Flüchtigen eine volle Lage zu geben, erhoben dieſe ein durchdringendes Geſchrei und in demſelben Augenblick ſprang ein mit Schild und Schwert bewaffneter junger Krieger auf und rief laut: „Ich bin Quauhtemotzin; bringt mich zu Malinche, ich bin ſein Gefangener,

aber verschont mein Weib und mein Gefolge." Der hocherfreute Kapitän des Rennschiffes ließ ihn sogleich an Bord steigen und versprach seine Bitte zu erfüllen, wenn er augenblicklich den Canots befehle, sich zu ergeben und dem Gefechte ein Ende zu machen. „Es ist nicht nöthig, erwiderte der Kaiser traurig, sie werden nicht länger kämpfen, wenn sie sehen, daß ich gefangen bin." Er hatte wahr gesprochen, denn alle ließen sogleich ihre Waffen ruhen und folgten dem Rennschiffe, welches den Fürsten nebst seinem Gefolge nach der Stadt zurückbrachte, um ihn zu dem Befehlshaber, zu welchem bereits die fröhliche Kunde von dem glücklichen Fange gedrungen war, führen zu lassen. „Ich habe mein Möglichstes gethan," sprach wehmüthig der Kaiser, als er dem ihm höflich entgegentretenden Cortez nahe kam, „um mich und mein Volk zu vertheidigen; ohne meine Schuld bin ich in diese hülflose Lage gerathen, in welcher du, Malinche, mit mir verfahren magst, wie es dir beliebt; doch stoße mich," fügte er sogleich, indem er die Hand an den Griff des in dem Gürtel des Befehlshabers steckenden Dolchs legte, heftig hinzu, „stoße mich lieber sogleich mit dieser Waffe nieder und befreie mich von dem mir lästigen Leben." — „Fürchte nichts," erwiderte Cortez tief bewegt, „du sollst mit aller dir gebührenden Ehre behandelt werden; du hast deine Hauptstadt wie ein tapferer Krieger vertheidigt und der Spanier weiß den Muth auch in seinem Feinde zu achten." Als der Kaiser, durch diese gütige Behandlung ermuthigt, um freien Abzug der noch übrigen Bewohner Mejicos bat, wurde seinem Verlangen gern und schnell entsprochen, da die Räumung und Reinigung der Stadt dringend nöthig schien, bevor die Spanier ihr Lager darin aufschlagen konnten. Die ganze Anzahl der dem Schwerte und dem Hunger Entkommenen soll sich auf etwa vierzigtausend belaufen haben, die Zahl der Gefallenen aber auf zweimalhunderttausend; die Spanier hatten einen verhältnißmäßig geringen Verlust zu beklagen, die Reihen der Verbündeten müssen aber schrecklich gelichtet worden sein, denn allein das Heer von Tezcuco zählte dreißigtausend Todte. Die nächsten Tage nach der Eroberung wurden zum Theil mit Schmausereien und Vergnügungen, zum Theil mit Dankgebeten und feierlichen

Umzügen zugebracht, dann aber traf der vorsichtige Befehlshaber eiligst Anstalten zur Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe. Zuerst trug er Sorge, daß die Leichen, welche die Luft verpesteten, hinweggeschafft und die Straßen und Häuser der Stadt gereinigt wurden, darauf entließ er die Heere der Verbündeten, welche ihm jetzt lästig waren, in ihre Heimath, nachdem er sie für ihren ausdauernden Muth und ihre Treue belobt und belohnt hatte, und zog dann mit seiner siegestrunkenen Schaar in die Stadt, um die unermeßlichen Schätze, welche man daselbst aufgehäuft glaubte, endlich als eine angemessene Belohnung für so große Mühseligkeiten und Gefahren einzuernten. Der übertriebenen Hoffnung folgte jedoch bald eine bittere Täuschung, denn die Beute, welche man aus allen Winkeln zusammensuchte, war so unbedeutend, daß einige Soldaten unwillig ihren Antheil zurückwiesen; alle fingen an zu murren, entweder gegen den Anführer, welchen manche sogar des Betrugs zu beschuldigen wagten, oder gegen den unglücklichen Kaiser, welcher, wie sie behaupteten, den Ort, wo der Staatsschatz verborgen sei, verheimliche und, wenn die Hauptleute nicht, was man vermuthen müsse, im Einverständnisse mit ihm handelten, leicht mit Gewalt gezwungen werden könne, sein hartnäckiges Schweigen zu brechen. Durch diese unwürdige Schmähung empfindlich verletzt, befahl Cortez in einem Augenblicke der Mißlaune, den Kaiser und den Caziken von Tlacopan, welchen beiden er doch Schutz und gute Behandlung versprochen hatte, auf die Folter zu bringen; man vermochte ihnen aber kein anderes Geständniß auszupressen, als daß viele goldene Geräthe in das Wasser geworfen worden seien. Man ließ nun den Tezcucosee von geschickten Tauchern sorgfältig untersuchen, fand aber nur wenige Gegenstände von unbedeutendem Werthe. Wenn wirklich, wie es ziemlich wahrscheinlich ist, bedeutende Schätze irgendwo versteckt wurden, so kann sie nur ein glücklicher Zufall wieder einmal zu Tage fördern. Der Befehlshaber, welcher mit Beschämung das Unrecht fühlte, welches er dem gefangenen Fürsten zugefügt hatte, drang nicht weiter in ihn.

Der Fall der eben so berühmten als verhaßten Hauptstadt der Azteken, welche die allmälich unterjochten Völkerstämme der

Hochebene mit eisernem Scepter beherrscht hatte, ward weit und breit mit freudigem Staunen vernommen und von allen Seiten trafen Gesandtschaften mächtiger Fürsten und Häuptlinge ein, um sich in den Schutz der unbesiegbaren Wesen, welchen eine so unglaubliche That gelungen war, zu begeben. Cortez, obgleich eifrig mit dem Wiederaufbau der Hauptstadt beschäftigt, benützte klug jede Gelegenheit, um kleine Truppenabtheilungen nach den Staaten, welche um seine Freundschaft baten, zu entsenden und durch Anlegung fester Punkte die Unterwerfung des ganzen Landstriches zwischen dem mejicanischen Golfe und dem stillen Meere vorzubereiten. — Während er auf diese Weise rastlos bemüht war, seine Eroberung zu sichern und zu erweitern, drohte ihn die ungünstige Wendung, welche seine Angelegenheiten in der Heimath nahmen, auf einmal um den wohlverdienten Lohn seiner Anstrengungen zu bringen. Im Dezember 1521 landete nämlich ganz unerwartet zu Villa Rica der königliche Bevollmächtigte Cristoval de Tapia, um auf die wiederholten Klagen hin, welche Velasquez an den spanischen Hof, wo er einflußreiche Freunde zählte, gelangen ließ, eine Untersuchung gegen den ungehorsamen Befehlshaber einzuleiten, ihn seiner Aemter zu entsetzen und sich seiner Person und seines Eigenthums zu bemächtigen. Man hatte sich aber wieder in der Wahl des Beamten geirrt, denn Tapia liebte allzusehr das Geld und ließ sich, da er bald die Schwierigkeit, seinen Auftrag gegen einen an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres stehenden Mann auszuführen, einsah, leicht bestechen, sich wieder einzuschiffen, ohne auch nur einen Versuch zu Gunsten des Statthalters von Cuba gewagt zu haben. Dieser erneuerte nun seine Beschwerden so dringend, daß Carl V die Angelegenheit, welche durch die bereits zur Kenntniß von ganz Europa gekommene Kunde von den kühnen Thaten des Eroberers von Mejico und die Menge der gegen ihn erhobenen Anklagen und Verläumdungen sehr verwickelt erschien, einem aus unpartheiischen Männern gebildeten besonderen Gerichtshof zur Untersuchung und Entscheidung übertrug. Die Verdienste des von seinen zahlreichen Freunden glänzend vertheidigten Cortez waren zu augenfällig und die Vortheile der neuen Eroberung für das

Mutterland zu wichtig, als daß man zu Gunsten des neidischen Statthalters von Cuba ein für den eben so tapfern als umsichtigen, wenn auch in seinem eigenmächtigen Benehmen gegen seinen Ankläger nicht ganz tadellosen Anführer nachtheiliges Endurtheil hätte fällen sollen; der Gerichtshof bestätigte vielmehr dessen Handlungen ihrem ganzen Umfange nach, ernannte ihn zum Gouverneur, Oberbefehlshaber und Oberrichter in Neuspanien und ertheilte ihm die Befugniß, alle Stellen nach seiner Ueberzeugung zu besetzen und Jeden aus dem Lande zu verweisen, dessen Anwesenheit den Vortheil der Krone gefährden könne. Carl V genehmigte nicht nur diesen Ausspruch durch seine Unterzeichnung zu Valladolid am 15. October 1522, sondern setzte auch Cortez ein reichliches Gehalt aus, um sein Amt mit gebührender Würde behaupten zu können. Die Hauptleute belohnte er ebenfalls durch Ehrenstellen und angemessene Einkünfte und versprach dem ganzen Heere, dessen Muth und Ausdauer er in den schmeichelhaftesten Ausdrücken belobte, es reichlich mit den besten Ländereien zu bedenken. Das kaiserliche Schreiben erregte in Mejico unbeschreiblichen Jubel, kränkte aber den ehrgeizigen Velasquez so tief, daß er einige Monate nach der Ausfertigung der so glänzenden Bestallung seines ungehorsamen Untergebenen aus Gram starb.

Noch waren nicht ganz vier Jahre nach der Eroberung der Hauptstadt der Azteken verflossen, als sie sich durch die unermüdliche Sorgfalt des Statthalters bereits wieder in ihrer früheren Pracht, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfang, aus dem Schutte erhoben und mit neuen Bewohnern gefüllt hatte; in der Bauart waren freilich bedeutende Veränderungen vorgenommen worden; man hatte die Straßen erweitert, einen großen Theil der Wassergräben ausgefüllt und die Häuser der spanischen Ansiedler mehr nach dem Geschmacke und den Bedürfnissen derselben erbaut. Die noch vorhandenen verhältnißmäßig wenigen Wohnungen der Eingeborenen lagen in dem Stadttheile, welcher bis zur Gefangennehmung des Kaisers vertheidigt und nicht niedergebrannt worden war, zerstreut und blieben im Besitze der aztekischen Ansiedler, welche sich zur christlichen Religion bekannten. An der Stelle des großen Tempels des Kriegsgottes erbaute Cor-

tez die ſtattliche, dem hl. Franziscus geweihte Stiftskirche und auch die übrigen Teocallis verwandelte er ſchnell in chriſtliche Kirchen oder Kapellen. Um jeden Verſuch der Empörung in der Stadt ſelbſt zu verhindern, legte er in ihrer Mitte eine ſtarke Feſtung an und beſetzte ſie mit ſiebenzig Stück Geſchütz, die er theils aus den in Vera Cruz abgetakelten Schiffen nahm, theils in ſeiner neu errichteten Gießerei verfertigen ließ. Die ſteinernen Kugeln, deren man ſich zu jener Zeit häufig bediente, waren leicht hergeſtellt, große Schwierigkeit bot jedoch die Bereitung des Pulvers, da wohl Salpeter in Fülle, aber kein Schwefel vorhanden war. Um dieſem Mangel abzuhelfen, faßte man den abenteuerlichen Entſchluß, den feuerſpeienden Berg Popocatepetl zu erſteigen, und Francisco Montaño, ein wegen ſeines vor keiner Gefahr zurückſchreckenden Wagmuthes bekannter Ritter, erbot ſich freiwillig zu dem Unternehmen. Er erkletterte mit vier Gefährten den erſt in der neuſten Zeit wieder beſtiegenen ſteilen Berg bis zum Rande des Kraters, der etwa eine halbe Stunde im Umkreis maß und an tauſend Fuß tief war. Der Schwefeldampf, welcher von einer dunkelrothen auf dem Grunde lodernden Flamme emporſtieg, hatte ſich an den Wänden des gräßlichen Schlundes niedergeſchlagen; die Spanier looſten unter ſich, wer ſich von ihnen hinabwagen ſolle, und Montaño, welchen das Loos traf, wurde in einem Korbe bis zu einer Tiefe von vierhundert Fuß hinabgelaſſen und das Wagſtück ſo lange wiederholt, bis eine hinreichende Menge Schwefel eingeſammelt war. Dieſe That erregte die allgemeine Bewunderung der Zeitgenoſſen und Cortez rühmt ſie ſelbſt in einem Berichte an den Kaiſer, fügt jedoch die Bemerkung hinzu, daß dieſe Gewinnung des Schwefels ſo beſchwerlich, langwierig und gefährlich ſei, daß man das Pulver weit leichter und ſchneller aus Spanien beziehen könne, wenn nicht ſeine Feinde ihm fortwährend Hinderniſſe in den Weg legten. Man erſieht leicht aus dieſer Klage, wie wenig die ſpaniſche Regierung den neuen Statthalter in ſeinen Bemühungen, das eroberte Land zu einer wohlgeordneten Colonie umzuſchaffen, unterſtützte und wie ſehr er immer noch auf ſeine unerſchöpfliche Geſchicklichkeit, die ihm zu ſeinen Unternehmungen nöthigen Hülfsquellen aufzufinden, be-

schränkt war. Um so mehr verdient sein beharrlicher Eifer, nicht nur das Errungene festzuhalten, sondern auch durch neue Entdeckungen zu erweitern, Bewunderung. Er gründete die Stadt Zacatula an der Küste des stillen Ozeans und rüstete in diesem Hafen und in einem andern an dem mejicanischen Golfe zwei Geschwader aus, von denen das erste in nördlicher, das andere in südlicher Richtung segelte, um die Auffindung einer beide Meere verbindenden Straße, das große Ziel fast aller Seeexpeditionen jener Zeit, zu versuchen; ja er zweifelte nicht, wie er sich selbst ausdrückt, auf dem indischen Ozean, für welchen er das stille Meer hielt, mehr Inseln und Königreiche zu erobern, als irgend ein Seefahrer vor ihm.

Während er mit diesen Plänen umging, lief zu seinem nicht geringen Verdrusse die störende Nachricht ein, daß Cristoval de Olid, einer seiner besten Hauptleute, welchen er nach dem Küstenlande Honduras, seiner entferntesten Provinz, geschickt hatte, um daselbst Niederlassungen zu gründen, den Gehorsam aufgekündigt habe und sich eine unabhängige Herrschaft zu sichern suche; er ließ zwar sogleich, um den Aufrührer festzunehmen, einen andern zuverläßigen Hauptmann abgehen, dieser litt aber Schiffbruch und fiel in Olids Hände. Cortez, welcher wohl einsah, daß das erste böse Beispiel dieser Art, wenn er es nicht schnell und streng bestrafe, nicht ohne Nachahmung bleiben würde, brach sogleich mit einer Schaar von etwa hundert Reitern, fünfzig Fußgängern und dreitausend Mann mejicanischer Hülfstruppen auf, um den weiten Weg nach Honduras, dessen Beschwerlichkeit er wohl nicht ahnte, zu Land zurückzulegen. Er hatte dabei die Absicht, die Hülfsquellen dieser südlichen Gegenden, über deren Reichthum an edeln Metallen die wunderbarsten Gerüchte umliefen, selbst näher zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob eine die beiden großen Weltmeere verbindende Straße, nach welcher man schon so lange vergebens forschte, vorhanden sei oder nicht. Um einen Aufstand der immer noch unruhigen Azteken während seiner Abwesenheit zu verhindern, befahl er Quauhtemotzin und einigen anderen der vornehmsten Häuptlinge, ihn zu begleiten, und brach am 12. October 1524 von Mejico auf. So lange man von der Hochebene durch das

Gebiet befreundeter Stämme herabstieg, glich der Marsch einem Spaziergange, kaum war man aber am Fuße des Gebirgs angelangt und in die niedrige, von Flüssen durchschnittene und mit Sümpfen und dichten Wäldern bedeckte Ebene, welche sich an der südwestlichen Seite der Halbinsel Yucatan hinzieht, eingerückt, als mit jedem Tage die Schwierigkeiten des Weges auf eine angsterregende Weise zunahmen. Bald mußte man Tage lang in den traurigen Urwäldern, ohne einen andern Führer als den Compaß umherirren, und bald bis an die Brust durch gefährliche Sümpfe waten oder über tiefe Ströme schwimmen, ohne von den Eingeborenen, welche bei der Annäherung der gefürchteten Fremdlinge ihre Dörfer in Brand steckten und die Flucht ergriffen, einige Lebensmittel zur Stillung des quälenden Hungers erhalten zu können, bis man endlich zu Anfang der Fastenzeit 1525 die Hauptstadt der fruchtbaren Landschaft Aculan erreichte und daselbst einige Zeit zu rasten beschloß. Während dieses Aufenthalts wurde dem Statthalter hinterbracht, daß Quauhtemotzin und seine Häuptlinge eine Verschwörung angezettelt und den Beschluß gefaßt hätten, die Spanier bei der ersten günstigen Gelegenheit, wann sie in einen Engpaß oder Morast verwickelt seien, zu ermorden und durch einen allgemeinen Aufstand aller Mexicaner ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen. Der unglückliche Fürst, dessen Verbrechen wohl nur darin bestand, daß seine Bewachung, wovon die Ruhe des Landes abhing, immer lästiger wurde, betheuerte zwar seine Unschuld, wurde aber nach einer kurzen Untersuchung verurtheilt, ohne Verzug an einem hohen Baume erhängt zu werden. „Ich wußte wohl," sprach Quauhtemotzin ruhig einige Augenblicke vor seiner Hinrichtung, welcher er mit männlichem Muthe entgegensah, „ich wußte wohl, Malinche, was es heißt, deinen falschen Worten zu trauen, ich wußte, daß du mich schon bei meiner Gefangennehmung zu diesem Schicksale bestimmt hattest. Warum tödtest du mich auf eine so ungerechte Weise? Gott wird dafür Rechenschaft von dir fordern." So endete der letzte Beherrscher der Azteken, ein tapferer, aber in seinen Bemühungen zur Befreiung des ihm gebührenden Reiches vom Glücke verlassener Mann. Seine übereilte Verurtheilung scheint indessen lange

schwer auf dem Gemüthe des Statthalters gelastet zu haben, denn er war jetzt fast stets verstimmt und reizbar und zog sich von seinen treusten Freunden zurück. Auch von Donna Marina, seiner treuen Gefährtin, welche bis jetzt nicht von seiner Seite gewichen war, machte er sich, als er auf diesem Zuge durch ihr Geburtsland kam, los und gab sie einem Ritter aus seinem Gefolge zur Frau. Sie blieb fortan in ihrer Heimath, wo sie ihre Mutter noch am Leben fand und wo ihr bedeutende Besitzungen von dem Statthalter angewiesen wurden. Dieser setzte jetzt, einer drückenden Sorge überhoben, aber mit einer ihn schändenden Unthat mehr belastet, seinen Weg fort und erreichte, nachdem er noch manches Ungemach, besonders beim Uebergang über einen aus scharfen Steinen bestehenden Berg, wo fast sämmtliche Pferde zu Grunde gingen, erduldet hatte, mit seinem gänzlich erschöpften Heere Honduras. Nicht ohne Bangigkeit sah er bei diesem mißlichen Zustande der Dinge dem Kampfe mit dem ungehorsamen Stellvertreter entgegen und seine Freude mag nicht gering gewesen sein, als er schon an der Grenze die unerwartete Nachricht vernahm, daß es dem Hauptmanne, welchen er abgeschickt hatte, doch noch gelungen war, in der Colonie die Oberhand zu erlangen und den Empörer enthaupten zu lassen. Zu Trupillo, der Hauptansiedelung in Honduras, ward er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen und das Heer erholte sich in kurzer Zeit von den Mühseligkeiten des Marsches, auf welchem es nicht weniger als ein halbes Jahr zugebracht hatte. Bereits schickte es sich wieder an, dem rastlosen Befehlshaber nach der Küste der Südsee zu folgen und sein siegreiches Banner in noch wenig bekannten, aber ihres unermeßlichen Reichthums wegen bei den Eingeborenen hochberühmten Landstrecken aufzupflanzen, als sehr bedenkliche Nachrichten, welche von der Hauptstadt einliefen, dieses Vorhaben vereitelten und den Statthalter bewogen, auf dem kürzeren Wege zur See eiligst nach Mejico zurückzukehren.

Hier waren zwischen den vom spanischen Hofe zur Ueberwachung der Einkünfte niedergesetzten Beamten und den von Cortez zur Wahrung seiner Rechte zurückgelassenen Hauptleuten ernste Zwistigkeiten ausgebrochen, welche sich durch die schnell

verbreitete und leicht geglaubte Nachricht, daß das nach Honduras abgegangene Heer samt seinem Anführer in den Sümpfen der Ebene umgekommen sei, zu offenen Feindseligkeiten zu steigern und die mit so großen Opfern vollbrachte Eroberung zu gefährden drohten. Die schwersten Anklagen gegen den Statthalter, welchem man sogar die Absicht, sich vom Mutterlande loszusagen und eine eigene unabhängige Herrschaft zu gründen, unterschob, wurden mit unermüdlichem Eifer bei jeder Gelegenheit nach Spanien befördert und die Regierung dringend aufgefordert, diesem Vorhaben durch die Ernennung eines Untersuchungsbeamten mit unbeschränkter Vollmacht zuvorzukommen. Ein solcher traf auch bereits einen Monat nach dem Statthalter, welcher, durch andauernde Stürme und Krankheit gehindert, erst im Juni 1526 Mejico erreichen konnte, ein und die Spannung zwischen beiden Parteien gedieh bald so weit, daß der Besieger der Azteken den unbedingten Befehl erhielt, die Hauptstadt zu verlassen. Obschon Cortez sich durch die Unverschämtheit, ihn von dem mit seinem Blute errungenen Boden durch einen lächerlichen Machtspruch zu entfernen, tief gekränkt fühlte, so wollte er doch nicht Gewalt mit Gewalt vergelten, was ihm bei der Bereitwilligkeit seiner alten Krieger und zahlreichen Anhänger, für ihn die Waffen zu ergreifen, nicht schwer geworden wäre, sondern zog es vor, nach der Heimath zu gehen und hier seine Sache selbst zu führen. Er landete nach einer glücklichen Fahrt im Mai 1528 in dem Hafen von Palos und begab sich sogleich an den Hof, wo er mit großer Auszeichnung aufgenommen und behandelt wurde. Carl V ließ seinen Verdiensten volle Anerkennung widerfahren, ernannte ihn zum Oberfeldherrn Neuspaniens und der Küste der Südsee, beschenkte ihn mit einem ausgedehnten Striche Landes in dem fruchtbaren Thale von Oaxaca und erhob ihn zum Marquis, war aber durch keine Vorstellung zu bewegen, ihm die bürgerliche Verwaltung des neuen Pflanzstaates wieder anzuvertrauen, weil er sich nicht überzeugen konnte oder wollte, daß der glückliche Eroberer Ruhe und Klugheit genug besitze, das eroberte Land, wie es der Vortheil der Krone erfordere, zu regieren. Da jedoch der gnädige Monarch als Grund seiner Weigerung die Unentbehrlichkeit des

tapfern Feldherrn bei den weiteren Eroberungen in der neuen Welt in Vordergrund zu rücken und der Aufforderung zu neuen Entdeckungen durch glänzende Versprechungen Nachdruck zu geben wußte, so verließ Cortez, mit dem Erfolge seiner Reise vollkommen zufrieden, im Frühling 1530 zum zweitenmale Spanien und gelangte über Espanola nach Mejico, wo wir ihn bereits in den Jahre 1532 mit der Ausrüstung eines Geschwaders, welches in nordwestlicher Richtung auf Entdeckungen auslaufen sollte, beschäftigt finden. Die Expedition hatte in dem unbekannten Meeresstriche mit vielen Gefahren zu kämpfen, entdeckte aber doch die Südspitze Californiens und gründete in diesem Lande eine Niederlassung. Ein anderes Geschwader, welches er im Juli 1539 mit einem bedeutenden Kostenaufwande zusammenbrachte, und unter dem Befehle des kühnen Seefahrers Ulloa ausschickte, untersuchte den ganzen zwischen dem Festlande und Californien sich weithin ausdehnenden Golf, welcher den Namen Cortesmeer erhielt, umschiffte dann die Halbinsel und drang bis zum neunundzwanzigsten Grade nördlicher Breite vor. Ulloa setzte, nachdem er eines der Schiffe mit der Nachricht von seinen Entdeckungen zurückgesendet hatte, seine Fahrt noch weiter nach Norden fort, aber man hörte nie wieder etwas von ihm. Diese Unternehmungen kosteten den Marquis ungeheure Summen und verschlangen einen großen Theil seines Vermögens, ohne ihm die geringste Entschädigung für die Zukunft zu versprechen, da Mendoza, der unterdessen angekommene erste Vizekönig von Neuspanien, auf den Besitz der neuentdeckten Küstenstriche Anspruch machen zu müssen glaubte. Um sein Recht zu behaupten und die Ränke seiner Feinde zu vereiteln, entschloß sich Cortez im Jahre 1540 noch einmal zu einer Reise nach Spanien, wo man ihn am Hofe sehr wohlwollend empfing, aber seine Beschwerden unbeachtet ließ. Im folgenden Jahre (1541) begleitete er Carl V auf dem unglücklichen Kriegszuge gegen Algier und folgte dann mehrere Jahre lang, mit der Betreibung seiner Angelegenheit beschäftigt, dem Hofe, bis er, von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen sich vornahm. Schon hatte er die zu seiner Abreise nöthigen Vorbereitungen getroffen, als er unvermuthet zu

Sevilla erkrankte und bald darauf zu Caſtilleja de la Cueſta, einem nahe bei dieſer Stadt liegenden Dorfe, am 2. Dezember 1547 ſtarb. Sein Leichnam wurde nach dem Schauplatz ſeiner Thaten gebracht und zu Tezcuco in dem Kloſter des hl. Franciscus beigeſetzt.

Cortez gehört ohne Widerrede zu den größten Männern des ſechzehnten Jahrhunderts und begann er auch, gleich ſo vielen ſeiner auf Entdeckungen und Eroberungen ausgehenden Landsleute, ſeine Laufbahn als abenteuernder Ritter, ſo erhob er ſich doch bald durch ſein entſchiedenes Feldherrntalent und durch die umſichtige Beharrlichkeit, mit welcher er ſein großes Ziel verfolgte, weit über alle. Jeder andere nach der Küſte von Mexico geſandte Befehlshaber würde nicht leicht gewagt haben, mit einer ſo kleinen Kriegsmacht das ausgedehnte Reich der Azteken anzugreifen oder wäre gewiß, ſobald er die furchtbare Macht und die hohe Culturſtufe dieſes Reichs erkannt hätte, von ſeinem Vorhaben zurückgekommen; aber grade dieſe unüberſteiglich ſcheinenden Schwierigkeiten hatten den größten Reiz für den ſeltenen Mann, deſſen Willensfeſtigkeit weder durch Gefahren gebrochen, noch durch mißlungene Pläne erſchüttert, noch durch Hinderniſſe oder Verzögerungen ermüdet werden konnte. Griff er auch manchmal, um ſein Vorhaben durchzuſetzen, zu nicht zu entſchuldigenden Mitteln und verdunkelte er auch ſeinen Ruhm durch manche nicht zu rechtfertigende That, ſo zeigte er ſich doch nie leichtſinnig und ohne Noth grauſam und vergoß keinesfalls das Blut der Eingeborenen ſo muthwillig, wie die meiſten ſeiner Landsleute, welche, faſt nur von Habgierde getrieben, unermeßliches Elend über die Bewohner der neuen Welt brachten. Wie ſehr er in ſeiner Handlungsweiſe das gebührende Maß zu halten und mit gerechter Strenge Güte zu paaren wußte, beweiſt ſchon hinlänglich die Liebe, mit welcher in den letzten Jahren ſeines Lebens die ganze Bevölkerung des unterjochten Landes an ihm hing, wie er denn die Gabe, die Gemüther Aller, die mit ihm in Berührung kamen, zu feſſeln, in ſeltenem Grade beſaß, eine Gabe, ohne welche es ihm unmöglich geweſen wäre, die ſo verſchiedenartigen, unter ſeine Fahnen geſchaarten Maſſen zuſammenzuhalten und ſelbſt bei

den größten Widerwärtigkeiten nach seinem Willen zu lenken, wobei man jedoch auch seine persönliche Tapferkeit, seine rücksichtslose Aufopferung für jeden einzelnen seiner Krieger und das feste Vertrauen aller auf seine Fähigkeiten und sein Glück in Anschlag bringen muß, denn Cortez war nicht nur die Seele, sondern auch, wenn man sich so ausdrücken darf, der Körper des Unternehmens; überall war er persönlich anwesend, er focht im dichtesten Gewühl der Schlacht, legte zuerst Hand an bei dem Bau der Festungswerke und unterzog sich heiter jeder Anstrengung und Entbehrung, wie der geringste seiner Leute. In dem Lobe dieser einem Eroberer unentbehrlichen Eigenschaften stimmen alle Zeitgenossen überein, obgleich sie in andern Beziehungen in der Schilderung seines Charakters auf eine auffallende Weise von einander abweichen, was sich indessen durch die wirklich vorhandenen großen Gegensätze in demselben erklären läßt, denn Cortez kann, um nur einige Seiten hervorzuheben, mit Recht freigebig genannt werden und war doch auch, was sich eben so wenig bestreiten läßt, habsüchtig, er war kühn bis zur Verzweiflung und doch vorsichtig und überlegt in seinen Plänen, bis zum Uebermaße rechtgläubig und fromm, und doch schlaff in seinen Begriffen von Moral, hochherzig und offen, und doch auch, wo es zweckdienlich schien, voll List, höflich und freundlich in seinem Benehmen, ja sogar witzig und heiter im Umgang mit seinen Leuten, und doch dabei, wenn es die Kriegszucht erforderte, unerbittlich streng gegen Jeden, wer es auch sein mochte. Seine Persönlichkeit muß nach dem Eindrucke, den sie überall hervorbrachte, schön gewesen sein und seine ebenso schlanke als kräftige Gestalt wurde durch eine stets sorgfältig gewählte und reiche, aber nie mit Schmuck überladene Kleidung noch mehr gehoben. „In seiner ganzen Erscheinung", sagt der tapfere Hauptmann Bernal Diaz, welcher sich während des ganzen Unternehmens an der Seite des Feldherrn befand, „in seiner Unterhaltung, in seinem Anzug, bei seiner Tafel, kurz in allen Dingen zeigte er das Wesen eines ächten Edelmannes; auf seinem einfachen, aber äußerst feinen Waffenkleide trug er nicht, wie andere prunkende Ritter schwere goldene Ketten, sondern nur eine einzige von ausgezeichneter Arbeit, mit einem Juwele,

in welchen das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde eingeschnitten war. Seine Bedienung war zahlreich und so prächtig, wie es sich für einen Mann seines Ranges schickt, und auf seiner Tafel sah man stets eine Menge kostbarer Gold- und Silbergeschirre. Zu Mittag speiste er tüchtig und trank etwa eine Kanne Wein mit Wasser gemischt; auch zu Abend aß er gut, obgleich er nie wählerisch in den Speisen war und sich wenig um Leckerbissen bekümmerte. In der Beobachtung der kirchlichen Gebräuche und dem Besuche des Gottesdienstes zeigte er sich immer höchst pünktlich, in seinem Benehmen gegen die Diener des Herrn demüthig und gegen Arme sehr wohlthätig. Mit dem Lateinischen war er so vertraut, daß er Leuten, die ihn lateinisch anredeten, in dieser Sprache geläufig antwortete; auch war er ein wenig Dichter und in seiner Unterhaltung gewandt und witzig. Wenn er schwur, pflegte er zu sagen: „auf mein Gewissen!" und wenn er ärgerlich über Jemand war: „es komme Böses über dich!" Gegen seine Soldaten bewies er eine ungewöhnliche Geduld, obschon sich diese zuweilen grob und sogar unverschämt betrugen. Ueberwältigte ihn der Zorn, so schwollen ihm die Adern an Hals und Stirne, aber in einer solchen Aufregung machte er weder Offizieren noch Soldaten Vorwürfe, sondern zog sich zurück, bis er ruhiger geworden war. Kartenspiel und Würfel liebte er sehr, doch blieb er dabei stets, auch bei dem bedeutendsten Verluste, guter Laune. Gegen seine Diener, besonders gegen die Alten, die mit ihm von Cuba gekommen waren, zeigte er sich ungemein gütig, verlangte aber von ihnen strenge Ordnung. Eben so unnachsichtig hielt er im Felde auf Mannszucht und häufig machte er selbst des Nachts die Runde, um sich von der Wachsamkeit seiner Leute zu überzeugen; fand er einen Soldaten ohne Waffen und Rüstung, so schalt er ihn tüchtig aus und fügte gewöhnlich die Bemerkung hinzu: das sei ein schlechtes Schaaf, welches seine Wolle nicht tragen könne. Seine letzten Unternehmungen, besonders seine Entdeckungsreisen nach Californien, wurden nicht mit so glänzendem Erfolge gekrönt, wie seine Kriegszüge, und kosteten ihn fast sein ganzes Vermögen; gewiß wird er aber seinen Lohn in einer bessern Welt empfangen, denn er war ein guter Ritter, höchst aufrichtig in

seinen Gebeten zu der Jungfrau, dem Apostel Petrus und zu allen übrigen Heiligen." — So war Hernando Cortez, der Eroberer Mejicos.

Hernando de Soto.

Als Panfilo de Narvaez der tapfere, aber unbesonnene Feldherr, welcher, wie wir gesehen haben, dem klügeren Cortez, den er auf seiner siegreichen Laufbahn aufhalten sollte, unterlag, wieder aus der strengen Haft, in welcher er einige Zeit gehalten wurde, entkam, kehrte er nach Cuba zurück, fest entschlossen, die Schmach seiner Niederlage durch eine glänzende That zu vertilgen und sich einen Ruf zu erringen, der ihn den größten Eroberern in der neuen Welt an die Seite stellen müsse. Als das würdigste Ziel seiner Bestrebungen erschien ihm Florida, das, wie man glaubte, von Schätzen überströmende Land, welches Ponce de Leon entdeckt, aber eben so wenig, wie sein Nachfolger Vasquez de Ayllon, zu erobern vermocht hatte. Von einflußreichen Freunden am spanischen Hofe unterstützt, erhielt er bald die Mittel zur Ausrüstung eines starken Geschwaders und zur Anwerbung eines Heeres von vierhundert Mann, unter denen sich fünfundvierzig Reiter befanden. Er landete am 12. April 1528 in einer offenen Bai an der Westküste Floridas und beschloß, nachdem er im Namen der spanischen Krone von dem Lande förmlich Besitz genommen hatte, sogleich in nördlicher Richtung nach dem Innern vorzudringen, während die Flotte an der Küste hinsegeln und einen sichern Hafen aufsuchen sollte. Alvar Nuñez, der Zahlmeister der Expedition, widersetzte sich zwar aus allen Kräften diesem unsinnigen Vorhaben und gab den klugen Rath, vorerst auf den Schiffen zu bleiben, bis man eine geeignete, fruchtbare Küstenstelle aufgefunden und hier eine Niederlassung als Stützpunkt gegründet habe, von wo man dann mit Erfolg einen Zug nach dem Innern des völlig unbekannten Landes wagen könne. Narvaez verhöhnte nach seiner Gewohnheit den vorsichtigen Rathgeber

und brach alsbald mit seiner ganzen Mannschaft auf, um sich eines Ortes, wo nach der Aussage einiger bei der Landung gefangenen Wilden Gold im Ueberflusse vorhanden sein sollte, zu bemächtigen. Nach unsäglichen Mühseligkeiten und unter beständigen Kämpfen mit den tapfern Eingeborenen, die man schon in den ersten Tagen durch die muthwillige Zerstörung ihrer Gräber gereizt hatte, erreichte man wirklich das Ziel der Reise, fand aber weder Gold noch andere Schätze und sah sich, da nirgends in den von den Bewohnern verlassenen und zerstörten Dörfern Lebensmittel aufzutreiben waren, genöthigt, nach der Küste zurückzueilen, um die Schiffe aufzusuchen. Vergebens aber spähte man nach diesen in allen Baien und Flußmündungen und bereits war der größte Theil der Mannschaft von Hunger und Krankheit aufgerieben, als man in der Verzweiflung den Entschluß faßte, kleine Barken zu bauen und in diesen so lange an der Küste hinzusteuern, bis man die Flotte auffinde. Mit der größten Anstrengung brachte man einige gebrechliche Fahrzeuge zu Stande und schiffte sich ein, aber schon nach wenigen Tagen wurde das Wetter sehr stürmisch und die hochgehende See verschlang eine Barke nach der andern, mit Ausnahme einer einzigen, deren Leitung Alvar Nuñez übernommen hatte. Auf diese Weise fand der unglückliche Panfilo de Narvaez seinen Untergang; die wunderbare Rettung des Alvaro Nuñez und seiner Gefährten soll weiter unten erzählt werden. Die Schilderung, welche sie nach der Heimkehr von ihren Leiden entwarfen, vermochte indessen nicht, andere nach Ruhm und Gold geizende Abenteurer, welche den schmählichen Ausgang der Expedition nur der Tollkühnheit des Anführers zuschrieben, von ähnlichen Versuchen zurückzuschrecken, und es fanden sich schnell bereitwillige Theilnehmer an dem Kriegszuge, welchen der durch seine in den Kämpfen mit den Eingeborenen der neuen Welt schon vielfach erprobte Tapferkeit und Klugheit berühmte Ritter Hernando de Soto zur Eroberung Floridas zu wagen beschloß.

Hernando de Soto, im Jahre 1501 zu Barcarota in der Provinz Estremadura geboren, stammte aus einer angesehenen alten Familie, begann aber, da sein ganzer Reichthum in Schwert und Schild bestand, seine Laufbahn als Glücksritter unter Pedra-

rias de Avila, dem Statthalter von Darien, und zeichnete sich später bei der Eroberung Perus vor allen seinen Waffengefährten so glänzend aus, daß ihm als Belohnung seiner Verdienste ein bedeutender Antheil an den erbeuteten Schätzen, der sich auf die Summe von hundert und achtzigtausend Goldkronen belaufen haben soll, zufiel. Statt sich mit diesem zu jener Zeit seltenen Vermögen in seinem Vaterlande niederzulassen und die Früchte seiner Anstrengung ruhig zu genießen, kehrte er nur dahin zurück, um den Hof um Erlaubniß zu bitten, die Eroberung Floridas auf seine eigene Kosten unternehmen zu dürfen. Sie wurde ihm gern gewährt und sein Eifer noch durch die Ernennung zum lebenslänglichen Gouverneur von Cuba und Florida angespornt. Da ihm hinreichende Geldmittel zu Gebot standen, so schritt die Ausrüstung der Expedition ungewöhnlich schnell voran und Hernando de Soto verließ bereits am 6. April 1538 mit einem reichlich mit allen Bedürfnissen versehenen Geschwader von zehn Fahrzeugen und einem wohlgerüsteten, muthigen Heere von tausend Mann den Hafen San Lucar de Barrameda. Von Cuba aus, wohin er zuerst segelte, um die ihm übertragene Statthalterschaft in Besitz zu nehmen, schickte er, vorsichtiger als Narvaez, eine Brigantine nach dem zu erobernden Lande ab, um einen bequemen Hafen aufzusuchen, und folgte dann, als ein solcher gefunden war, am 12. Mai 1539 mit der ganzen Expedition, welche glänzender gewesen sein soll, als je eine zuvor in der neuen Welt erschien, und bei welcher sich dreihundert und fünfzig Pferde befanden. Nach einer sehr stürmischen und beschwerlichen Fahrt lief man in einen an der Westseite Floridas sich öffnenden schönen Golf ein, welchem man den Namen Espirito Santo (Heiliggeistbai) beilegte, den er noch trägt. Als das Geschwader sich der Küste näherte, sah man längs derselben Rauchsäulen aufsteigen und schloß daraus auf einen nicht freundlichen Empfang, und zwar mit vollem Rechte, denn grade dieser Küstenpunkt war der Schauplatz der empörendsten Grausamkeit des unklugen Narvaez gewesen und die Bewohner hielten sich bereit, die verhaßten Fremdlinge mit den Waffen in der Hand von ihrem Gebiete zurückzuweisen. Kaum war ein Theil der von der Seereise ermüdeten

Leute ausgeschifft, als die Wilden mit betäubendem Geheul plötzlich über sie herfielen und sie durch einen dichten Pfeilregen, wodurch mehrere verwundet wurden, in Unordnung brachten; Hernando de Soto sah sich daher genöthigt, seine ganze Mannschaft ans Land zu setzen und sich, um ihr vor dem Kampfe einige Ruhe und Erholung zu verschaffen, in einem nahen von den Bewohnern verlassenen Dorfe zu verschanzen. Da er von einigen Eingeborenen, welche in seine Hände fielen, erfuhr, daß Hirrihigua, der Cazike des Dorfes, sich aus Furcht vor der Rache der Spanier in einem nahen Walde verborgen halte und einer von den Leuten des Panfilo de Narvaez noch unter dem Schutze eines nicht ferne wohnenden Caziken, welcher Mucozo heiße, lebe, schickte er sogleich Boten zu beiden Häuptlingen, um sie unter der Versicherung seiner aufrichtigsten Freundschaft zu einer Unterredung einzuladen. Hirrihigua erwiederte stolz: er verlange nicht nach den Reden der weißen Männer, sondern nach ihren Köpfen; Mucozo bewies sich freundlicher und ließ den von ihm geretteten Spanier bereitwillig nach dem Lager seiner Landsleute abgehen. Von diesem fast nicht mehr von einem Wilden zu unterscheidenden Manne, welcher sich Juan Ortiz nannte, erfuhr man nun die Ursache der gerechten Erbitterung der Eingeborenen und zugleich seine eigenen, an das Wunderbare gränzenden Schicksale.

Narvaez hatte, ehe er seinen unüberlegten Zug nach dem Innern des Landes antrat, in der Umgebung der Heiligegeistbai manche unverzeihliche Grausamkeit verübt und in einem Anfall unsinniger Wuth dem befreundeten Caziken Hirrihigua die Nase abschneiden und dessen Mutter von Hunden in Stücke zerreißen lassen und durch diese herzlose That ihn selbst und seine Unterthanen zum bittersten Hasse gegen die weißen Männer entflammt. Als später ein Schiff in die Bai einlief, um Narvaez aufzusuchen, lockten die Eingeborenen durch List vier Leute von der Bemannung ans Land und führten sie im Triumphe nach der Wohnung des Caziken. Hirrihigua bewahrte die Gefangenen sorgfältig bis zum Tage des nächsten Festes, welches zu Ehren der Landesgötter gefeiert wurde, ließ sie dann einen nach dem andern nackt auf einen großen Platz bringen und zwang sie, von einem Ende desselben

bis zum andern zu laufen, während seine versammelten Krieger sie zur Zielscheibe ihrer Pfeile machten. Auf diese Weise fanden drei der unglücklichen Schlachtopfer ihr Ende; Juan Ortiz, welchen die Reihe zuletzt traf, ein kaum achtzehnjähriger, wohlgebildeter Jüngling, erregte, als man ihn vorführte, das Mitleid der Frau und der Töchter des Caziken und wurde auf die Bitten derselben verschont. Sein Loos war aber fast noch ärger, als das seiner Gefährten, denn er mußte als Hausslave den ganzen Tag unter steter Mißhandlung und kärglicher Nahrung Holz und Wasser tragen und bei jedem Feste vom Morgen bis zum Abend auf dem freien Platze des Dorfes unausgesetzt hin und her laufen, ohne einen Augenblick still zu stehen, wenn er nicht von den Pfeilen der ringsum aufgestellten Wilden durchbohrt sein wollte. Bei einem solchen Feste wurde er einmal auf einen hölzernen Rost gebunden und auf glühende Kohlen gesetzt, um lebendig gebraten zu werden, als die Töchter des Caziken auf sein Jammergeschrei noch zur rechten Zeit herbeieilten und ihn durch ihr dringendes Flehen retteten. Kaum waren seine Brandwunden geheilt, als ihm Hirrihigua befahl, den Begräbnißplatz, welcher in der Mitte eines von reissenden Thieren wimmelnden Waldes lag, Tag und Nacht zu bewachen, und die Drohung hinzufügte, daß er unfehlbar würde verbrannt werden, wenn man auch nur eine einzige Leiche vermisse. Die Aufgabe war um so schwieriger, da die auf den hölzernen Särgen liegenden Deckel nur mit einem Klotze oder Steine beschwert waren und leicht von einem wilden Thiere konnten hinweggestoßen werden. Ortiz, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, hielt sorgfälig Wache, eines Nachts aber überwältigte ihn der Schlaf und als er, von dem Geräusche eines fallenden Sargdeckels geweckt, ängstlich auffuhr und umschaute, fehlte die Leiche eines erst kürzlich verstorbenen Kindes. Er spürte sogleich weiter nach und hörte, nachdem er einige Zeit vergebens umhergeirrt, an dem Saume des Waldes ein Geräusch, wie wenn ein Hund an einem Knochen nagt. Er schlich nun näher und schoß einen Pfeil in das Gebüsch, in welchem er beim Mondscheine eine Bewegung bemerkte; da er jetzt keinen Laut mehr hörte, so wartete er bis Tagesanbruch, um die Wirkung seines Schusses zu sehen.

Er hatte gut getroffen, denn das Raubthier, ein großer Panther, lag todt vor seinen Füßen. Er brachte darauf die Reste des Leichnams wieder in den Sarg und schleppte den erlegten Panther nach dem Dorfe, wo ihm diese beherzte That Achtung verschaffte und sogar auf einige Zeit den Zorn des Caziken beschwichtigte. Die Nachsicht dieses in seiner Rache unersättlichen Wilden währte jedoch nicht lange und wäre dessen älteste Tochter dem fortwährend den rohesten Mißhandlungen ausgesetzten jungen Manne nicht zur Flucht behülflich gewesen, so würde er an einem bereits bestimmten Festtage den Landesgöttern als Opfer gefallen sein. Er entkam glücklich zu dem Caziken Mucozo, dem Bräutigam seiner Retterin, und fand bei demselben eine freundliche Aufnahme. Hirrihigua verlangte zwar seinen Sclaven dringend zurück, Mucozo verweigerte aber die Auslieferung und wollte lieber auf die Hand der von ihm innigst geliebten Tochter des Caziken verzichten, als die heiligen Vorschriften des Gastrechts gegen seinen Schützling, zu dem er bald eine brüderliche Zuneigung faßte, verletzen.

Als der Statthalter von Mucozo, der bald nach Ortiz in das spanische Lager kam und sich über die aufmerksame Behandlung, welche ihm hier zu Theil ward, sehr erfreut zeigte, erfuhr, daß er sowohl als auch der unversöhnliche Hirrihigua dem mächtigen Caziken Urribarracari, der im Innern des Landes in einer fruchtbaren Gegend wohne, unterworfen seien, so beschloß er sein Heer von dem dürren und an Lebensmitteln sehr armen Küstenstriche dorthin zu bringen und setzte sich schon nach einigen Tagen in nordöstlicher Richtung in Bewegung. Der Weg führte anfangs durch gefährliche Sümpfe und dichte Urwälder, wo man mit jedem Schritte auf schwer zu überwindende Hindernisse stieß und fortwährend durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen belästigt wurde, und als man endlich die Residenz Urribarracaris erreichte, fand man weder diesen, noch hinreichende Vorräthe für die bereits Mangel leidenden Truppen. Als man jedoch noch zwanzig Stunden weit den Marsch fortsetzte, gelangte man in eine sehr schöne, mit herrlichen Maisfeldern bedeckte Ebene, wo man sogleich ein Lager aufschlug, um sich für die harten Mühen

der letzten Tagereisen, auf denen man fast stets durch tiefe Moräste hatte waten müssen, zu entschädigen. Die Bewohner dieser Gegend waren mit ihrem Häuptling Acuera in die Wälder geflohen und der Statthalter bemühte sich vergebens, mit ihnen einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. „Ich kenne schon deine Landsleute," entgegnete Acuera dem an ihn abgesandten Boten, „aus früherer Zeit, als sie unsere friedlichen Gestade heimsuchten und Unheil über die glücklichen Bewohner brachten. Was sind sie anders als gewöhnliche Landstreicher, welche sich umhertreiben, um die Dörfer zu plündern und wehrlose Leute mit kalter Grausamkeit hinzumorden. Nein, mit einer solchen Brut will ich keine Freundschaft, keinen Frieden; ich schwöre ihr ewigen unversöhnlichen Kampf. Ihr prahlt mit eurer Tapferkeit; meine Krieger sind nicht weniger tapfer, wie ihr bald zu euerm Schrecken erfahren sollt; aber nicht auf offenem Schlachtfelde will ich euch entgegentreten, obwohl wir euch auch dort nicht fürchten, sondern durch List, Hinterhalt und nächtlichen Ueberfall will ich euch verderben und die Waffen nicht eher niederlegen, als bis kein Weißer mehr in den Grenzen meines Gebietes zu finden ist. Ihr verlangt, ich solle euerm jenseits des großen Meeres wohnenden Beherrscher Gehorsam geloben, wißt, daß ich König bin in meinem Lande und mich nie einem andern Menschen unterwerfen werde, der sterblich ist, gleich mir. Feig und niederträchtig ist der Mann, welcher frei sein kann und sich unter das Joch eines andern beugt. Ich und mein Volk haben diese Ueberzeugung und ziehen den Tod der Sclaverei und der Unterjochung unseres Vaterlandes vor." Den Drohungen des kühnen Häuptlings entsprach die That; Tag und Nacht umschwärmten seine Krieger das spanische Lager und wer unvorsichtig genug war, sich nur hundert Schritte davon zu entfernen, fand gewiß, von ihren wohlgezielten Pfeilen durchbohrt, seinen Tod. Mit Blitzesschnelle stürzten alsdann einige Wilde aus dem Gehölze hervor, schnitten dem Getroffenen den Kopf ab und eilten davon, ohne daß man sie zu erreichen vermochte. Des Nachts scharrten sie die begrabenen Leichname wieder aus, zerrissen sie in Stücke und hingen sie an den Bäumen auf. Dieser Plage, für welche man nur selten und nicht befriedigende

Rache nehmen konnte, müde, brach man nach zwanzigtägiger Rast das Lager wieder ab und setzte den Marsch stets nach Nordosten hin fort bis zu dem etwa zwanzig Stunden entfernten Dorfe Ocali, wo man zwar Mais und andere Lebensmittel in Menge, aber, da die Eingeborenen nirgends Viehzucht trieben, kein Fleisch vorfand; man konnte diesen Mangel, welcher immer empfindlicher zu werden anfing, nur unvollkommen durch das in Ueberfluß vorhandene Wildpret ersetzen, da sich Niemand ohne die größte Lebensgefahr von dem Heere entfernen und tiefer in den Wald eindringen konnte. Man hatte zwar in dieser von der niedrigen Küste schon weiter entfernten und wohlangebauten Gegend nicht mehr so oft mit unwegsamen Sümpfen zu kämpfen, aber die feindlich gesinnte Bevölkerung war auch desto dichter und man mußte fortwährend gegen die häufigen Ueberfälle auf der Hut sein; trotz der größten Vorsicht würde man indessen durch die unvermutheten Angriffe der schnellfüßigen Wegelagerer bedeutende Verluste erlitten haben, wenn nicht die blutdürstigen Schweishunde, welche stets den Zug umkreisten, gewöhnlich den Hinterhalt aufgespürt und die nahe Gefahr verrathen hätten. Wehe den armen Wilden, welche diese Bestien, von denen man Wunder der Tapferkeit und Klugheit erzählt, erreichten, sie wurden jämmerlich zerfleischt und in Stücke zerrissen.

Von Ocali kam man in eine andere eben so fruchtbare, aber ausgedehntere Provinz des Binnenlandes, welche von drei Brüdern beherrscht wurde. Die beiden jüngern ließen sich durch die wiederholten Vorstellungen des Statthalters bereden, mit ihm in ein friedliches Verhältniß zu treten und dem Könige von Spanien den Eid der Treue zu leisten; den ältern aber, welcher nach dem von ihm regierten Landestheile Vitachuco hieß, suchte man vergebens durch mehrere Botschaften zu diesem Schritte zu bewegen; selbst als seine Brüder ihm die Macht der Spanier in übertreibender Schilderung darstellten, als sie ihm erzählten, daß die wunderbaren Fremdlinge Kinder der Sonne und des Mondes seien und aus einem fernen Lande kämen, wo die Sonne in ihrer größten Pracht aufgehe, daß sie auf eben so muthigen als schnellen Thieren, Pferde genannt, denen man weder mit Gewalt Widerstand

leisten, noch durch die Flucht entgehen könne, einherzögen, blieb er ruhig bei seinem Entschluß und schalt seine Brüder wegen ihrer Leichtgläubigkeit. „Man sieht, sprach er, daß ihr noch junge Leute seid, ohne Verstand und Erfahrung, sonst würdet ihr nicht die verabscheuungswerthen Weißen mit so lächerlichen Lobsprüchen überhäufen, ihr würdet sie nicht als tapfer und tugendhaft, nicht als höhere Wesen preisen; ihr würdet vielmehr bedenken, daß diese Leute keine anderen und nicht besser sind, als diejenigen, welche früher in unserem Vaterlande so schändliche Grausamkeiten verübten. Beweisen sie nicht jeden Tag, daß sie keine Abkömmlinge unserer Götter, der Sonne und des Mondes, sind, sondern Kinder des bösen Geistes? Wie würden sie sonst plündernd und verheerend von Land zu Land ziehen, die Weiber und Töchter der friedlichen Einwohner entführen und von Anderer mühsamen Arbeit leben, statt selbst zu arbeiten. Besäßen sie nur einige der Tugenden, welche ihr ihnen nachrühmt, so würden sie in ihrer Heimath bleiben und den Boden anbauen, statt andere Völker, die ihnen keine Beleidigung zugefügt, durch Raub und Mord zu verderben, ohne sich vor ihren Mitmenschen zu schämen oder vor Gott zu fürchten. Ihr selbst seid bereits, durch eitle Versprechungen und glatte Worte verführt, ihre Sclaven und feige Memmen geworden, denn ihr lobt, was ihr tadeln und verabscheuen solltet. Warnet eure Freunde, mein Gebiet zu betreten, denn ich schwöre euch, daß sie, so tapfer sie auch sein mögen, es lebendig nicht wieder verlassen." Hernando de Soto lachte über diese Drohungen und fürchtete um so weniger ihre Verwirklichung, da sich der Cazike später zu einer freundschaftlichen Uebereinkunft und zur Lieferung von Lebensmitteln während des Aufenthalts der Truppen in seinem Gebiete verstand, aber sie waren ernstlich gemeint und seine scheinbare Nachgiebigkeit sollte nur die Ausführung eines kecken Schlages zur Vertilgung der weißen Männer erleichtern. Doch auch unter seinen Leuten waren Verräther und Juan Ortiz wußte ihre Geschwätzigkeit so gut zu benützen, daß er bald dem Befehlshaber den ganzen Plan des Caziken mittheilen konnte. Dieser hatte bereits zehntausend auserlesene Krieger unweit seines Dorfes, in welches die Spanier auf seine Einladung eingerückt waren, aber

ohne ihre Waffen, die sie in einem nahen Gehölze versteckten, versammelt und beabsichtigte an einem bestimmten Tage den Statthalter zu einer Musterung seiner in Schlachtordnung, aber unbewaffnet aufgestellten Unterthanen einzuladen. In dem Wahne, daß dieser, durch das einschmeichelnde Benehmen, welches er fortwährend gegen ihn zu zeigen sich bemühte, sicher gemacht, allein erscheinen würde, hatte er einer auserlesenen Schaar seiner stärksten Leute befohlen, auf ein verabredetes Zeichen Hernando de Soto zu ergreifen und in die Mitte seiner Krieger zu tragen, welche dann schnell ihre Waffen nehmen und über das spanische Lager herfallen sollten. Der Statthalter beschloß nach reiflicher Ueberlegung den treulosen Caziken in seiner eignen Schlinge zu fangen und folgte seiner Einladung mit verdachtloser Miene, aber nicht allein, sondern mit der ganzen glänzend gerüsteten und wohlbewaffneten Streitmacht, um, wie er vorgab, die einheimischen Krieger durch ein Scheingefecht zwischen seiner Reiterei und seinem Fußvolk zu erfreuen. Obschon dem argwöhnischen Vitachuco dieser Vorschlag keineswegs behagte, so war es doch zu spät, seinen Vorsatz aufzugeben, und er und Hernando zogen, jeder von zwölf Leuten begleitet und sein Vorhaben unter freundlichen Worten verbergend, nach der Ebene, wo bereits beide Heere in Schlachtordnung aufgestellt waren. Kaum befanden sie sich aber an der Stelle, die zur Ausführung des Verraths bestimmt war, als auf das Signal einer Trompete die Begleiter des Statthalters den Caziken ergriffen und davontrugen, während die Reiterei auf die Wilden, welche jetzt zu ihren im hohen Grase verborgenen Waffen griffen, eindrang und sie in die Flucht sprengte. Die meisten suchten ihre Rettung in dem dichten Walde, wo jede Verfolgung unmöglich war; nur die im Vordertreffen stehenden tapfersten Krieger, welche erst nach hartnäckigem Widerstande zu entkommen suchten, vermochten das schützende Gehölz nicht mehr zu erreichen und stürzten sich in einen nahen See, in welchem man sie umzingelte, aber vergebens durch Versprechungen, Drohungen und Schüsse mit Pfeilen und Kugeln zur Uebergabe zu bewegen suchte; sie kämpften schwimmend den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und erst nachdem die meisten von ihnen ertrunken

oder getödtet waren, ergaben sich die übrigen, als man ihnen Anerkennung ihrer Tapferkeit und gütige Behandlung versprach. Angeschwollen von dem verschluckten Wasser und von Hunger, Ermüdung und Schlaf überwältigt, befanden sie sich in einer bedauernswerthen Lage; die Spanier, von Bewunderung über einen so ausdauernden Muth ergriffen, erquickten sie zwar mit Speise und Trank, waren aber unbarmherzig genug, sie als Sclaven unter sich zu vertheilen. Vitachuco wurde in seiner Gefangenschaft mit Milde und Achtung behandelt, aber er konnte den Verlust seiner Freiheit nicht ertragen und entwarf bald einen zweiten Racheplan, an dessen Gelingen er nicht zweifelte. Seine in dem ganzen Lager als Sclaven zerstreuten Krieger erhielten von ihm so heimlich, daß Niemand etwas ahnete, den gemessenen Befehl, an einem bestimmten Tage ihre neuen Gebieter, während sie unbewaffnet und arglos beim Mittagsmahle säßen, zu erschlagen und sich so auf einmal von ihren Unterdrückern zu befreien; er selbst wolle zur rechten Zeit durch das gewohnte Kriegsgeschrei das Zeichen zum Angriffe geben. An dem festgesetzten Tage speiste der Cazike, wie fast immer, an der Tafel des Statthalters und ward von diesem mit der gütigsten Aufmerksamkeit behandelt. Nach dem Mahle streckte er sich der Länge nach auf eine Bank, warf sich von einer Seite zur andern, ballte die Fäuste, zog die Arme krampfhaft an sich und warf sie dann wieder mit solcher Heftigkeit von sich, daß alle Glieder knackten wie geknicktes Rohr. Nachdem er auf diese Weise nach der Gewohnheit der Wilden, wenn sie sich zur Vollbringung einer außerordentlichen That anschicken, seine Kraft geübt, sprang er plötzlich auf, faßte den Statthalter mit der linken am Halse und versetzte ihm mit der rechten einen so fürchterlichen Schlag ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte und ihm das Blut aus Augen, Nase und Mund hervorströmte. Alles dieses war das Werk eines Augenblickes und wären die an der Tafel sitzenden, vor Erstaunen starren Offiziere jetzt nicht herbeigeeilt und hätten den wüthenden Wilden mit ihren Schwertern durchbohrt, so würde es um Hernando de Soto, auf welchem er bereits kniete, um ihm den Todesstreich zu versetzen, geschehen gewesen sein. Auf das durchdringende, eine Viertelstunde

weit hörbare Geschrei, welches der Cazike beim Beginne seines Mordversuchs erhob, stürzten sich sämmtliche Sclaven auf ihre Herrn und schlugen mit der nächsten Waffe, die ihnen zur Hand war, mit Feuerbränden, Kochtöpfen und Bratspießen auf sie los, bis es diesen nach nicht geringer Anstrengung gelang sie zu überwältigen. Nun begann ein allgemeines Gemetzel und alle Sclaven ohne Ausnahme wurden niedergemacht. Der bewußtlos am Boden liegende Statthalter, welchen man anfangs für verloren hielt, erholte sich nach Verlauf einer halben Stunde wieder, sein Gesicht war aber arg verwundet und entstellt und mehrere Zähne waren ihm eingeschlagen; auch die meisten seiner Leute hatten Brandwunden und Quetschungen davon getragen, einigen waren Arme und Beine zerschlagen, aber nur vier fanden in dem Getümmel ihren Tod, welches sicher mit der Vertilgung aller Spanier geendet hätte, wenn nicht die Sclaven, von denen kein einziger über regelmäßige Waffen gebot, durch die ihnen angelegten Ketten an der freien Bewegung gehindert gewesen wären.

Sobald sich das Heer von seinen Wunden erholt hatte, verließ es den verhängnißvollen Ort und erreichte nach einem Marsche von zehn Stunden, auf welchem es fortwährend von den Wilden beunruhigt wurde, Osachile, ein aus etwa zweihundert Häusern bestehendes Dorf, aus dem aber der Cazike und die Bewohner, welche bereits mit Schrecken den Tod Vitachucos erfahren hatten, entflohen waren. Hier vernahm man, daß die Provinz Apalachee, welche von allen Eingeborenen als die größte und fruchtbarste des ganzen Landes gepriesen wurde, nicht mehr weit entfernt sei, daß aber die zahlreichen Krieger derselben so wild und unbändig jedem Feinde entgegenrückten, daß gewiß alle Spanier trotz ihrer Tapferkeit in Stücke gehauen und ins Feuer geworfen würden. Der Statthalter, von diesen Drohungen wenig geschreckt, beschloß in der so sehr gerühmten Provinz, wo es ihm keinesfalls an Lebensmitteln fehlen könne und wo er vielleicht die ersehnten, bis jetzt vergebens gesuchten Schätze zu finden hoffen durfte, zu überwintern und brach deshalb, da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, sogleich wieder auf, um das Ziel seiner Reise möglichst bald zu erreichen. Nachdem man eine unbewohnte Wüste von bedeu-

tendem Umfange ſchnell durchſchritten hatte, gelangte man zu einem großen, von dichten Urwäldern umgebenen Moraſt, welcher die Grenze von Apalachee bildete und durch den nur ein ſehr ſchmaler Pfad führte, der von zahlreichen Kriegern beſetzt war. Hier hatte Narvaez eine Niederlage erlitten und daſſelbe Loos würde unſtreitig auch Hernando de Sotos Expedition getroffen haben, wenn nicht die kluge Vorſicht dieſes Befehlshabers alle Vorkehrungen des Feindes vereitelt und den Durchgang Schritt vor Schritt erzwungen hätte. Die Krieger von Apalachee rechtfertigten übrigens den Ruf ihrer wilden Tapferkeit vollkommen und das Heer verlor in dieſem gefährlichen Paſſe, auf deſſen Unüberwindlichkeit die Eingeborenen ihre ganze Hoffnung gebaut hatten, viele ſeiner beſten Leute, wofür es ſich, ſobald es ſich wieder auf offenem ebenem Boden befand, unbarmherzig rächte. Man zog jetzt durch eine herrliche, mit Maisfeldern und andern Pflanzungen bedeckte Gegend und erreichte endlich Anhayca, den Hauptort des Landes, wo der Statthalter ſogleich die Reſidenz des entflohenen Caziken, welche Capaſi hieß, bezog und das ganze Heer in die übrigen Häuſer vertheilte. Außer Anhayca zählte Apalachee noch viele andere Dörfer, welche aber, wie auch in den andern Theilen Floridas, alle dieſelbe Bauart hatten und ſich durch nichts unterſchieden, als durch die größere oder geringere Anzahl der Wohnungen. Der Pallaſt des Caziken lag regelmäßig auf einer natürlichen oder künſtlichen Anhöhe und beſtand aus zehn bis zwanzig Häuſern, je nach der Zahl der unterzubringenden Familie und Dienerſchaft. Am Fuße der Anhöhe ſtanden die übrigen Wohnungen um einen viereckigen Platz, deſſen Größe immer dem Umfange des Dorfes entſprach und von welchem ein fünfzehn bis zwanzig Fuß breiter und auf beiden Seiten mit dicht aneinander ſtehenden tief eingerammten Baumſtämmen eingefaßter Weg, deſſen Stufen ebenfalls aus Baumſtämmen beſtanden, den Hügel hinan führte, der auf allen andern Seiten ſteil und unzugänglich war und leicht vertheidigt werden konnte. Hernando de Soto ließ ſogleich das ohne Schwertſtreich in Beſitz genommene Dorf, welches ſich trefflich zum Winterlager eignete, ſtark befeſtigen, um die ſich täglich wiederholenden Angriffe der Eingeborenen

erfolglos zu machen, und schickte dann mehrere Streifzüge nach verschiedenen Richtungen ab, um sich von der Beschaffenheit des Landes zu überzeugen und seine Hülfsquellen auszukundschaften. Sie fanden in der ganzen Provinz, wo das Klima bei weitem milder und angenehmer war, als in den bis jetzt durchwanderten Gegenden Floridas, überall einen sehr fruchtbaren Boden, welcher Mais, Gurken, Bohnen und wilde Pflaumen im Ueberflusse hervorbrachte; die Flüsse wimmelten von trefflichen Fischen und in den Forsten fehlte es nicht an Wild. Einer der Streifzüge, welcher weiter nach Süden vordrang, erreichte eine schöne Bai, jetzt St. Marcus oder Apalacheebai genannt, und kam an die Stelle, wo der unglückliche Narvaez seine Barken erbaut und sich mit den Resten der Expedition eingeschifft hatte. Die Nachricht von der Nähe des Meeres erfüllte den Statthalter mit nicht geringer Freude und da ihm die Gründung einer Niederlassung an dieser Küstenstelle weit vortheilhafter schien als zu Espirito Santo, so faßte er den Entschluß, die dort zurückgelassene Besatzung an sich zu ziehen und die von ihr bewachten Schiffe nach Cuba zurückzuschicken. Es fragte sich nur, wie er seinen Befehl nach Espirito Santo gelangen lassen sollte, da man keinem einheimischen Boten einen so wichtigen Auftrag anvertrauen durfte und ein Spanier es unmöglich wagen konnte, den einzigen bekannten Weg mitten durch die über ihre Niederlage aufgebrachten Stämme zurück zu gehen. Das Beste schien ihm wohl, das gefährliche Unternehmen einer Schaar seiner Reiter zu übertragen, welche stark genug wäre, um sich im Nothfalle durchzuschlagen oder zurückzuziehen, und doch nicht so zahlreich, um die Heimlichkeit und Eile, welche die Sendung verlangte, zu hindern, aber er mochte bei diesem Wagniß, welches die schlimmsten Folgen haben konnte, nicht befehlen und mußte sich darauf beschränken, dem Heere seine Ansicht kund zu geben. Weit entfernt jedoch, irgend einen Einwand zu erheben, wetteiferten jetzt die jüngsten und rüstigsten Leute der Expedition schon deshalb um den Vorzug, zu diesem Dienste bestimmt zu werden, weil es ein gewagter und abenteuerlicher war. Der Statthalter wählte dreißig wohlberittene Leute und ließ sie, um nicht die Aufmerksamkeit der Eingeborenen zu erregen, noch in

derselben Nacht und in aller Stille abgehen. Glücklich und ungesehen kamen sie durch die gefährlichen Pässe, welche nur mit so großer Anstrengung von dem ganzen Heere erzwungen werden konnten, und wo sie sicher, wenn die Wilden Wache gehalten hätten, als Opfer ihrer Kühnheit gefallen wären. Einzelne Eingeborene, welchen sie begegneten, wurden beharrlich verfolgt und niedergemacht, um durch sie nicht verrathen zu werden, und nur einmal wurden sie von einem stärkeren Truppe verfolgt, welchem sie aber durch die Schnelligkeit ihrer Pferde entgingen. Zu Espirito Santo schifften sie sich, nachdem sie ihre Aufträge ausgerichtet hatten, auf zwei Brigantinen nach der St. Markusbai ein und landeten daselbst nach einer kurzen, glücklichen Fahrt; die abgerufene Besatzung schlug den Landweg ein und stieß ebenfalls bald zu dem Heere, doch nicht ohne bedeutenden Verlust, da sie sich durch das ganze Land mit dem Schwerte Bahn brechen mußte.

Während des fünf Monate dauernden Aufenthaltes im Winterlager war der Statthalter eifrigst bemüht, von den von Zeit zu Zeit eingebrachten Gefangenen Erkundigungen über das Innere des Landes einzuziehen und nach den Gegenden, wo man edle Metalle finde, zu forschen. Die Antworten, welche die Wilden gaben, wurden jedoch selten richtig verstanden oder waren so verwirrt, daß man ihnen keinen vernünftigen Sinn zu entlocken vermochte. Am wichtigsten schienen die Nachrichten, welche zwei vielgereiste handeltreibende Wilden über eine weiter nach Osten hin liegende Provinz, welche Cofachiqui heiße und von einer Frau regiert werde, mittheilten. Nach ihrer Aussage sollte dort ein Ueberfluß an gelben und weißen Metallen, unter denen man sich nichts anderes dachte als Gold und Silber, und an Perlen sein, auf welche die Eingeborenen wenig Werth legten, doch führe der Weg dahin durch eine große Wüste, welche man nur mit einem reichlichen Vorrathe an Lebensmitteln durchziehen könne. Hernando de Soto, die Schwierigkeiten des Weges wenig achtend und von den in Aussicht gestellten Schätzen gelockt, säumte nicht, sobald das Wetter günstiger ward, die ihm angedeutete Richtung einzuschlagen und brach im März 1540 mit der ganzen Streitmacht auf. Die Stämme, durch deren Gebiet man kam, waren

weniger wild und kriegerisch; sie versahen die Truppen hinreichend mit Lebensmitteln, beherbergten sie bereitwillig in ihren Dörfern und ein Heer einheimischer Krieger begleitete sie sogar durch die Wüste bis zu der Grenze von Cofachiqui, wo sie nicht minder freundlich empfangen wurden. Das feine Benehmen der jungen, schönen Fürstin setzte den Befehlshaber und seine Gefährten so sehr in Erstaunen, daß sie nicht umhin konnten, es mit spanischer Artigkeit zu erwidern. Ihr Verlangen, die in ihrem Lande vorhandenen Metalle zu sehen, befriedigte sie ohne Zögern, indem sie zwei ihrer Leute fortschickte, welche alsbald, mit großen Stücken beladen, zurückkehrten; aber die vermeintlichen Schätze erwiesen sich zu nicht geringem Verdrusse der Spanier als werthlose Dinge, denn das gelbe Metall war eine Art Kupfer, das weiße Glimmer (Katzensilber); einigen Trost gewährte jedoch der wirklich bedeutende Vorrath an Perlen, welcher in den Tempeln und Gräbern aufgehäuft war und von der freigebigen Fürstin dem Statthalter zur Verfügung gestellt wurde. Auf ihre Bemerkung, daß man die meisten und schönsten Perlen in der großen Gruft ihrer Vorfahren finden werde, begab er sich mit seinen Hauptleuten und den Beamten der Krone dahin und sah seine Erwartungen diesesmal nicht getäuscht. Der Tempel, welcher als Begräbnißplatz der Caziken diente, war etwa hundert Schritte breit und vierzig lang und hatte ein sehr hohes, mit Schilfmatten bedecktes Dach. Am Eingange standen riesige, nicht ohne Kunst gearbeitete hölzerne Bildsäulen, alle verschieden bewaffnet, in drohenden Stellungen und mit grimmigen Gesichtern; auch das Innere des Tempels war mit Statuen von verschiedener Gestalt und Größe und mit einer Menge von See- und Flußmuscheln ausgeschmückt. Die Leichen der Caziken lagen in schön gearbeiteten, auf Bänken neben einander stehenden Kasten und waren so wohl einbalsamirt, daß man keinen übeln Geruch bemerkte. Jeden Kasten umgaben mehrere aus Rohr geflochtene Körbe, welche mit Pelzen, Anzügen aus gegerbten Häuten und mantelähnlichen, theils aus einer feinen Baumrinde, theils aus einer flachsartigen Grasgattung, theils aus bunten Federn gewebten Wintergewändern angefüllt waren. Der werthvollste Inhalt dieser Körbe aber bestand aus unzähligen Perlen von

jeder Größe und zum Theil zu Figuren von Kindern und Vögeln zusammengesetzt. Die Beamten der Krone stimmten dafür, sich aller dieser werthvollen Gegenstände sogleich zu bemächtigen und damit nach der St. Marcusbai zurück zu kehren; Hernando de Soto bestand aber darauf, seine Reise zur näheren Auskundschaftung des Landes fortzusetzen und die Schätze, mit denen man sich jetzt auf dem ohnehin so beschwerlichen Wege nicht belasten dürfe, bis zur Beendigung der Expedition in dem Tempel, wo sie am sichersten verwahrt seien, liegen zu lassen; man könne sie daselbst um so leichter abholen, da das Dorf nach der einstimmigen Versicherung der Eingeborenen nur zwei Tagereisen vom Meere entfernt sei. Die Meinung des Anführers drang durch und man setzte sich nach einem ziemlich langen Aufenthalt in der reichen und fruchtbaren Provinz Cofachiqui am 3. Mai wieder in Bewegung. Man kam durch wohlangebaute Landstrecken und viele stark bevölkerte Dörfer, fand aber fast überall eine freundliche Aufnahme. Um sich gegen die Angriffe und Neckereien der Eingeborenen zu sichern, hatte es sich der Statthalter in der letzten Zeit zum Grundsatze gemacht, unter irgend einem Vorwande stets den Caziken jeder Provinz bis an deren Grenze mit sich zu führen, wo er ihn mit angemessenen Geschenken entließ. Auf diese Weise sicherte er die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel und die Fortbringung des Gepäcks und brauchte nicht zu befürchten, durch heimtückische Wegweiser irre geführt zu werden. Auf dem Marsche behandelte er den gewöhnlich neben ihm einherziehenden Caziken mit großer Ehrerbietung und Förmlichkeit und versah ihn mit schöner Kleidung und sogar, wenn er es verlangte, mit einem Pferde, wodurch sich dieser sehr geschmeichelt fühlte und den an ihn gestellten Forderungen gern entsprach.

Dieses freundliche Verhältniß, welches indessen nur kurze Zeit dauern sollte, machte jetzt erst die Spanier mit dem Charakter, der Lebensweise und den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, welche sie seither nur als tapfere Krieger hatten achten lernen, bekannt und eine gedrängte Mittheilung ihrer freilich sehr unvollkommenen Beobachtungen dürfte schon deshalb nicht überflüssig erscheinen, weil die Nachrichten über den Zustand der allmälich

nach dem Inneren des Landes zurückgedrängten urſprünglichen Bevölkerung Floridas bis auf die neueſte Zeit auffallend dürftig geblieben ſind. Beſonders gilt dieſes von den ſich häufig widerſprechenden Bemerkungen über die Religionsbegriffe der Eingeborenen und man ſcheint nur mit Gewißheit annehmen zu können, daß die meiſten Stämme die Sonne als die belebende Kraft der ganzen Natur anbeteten und ihr unblutige Opfer (Honig, Mais und wohlriechende Kräuter) darbrachten. Viermal des Jahres fand auf einem hohen Berge ein allgemeines Feſt zur Ehre der Sonne ſtatt, wobei man ſich nach der von feierlichen Lobgeſängen begleiteten Opferung mit Tanz, Spiel und andern Luſtbarkeiten ergötzte. Dieſe religiöſe Handlung hing mit einer alten Sage zuſammen, nach welcher einmal eine große Fluth alles Land bis zum Gipfel des erwähnten Berges überſchwemmte und nur wenige Bewohner, die ſich dorthin retteten, verſchonte, welche dann der Sonne, durch deren Kraft ſich die Gewäſſer wieder verliefen, zur beſtimmten Zeit ihre Huldigung und ihren Dank darzubringen beſchloſſen. Man erbaute ihr auch an mehreren Orten Tempel, die zugleich zur Aufbewahrung der Todten dienten und alle genau dem bereits weiter oben beſchriebenen glichen. Außer der Sonne, ihrer Wohlthäterin, ſollen die Floridaner auch ein böſes Weſen, Toia genannt, verehrt und ihm zur Beſänftigung ſeines Zorns, von dem ſie alles über ſie hereinbrechende Ungemach herleiteten, zahlreiche Opfer, zuweilen ſogar ihre erſtgeborene Knaben dargebracht haben. Alle Opfer wurden von den Prieſtern (Juanas) beſorgt, welche zugleich Aerzte und Staatsräthe waren und im Frieden und Kriege einen durchgreifenden Einfluß übten. Wollte man gegen einen andern Stamm zu Felde ziehen, ſo wurde einer der Prieſter zuvor über den Ausgang des Unternehmens befragt. Er ſäumte nicht, ſich durch gräßliche Gliederverrenkungen und gezwungenes Verzerren der Augen und des Geſichts in den Zuſtand eines Gottbegeiſterten zu verſetzen und ſtattete dann ſeinen auf geheim eingezogenen Erkundigungen geſtützten Bericht über die Zahl und den Standort des Feindes, ſo wie über den Erfolg des Kampfes ab. Ehe man ins Feld rückte, wurde ein feierliches Gebet an die Sonne gerichtet und dieſe beſchworen, den Flehenden

günstig zu sein; darauf schöpfte der Cazike Wasser mit einem hölzernen Löffel und spritzte es unter vielen Verwünschungen gegen den zu bekriegenden Stamm über seine Krieger. „Möchtet ihr, sprach er zu diesen, eben so das Blut eurer Feinde verspritzen! Möchtet ihr, fuhr er fort, indem er zum zweitenmal den Löffel mit Wasser füllte und es auf ein neben ihm brennendes Feuer goß, eben so schnell, als ich diese Flamme auslösche, eure Feinde vertilgen." — So groß der Muth der floridanischen Krieger aber auch war, so schlugen sie sich doch nie in einer offenen Feldschlacht, sondern legten dem Feinde Hinterhalt, um ihn auf der Jagd oder Fischerei zu überfallen oder ihm während seiner Abwesenheit ein Dorf auszuplündern und die Wehrlosen zu erschlagen oder zu Sclaven zu machen. Ihre gewöhnlichen Waffen waren Pfeile und Bogen, welche sie mit seltener Gewandtheit und Kraft zu handhaben verstanden, doch trugen viele auch Speere, Keulen, Aexte und Streithämmer von Kupfer. Den erschlagenen Feinden lösten sie, wenn ihnen Zeit genug dazu blieb, die Hirnschale nebst dem Haupthaare ab und nahmen diesen Kopftheil, gewöhnlich Scalp genannt, als Siegeszeichen mit sich fort. Die Arme und Beine ihrer eigenen im Gefechte gefallenen Krieger hängten sie in den Dörfern auf einem öffentlichen Platze an Stangen auf und versammelten sich um dieselben, um die Feinde zu verfluchen. Vor allen aber erhoben die Weiber der Umgekommenen ein fürchterliches Geschrei und flehten weinend zu dem Caziken, diese Schmach nicht ungerächt zu lassen. Nach dieser ersten Aeußerung ihres Schmerzes begaben sie sich zu den Gräbern ihrer Männer, streuten ihr abgeschnittenes Haupthaar darauf und beobachteten so lange eine strenge Trauer, bis dieses wieder über die Schultern herabreichte, worauf es ihnen erlaubt war, sich von neuem zu verheirathen. Der Floridaner begnügte sich gewöhnlich mit einer Frau und behandelte sie mit Güte und Zuvorkommenheit, dagegen hatte sie ihm eine unverbrüchliche Treue zu bewahren, wenn sie nicht den grausamsten Strafen verfallen wollte. Die Caziken hatten mehrere Weiber, aber nur die Kinder der rechtmäßigen ersten Gemahlin waren erbfähig. Sämmtliche Kinder, Knaben sowohl als Mädchen, wurden bis zu ihrem zwölften Jahre von

den Müttern erzogen; in diesem Alter kamen die Knaben unter die Zucht des Vaters, der sie mit Bogen und Pfeilen versah und durch die Jagd auf Mäuse und Eidechsen zu tüchtigen Schützen heranbildete. — Die Lebensweise aller floridanischen Stämme war sehr einfach und als gewöhnliche Nahrungsmittel galten Hirse, Hülsenfrüchte und Fische; Fleisch genossen sie nur, wenn sie ein Wild erlegten, denn von Viehzucht wußten sie nichts. Die Felle der erlegten Thiere dienten ihnen als Kleidung, welche für die Männer aus einem Mantel und kurzen, kaum die Schenkel bedeckenden Beinkleidern, für die Weiber aus einem längeren, bis auf die Knöchel herabreichenden Gewande und einem kurzen mantelähnlichen Ueberwurfe bestand. Bei diesen einfachen Sitten und Gebräuchen beharren immer noch die in dem Innern des Landes und vorzüglich in den Wildnissen im Süden und an dem oberen Laufe des S. John, des größten aller Flüsse der Halbinsel, hausenden Abkömmlinge der alten Floridaner. Sie sind bis jetzt dem Christenthume und europäischer Cultur unzugänglich geblieben und haben auch in neuerer Zeit bei mehreren Angriffen denselben hartnäckigen Muth bewiesen, gegen welchen Hernando de Soto nur mit vorübergehendem Erfolge ankämpfte.

Der ungestörte Durchzug durch das Gebiet mehrerer Caziken und die reichlichen Spenden an Lebensmitteln, welche die Eingeborenen zusammentrugen, hatten die Spanier bereits so sicher gemacht, daß sie ihr großes Ziel, die Unterjochung des Landes, jetzt ohne weitere große Schwierigkeit erreichen zu können glaubten; ihre Freude war aber allzuvoreilig, denn die Freundlichkeit mehrerer kleineren Häuptlinge, welche sie als ein Zeichen baldiger Unterwerfung betrachteten, hatte ihren Grund nur in dem Wunsche, die gefährlichen Gäste möglichst schnell aus ihrem Bezirke fortzuschaffen und mächtigeren, mehr zum Kriege geneigten Stämmen zuzuführen. Auf diese Weise gelangte das Heer allmälich bis zu dem Gebiete Tuscaluzas, eines der stolzesten und tapfersten Caziken, welcher über eine ausgedehnte Landstrecke, die einen großen Theil der jetzigen Staaten Alabama und Mississippi umfaßte, und über zahlreiche Kriegerschaaren gebot und die zudringlichen Fremdlinge, deren Ankunft in Florida er schon lange mit Aerger und

Besorgniß vernommen hatte, in die Falle zu locken und zu vertilgen beschloß. Um jeden Verdacht zu vermeiden, schickte er seinen Sohn mit einem glänzenden Gefolge zu dem Anführer der Spanier, um ihm seine Dienste anzubieten und ihn mit allen seinen Leuten nach seiner Hauptstadt Mauvila einzuladen. Als Hernando de Soto die Einladung unbedenklich annahm, fand zwischen ihm und dem Häuptling eine Zusammenkunft statt und beide setzten sich sogleich nach der Residenz in Bewegung, wo sie nach einem Marsche von einigen Tagen am 18. October 1540 ankamen. Schon auf dem Wege schöpfte man Verdacht gegen die Aufrichtigkeit des Häuptlings, da mehrere Leute, welche sich unvorsichtig von dem Heere entfernt hatten, nicht wieder erschienen und man wahrzunehmen glaubte, daß Boten mit geheimen Aufträgen häufig kamen und gingen. Die Vermuthung ward fast zur Gewißheit, als ein auf Kundschaft ausgeschickter Hauptmann berichtete, daß in der Stadt über zehntausend auserlesene Krieger versammelt und die Einwohner, welche Weiber und Kinder entfernt hatten, emsig mit den Vorbereitungen zu einem keineswegs freundlichen Empfange ihre Gäste beschäftigt seien. Mauvila, die stärkste Festung des Landes, von welcher jetzt noch der Fluß und die Bai Mobile ihren Namen führen, und nach der man die Spanier absichtlich lockte, lag auf einer schönen Ebene an der Nordseite des Flusses Alabama, und war von einem hohen Wall aus ungeheuern, in den Boden eingerammten Bäumen, welche durch andere quer laufende Stämme und durch Seile von gespliztem Rohre und wilden Weinranken zusammengehalten wurden, umgeben. Diese fast undurchdringliche, mit einem aus Stroh und Thon bereiteten Mörtel überzogene Masse, war ringsum mit Schießscharten versehen und wurde durch zahlreiche Thürme, von denen jeder sieben bis acht Streiter zu fassen vermochte, bestrichen. Sie hatte nur zwei Thore, das eine an der östlichen, das andre an der westlichen Seite, und beide waren durch eine die ganze Stadt in zwei Hälften scheidende Straße verbunden, in deren Mitte sich ein großer, freier Platz befand, an welchem sich die Wohnung des Caziken und die andern Hauptgebäude erhoben. Die Gesammtzahl der Häuser belief sich auf etwa achtzig, jedes derselben

faßte aber fünfhundert bis fünfzehnhundert Personen und war nicht in einzelne Gemächer abgetheilt, sondern bestand, gleich einer Kirche, aus einer einzigen großen Halle. Zwei dieser Häuser wurden Hernando de Soto und seinen Begleitern als Wohnung angewiesen, die Mehrzahl der Truppen sollte in Hütten außerhalb der Mauern bleiben. Obschon diese Einrichtung sehr unbequem und sogar gefahrdrohend erschien, so unterließ der Befehlshaber, um keinen Verdacht zu erregen, jede Einwendung, gab aber seinen Leuten den geheimen Befehl, sich schlagfertig zu halten, obschon er keinen ernstlichen Kampf befürchtete, so lange der Cazike an seiner Seite und in seiner Gewalt war. Als aber auch dieser sich bei einer günstigen Gelegenheit mit herben Worten verabschiedete und rasch in ein mit Kriegern angefülltes Haus trat, konnte man an dem baldigen Beginne der Feindseligkeiten nicht mehr zweifeln. Der Statthalter änderte indessen sein freundliches Benehmen nicht und ließ den Caziken zum Frühstücke einladen, da sie seither gewöhnlich zusammen gespeist hatten. Die Einladung wurde zweimal vergebens wiederholt und als endlich Juan Ortiz zum drittenmale erschien und ärgerlich und mit lauter Stimme die Diener Tuscaluzas aufforderte, ihrem Herrn zu sagen, er möge herauskommen und den Statthalter nicht länger warten lassen, da das Essen auf dem Tische stehe, trat ein prächtig geschmückter Krieger, wahrscheinlich der Feldherr, zur Thüre heraus und schrie mit zornglühendem Gesichte: „Wer sind diese Räuber, diese Landstreicher, die es wagen, meinem Gebieter zuzurufen: komm heraus! komm heraus! mit so wenig Ehrerbietung, als sei er einer der Ihrigen? Bei der Sonne und bei dem Monde! diese Frechheit ist nicht mehr zu ertragen; laßt uns diese zudringlichen Menschen auf der Stelle niederhauen und ihrem Uebermuthe ein Ende machen.“ Bei diesen Worten ergriff er seinen Bogen und richtete einen Pfeil auf mehrere in der Nähe des Hauses befindliche Spanier; ehe er aber noch Zeit fand, das Geschoß abzudrücken, sprang einer der Begleiter des Juan Ortiz, welcher die Bewegungen des Wilden beachtet hatte, herbei und spaltete ihm mit einem kräftigen Schwerthiebe die Seite, so daß die Eingeweide hervorschossen und er sogleich todt nieder-

fiel; sein Sohn, welcher nun hervortrat, um ihn zu rächen, hatte kein besseres Schicksal und nun entspann sich ein verzweifelter Kampf, der bald allgemein wurde und bis zum Abend wüthete. Die Spanier thaten Wunder der Tapferkeit, wurden aber einigemal zurückgedrängt und in große Noth gebracht, bis der Nachtrab des Heeres anlangte und die Schlacht zu ihren Gunsten entschied; sie hatten indessen keine Ursache, sich über den Sieg zu freuen, denn zwei und achtzig der ihrigen kamen um und fast kein Mann blieb unverletzt, selbst der Statthalter war gefährlich verwundet und vermochte sich kaum bis zum Ende des Kampfes im Sattel zu erhalten. Sehr schmerzlich war der Verlust an Pferden, auf welche die Wilden vorzüglich ihre Geschosse richteten und von denen sie nicht weniger als zweiundvierzig tödteten. Ueber das Schicksal des Caziken erfuhr man nie etwas Bestimmtes, wahrscheinlich erstickte er, als man die Stadt in Brand steckte, in einem seiner Häuser, wo er Zuflucht gesucht hatte; sein tapferer Sohn fiel in der Schlacht und wurde mitten unter seinen erschlagenen Kriegern gefunden, deren Anzahl man auf elftausend angibt.

Mißmuthig verließ Hernando de Soto, nachdem die Wunden seiner Leute geheilt waren, am 18. November den verhängnißvollen Ort Mauvila, zog aber nicht, wie er bis jetzt beabsichtigt hatte, nach der Küste, sondern in nordwestlicher Richtung nach dem Innern des Landes, um das Entweichen seiner Truppen, welche jetzt sehnsüchtig die erste Gelegenheit, in ihre Heimath zurückzukehren, erwarteten, zu verhindern und die Schmach einer verunglückten Expedition von sich abzuwenden. Der Weg führte aber unglücklicher Weise fortwährend durch das Gebiet kriegerischer Stämme und jeder Tag brachte neue Kämpfe und neue Verluste, bis man endlich den Mississippi an einem der gewöhnlichen Ueberfahrtsplätze zwischen dem 34. und 35. Grade N. Br. erreichte. Statt diese günstige Gelegenheit zu ergreifen, um mit dem sehr geschwächten Heere nach der Küste herabzugehen und sich an einem günstigen Orte bis zur Ankunft neuer Verstärkungen zu verschanzen, überschritt der Statthalter, von dunkeln Gerüchten über weiter nach Westen hin liegende gold-

reiche Länder verleitet, den Fluß und setzte seinen Marsch bis zum Arkansas fort, wo er zwar eine fruchtbare Gegend antraf, in welcher er überwinterte, aber seine so lange gehegte Hoffnung, endlich zu einer goldenen Region zu gelangen, gänzlich dahin schwinden sah. Fast die Hälfte seiner Truppen hatte er durch Gefechte, Krankheiten und Drangsale jeder Art verloren; der größte Theil seiner Pferde war umgekommen, die übrigen, lahm und abgemagert, wurden täglich zum Dienste untauglicher. Während des Winters starb auch Juan Ortiz, der unentbehrliche Dolmetscher, und dieser unersetzliche Verlust war ein neuer Beweggrund für den Statthalter, den früher aus Aerger gefaßten Entschluß, immer weiter nach Westen vorzudringen, wenigstens für jetzt aufzugeben und, sobald das Wetter es erlauben würde, der Küste zuzueilen. Nach einem ruhigen Winter, dem angenehmsten, welchen das in bequemen Hütten untergebrachte und mit Brennholz und guten Nahrungsmitteln im Ueberflusse versehene Heer auf seinem beschwerlichen Zuge erlebt hatte, trat man den Rückzug an und erreichte ohne Unfall Guachoya, ein am Zusammenflusse des Arkansas und des Mississippi liegendes Dorf, wo sogleich der Bau mehrerer Brigantinen begonnen wurde, welche nach Cuba segeln und Verstärkungen an Leuten und Pferden, sowie auch frische Vorräthe an Schafen, Hornvieh und Saatkorn holen sollten. Die Zeit bis zu ihrer Rückkehr wollte man zur Gründung einer Pflanzstadt am Mississippi und zur Erforschung und Unterwerfung der Umgegend verwenden und sich zur Fortsetzung der Expedition, welche man immer noch zu einem glücklichen Ende zu führen gedachte, rüsten. Der Bau der Schiffe war jedoch noch nicht weit vorgerückt, als der Statthalter, an dessen Herzen schon längst ein heimlicher Kummer über die geringen Erfolge seines Unternehmens genagt hatte, an einem schleichenden Fieber erkrankte, welches ihn längere Zeit an das Lager fesselte und nach vielen Leiden am 25. Mai 1542 in seinem zweiundvierzigsten Jahre dahinraffte. Sein Tod erfüllte alle seine Leute mit tiefem Schmerze, denn er war ein trefflicher Befehlshaber und ganz besonders geeignet, eine Schaar eben so tapferer als ungefügiger Abenteurer zusammenzuhalten und zu

leiten. Streng und unnachsichtig in Allen, was die Kriegszucht betraf, verzieh er leicht alle andern Vergehen und behandelte die Mannschaft bis zu dem geringsten Fußknecht herab mit Freundlichkeit und Wohlwollen. Verdienst jeder Art wußte er bald zu erkennen und säumte nicht, es nach Kräften zu belohnen. Persönlich tapfer bis zur Verwegenheit warnte er vorsichtig seine nicht selten leichtsinnige und tollkühne Leute vor Gefahr, sorgte gewissenhaft für ihren Unterhalt und ging in der Noth, wenn diese nicht zu vermeiden war, und überhaupt in der ruhigen Erduldung aller Mühseligkeiten und Beschwerden stets mit gutem Beispiele voran. Gegen die Eingebornen benahm er sich im Allgemeinen menschlicher und barmherziger als die meisten der übrigen spanischen Eroberer; er suchte sie durch Freundschaftsanträge und Geschenke zu gewinnen und griff nur, wenn seine und seiner Truppen Sicherheit auf dem Spiele stand, zu gewaltsamen Maßregeln.

Luis de Moscoso, ein eben so tapferer als beliebter Hauptmann, welchen Hernando de Soto auf dem Sterbebette zu seinem Nachfolger ernannt hatte, versammelte, nachdem der Leichnam seines Vorgängers, um ihn vor der Mißhandlung der Wilden zu sichern, in den Mississippi versenkt worden war, den Kriegsrath, um über das, was nun zu thun sei, einen Beschluß zu fassen. Die Meinungen waren verschieden, denn während die Meisten, nach der Heimath verlangend, dem Laufe des Flusses zu folgen für das Sicherste hielten, stimmten andere dafür, lieber zu Land westwärts nach der Grenze des reichen Mejico, welche man nicht mehr weit entfernt glaubte, zu ziehen und sich nicht dem Mississippi, dessen Windungen und Mündung man nicht kannte, anzuvertrauen. Die letzte Ansicht, obschon sie auf einem großen Irrthume beruhte, drang durch und am 4. Juni setzte sich das Heer in Marsch, fest entschlossen, grade nach Westen hin vorzudringen und unter keiner Bedingung weder rechts noch links von dieser Richtung abzuweichen. So durchstreifte man eine große Strecke der sich zwischen Mejico und dem Mississippi hinziehenden, aus ungeheuern Prairien bestehenden Hochebene, bis Mangel an Lebensmitteln und der herannahende Winter den Rückzug aus diesen obdachlosen und von wilden kriegerischen Stämmen bewohn-

ten Steppen geboten. Unter beständigen Kämpfen mit den immer dreister werdenden Eingeborenen und nicht ohne bedeutende Verluste an Leuten und Pferden erreichte man endlich sechzehn Meilen oberhalb des Ausgangspunktes Guachoya das Ufer des Mississippi wieder und setzte sich in dem wohlgelegenen und reichlich mit Lebensmitteln versehenen Dorfe Aminoya fest, um hier von neuem den Bau von mehreren Schiffen zu beginnen, auf welchen man nach Cuba oder Mejico zu gelangen gedachte. Während der mühevollen Arbeit mußte ein Theil der Mannschaft die Umgegend durchstreifen und die wiederholten Angriffe der benachbarten Caziken, welche sich zur Vertilgung der lästigen Gäste verbunden hatten, zurückweisen. Am 2. Juli 1543 schifften sich endlich die Reste der glänzenden Expedition, in allem dreihundert und fünfzig Leute, auf sieben elenden Brigantinen ein und erreichten nach einer anstrengenden Fahrt und ohne Unterlaß von den frohlockenden Uferbewohnern geneckt, glücklich die Mündung des Flusses, von wo sie, da eine Reise über das hohe Meer nach Cuba mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden war, längs der Küste nach Westen segelten und nachdem sie einem heftigen Sturme, der ihre gebrechlichen Fahrzeuge zu zertrümmern drohte, glücklich entgangen waren, in den Panuco, an dessen Ufern die Spanier von Mejico aus bereits eine Pflanzstadt gegründet hatten, einliefen. Die Bewohner von Panuco empfingen die an allem Mangel leidenden Abenteurer mit der größten Freundlichkeit und bewirtheten sie nach Kräften, bis sie im Stande waren, für ihre Zukunft zu sorgen. Viele kehrten nach Spanien oder Cuba zurück, einige traten in den geistlichen Stand, die meisten aber ließen sich in Mejico oder andern spanischen Colonien nieder, um hier das Glück, welches sie auf ihrem Zuge nach Florida nicht gefunden hatten, auf einem zwar langweiligeren, aber sichereren Wege zu suchen.

So endete die mit so großen Erwartungen und bedeutenden Mitteln begonnene Expedition des kühnen Hernando de Soto, welcher vielleicht sein Ziel wenigstens zum Theil erreicht haben würde, wenn er, weniger eigensinnig und verdrüßlich, statt weiter nach dem Innern des Landes vorzudringen, an den Ufern des

Mississippi bis zur Ankunft neuer Verstärkungen geblieben wäre und durch die Gründung einer Pflanzstadt seine späteren Unternehmungen gesichert hätte. Die spanische Regierung betrachtete indessen Florida, obschon alle Versuche, die Halbinsel zu erobern, gescheitert waren, als ihr rechtmäßiges Besitzthum, verjagte eine Schaar französischer Ansiedler, welche sich hier im J. 1562 niederließen, und gründete im J. 1565 an der östlichen Küste die Stadt St. Augustine, worauf denn nach und nach, aber nur äußerst langsam, in verschiedenen Gegenden des Landes Niederlassungen entstanden.

Francisco Pizarro.

Während sich Hernando de Soto, gleich seinen unglücklichen Vorgängern, vergebens abmühte, in der nördlichen Hälfte der neuen Welt festen Fuß zu fassen und die unerschöpflichen Quellen des Reichthums, welche falsche Gerüchte und eine sie unterstützende rege Einbildungskraft dort voraussetzten, aufzufinden, waren glücklichere Abenteurer an der Küste des stillen Ozeans weit nach Süden vorgedrungen und in dem goldreichen Peru zu dem Besitze nie geahnter Schätze gelangt. Nach dem schmachvollen Ende des Entdeckers der Südsee, Vasco Nuñez de Balboa, war der Statthalter Pedrarias de Avila eifrigst bemüht, die großen Pläne des von ihm so ungerecht hingeopferten Nebenbuhlers weiter zu verfolgen und die unermeßlichen Vortheile, welche mit dem Gelingen derselben verbunden sein mußten, für sich auszubeuten. Um diese sich ausschließend anzueignen, mußte er von den über ihm stehenden Statthalter Westindiens möglichst unabhängig sein, und er gab sich deshalb vorerst alle Mühe, über die ungünstige Lage der von Martin Fernandez de Enciso am Meerbusen von Darien gegründeten Pflanzstadt Santa Maria del Antigua dem spanischen Hofe so lange klagend zu berichten, bis er die Erlaubniß erhielt, die Colonie an die Küste der Südsee zu versetzen. Er begann den Bau der neuen Stadt im J. 1518 und nannte

sie Panama. Von hier aus schickte er nun jährlich Leute nach Süden hin auf Entdeckungen aus, aber ohne besondere Erfolge, bis endlich Francisco Pizarro, ein kühner, mit den Verhältnissen der neuen Welt vertrauter Mann, welcher Vasco Nuñez und andere Entdecker auf ihren Zügen begleitet hatte, sich mit Ernst und Umsicht zu einer Expedition nach den südlichen Küsten des stillen Meeres entschloß.

Francisco Pizarro, im J. 1475 zu Trurillo in der Provinz Estremadura geboren, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmannes, wurde aber von seinem Vater gänzlich vernachläßigt und mußte in seiner Jugend auf dem Landgute desselben die Schweine hüten. Als er eines Tags durch seine Nachläßigkeit eines derselben verlor, wagte er aus Furcht vor der ihm gewissen strengen Strafe nicht, wieder nach Hause zurückzukehren, und schiffte sich, nachdem er sich, ohne Unterkommen zu finden, einige Zeit in seinem Vaterlande umhergetrieben und dann als Lanzknecht in Italien gedient hatte, mit vielen seiner Waffengenossen nach Westindien ein, um dort das Glück zu suchen, welches ihm in der Heimath nie lächeln zu wollen schien. Durch seine rastlose Thätigkeit, seinen feurigen Muth und seine große Klugheit schwang er sich in der neuen Welt bald zur Stelle eines Hauptmannes empor und befand sich in dieser Eigenschaft bei der Expedition des Vasco Nuñez de Balboa, welche die Entdeckung der Südsee zur Folge hatte. Später stand er im Dienste des Statthalters Pedrarias und lebte lange behaglich in Panama, wo er ein Haus, Landgüter und viele Sclaven besaß, bis auch ihn die Lust zu Entdeckungen und Eroberungen erfaßte und ihn unaufhörlich zur Verwirklichung der großartigen Pläne seines früheren Anführers Vasco Nuñez aufstachelte. Er verband sich zu diesem Zwecke mit zwei andern gleichgesinnten Männern, dem Hauptmann Diego de Almagro, einem rührigen Abenteurer von niedriger Herkunft, welcher seinen Namen von dem Orte Almagro in der Provinz Cuenca, wo er im J. 1463 geboren wurde, führte, und Hernando de Lucca, einem reichen Priester. Diese drei Männer schlossen und beschworen auf feierliche Weise einen Vertrag, nach welchem sie zusammen die Eroberung der südlich

von Panama hinziehende Küste und zwar in der Weise versuchen wollten, daß Pizarro die Expedition anführen, Almagro die Bedürfnisse herbeischaffen und Hernando de Lucca bestimmte Geldvorschüsse leisten sollen. — Am 14. November 1524 ging Pizarro mit hundert und zwölf Leuten zu Panama unter Segel und steuerte nach Süden hin; da er aber seine Reise zu der ungünstigsten Zeit, in welcher das Wetter gewöhnlich stürmisch ist und fast anhaltend nur Gegenwinde wehen, angetreten hatte, so erreichte er nach einer höchst mühseligen Fahrt längs der ungesunden und menschenleeren Küste erst nach siebenzig Tagen einen Hafen, welcher später den Namen Puerto de la Hambre (Hungerhafen) erhielt und zu dem man jetzt bei günstigem Winde von Panama aus in eben so vielen Stunden gelangt. Da die Lebensmittel zu Ende gingen und die seemüde Mannschaft, von welcher bereits fast ein Drittel gestorben war, der Ruhe bedurfte, so ging Pizarro ans Land und schickte das Schiff nach der nicht weit von Panama liegenden Perleninsel, um frische Vorräthe zu holen, deren Eintreffen er in zehn bis zwölf Tagen mit Zuversicht erwartete, die aber erst nach siebenundvierzig Tagen ankamen. Während dieser Zeit fristete man das Leben mit Seemuscheln, die man nur mit großer Anstrengung am Strande sammeln konnte, und mit bittern Palmsprossen; aber die kleine Bemannung des Schiffes hatte auf der Fahrt nach der Perleninsel noch größere Leiden und einen so fürchterlichen Hunger erduldet, daß sie von der Schiffspumpe das Leder ablöste und gierig verzehrte. Nachdem man sich wechselseitig getröstet und wieder erholt hatte, wurde die Reise bis zu einem weiter südlich gelegenen Orte fortgesetzt, wo man zwar Lebensmittel in Fülle antraf, aber von den kriegerischen Bewohnern eine solche Niederlage erlitt, daß Pizarro, welcher selbst mehrere gefährliche Wunden davon trug, die weitere Untersuchung dieser Küstenstrecke vorerst aufzugeben und nach Chucama, einem in der Nähe der Perleninseln liegenden Hafen, zurückzukehren gezwungen war, wo er sich, so gut es ging, einrichtete, während er sein von den Würmern zerfressenes Schiff, welches nicht länger die See zu halten vermochte, nach Panama schickte, um seinen Gefährten die Nachricht von dem unglücklichen

Ausgang des ersten Entdeckungsversuches zu geben und sie zur schleunigen Sendung neuer Mannschaft und frischer Lebensmittel zu veranlassen. Durch einen ärgerlichen Zufall war aber wenige Tage vor der Ankunft des lecken Fahrzeuges Diego de Almagro mit siebenzig Leuten ausgelaufen, um Pizarro aufzusuchen; er berührte den Ort, wo dieser mit so großem Verluste zurückgewiesen worden war, und bestand ebenfalls einen Kampf mit den Wilden, in welchem er ein Auge verlor und die Mehrzahl seiner Mannschaft verwundet wurde; es gelang ihm indessen, sich des Ortes zu bemächtigen und ihn in Brand zu stecken, worauf er seine Fahrt fortsetzte und am 24. Juni 1525 die Mündung eines großen Flusses erreichte, welchem er den Namen San Juan beilegte. Da er hier keine Spur seines Gefährten fand, so nahm er seinen Weg nach Chucama, dem verabredeten Vereinigungspunkte, wo er ihn in einem nicht sehr erfreulichen Zustande antraf. Almagro hatte am San Juan einige Stücke gediegenen Goldes eingetauscht und so befriedigende Andeutungen über die Reichthümer des weiter nach Süden hin sich erstreckenden Landes erhalten, daß beide Abenteurer trotz des bedeutenden Verlustes an Geld und Leuten, der sie bereits getroffen, ihr begonnenes Unternehmen hartnäckig zu verfolgen beschlossen und bald darauf, nachdem sie einige Verstärkung, welche mit dem Reste ihres Vermögens in Panama nur mit Mühe angeworben werden konnte, an sich gezogen hatten, mit frischem Muthe unter Segel gingen und jenseits des San Juan, wo sich das Land ergiebiger, aber auch stärker bevölkert zeigte, längs der Küste hinsteuerten. Auf dieser mühevollen Fahrt, welche nicht weniger als drei Jahre dauerte, landete man an verschiedenen Punkten, wo edle Metalle im Ueberflusse vorhanden zu sein schienen, durfte aber mit einer so geringen und abgematteten Mannschaft nirgends einen Kampf mit den tapfern und wohlbewaffneten Eingebornen wägen, welche zwar die Fremdlinge gastlich empfingen, aber ihnen die Besitznahme eines Ortes oder die Gründung einer Ansiedelung entschieden verwehrten. Almagro ging deshalb, während Pizarro auf einer sicheren Insel zurückblieb, nochmals nach Panama, um durch den Bericht über die Erfolge ihrer Nachforschungen tüchtige

Leute in ihre Dienste zu locken; es hielt ihm jedoch so schwer, die Theilnahme der Ansiedler zu gewinnen, daß es ihm erst nach fünf Monaten gelang, ein kleines Schiff mit einiger Mannschaft abgehen zu lassen. Pizarro setzte mit dieser Verstärkung sogleich die Reise fort und segelte noch hundert Meilen weiter bis zu einer Gegend, welche Motupe hieß und etwa in der Mitte zwischen den jetzigen Städten San Miguel de Piura und Trurillo liegt. Er hatte also das eigentliche Peru erreicht und war nicht wenig von der Fruchtbarkeit und dem Reichthum dieses Landes und der weit vorangeschrittenen Cultur seiner Bewohner überrascht. Zu Tumbez, einem schönen Küstenorte, bewunderte er einen prachtvollen Tempel und einen großen Palast des Inca (Beherrschers) von Peru, die erstaunliche Menge goldner und silberner Gefäße und Werkzeuge und zweifelte jetzt nicht mehr, daß er das Ziel seiner Wünsche erreicht habe. Es war ihm freilich jetzt nur vergönnt, die unermeßlichen Schätze mit lüsternen Blicken zu betrachten, denn die ihm zu Gebot stehende Macht war zu gering, als daß er auch nur den Versuch, sich einen Theil derselben anzueignen, hätte wagen dürfen. Er begnügte sich also damit, durch freundschaftlichen Tausch sich Proben von Gold, Silber und einheimischen Stoffen, so wie auch einige Eingeborene, die er zu Dolmetschern auszubilden gedachte, zu verschaffen, und kehrte nach Panama zurück, um die zur Eroberung eines so viel versprechenden Reiches nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Hier fand er aber an dem neuen Statthalter Pedro de los Rios, welcher Bedenken trug, die besten Kräfte der ihm anvertrauten Colonie einem weitaussehenden Unternehmen von so ungewissem Erfolge zu opfern, einen entschiedenen Gegner seiner Pläne und es blieb ihm kein anderer Ausweg, als selbst nach Spanien zu gehen, um sich an dem Hofe die Erlaubniß zur Eroberung des von ihm entdeckten Landes zu erwirken. Er ward hier sehr wohlwollend aufgenommen und sein glänzender Bericht machte auf Karl V. und dessen Räthe einen so günstigen Eindruck, daß er mit Gunstbezeugungen überhäuft und durch eine am 26. Juli 1528 ausgefertigte Bestallung zum Statthalter von Peru ernannt wurde, ohne jedoch die geringste Unterstützung an Geld oder Mannschaft, deren

Anwerbung man ihm auf seine eigene Kosten überließ, zu erhalten. Es fanden sich indessen eben sowohl habgierige Wucherer, welche ihm gegen ungeheure Versprechungen Geld vorstreckten, als auch nach Ehre und Reichthum geizende Abenteurer, welche sich zur Theilnahme an der Expedition leicht bereden ließen und ihm nach der neuen Welt folgten.

Nachdem Pizarro zu Panama alle Hindernisse glücklich beseitigt und mit seinen Gefährten über die Theilung des Gewinns und die Besetzung der wichtigsten Stellen in dem zu erobernden Lande eine feste Uebereinkunft getroffen hatte, ging er mit seinem Heere, welches aus hundert dreiundvierzig Fußgängern und siebenunddreißig Reitern bestand, auf drei spärlich mit Geschütz versehenen Schiffen im Februar 1531 unter Segel und erreichte nach einer kurzen glücklichen Fahrt die Bai San Mateo, wo er ans Land ging und längs der Küste weiter zog. Die Eingeborenen ergriffen überall bei der Annäherung der Spanier mit ihrer Habe die Flucht und schon fingen die beutegierigen Kriegsleute an zu murren, als sich bei dem Ueberfalle eines größeren Ortes, welcher Coaque hieß, ein bedeutender Vorrath von Gold, Silber und Edelsteinen vorfand und jedem Zweifel an dem Reichthume des Landes ein Ende machte. Zu Coaque, wo eine solche Menge von Lebensmitteln aufgespeichert war, daß sie drei Jahre lang zum Unterhalte der Truppen hätten ausreichen können, hielt man Rast, bis die nach Panama zur Abholung neugeworbener Kriegsleute abgeschickten Schiffe zurückkamen, und benützte den Aufenthalt, um die Bevölkerung der Umgegend zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, aber ohne Erfolg, obschon die meisten Häuptlinge sich friedlich zeigten und, da sie die Folgen ihres Schrittes nicht ahnten, sogleich bereit waren, die spanische Oberherrschaft anzuerkennen. Auch auf dem weiteren Marsch bis zum Meerbusen von Guayaquil fand das kleine Heer keinen Widerstand und da jetzt die schlimme Jahreszeit herannahte, so beschloß Pizarro auf der nicht weit von der Küste gelegenen, äußerst fruchtbaren und stark bevölkerten Insel Puna zu überwintern. Bei der Ueberfahrt leisteten die Eingeborenen bereitwilligen Beistand; der Cazike der Insel empfing die unerwarteten

Gäste freundlich und beschenkte sie mit Gold, Silber und im Lande gefertigten vorzüglichen Zeugen. Da aber die Erfahrung genugsam gelehrt hatte, daß die Indianer unter dem Schein der Freundschaft und Freigebigkeit gewöhnlich Verrath verbargen und nur einen günstigen Zeitpunkt zum Beginne der Feindseligkeiten erwarteten, so war Pizarro auf seiner Hut. Seine Befürchtungen zeigten sich auch schon nach wenigen Wochen begründet; die Dolmetscher berichteten ihm einstimmig, daß sich die zahlreichen Krieger der Insel sammelten und sich in der Nähe des spanischen Lagers versteckt hielten, um es in der Nacht zu überfallen. Da rasches Handeln hier vor Allem nöthig schien, so ließ der Statthalter sogleich den Caziken und die vornehmsten Häuptlinge festnehmen und griff das von ihnen gesammelte Heer mit solchem Ungestüme an, daß es sich nach einem bedeutenden Verluste nach allen Richtungen hin zerstreute. Darauf wurde über die Anstifter des Verraths Gericht gehalten und die ausgesprochene Strafe des Köpfens oder Verbrennens sogleich als Warnung für andere Häuptlinge, welche sich treulos zeigen würden, vollzogen. Sobald der Winter vorüber war, gingen die Truppen wieder nach dem Festlande und setzten, den geringen, schlecht geleiteten Widerstand der Wilden vor sich niederwerfend, ihren Marsch bis zum Flusse Piura fort, wo Halt gemacht und, um einen Stützpunkt für die ferneren Unternehmungen zu haben, eine Colonie, welche den Namen San Miguel erhielt, gegründet wurde. Pizarro, dem Beispiele des ihm befreundeten Cortez folgend, war fest entschlossen, von Piura aus sogleich nach dem Inneren des Landes und dem Aufenthaltsorte des Inca vorzudringen und durch einen entscheidenden Schlag sich seine Eroberung zu sichern; schwerlich wäre ihm jedoch dieses Vorhaben mit seinen unbedeutenden Streitkräften gelungen, wenn nicht der politische Zustand des peruanischen Reiches die Ausführung seines Planes auf eine auffallende Weise begünstigt und erleichtert hätte. — Huayna Capac, der zwölfte Inca Perus, hatte mit Einwilligung seines Sohnes und Nachfolgers Huascar einem seiner andern Söhne, dem von ihm besonders geliebten und bevorzugten Atabaliba die Provinz Quito, den nördlichsten Theil Perus, als unabhängiges

Besitzthum geschenkt. Nach dem Tode des Vaters lebten die Söhne in brüderlicher Eintracht, bis es Huascar einfiel, dem ihm an Verstand weit überlegenen und deshalb von ihm gefürchteten Atabaliba zu verkünden, daß er ihm die von seinem Vater so unklug von dem Reiche abgerissene Provinz ferner nur unter der Bedingung, daß er ihm als Landesherrn huldige, überlassen könne. Atabaliba, weder geneigt, seine Unabhängigkeit aufzugeben, noch mächtig genug, im Felde sein Recht geltend machen zu können, nahm seine Zuflucht zur List und erwiederte seinem Bruder, er sei bereit, ihm am Tage der Todesfeier ihres Vaters, welche jährlich in der Hauptstadt Cuzco mit großem Pompe begangen wurde, den Huldigungseid zu leisten, wenn er ihm gestatten wolle, seine Häuptlinge mitzubringen. Huascar, kurzsichtig genug, ertheilte um so lieber diese Erlaubniß, als er dadurch die Feierlichkeit der Eidesleistung noch zu erhöhen glaubte. Atabaliba ließ zur bestimmten Zeit seine Häuptlinge und seine tapfersten Krieger, die er für seine Sache gewonnen hatte, in kleinen Abtheilungen und in festlicher Kleidung, unter welcher sie aber ihre Waffen verborgen hatten, nach der Hauptstadt ziehen, und vereinigte sie in der Nähe derselben unvermuthet zu einem Heere von dreißigtausend Mann. Huascar erwachte nun, aber freilich zu spät, aus seiner Sorglosigkeit und rückte ihm mit seinen schnell zusammengerafften Truppen entgegen. Es kam zu einem hartnäckigen, blutigen Treffen, in welchem Huascar geschlagen und gefangen wurde. Atabaliba war jetzt Beherrscher des Landes, befleckte aber, um sich im Besitze der so schnell erlangten Macht zu erhalten, seinen Sieg durch die abscheulichsten Grausamkeiten, denn da nach einem alten, stets streng beobachteten Gesetze jeder Thronfolger der rechtmäßige Abkömmling eines Inca und seiner rechtmäßigen Gemahlin sein mußte, er selbst aber nur der Sohn einer Beischläferin war, so ließ er, um jede Empörung unmöglich zu machen, sämmtlichen Gliedern der Herrscherfamilie und allen Statthaltern und Feldherrn seines Bruders die Köpfe abschlagen, verschonte aber diesen und behielt ihn in strengem Gewahrsam, um sich seiner im äußersten Nothfalle als Rettungsmittel zu bedienen. Während Atabaliba mit diesen Anord-

nungen eifrigst beschäftigt war und mit seinem Heere in der Stadt Caramalca stand, um von hier aus seine Befehle zu ertheilen und durch seine Feldherrn Chilicuchima und Quizquiz die Provinzen des Reichs, welche sich weigerten, ihn als ihren Beherrscher anzuerkennen, unter seine Botmäßigkeit zu bringen, landeten die Spanier und rückten fast ungehindert in das über die neuesten Ereignisse bestürzte und unvertheidigte Land.

Nachdem Pizarro die nöthigen Vorbereitungen zu einem schnellen Eroberungszuge getroffen und die neue Colonie durch eine Besatzung gesichert hatte, brach er am 24. September 1532 mit der übrigen Mannschaft, welche aus zweiundsechzig Reitern und hundert und zwei Fußgängern, worunter zwanzig mit Armbrüsten und drei mit Feuergewehren bewaffnet waren, bestand und einige kleine Geschütze mit sich führte, auf und nahm seinen Weg gerade nach der etwa zwölf Tagereisen von San Miguel entfernten Stadt Caramalca. Der Marsch ging zuerst über eine fruchtbare, wohlangebaute Ebene und war nicht mit der geringsten Anstrengung verbunden, da eine trefflich angelegte breite Heerstraße, auf welcher sechs Reiter bequem neben einander reiten konnten, das ganze Reich durchschnitt und in der Entfernung einer Tagereise jedesmal ein geräumiges, einer Herberge ähnliches Haus stand, wo man die Nacht zubringen konnte und wo man stets Lebensmittel im Ueberflusse antraf. Auch weiterhin, wo der Weg durch das Gebirg führte, blieb sich diese Einrichtung gleich und man hatte sich nur nach Untergang der Sonne gegen eine häufig recht empfindliche Kälte zu schützen. Fast an jedem Rastorte erschienen Abgesandte Atabalibas mit Geschenken und mit freundschaftlichen Versicherungen; man schenkte aber ihren Reden wenig Vertrauen, da sie, wie man vermuthete, nur kamen, um sich von den Absichten und der Zahl der fremden Männer zu überzeugen und ihrem Gebieter genauen Bericht abzustatten, denn sie eilten jedesmal so schnell als möglich davon. Um die wahre Lage der Dinge zu erfahren, hatte Pizarro einen ihm treu ergebenen Häuptling aus der Gegend von San Miguel nach Caramalca geschickt und erwartete mit Ungeduld dessen Rückkehr. Als dieser endlich ankam und gerade mit einem Abgesandten Atabali-

das zusammentraf, der wieder eifrig bemüht war, den Spaniern die Macht und den Reichthum seines Gebieters anzurühmen und dessen freundliche Gesinnungen zu betheuern, stürzte er wüthend auf denselben los, nahm ihn bei den Ohren und hätte ihn arg mißhandelt, wenn nicht der Statthalter seinem Zorne Einhalt gethan hätte. Auf die Frage nach der Ursache eines so ungeziemenden Benehmens entgegnete der Häuptling ärgerlich: „Dieser Mensch ist ein hinterlistiger Taugenichts, der nur hierher gekommen ist, um Lügen zu schwatzen, während Atabaliba auf der Ebene von Caramalca zahlreiches Kriegsvolk sammelt und sich zum Kampfe rüstet. Ich besuchte selbst das Lager, wo man nicht geringe Lust zeigte, mich umzubringen, was auch vielleicht geschehen wäre, wenn ich nicht den Anführern begreiflich gemacht hätte, daß alsdann ihre Boten, welche sich bei den Christen befänden, demselben Schicksal nicht entgehen würden. Zu Atabaliba ließ man mich nicht, unter dem Vorwande, er halte die Fasten und dürfe Niemand sprechen. Endlich erschien einer seiner Oheime und erkundigte sich nach meinem Begehren; als ich ihm, was du mir befohlen, ausgerichtet und deinen Wunsch, mit dem Inca in Frieden zu leben und ihm die Wohlthaten der christlichen Religion mitzutheilen, dargelegt hatte, fragte er mich, was denn diese Christen für Leute seien und welcher Waffen sie sich bedienten; ich erwiederte ihm, daß es krieggeübte, tapfere Männer seien und Thiere, Pferde genannt, mit sich führten, welche so schnell daher stürzten, wie der Wind, daß die darauf sitzenden, mit langen Speeren bewaffneten Krieger niederstießen wen und so viele sie wollten, da sie mit zwei Sprüngen an dem Feinde seien, und daß die Pferde selbst nicht weniger Leute mit ihren Füßen und ihren Mäulern tödteten. Die Fußgänger, fuhr ich fort, tragen zu ihrer Vertheidigung am linken Arme eine hölzerne Scheibe und feste, mit Wolle ausgefütterte Wämser, als Angriffswaffe aber große, scharfe Schwerter, womit sie bei jedem Hieb einen Menschen in der Mitte entzweispalten; manche tragen Armbrüste, welche weithin reichen und mit denen sie bei jedem Schusse sicher wenigstens einen Mann tödten; auch führen sie Donnerbüchsen mit sich, welche feurige Kugeln schleudern, wodurch ganze Haufen

Volkes niedergeschmettert werden. — Alles dieß, meinten die Feldherrn Atabalibas, hätte nichts zu bedeuten; die Zahl der Christen sei nur gering und die Pferde, welche nicht mit Schutzwaffen bedeckt seien, könne man leicht mit Spießen niederstechen; die Donnerbüchsen brauche man nicht sehr zu fürchten, da deren, wie man zuverläßig wisse, nur zwei dem Zuge folgten. Alle Gegenreden fanden keine Beachtung und als ich mich endlich entfernte, gab man mir nicht einmal die nöthigsten Lebensmittel, während dieser Nichtswürdige an deiner Tafel speist und gleich einem angesehenen Häuptling behandelt wird; hatte ich also nicht hinreichenden Grund, über diesen elenden Menschen herzufallen und ihn zu erwürgen?" — Atabalibas Gesandter war über diese Aeußerungen nicht wenig bestürzt und suchte aus allen Kräften die Glaubwürdigkeit derselben zu bestreiten; Pizarro war klug genug, seinen Gründen scheinbar Glauben zu schenken und sich gegen den von ihm abgesendeten Häuptling unwillig zu zeigen, obschon er der festen Ueberzeugung lebte, daß der letztere die Wahrheit gesprochen habe, denn er kannte bereits hinlänglich das hinterlistige Benehmen der Indianer.

Pizarro setzte deshalb um so vorsichtiger seinen Weg fort und erschien am 15. November vor Caramalca. Da ihm weder der Inca selbst, noch ein Abgeordneter desselben, wie er erwartet hatte, entgegenkam, um ihn zu bewillkommnen, wohl aber in der bei der Stadt hinziehenden Ebene das ausgedehnte Lager der Indianer sichtbar war, so rückte er in Schlachtordnung in die von allen männlichen Bewohnern verlassene Stadt ein und brachte seine Truppen in mehreren geräumigen Häusern, welche an einem ummauerten Platze lagen, unter. Caramalca, früher eine der bedeutendsten Städte des peruanischen Reichs und jetzt noch der Hauptort der gleichnamigen Provinz, liegt auf dem Abhange eines Berges über einem von zwei Flüssen durchschnittenen, sehr fruchtbaren Thale und nahm früher einen Flächenraum von einer Meile ein. Die Häuser waren fast alle aus gut behauenen Steinen erbaut und mit Balken und Stroh bedeckt; im Inneren hatte jedes eine Reihe bequemer, durch gemauerte Zwischenwände geschiedener Gemächer und in dem Hofe ein großes Becken, in

welches sich von außen her durch irdene Röhren treffliches Trinkwasser ergoß. Mit dem Platze, von welchem die Spanier Besitz nahmen, hing eine aus Steinen erbaute, nach dem Thale hin gerichtete Festung zusammen, zu welcher man auf einer steinernen Treppe hinaufstieg; eine andere stärkere Festung erhob sich an der entgegengesetzten Seite der Stadt auf einem fast senkrechten, nur auf einer Wendeltreppe zugänglichen Felsen. Zwischen dem Berge und dem großen Platze lag ein anderer kleinerer, der ringsum mit Häusern, in welchen eine Menge Weiber Atabalibas wohnten, eingeschlossen war. Vor dem Stadtthore kam man an einem mit Erdmauern eingefaßten und von einem Baumgarten umgebenen Gebäude vorüber, in welchem die Sonne verehrt wurde und welches die Eingeborenen deshalb das Sonnenhaus nannten; auch in der Stadt selbst sah man mehrere der Sonne geweihte Tempel. — Während die von dem Statthalter ausgeschickten Leute die Lage und Beschaffenheit der Stadt untersuchten, stand er selbst mit der Reiterei auf dem Platze, weil er noch immer glaubte, Atabaliba oder wenigstens ein Bevollmächtigter desselben werde herbeikommen, um ihn zu empfangen und ihm Wohnung anzuweisen. Da aber bereits die Nacht herannahte, ohne daß man irgend Jemand herankommen sah, schickte er einen Hauptmann mit einer Reiterschaar nach dem Lager des Inca, um diesem seine Ankunft zu melden, und ließ, um auf alle Fälle verbereitet zu sein, das Geschütz auf die das Thal beherrschende Festung bringen. Der Hauptmann ritt auf einer wohlangelegten Straße, welche an mehreren mit Morast bedeckten, gefährlichen Stellen absichtlich zerstört war, bis an den in die Nähe des Lagers hinströmenden Fluß, wo er, um keine Feindseligkeiten zu veranlassen, seine Leute zurückließ, und ging dann allein durch mehrere in bestimmten Entfernungen aufgestellte starke Wachen bis zu dem Zelte, welches man ihm als das des Inca bezeichnete. Atabaliba saß vor der Thüre auf einem niedrigen Stuhle und vor ihm standen nebst der etwa vierhundert Mann starken Leibwache eine Menge Weiber, welche ihn beinahe einschlossen. An der Stirne trug er eine etwa zwei Hände breite, mit herabhängenden Schnüren verzierte Binde, welche ihm ein weit würdevolleres

Aussehen gab, als er wirklich hatte. Als der Hauptmann ihm durch den Dolmetscher meldete, daß der Statthalter großes Verlangen trage ihn zu sehen und daß er sich sehr freuen würde, wenn er ihn mit einem Besuche beehren wolle, erwiederte der Inca nichts und hob nicht einmal den Kopf auf, um den Boten anzusehen. Erst als Hernando, Pizarros Bruder, welcher mit einigen Reitern dem ersten Hauptmanne, für dessen Sicherheit man besorgt zu werden anfing, nachgeschickt worden war, eintraf und sich als Stellvertreter des Statthalters darstellte, erhob der Inca die Augen und sprach mit leiser Stimme: „Maizabilica, einer meiner Häuptlinge, hat mich durch einen Boten schon unterrichtet, wie ihr die Caziken mißhandelt und in Ketten legt; auch hat er mir gemeldet, daß er drei Christen und ein Pferd zur Vergeltung getödtet habe. Nichtsdestoweniger habe ich im Sinne, morgen frühe den Statthalter zu besuchen und mit den Christen Freundschaft zu halten, weil sie gute Leute sind." — „Maizabilica, erwiederte Hernando schnell, ist ein lügenhafter Prahler, denn ein einziger Christ würde ihn und alle seine Krieger tödten, ein Pferd aber anzugreifen wagt keiner deiner Unterthanen. Auch ist es unwahr, daß die Christen die Caziken mißhandeln oder ihnen nur irgend einen Schaden zufügen, wenn sie diesen nicht selbst durch Feindseligkeit muthwillig veranlassen. Wenn du dich einmal überzeugt hast, was die Christen, wenn sie dir Beistand gegen deine Feinde leisten, vermögen, so wirst du anders über sie urtheilen und den Lügen eines feigen Häuptlings ferner keinen Glauben schenken." — „Nun wohlan, rief der Inca, ein Cazike hat mir den schuldigen Gehorsam verweigert; zieht mit meinem Kriegsvolke aus, um ihn zu bekämpfen." — „Um einen Caziken zu demüthigen, entgegnete Hernando, hast du gar nicht nöthig, dein Heer ins Feld rücken zu lassen, zehn unserer Reiter reichen hin, um ihn zu vernichten." — Atabaliba lachte herzlich über diese gewagte Behauptung und lud seine Gäste freundlich zu einem Trunke ein; diese lehnten zuerst, weil sie Bedenken trugen, ein ihnen unbekanntes Getränk zu verschlucken, die Einladung unter dem Vorwande, daß sie fasten müßten, ab, entschlossen sich aber doch zuletzt, als man immer mehr in sie drang, von dem

ihnen von den Frauen in großen goldnen Gefäßen dargereichten Chica, einem aus Mais bereiteten gegohrenen Getränke, zu kosten und fanden es nicht unschmackhaft. Darauf verabschiedeten sie sich und kehrten nach der Stadt zurück, nachdem sie vorher noch einige forschende Blicke auf das Lager geworfen hatten. Es nahm wenigstens einen meilenlangen Raum ein und die von Baumwollenzeug verfertigten zahllosen Zelte standen ringsum um das prachtvolle Zelt Atabalibas. Die sämmtlichen Truppen, welche man auf dreißigtausend Mann schätzte, waren vor den Zelten aufgestellt, ihre Spieße staken vor ihnen in dem Boden und sie schienen bereit zu sein, sich auf den ersten Wink in den Kampf zu stürzen.

Am folgenden Morgen erschien ein Bote des Inca, mit der Meldung, daß sein Gebieter sich sammt seinem Gefolge zu einem Besuche in der Stadt anschicke, daß er aber wünsche, man möge ihm eines der am Platze stehenden Häuser während seiner Anwesenheit einräumen. Der Statthalter erwiederte, daß alles nach seinem Begehren geschehen solle, und entließ den Boten mit der Bemerkung, daß er der Ankunft des Inca mit Ungeduld entgegensehe. Bald darauf sah man, wie sich die Ebene allmälig mit Leuten anfüllte und wie diese fast nach jedem Schritte vorwärts wieder stille standen, um die aus dem Lager nachrückenden zu erwarten. Dieser sonderbare Marsch dauerte den ganzen Tag hindurch und als die ersten Haufen gegen Abend der Stadt ziemlich nahe waren, machte das ganze Heer plötzlich Halt. Pizarro hatte unterdessen alle Vorbereitungen zu seiner Sicherheit und zu einem entscheidenden Schlage, wenn sich Veranlassung zu einem solchen bieten würde, getroffen. Die meisten seiner Leute, in drei Schaaren getheilt, lagen vollständig gerüstet in ihren Wohnungen; die Pferde waren gesattelt und aufgezäumt und die Geschütze auf den Sammelplatz der Indianer gerichtet; in den zum Platze führenden Straßen verbarg er einige Mannschaft, um dem Feinde, wenn dieser einen Angriff versuchen würde, in den Rücken zu fallen; er selbst aber behielt zwanzig der muthigsten und stärksten Fußgänger bei sich in seiner Wohnung, um sich mit ihrer Hülfe sogleich des Inca zu bemächtigen, wenn dieser bei seinem Besuche

Hinterliſt im Schilde führen ſollte, was man wirklich vermuthen durfte, da er eine ſo große Menge Leute mit ſich führte. Das Zeichen zum Hervorbrechen ſollte der Donner des Geſchützes, der Schlachtruf „Santiago" ſein. Als die Sonne bereits ſich zum Untergange neigte, ohne daß man irgend eine Bewegung in der dichten Maſſe der Indianer bemerkte, ſchickte der Statthalter nochmals einen Boten hinaus, mit dem Bedeuten, daß Atabaliba doch in die Stadt einziehen möge, ehe es Nacht würde, worauf denn dieſer auch ſogleich mit einem Theile ſeines Heeres aufbrach. Der Bote eilte voraus und unterrichtete den Statthalter, daß die erſten Reihen, welche den Vortrab bildeten, unter ihren Kleidern baumwollene Panzer, und mit Steinen gefüllte Säcke und Schleudern verborgen trügen. Unmittelbar darauf erreichte der Vortrab den Eingang des Platzes. Voraus zog eine Schaar Indianer in bunter, nach Art eines Schachbrettes gewürfelter Kleidung, welche das Amt hatten, die Strohhalme von dem Boden aufzuheben und den Weg zu ſäubern; dieſen folgten drei auf andere Weiſe gekleidete Haufen, ſingend und tanzend; darauf kamen eine Menge Leute mit goldenen und ſilbernen Rüſtungen, Schüſſeln und Kronen, und in der Mitte derſelben erſchien endlich Atabaliba auf einer mit vielfarbigen Papagaifedern gefütterten und mit Gold- und Silberplättchen ausgelegten Sänfte, welche zahlreiche Indianer, die alle Leute von Rang zu ſein ſchienen, auf ihren Schultern trugen; mehrere andere Sänften, auf denen ſich die vornehmſten Häuptlinge befanden, folgten unmittelbar; dann kam wieder eine Menge Volks in einzelnen Abtheilungen mit goldenen und ſilbernen Kronen. Sobald die erſten Reihen in dem Platze waren, ſtellten ſie ſich auf die Seite, um den nachrückenden Raum zu laſſen, und ſobald Atabaliba in der Mitte des Platzes angelangt war, ließ er alle Halt machen, ohne von ſeiner Sänfte herabzuſteigen. Unterdeſſen drängten ſich immer noch Leute in den Platz, während der Anführer des Vortrabs die Feſtung, wo das Geſchütz aufgepflanzt war, erſtieg und ſeinen Spieß zweimal in die Höhe hob, als wolle er den vor der Stadt Verſammelten ein Zeichen geben. Als Pizarro dieß bemerkte, fragte er ſeinen Kaplan, den Pater Vicente Valverde, ob er den

Inca anreden und versuchen wolle, ihn durch die Verkündigung des Wortes Gottes zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen. Vicente war sogleich bereit, nahm ein Kreuz in die eine und seine Bibel in die andere Hand, drängte sich durch die dichten Schaaren der Indianer bis zur Sänfte Atabalibas und sprach zu diesem durch den Dolmetscher: „Ich bin ein Priester Gottes; ich unterrichte die Christen in der Lehre des Herrn und bin gekommen, auch euch dieselbe mitzutheilen. Was ich lehre, ist Gottes Wort und steht hier in diesem Buche, welches ich in der Hand halte. Im Namen Gottes beschwöre ich dich, ein Freund der Christen zu werden, denn so will es Gott und so verlangt es dein eigenes Wohl. Geh also und sprich mit dem Statthalter, welcher dich schon lange erwartet." — Atabaliba verlangte, das Buch, in welchem das Wort Gottes enthalten sein sollte, zu betrachten, und man reichte es ihm, aber geschlossen; da er sich vergeblich bemühte es zu öffnen und der Kaplan sich beeilte, ihm behülflich zu sein, wehrte er diesen sehr unwillig durch einen Stoß auf den Arm ab, und als es ihm endlich nach fortgesetzter Anstrengung gelang, das Buch aufzuschlagen, zeigte er sich keineswegs, gleich seiner Umgebung, über das Papier oder die Buchstaben erstaunt, sondern schleuderte es nach kurzer Untersuchung weit von sich und sprach mit lauter, drohender Stimme: „Ich weiß recht gut, welche schändliche Thaten ihr auf dem Wege verübt, wie ihr die Häuptlinge mißhandelt und wie ihr die Wohnungen meiner Unterthanen geplündert habt." — „Die Christen, erwiederte der Mönch, haben dies nicht gethan, und einige in ihrem Gefolge befindliche Indianer, welche ohne Vorwissen des Statthalters Beute gemacht, hat dieser sogleich unter Androhung schwerer Strafe damit zurückgeschickt." — „Nun wohlan, rief der Inca, wenn dem so ist, so will ich nicht von der Stelle weichen, bis mir aller Raub wieder zurückgebracht ist." — Mit diesem Bescheide eilte der Kaplan zu dem Statthalter; dieser, besonders über das so geringschätzige Verfahren mit der heiligen Schrift ergrimmt, ergriff sogleich die Waffen, stürmte an der Spitze seiner Leute mit unwiderstehlichem Ungestüme durch die überraschten Indianer, ergriff Atabaliba am Arme und schrie: „Santiago!" In demselben Au-

genblicke ertönte der Donner des Geschützes, die Trompeten schmetterten und die Reiterei sprengte in die dichtesten Volksmassen, während das Fußvolk sich mit dem Schwerte zu dem Statthalter Bahn brach, die Sänftenträger niederwarf und Atabaliba gefangen nahm. Die wehrlosen Indianer, welche wohl an nichts weniger als einen so unvermutheten Ueberfall dachten, erlitten, obschon sie in der Verzweiflung die Umfangsmauer des Platzes durchbrachen, eine furchtbare Niederlage, und wäre die Nacht nicht hereingebrochen und der Flucht günstig gewesen, so hätten sich von den vierzigtausend Menschen, welche nach der Schätzung erfahrener Hauptleute auf einem verhältnißmäsig kleinen Raum zusammengedrängt waren, nur wenige zu retten vermocht. Das Gemetzel hatte kaum eine halbe Stunde gedauert und doch zählte man über zwei tausend Todte, welche abscheulich verstümmelt und zertreten auf dem Boden umherlagen. Der Inca, welcher so unvermuthet und so schnell Herrschaft und Freiheit verloren hatte, wurde sogleich in eine gut verwahrte Wohnung gebracht, aber mit gebührender Achtung behandelt. „Du darfst es dir, sprach Pizarro tröstend zu ihm, nicht zur Schande anrechnen, so bald von den Christen besiegt und gefangen worden zu sein, denn diese haben noch weit ausgedehntere Länder, als das deinige ist, erobert und weit mächtigere Herrscher dem großen Kaiser unterworfen, dessen Dienstmann ich bin und der seine Krieger nach der neuen Welt sendet, um die Bewohner derselben zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen. Dieser heiligen Absicht wegen verleiht uns auch der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde die Gnade, eure Heere, so zahlreich und tapfer sie auch sein mögen, mit wenigen Leuten zu besiegen, und ihr solltet euch schon dadurch bewegen lassen, das teuflische und viehische Leben, welches ihr führet, zu verlassen. Habt ihr einmal den Irrthum, in welchen ihr bis jetzt verstrickt waret, eingesehen, so werdet ihr erst die Wohlthat, deren wir euch theilhaftig zu machen suchen, zu schätzen wissen. Wir behandeln die besiegten Feinde stets mit Schonung und bekämpfen nur die, welche uns angreifen, und obschon wir sie in kurzer Zeit vernichten könnten, so thun wir es doch nicht, sondern verzeihen ihnen. Wenn du in Gefangenschaft

gerathen biſt und ſo viele deiner Leute getödtet wurden, ſo geſchah es nur, weil du mit einem großen Heere und in böſer Abſicht gegen uns anrückteſt, obſchon wir dich wiederholt baten, friedlich zu kommen, und weil du das Buch, worin das Wort Gottes enthalten iſt, zu Boden ſchleuderteſt. Der Allmächtige gab deshalb auch zu, daß die Chriſten ſo mühelos den Sieg davon trugen und dein Stolz ſo ſchnell gedemüthigt wurde." Auf dieſe erbauliche Rede erwiederte der unglückliche Atabaliba kurz, daß ihn ſeine Häuptlinge durch falſche Berichte über die Spanier und ihre Abſichten betrogen und ihn gehindert hätten, friedlich zu kommen, was anfangs ſeine Abſicht geweſen wäre; er habe jetzt zu ſeinem Schaden ſein Unrecht erkannt und ſich von der Tapferkeit und der Güte der Spanier überzeugt. Darauf ließ ihn der Statthalter an ſeinem Tiſche Platz nehmen, ihn eben ſo aufmerkſam behandeln und bedienen, wie ſeine eigene Perſon, und ihm in demſelben Gemache, wo er ſelbſt ſchlief, ein gutes Bett aufſchlagen, ohne ihn zu feſſeln oder außer der dienſtthuenden Wache andere Vorkehrungen zu ſeiner Feſthaltung zu treffen. Die Gefangenen, welche nicht zum Dienſte des Heeres nöthig waren, befahl er ſogleich ungefährdet nach ihrer Heimath zu entlaſſen und verwarf mit Unwillen den grauſamen Vorſchlag einiger Hauptleute, ihnen die Hände abzuhauen, um ſie zu fernerem Kriegsdienſte untauglich zu machen. Am folgenden Morgen ſchickte er eine Abtheilung der Reiterei aus, um die Umgegend zu durchſtreifen und die im feindlichen Lager bei der eiligen Flucht des peruaniſchen Heeres zurückgelaſſene Beute einzuſammeln. Dieſe übertraf weit jede Erwartung, denn allein der Reſt des königlichen Tafelgeſchirres, welchen man nicht hatte fortbringen können und der aus großen goldenen und ſilbernen Schüſſeln, Krügen, Töpfen, Bechern, Kohlenbecken und andern Geräthſchaften beſtand, betrug an Werth achtzigtauſend Peſos Gold und ſiebentauſend Mark Silber (vierhundert und achtzig tauſend Gulden) und ließ auf einen ungeheuern Reichthum des peruaniſchen Reiches ſchließen, mit deſſen Eroberung ein ſo glücklicher Anfang gemacht worden war und zu deſſen gänzlicher Beſitznahme der kluge Pizarro nach kurzer Raſt die nöthigen Anſtalten traf. Ehe wir aber in der Erzählung

seiner Unternehmungen fortfahren, wollen wir zum besseren Verständniß derselben eine kurze Schilderung der Beschaffenheit des zu unterjochenden Landes und der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner vorausschicken.

Die schmale Küstenstrecke, welche sich vom Rio Esmeraldas (5° 1′ N. Br.) bis zum Rio Mauli (34° 50′ S. Br.) hinzieht und östlich von einer hohen, unzugänglichen Gebirgskette, in älterer Zeit von den Indianern Ritisuyu (Schneegürtel), jetzt aber gewöhnlich die Anden genannt, begrenzt wird und aus mehreren Provinzen bestand, führte früher keine allgemeine Benennung und verdankt seinen Namen Peru nur den Spaniern und einem Zufalle. Als nämlich eines der von dem rastlosen Statthalter Nuñez de Balboa ausgeschickten Schiffe, welches weiter nach Süden vordrang als die übrigen, dicht am Gestade hinsegelte, bemerkte es einen Eingeborenen, welcher an der Mündung eines Flusses fischte, und wußte sich desselben, als er voll Erstaunen über die ihm völlig neue Erscheinung zu spät an die Flucht dachte, zu bemächtigen. Auf die an ihn gerichteten ihm völlig unverständlichen Fragen wiederholte er stets das Wort Peru, seinen Namen, woraus die Spanier, welche nach der Benennung des Landes sich erkundigt hatten, schlossen, daß dieses Peru heiße, welcher Name ihm auch bis jetzt geblieben ist. — Die Anden, welche Peru von Süden nach Norden durchstreichen, spalten sich im Allgemeinen in zwei ziemlich gleichlaufende Ketten, von welchen die östliche, die große Andes-Cordillera, den Mittelrücken von Peru bildet, und die westliche sich näher an dem Rande des Weltmeeres hinzieht und deshalb den Namen Küsten-Cordillera führt. Zwischen ihr und dem Meere dehnt sich die schmale, geneigte Fläche, gewöhnlich die Region der Valles (Thäler) genannt, aus, welche zum Theil aus unfruchtbaren, traurigen Sandstellen ohne Vegetation und ohne Bewohner besteht. Diese Unfruchtbarkeit ist die Folge der natürlichen Dürre des Bodens und des gänzlichen Mangels an Regen, denn hier, wo selbst in der heißesten Jahreszeit kein Gewitter aufsteigt und man den Donner nicht kennt, regnet es nie; nur die Ufer der wasserarmen Flüsse und einzelne zu einer künstlichen Bewässerung geeignete Gegenden sind

des Anbaus fähig und vom Frühling bis zum Herbste mit dichtem Grün bedeckt. Das Klima ist auf diesem Küstenstriche stets mild und fortwährend herrscht eine sehr angenehme Frische, welche aber keineswegs von der Nähe des schneebedeckten Gebirgs, sondern von einem die Sonnenscheibe verhüllenden Nebel und einem Strome kalten Meerwassers, welcher sich mit Ungestüm von der Magalhaensstraße bis zu dem Cap Parina fortwälzt, herrührt. — Das zwischen den beiden Bergketten liegende Land (die Sierra) zeigt nur Bergkuppen und nackte Felsen, zwischen welchen nur hier und da ein fruchtbares, angebautes Thal erscheint, wo sich aber die reichsten Silberminen, die man bis jetzt kennt, finden und eine überaus gesunde Luft die Bewohner ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen läßt. — Hinter den Anden erstreckt sich eine ungeheure, nach Osten hin geneigte Ebene, welche von der Küstenfläche gänzlich verschieden ist und das innere Peru oder die Montaña (das Waldland), wie sich die Eingeborenen ausdrücken, bildet. Das unter einem regnerischen, gewitterschwangeren Himmel üppig wuchernde Laub der Urwälder ergötzt hier das Auge des Wanderers, der aber nur mühsam und nicht ohne Gefahr durch die endlosen, von bösartigen großen Schlangen und unzähligen Insekten bewohnten Moräste seinen Weg sucht.

Daß in so sehr verschiedenen Theilen eines und desselben Landes auch Vegetation und Thierwelt sehr verschieden sein müssen, versteht sich von selbst, näher aber auf die Naturgeschichte Perus einzugehen verbieten die engen diesem Versuche gesteckten Grenzen und wir müssen uns auf die von der alten Bevölkerung am meisten benützten Culturgewächse und auf die merkwürdigsten Thiere beschränken. — Unter allen Pflanzen, welche den Peruanern als Nahrung oder zu sonstigen Zwecken dienten, stand unstreitig der Mais (Arrez) oben an; man genoß ihn entweder roh, oder kochte ihn zu einer Suppe (Api), welche als ein ganz besonderer Leckerbissen galt, oder zerrieb ihn mit halbmondförmigen Steinen zu feinem Mehl, woraus man ein vorzügliches Brod (Tauta) bereitete. Aus dem Mais zog man auch einen guten Essig und durch Gährung und Einkochen ein starkes geistiges Getränk (Vinnapu), welches schnell berauschte und deshalb von

mehreren Incas verboten wurde. Die Blätter und die vor der Reife abgeschnittenen Stengel der Maispflanze dienten als nahrhaftes Viehfutter. Nicht weniger Nutzen gewährte eine Hirseart, Quinua genannt, besonders in den Provinzen, wo der Mais nicht gut fortkam und wo sie nebst Bohnen und Erbsen, welche jedoch größer und weißer als die europäischen sind, als das gewöhnlichste Nahrungsmittel ausreichen mußte. In manchen Gegenden nahm man auch seine Zuflucht zu den unter dem schlechten Boden wuchernden Knollengewächsen Papa und Añus; der Papa, süß von Geschmack und sehr zart, wurde sowohl roh statt des Brodes, als auch gekocht oder geröstet als Zugemüß gegessen; der Añus war bitter und ungekocht nicht genießbar. Ferner hatte man fast überall eine Art Kartoffeln (Apichu) von verschiedener Farbe, rothe, weiße, gelbe und schwarze, Kürbisse (Capallu) und eine Gurkenart (Cacham), zwar sehr wohlschmeckend, aber der Gesundheit nicht sehr zuträglich und besonders den Fieberkranken gefährlich. Unter den als Speise dienenden Baumfrüchten gab es eine Menge sehr vorzüglicher und wir brauchen hier nur, ohne viele zu nennen, auf die Bananen, Ananas und Orangen hinzudeuten. Von einem Baume, Chuchan genannt, gewann man Hanf, der theils zu Tauen, theils zu Geweben verarbeitet wurde; aus seinen Wurzeln bereitete man eine Seife, womit sich die Frauen den Kopf wuschen, weil sie nicht nur Kopfschmerzen und Flecken im Gesicht vertrieb, sondern auch den Haarwuchs beförderte und graue Haare schwarz färbte. Erwähnung verdient endlich auch noch der Cuca, eine Staude von der Größe des Weinstocks, deren Blätter, obschon ihr Geruch nicht sehr angenehm ist, von den Indianern höher geschätzt werden als Gold, Silber und Edelsteine, denn gekaut schützen sie den Körper vor mancherlei Krankheiten und zu Pulver gerieben heilen sie alte Wunden und verhindern den Brand derselben. Nicht geringere Heilkraft besitzen andere in Peru wachsende Kräuter und viele derselben wurden später auch in der alten Welt als kräftige Arzneimittel angewendet. — Unter den Thieren Perus muß seiner trefflichen Eigenschaften wegen zuerst das Lama genannt werden; es war das einzige Lastthier der Eingeborenen und trägt etwa zwei Centner

auf einem Tagmarſche von drei Meilen. Dabei geht es jedoch ziemlich langſam und iſt keiner größeren Anſtrengung fähig; bringt man es mit Gewalt aus ſeinem gewohnten Schritte, ſo fällt es bald ermüdet nieder und da man es auf keine Weiſe wieder auf die Beine bringen kann, ſo bleibt kein anderes Mittel, als es ſogleich abzuſchlachten. Neben dem Lama war auch eine Ziegengattung, Vicuña genannt, den Indianern von großem Nutzen, da die ungemein feine Wolle, welche ſie lieferte, zu den herrlichſten Gewändern verarbeitet und im Handel theuer bezahlt wurde. Unter den wilden Thieren der Anden wurden der Löwe (Puma), der jedoch weder ſo groß noch ſo wild iſt als der africaniſche, der Bär (Veumari), der Tiger (Acturuncu), eine große gefährliche Schlangenart, Amaru genannt, und der Condor, der größte aller Raubvögel, am meiſten gefürchtet. — Die Nachrichten der ſpaniſchen Eroberer über die Zoologie und Botanik des peruaniſchen Reiches ſind allzu dürftig, als daß die Naturgeſchichte dadurch große Aufſchlüſſe gewinnen könnte, denn die ungeheuern Schätze des Mineralreichs zogen faſt ausſchließend ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Edelſteine, beſonders Smaragden und Türkiſe, ſo wie auch köſtliche Perlen fand man allenthalben in großer Menge, wenn auch nicht in gewünſchtem Zuſtande, weil die Eingeborenen die Bearbeitung und Behandlung derſelben nur ſehr unvollkommen verſtanden. Die Smaragden kamen bald in ſolcher Menge nach Europa, daß ſie faſt in Unwerth geriethen, und doch gelang es den Spaniern nicht, die Fundgruben, welche man verſchüttet hatte, zu entdecken. Obſchon die Peruaner die Perlen kannten und ihren Werth zu ſchätzen wußten, ſo bedienten ſie ſich derſelben nie als Schmuck, weil die Incas, denen das Wohl ihrer Unterthanen mehr als die Vermehrung ihrer Schätze am Herzen lag, das Perlenfiſchen, weil es mit ſo großer Mühe und Gefahr verbunden war, gänzlich verboten hatten. Nach ihrem Sturze fiſchte man aber an verſchiedenen Küſtenpunkten und förderte eine ſolche Menge Perlen zu Tag, daß ſie fortan faſt nur von Negerſclaven getragen und im Jahre 1564 auf dem Markte zu Sevilla haufenweiſe verkauft wurden. Eine der merkwürdigſten Perlen, welche man durch die mühſame Arbeit der Taucher, welche oft,

um die Muscheln mit großer Anstrengung von den Felsen abzulösen, eine halbe Viertelstunde unter dem Wasser geblieben sein sollen, gewann, war die unter dem Namen Peregrina (die Fremde) bekannte, welche dem König Philipp II. von Spanien von Panama aus zum Kaufe angeboten und von dessen Juwelier auf hunderttausend Ducaten geschätzt wurde. Der Negerknabe, der die von ihm gefischte kleine Muschel, weil ihr Inhalt von keinem Werthe zu sein schien, beinahe ins Meer zurück geworfen hätte, erhielt für seinen glücklichen Fund die Freiheit. — Außer den Perlen lieferte Peru eine ungeheure Menge edler Metalle und man schätzte das jährlich gewonnene Minengold auf mehr als zwölf Millionen Ducaten. Man gewann es fast in allen Theilen des Landes in Fülle; man fand es auch in Bächen und Flüssen und in den von starken Regenströmen in den Boden gerissenen Spalten, und zwar nicht nur in kleinen Körnern, sondern auch in gediegenen Stücken von zwei bis drei, ja sogar, wie behauptet wird, von zwanzig Pfund. Die Gewinnung, besonders aber die Reinigung des Silbers war weit schwieriger, doch war bald die Masse dieses von den spanischen Bergleuten zu Tag geförderten Metalls so groß, daß in Peru sein Werth auf das Viertel herabsank. — Das Quecksilber war den Peruanern nicht unbekannt, da man aber bemerkte, daß es der Gesundheit der Arbeiter, welche damit umgingen, sehr schädlich war, so wurde dessen Ausbeutung von den Incas streng untersagt; nur das Graben des in den Quecksilberminen befindlichen Zinobers wurde ausnahmsweise und mit großen Beschränkungen gestattet, weil sich die Frauen von königlichem Geblüte, welchen allein dieses Vorrecht zukam, mit diesem Rothe das Gesicht zu bemalen pflegten. Auch Gold und Silber wurden zum Schmuck der Frauen verwendet, aber doch noch mehr zu den verschiedenartigsten Geräthschaften verarbeitet, und als die Spanier erobernd in das Land eindrangen, fanden sie eine solche Menge der letzteren und überhaupt eine so große Ueppigkeit in allen Lebensverhältnissen, daß sich mit jedem Schritte ihre Ueberraschung steigerte, und sie, als sich endlich die Pracht der Hauptstadt vor ihren Augen entfaltete, ihrem Erstaunen keine Worte zu leihen vermochten.

Zu dieser merkwürdigen Stufe der Cultur erhoben sich die Peruaner aber erst unter der Herrschaft der Incas, denn früher waren sie nicht besser, als die übrigen wilden Völkerstämme der neuen Welt, und hatten eben so wenig, als diese, einen vernünftigen Begriff von Religion, Staat und geselligem Leben. Als Götter verehrten sie fast alle Gegenstände der Natur, belebte und leblose, entweder weil sie von ihrer Nützlichkeit überzeugt waren, oder weil sie ihren schädlichen Einfluß fürchteten. Die Bewohner der Küste zollten die größte Ehrfurcht dem Meere, welches sie Mamacocha (Mutter Meer) nannten, um dadurch anzudeuten, daß es durch Gewährung der täglichen Nahrung, der Fische und Seemuscheln, an ihnen Mutterstelle vertrete. Um einer ihrer zahllosen Gottheiten für eine empfangene Wohlthat zu danken oder den Zorn derselben von sich abzuwenden, brachten sie Opfer dar, gewöhnlich Früchte oder Thiere, häufig aber auch Menschen jedes Alters und Geschlechts, die sie in den Kriegen, welche sie fast ununterbrochen mit einander führten, gefangen nahmen. Manche Stämme gingen in ihrer Unmenschlichkeit so weit, daß sie nicht nur gefangene Feinde, sondern im Nothfalle auch ihre eigenen Kinder abschlachteten. Dem Opfer schlitzte man den Leib auf, schnitt Herz und Lunge heraus und sprengte das noch dampfende Blut der Gottheit, welcher es galt. Herz und Lunge wurden, nachdem sich die Wahrsager durch Beschauung derselben überzeugt hatten, ob das Opfer angenehm war oder nicht, verbrannt, die übrigen Theile des Geopferten aber verzehrten sie mit großem Behagen und Jubel, und wenn es auch ihr eigenes Kind war. Diese grausame Sitte konnte sogar von den Incas nicht ganz ausgerottet werden und dauerte noch zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier fort. Die Bewohner der Anden, erzählt ein spanischer Mönch, welcher sich mit der Bekehrung dieser rohen Gebirgsstämme beschäftigte, essen Menschenfleisch, sind wilder als Tiger und kennen weder Gott noch Gesetz; ja sie haben nicht einmal ein menschenähnliches Götzenbild, sondern beten den Teufel unter der Gestalt von Thieren an. Machen sie im Kriege oder auf irgend eine andere Art einen Gefangenen, so zerreißen sie ihn, wenn er ein gemeiner, armer Mann ist, in Stücke

und schenken diese ihren Dienern, um sie zu verzehren oder auf der Fleischbank zu verkaufen; ist er aber ein angesehener Mann, so versammeln sich die Vornehmsten mit Weibern und Kindern, binden ihn an einen Pfahl und zerfetzen ihn mit Messern aus Feuerstein, wobei sie jedoch nicht ganze Glieder auf einmal ablösen, sondern das Fleisch an den Körpertheilen, wo es am dicksten ist, wie an den Waden, Schenkeln, Hinterbacken und feisten Stellen der Arme, in Stücken herausschneiden und gierig verzehren, ohne es vorher zu kochen oder zu braten, so daß das unglückliche Schlachtopfer unter den größten Qualen sich lebendig von andern auffressen und in ihren Magen begraben sieht. Die Weiber, noch grausamer als die Männer, bestreichen sich mit dem Blute der Zerfleischten und stillen damit ihre Säuglinge. Dieses ganze Verfahren betrachtet man als ein den Göttern wohlgefälliges Opfer und setzt es mit großer Lust und Freude so lange fort, bis der auf so barbarische Weise Gemarterte völlig todt ist; alsdann aber hört man auf, von seinem Fleische und seinen Eingeweiden zu essen, denn nur bis dahin gilt das Fest zur Ehre der Gottheit und das Fleisch als ein heiliges Essen. Verräth der Gefesselte während seiner Marter im Gesichte oder am Körper ein Zeichen des Schmerzes, oder bricht er gar in Wehklagen aus, so schlagen sie seine Knochen, nachdem sie das Fleisch abgenagt haben, in Stücke und zerstreuen sie mit großer Verachtung auf dem Felde oder werfen sie in einen Fluß; zeigt er sich aber bis zum letzten Athemzuge muthig und trotzig, so trocknen sie die Knochen nebst den Sehnen an der Sonne, legen sie auf einen Hügel und erweisen ihnen göttliche Ehre. Andere Stämme waren in ihren religiösen Gebräuchen weniger grausam und obschon sie Menschenblut vergossen, so mordeten sie doch ihr Opfer nicht, sondern ließen ihm nur Blut an den Armen und Beinen, oder bei sehr wichtigen Gelegenheiten zwischen der Nasewurzel und den Augenbrauen ab.

Die Wohnorte und Häuser der alten Peruaner entsprachen ganz der niedrigen Stufe ihrer Bildung; selbst die Dörfer der mächtigsten und klügsten Stämme waren nicht nach einem bestimmten Plane angelegt oder von Straßen durchschnitten, sondern glichen eher einem Viehparke; gewöhnlich lagen sie auf steilen

Bergen oder Felsen, um bei den beständigen Fehden gegen die Angriffe der Feinde mehr gesichert zu sein. Die Bewohner der Ebenen hausten in Löchern unter dem Boden oder in hohlen Bäumen, wie und wo sie gerade ein Obdach fertig antrafen, denn sie verstanden nicht, ein solches zu machen. In jedem Orte herrschte der Keckste, welcher den Muth hatte, den übrigen zu gebieten; und hatte er einmal die Gewalt an sich gerissen, so behandelte er seine Unterthanen gleich dem Viehe mit rücksichtsloser Willkür und Grausamkeit und sein ganzes Leben bestand fast nur in Mord und Raub. Fand sich einmal unter diesen Häuptlingen, was jedoch selten vorkam, ein rechtschaffener, welcher gegen seine Untergebenen Gerechtigkeit übte und mit seinen Nachbarn Frieden hielt, so verehrten ihn die Indianer in ihrer Einfalt als einen Gott. In manchen Gegenden lebten die Eingeborenen zerstreut ohne ein sie beherrschendes Oberhaupt; sie verstanden aber eben so wenig, sich zu regieren und ihre Angelegenheiten zu ordnen, sondern wohnten in ihrer Dummheit gleich Schafen neben einander, ohne sich wechselseitig Gutes zu erweisen oder Böses zuzufügen und zwar mehr aus Mangel an Bosheit als in Folge bewußter Tugend, denn für diese oder auch nur für Schicklichkeit zeigten sie auch in ihren häuslichen und ehelichen Verhältnissen nicht das geringste Gefühl. Männer und Frauen gingen fast völlig nackt oder in Thierhäute gehüllt und die Kinder wuchsen auf wie das Vieh. Zum Ackerbaue waren sie zu träge und begnügten sich lieber mit Kräutern, Wurzeln, wildem Obste und Früchten, welche der fruchtbare Boden von selbst hervorbrachte. In manchen Gegenden liebte man über alles das Menschenfleisch; es gab sogar öffentliche Menschenfleischschlächtereien und man machte, um kein Stückchen Fleisch unbenützt zu lassen, aus den Eingeweiden Würste. Diese schändliche Leidenschaft ging so weit, daß sie nicht einmal ihre eigenen Kinder, die ihnen ihre auf Raubzügen erbeuteten Sclavinnen gebaren, verschonten, sondern sie bis zu ihrem zwölften Jahre mästeten, um sie alsdann zu speisen; dasselbe Loos traf die Mütter selbst, sobald sie alt zu werden anfingen. Mit eben so berechneter Grausamkeit verschonte man die im Kriege gefangenen Männer und gab ihnen Frauen, um die

durch diese Ehen erzielten Kinder, so wie auch später die Väter, sobald sie alt und untauglich wurden, zu verzehren. Gegen diese Unmenschlichkeit schützte weder Verwandtschaft, noch Zusammenleben und Umgang, was doch bei den wildesten Thieren verschiedener Gattung der Fall ist. Noch größeren Abscheu erregt die Sitte dieser Wilden, ihre Todten bei einem Gastmahle, zu welchem die ganze Verwandtschaft des Verstorbenen eingeladen wurde, gesotten oder gebraten zu speisen. Das Geripp setzten sie wieder zusammen und begruben es mit Wehklagen in eine Felsenspalte oder in einen hohlen Baum.

Alle diese schändlichen Gebräuche hörten allmälig unter der Herrschaft des Königsstammes der Incas auf. Der Ursprung der Incas ist übrigens in Fabeln gehüllt und die Sage macht den ersten derselben zu einem Sohne der Sonne. Als nämlich die Sonne müde war, täglich die Rohheit der Peruaner anzuschauen, setzte sie mitleidig zwei ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, bei dem etwa achtzig Meilen von Cuzko liegenden Sumpfe Titicaca auf die Erde und gab ihnen eine goldene Ruthe mit der Weisung, nach welcher Richtung sie wollten, weiter zu gehen, überall, wo sie sich zum Essen oder zum Schlafen niederließen, die Ruthe in den Boden zu stecken und da, wo diese bei dem ersten Stoße ihren Augen entschwinde, sich anzusiedeln. Die Kinder thaten, wie ihnen befohlen war, wanderten nach Norden hin bis zu dem Thale von Cuzko, wo die Ruthe auf einem Hügel, wo sie ihr Nachtlager nehmen wollten, bei dem ersten Stoße in den Boden versank. Darauf trennten sich die Geschwister, welche zugleich Ehegatten waren, der Bruder ging weiter nach Norden, die Schwester nach Süden zurück, sammelten die in den Einöden und Bergschluchten zerstreuten Eingeborenen und verkündeten ihnen, daß sie von der Sonne gesendet seien, um die Lehrer und Wohlthäter der Bewohner des ganzen Landes zu werden und sie zu diesem Zwecke in Städten und Dörfern zu Gemeinden zu vereinigen. Die Wilden, überrascht durch die prachtvolle Kleidung, womit die Sonne ihre Kinder geschmückt hatte, und erstaunt über die durchbohrten Ohren derselben, welche noch jetzt eine Auszeichnung der Nachkommen der Incas sind,

ließen sich durch die süßen Worte und die glänzenden Versprechungen ihrer Wohlthäter leicht bewegen, ihnen Glauben zu schenken und sie als ihre Gebieter anzuerkennen. So entstand zuerst Cuzko, die Hauptstadt des Landes, welches sich bald mit festen, wohlgebauten Wohnplätzen bedeckte. — Der Sohn der Sonne und erste Inca hieß Manco Capac; er lehrte die Männer das Feld bestellen und Getreide pflanzen, schmackhafte Lebensmittel bereiten und die zu einem guten und bequemen Haushalte nöthigen Geräthschaften verfertigen; seine Schwester unterrichtete die Frauen in den weiblichen Arbeiten, besonders im Spinnen, Weben und Verarbeiten der Wolle zu zweckmäßiger und anständiger Kleidung für sich und ihre Männer und Kinder. Nachdem auf diese Weise die rohen Stämme, welche sich in Cuzko und der Umgegend gesammelt hatten, für feinere Sitten und höhere Begriffe empfänglich geworden waren, führte Manco Capac statt der früheren abscheulichen Abgötterei eine bessere Religion ein, bezeichnete seinen Unterthanen die Sonne als die Gottheit, welche sie für das Gute, das sie ihnen durch ihr Licht und die Befruchtung ihrer Felder gewähre, anbeten und der sie in reichgeschmückten Tempeln unblutige Opfer darbringen sollten. Die Epoche, in welcher die segensreiche Wirksamkeit des ersten Inca fällt, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, doch waren zur Zeit der Eroberung Perus durch die Spanier die Incas jedenfalls bereits über vierhundert Jahre im Besitze des Thrones. Die Nachfolger Manco Capacs vollendeten mit rühmlicher Beharrlichkeit das von ihm begonnene Werk und dehnten ihre Herrschaft über die ganze Küstenstrecke aus, welche später den Namen Peru erhielt.

Das Reich der Incas war zur Zeit seiner Blüthe in vier Haupttheile geschieden, von denen jeder durch einen Statthalter (Curaca) von dem Geschlechte der Incas verwaltet wurde, welchem drei Räthe, der eine für das Kriegswesen, der zweite für die Gerechtigkeitspflege, der dritte für die öffentliche Sicherheit zur Seite standen; die Räthe hatten eine Reihe untergeordneter Beamten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, welche über Alles, was in den Bereich ihrer Wirksamkeit fiel, genauen Bericht abstatten mußten. Der Statthalter gebot unumschränkt in seiner

Provinz und hatte nur dem Inca Rechenschaft abzulegen. — Die Abzeichen des Landesherrn waren eine schmale bunte Schnur von der Dicke eines Fingers, welches einem Blumengewinde glich und vier bis fünf mal um den Kopf reichte, und die beiden längsten Schwingfedern eines seltenen, nur am Fuße des Schneegebirgs um einen Sumpf wohnenden Vogels von der Größe eines Falken. Die Paläste, welche die Incas fast an allen bedeutenderen Orten ihres Reiches besaßen, übertrafen an Größe und Pracht die herrlichsten Wohnsitze der Monarchen der alten Welt und waren, so wie auch die Sonnentempel, so trefflich und aus so kunstreich zugehauenen Werkstücken aufgeführt, daß sie eine einzige Steinmasse zu sein schienen. Der sie verbindende Mörtel, aus einer rothen fetten Thonerde bereitet, war so vorzüglich, daß man ihn zwischen den Fugen der Steine kaum bemerkte. Zur Bekleidung und Verzierung der äußeren Wände bediente man sich einer Mischung von Gold, Silber und Blei, das Getäfel in dem Palaste und in dem Sonnentempel zu Cuzko bestand aus gediegenen Goldplatten, die inneren Wände schmückten goldene Figuren von Menschen und Thieren von natürlicher Größe, welche in eigens dafür angebrachten Nischen standen; ebenso verstand man die Pflanzen, welche an den Mauern emporranken, so naturgetreu nachzubilden, daß sie, an die Wände befestigt, an diesen gewachsen zu sein schienen; man belebte gewöhnlich diese Pflanzen mit ebenso täuschend nachgebildeten Eidechsen, Schlangen und Schmetterlingen, von denen die einen herab und die andern hinauf zu kriechen schienen. Das sämmtliche Küchen- und Tafelgeräthe der Incas bestand aus Gold und Silber und jeder Palast war zur Genüge damit versehen, um der Mühe, es aus dem einen in den andern zu bringen, überhoben zu sein. Die in reich geschmückten Vorrathskammern aufbewahrten neuen Kleider waren unzählbar, denn der Inca zog jedes Kleid nur einmal an und schenkte es dann einem seiner Verwandten. Der Thron des Inca, Tiana genannt, welcher in dem geräumigsten Saale des Palastes stand, war von geschlagenem Golde gearbeitet, ohne Rück- und Armlehne, aber mit einer Aushölung in der Mitte, um bequemer sitzen zu können. In dem Palaste, welchen grade der Inca be-

wohnte, war den ganzen Tag hindurch offene Tafel und man hielt daselbst fortwährend eine Masse schmackhaft zubereiteter Fleischspeisen für die zum Besuche Berechtigten und für die zahlreiche Dienerschaft bereit. Die Hauptmahlzeit der Incas sowohl als auch des gesammten Volks fand des Morgens zwischen acht und neun Uhr statt; zum zweitenmale speiste man vor Nacht, aber nur sehr mäßig; man begab sich frühe zur Ruhe und stand des Morgens früh auf, um seine Geschäfte zu verrichten. Von dieser Sitte machte weder der Landesherr noch irgend ein anderer Stand eine Ausnahme. Hatte der Inca seine Regierungsgeschäfte abgethan, so lustwandelte er in den schönen Gärten und Spaziergängen, welche jeden Palast umgaben und worin man die schönsten Bäume, die wohlriechendsten Gewächse und die lieblichsten Blumen antraf. An Stellen, wo die Beschaffenheit des Bodens die Anlage eines natürlichen Gartens versagte, ersetzte man ihn durch einen künstlichen, indem man eine Anzahl kunstvoll aus Gold gearbeiteter Bäume mit täuschend nachgebildeten Blättern, Blüthen und Früchten aufstellte und den dürren Sand mit mancherlei aus einer Mischung von Gold und Silber verfertigten Pflanzen bedeckte. Die Peruaner verbargen die meisten dieser Schätze, als sie die unersättliche Gier der Spanier nach Gold und Silber bemerkten, so gut, daß man sie trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nicht wieder auffinden konnte. Der Pracht der Paläste entsprach vollkommen die darin beschäftigte Dienerschaft und man fand hier fast dieselben Hofbeamten, wie an den Höfen der alten Welt, nur mit dem Unterschied, daß die Diener der Incas nicht, wie die der andern Herrscher, immer dieselben und für einen bestimmten Lohn angestellt waren, sondern ihren Dienst umsonst versehen mußten und häufig gewechselt wurden, manche jeden Tag, andere jede Woche und wieder andere jeden Monat. Die Hauptstädte des Reiches hatten nämlich die Verpflichtung, statt des ihnen erlassenen Tributs, treue und taugliche Leute für den Hofdienst zu liefern und mußten für alle, die sie sendeten, haften; versah einer von ihnen sein Amt nachlässig, so wurden alle Bewohner der Stadt, welcher der Schuldige angehörte, nach der Größe seines Fehltrittes mehr oder weniger bestraft, und hatte

er die Majestät des Landesherrn nur im geringsten verletzt, so wurde die ganze Stadt ohne Erbarmen zerstört. — Starb der Inca, so wurden alle Gemächer, in welchen er je geschlafen hatte, mit sämmtlichen darin befindlichen Geräthschaften, wenn sie auch noch so kostbar waren, zugemauert und durften nie mehr betreten werden. Die Leichenceremonien waren sehr feierlich und von langer Dauer; der Leichnam des Hingeschiedenen wurde einbalsamirt und zwar so künstlich, daß er der Verwesung widerstand und zu leben schien, und dann im Tempel zu Cuzko vor dem Bilde der Sonne aufgestellt, wo man ihm, wie einem Gotte, verschiedene Opfer darbrachte, während man die Eingeweide in einem andern Tempel beisetzte. Seine Weiber und Diener, die er am meisten geliebt hatte, weihten sich freiwillig dem Tode und ließen sich lebendig begraben, indem sie sagten, es sei ihr heißester Wunsch, ihrem Gebieter auch in der andern Welt zu dienen. Der erste Monat nach dem Tode des Inca war ganz der Trauer bestimmt und täglich versammelte sich das Volk auf den öffentlichen Plätzen, um unter Thränen und Klagen die Thaten des Verstorbenen, die Siege, die er über seine Feinde errungen, und die Wohlthaten, die er dem Lande erzeigt, zu preisen. Nach Ablauf des ersten Trauermonats wiederholte man die Ceremonien bei jeder Conjunction des Mondes bis nach Ablauf des ersten Jahres, welches man dann mit einer großartigen Feierlichkeit, an welcher die ganze Bevölkerung Theil nahm, beschloß.

So lange das peruanische Reich sich auf der höchsten Stufe seines Glanzes und seiner Macht befand, änderte selten einer der nachfolgenden Incas etwas an den fast durchaus trefflichen und auf den Kulturzustand der Bevölkerung wohl berechneten Einrichtungen seiner Vorfahren. Die Staatshaushaltung konnte kaum einfacher sein und doch herrschte in allen Zweigen derselben die strengste Ordnung. Das ganze Land war nach den vier Weltgegenden in vier große Theile geschieden und in der Mitte derselben lag die Hauptstadt, welche deshalb auch den Namen Cuzko (Nabel der Erde) trug. Kam eine neue Provinz zu dem Reiche, so wurde sie einem der vier Haupttheile einverleibt. Um die Verbindung der Provinzen unter sich und mit der Hauptstadt zu

erleichtern, hatte man mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Kräften allenthalben Straßen angelegt, welche durch ihre Ausdehnung, Festigkeit und bequeme Einrichtung das Erstaunen der Eroberer, welche in ihrem Vaterlande nichts Aehnliches gesehen hatten, in hohem Grade erregten. Die große nach Cuzko führende, über fünfhundert Stunden lange und an beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Obstbäumen eingefaßte Heerstraße war, obschon sie über einen sehr ungleichen und durchschnittenen Boden führte, doch durchaus eben, denn man hatte die Anhöhen abgetragen und Thäler und Abgründe von mehr als hundert Fuß Tiefe ausgefüllt. Von Viertelstunde zu Viertelstunde stand ein Häuschen, in welchem fünf bis sechs Läufer (Chasqui) sich aufhielten, um wichtige Neuigkeiten oder königliche Befehle möglichst schnell weiter zu befördern. Sie kamen der Reihe nach an das Ueberbringen der Botschaften und mußten ihre Blicke beständig auf die Straße richten und stets zum augenblicklichen Aufbruche bereit sein. Der heraneilende Läufer machte sich schon in der Ferne durch lautes Rufen bemerkbar und wiederholte bei seiner Ankunft dem bereit stehenden Boten zwei bis dreimal die in wenige und leicht zu behaltende Worte gefaßte Depesche, worauf dieser sogleich seinen Lauf nach der nächsten Station begann. Die Entfernungen waren nicht größer als eine Viertelstunde, weil man von der Ueberzeugung ausging, daß ein Mensch nicht wohl, ohne stille zu stehen oder außer Athem zu kommen, weiter laufen könne. Auf diese Weise war man in der Hauptstadt von Allem, was im Lande vorging, schnell unterrichtet und konnte die nöthigen Befehle zugleich nach allen Seiten hin an die Statthalter und übrigen Beamten gelangen lassen.

Um stets eine genaue Uebersicht über die Kräfte und den Wohlstand des Staates zu behalten, mußte nach einer schon von einem der ersten Incas erlassenen strengen Verordnung in bestimmten Zeitfristen eine allgemeine Volkszählung, die sich sogar bis auf die Kinder erstreckte, vorgenommen werden. Die Bewohner eines jeden Ortes, selbst des kleinsten, waren in ein öffentliches Register eingetragen und in Schaaren von je zehn Mann eingetheilt; eine jede Schaar hatte ihren eigenen Aufseher, fünf solcher

Schaaren bildeten einen Haufen unter einem andern Vorgesetzten, fünfzig eine Genossenschaft unter einem Hauptmann und hundert eine Volksabtheilung unter einem höheren, für die unter ihm stehenden Beamten verantwortlichen Führer. Alle diese Vorgesetzten, welche durch geheime, stets das Land durchreisende Bevollmächtigte, Tucuyricoc (die alles Sehenden) genannt, überwacht und für die geringste Pflichtverletzung streng bestraft wurden, hatten hauptsächlich zwei Obliegenheiten: die erste war die gewissenhafteste Sorge für alle Bedürfnisse ihrer Untergebenen, besonders wenn es sich bei Mißwachs um die Herbeischaffung von Lebensmitteln oder bei Unglücksfällen um schnelle Hülfe handelte, die zweite war die unnachsichtige Handhabung der guten Ordnung; ließ sich Jemand aus ihrer Abtheilung ein Verbrechen oder Vergehen zu Schulden kommen, so mußten sie ihn unverzüglich je nach der Größe der Unthat bei einem der verschiedenen, stufenweise angeordneten Richter anklagen. Der Gang der Gerechtigkeit war sehr kurz und dem Urtheilsspruch folgte unmittelbar die Strafe, denn eine Berufung an höhere Instanzen fand nicht statt. In bürgerlichen Streitsachen wurde eben so rasch entschieden und um das Hinausziehen derselben zu verhüten und besonders die Armen in ihrem Rechte zu schützen, war in jedem Orte ein Richter angestellt, welcher unbedingte Gewalt hatte, die Rechtshändel der Bürger unwiderruflich zu schlichten. Zeigte der Vorsteher einen Schuldigen nicht noch an demselben Tage, an welchem das Verbrechen begangen wurde, an, so mußte er, wenn es ruchbar wurde, selbst die doppelte Strafe erleiden, einmal weil er seine Pflicht nicht gethan und dann weil er sich an dem verübten Verbrechen durch die Nichtanzeige desselben betheiligt hatte. Außer den Vorstehern wurden auch die Väter, welche für die Fehler und üble Gewohnheiten ihrer Söhne verantwortlich waren, in vorkommenden Fällen zur Rechenschaft gezogen und mit unnachsichtiger Strenge bestraft, wenn es sich herausstellte, daß sie die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder in den jüngeren Jahren vernachlässigt hatten. Selbst bis auf die Haushaltungsangelegenheiten erstreckte sich die Aufsicht des Staates. Es gab eigene zu diesem Zwecke angestellte Richter, welche von Zeit zu Zeit in die Häuser gingen und unter-

ſuchten, ob Mann und Frau die gebührende Sorgfalt auf ihre Wirthſchaft verwendeten; ihr Urtheil richtete ſich nach der größeren oder geringeren Reinlichkeit und Ordnung, welche ſie im Hauſe, an den Geräthſchaften und an den Kleidern antrafen. Die reinlichſten und beſten Haushälter und Haushälterinnen wurden öffentlich gelobt; die nachläſſigen mit Peitſchenhieben auf die Schenkel und Arme oder, wenn es nöthig erſchien, durch derbere Züchtigungen beſchimpft. Dieſe folgerechte Aufſicht, welche von oben herab ſtufenweiſe ſtatt fand, hatte die gute Wirkung, daß Jeder ſich beeilte, ſeine Pflicht zu thun.

Müſſen auch die von den Incas gegebenen Geſetze, welche das geringſte Verbrechen mit dem Tode, oder wenn lindernde Umſtände eintraten, mit Auspeitſchung oder Verbannung beſtraften, als zu ſtrenge getadelt werden, ſo darf man doch vielen derſelben eine tiefe Weisheit nicht abſprechen. So wurde Niemand wegen eines Vergehens zu einer Strafe an ſeinem Beſitze, oder nach unſerer Ausdrucksweiſe zu einer Geldſtrafe verurtheilt, denn man ging von der Ueberzeugung aus, daß man, wenn dem Schuldigen auch Hab und Gut abgenommen, ihm ſelbſt aber das Leben geſchont würde, dadurch keineswegs das Verbrechen aus dem Staate verbanne, ſondern vielmehr dem Verbrecher Veranlaſſung gebe, noch größere Unthaten zu verüben. Die Beſtrafung der Eltern dehnte man in keinem Falle auf die Kinder aus und ſelbſt der Sohn eines zum Tode verurtheilten Statthalters folgte, wenn er die erforderlichen Eigenſchaften beſaß, ſeinem Vater im Amte, nur mit der Mahnung, nicht dem böſen Beiſpiele zu folgen und nicht in denſelben Fehler zu fallen. Als einer der größten Geſetzgeber wurde von den Peruanern der Inca Pachacutec geprieſen; ſeine als heilig betrachteten Denkſprüche waren noch zur Zeit der Eroberung des peruaniſchen Reichs durch die Spanier in dem Munde des ganzen Volks und es iſt erfreulich, einige derſelben, welche ſich erhalten haben, mittheilen zu können. „Ein Menſch, ſagt der weiſe Inca, welcher nicht im Stande iſt, in ſeinen Familienangelegenheiten Ordnung zu halten, wird noch weniger im Stande ſein, die Angelegenheiten des Staates zu leiten, man darf ihm deshalb kein Amt verleihen und zum Vorgeſetzten Anderer

machen." — „In einem wohlgeordneten Staate darf man nie Träge und Taugenichtse dulden; da sie, statt sich ehrlich ernähren zu wollen, nur Andern die Früchte ihrer Arbeit abstehlen, so ist es billig, daß sie als Diebe gehängt werden." — „Ein Reich befindet sich nur dann in ruhigem Zustande und in guter Ordnung, wenn die Statthalter, Beamten und Unterthanen ihrem Beherrscher freiwillig und in Liebe gehorchen." — „Ein edles und großes Herz zeigt sich in der Geduld, mit welcher es die Schläge des Schicksals erträgt." — „Wer Neid gegen Rechtschaffene in sich trägt, zieht von diesen nur Böses, gleich der Spinne, welche aus den lieblichsten Blumen nur Gift saugt." — „Schlechte Richter, welche sich bestechen lassen oder die streitenden Parteien betrügen, sind als Räuber zu betrachten und mit dem Tode zu bestrafen." — Diese und ähnliche Aussprüche und Grundsätze schlugen allmälig in den Herzen der Unterthanen tiefe Wurzeln und jeder hegte einen so entschiedenen Abscheu vor dem Laster, daß das ausgedehnte Reich sich der besten Ordnung und tiefsten Ruhe erfreute und trotz der Menge der verschiedenen darin wohnenden Volksstämme einer einzigen großen Familie glich. An manchen Orten fand man während des ganzen Jahres kaum einen Einzigen, der einen strafbaren Fehler begangen hatte, und die Achtung vor dem Gesetze war überhaupt so groß, daß sich einzelne Verbrecher, deren Vergehen für immer unentdeckt geblieben wären, aus Gewissensangst selbst beim Richter angaben.

Die bereits erwähnte Eintheilung des Volks diente indessen nicht nur zur bessern Beaufsichtigung desselben, sondern auch zur leichteren Eintreibung der Abgaben, welche ebenfalls die Vorsteher zu besorgen hatten. Von Steuern im jetzigen Sinne des Wortes wußte man übrigens nichts; der Haupttribut, welchen die Unterthanen des peruanischen Reiches zu leisten hatten, bestand darin, daß sie die dem Staate gehörenden Ländereien bearbeiteten, die Ernte auf ihnen besorgten und in die öffentlichen Vorrathshäuser brachten; außerdem waren sie verpflichtet, Lebensmittel, Kleider und Schuhe für das stehende Heer und für die Alten und Kranken, deren Arbeitsunfähigkeit keinem Zweifel unterlag, zu liefern. Die verschiedenen Tribute waren nach den Provinzen

vertheilt, so daß jede Provinz die Erzeugnisse abgab, welche sie vorzugsweise hervorbrachte; ein strenges Gesetz, welches Jedem ohne Ausnahme verbot, aus seiner Provinz zu gehen und in einer andern die Gegenstände, welche er einzuliefern hatte, zu kaufen, sollte zur Verhinderung des Vagabundenlebens dienen. Damit Niemand steuerfrei erscheine, hatten selbst die Armen und Schwachen eine den Staatsschatz freilich nicht bereichernde Abgabe zu entrichten; sie mußten nämlich zu gewissen Zeiten mit Läusen gefüllte Hörner den Vorstehern, welchen die strengste Ueberwachung dieses Tributs eingeschärft war, darbringen, und zwar außer dem schon angeführten Grunde besonders deshalb, damit die Armen sich von diesem Ungeziefer reinigten. Gänzlich frei von Abgaben waren nur die Personen aus dem Stamme der Incas, die Statthalter, die Feldherrn und alle Beamten, so lange sie ihre Stellen bekleideten, ferner die alten Leute vom fünfzigsten Jahre an, und die jungen Männer bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, weil sie bis zu diesem Alter ihren Eltern dienen mußten und nicht eher heirathen durften. Edle Metalle und kostbare Steine, welche man als überflüssige, einzig und allein zum Schmucke dienende Schätze betrachtete, wurden weder als Tribut noch als Zahlung angenommen, sondern durften nur dem Inca als Geschenke, welche zur Verzierung der Tempel und Paläste dienten, dargebracht werden. Die Darbringung solcher Geschenke war übrigens allgemein Sitte und nicht leicht näherte man sich einem seiner Oberen, ohne ihm als Zeichen der Hochachtung eine Gabe, und sollte es auch nur ein Körbchen mit getrocknetem Obste gewesen sein, zu überreichen. — Die Abgaben waren sehr gering und mit so weiser Umsicht vertheilt, daß die Unterthanen in keiner Weise dadurch belästigt wurden. Die Erhebung der Steuern geschah nach einem alten, gewissenhaft beobachteten Gesetze auf folgende Weise. Jedes Jahr versammelten sich zu einer bestimmten Zeit in der Hauptstadt die Richter, Oberrechnungsführer und Einnehmer jeder Provinz und stellten die Vertheilung der Abgaben nach dem Ertrag der Ernte in den einzelnen Landestheilen und nach den sich ergebenden Bedürfnissen des ganzen Reiches fest. War der jährliche Tribut an Lebensmitteln, Kleidern, Schuhen und andern Gegenständen in

die öffentlichen Magazine abgeliefert, so wurden, um Unterschleife zu vermeiden, genaue Verzeichnisse der vorhandenen Vorräthe angefertigt und den Beamten, welchen die Vertheilung derselben oblag, eingehändigt. Außer den in allen Städten, hauptsächlich zur Verhinderung einer möglichen Hungersnoth angelegten Vorrathshäusern, befanden sich auch solche besonders zur Unterhaltung des Kriegsheeres bestimmte längs der großen Straßen. Mit ihnen waren andere Gebäude, Tambos genannt, verbunden, welche den Soldaten als Kasernen dienten, weil man es für unbillig hielt, die Bürger, welche ihre Abgaben zahlten, mit Einquartirung zu belästigen; ja es bestand sogar ein Gesetz, welches den Soldaten bei Todesstrafe verbot, dem Bürger auch nur das Geringste zu nehmen. An den Heerstraßen hatten die Incas außer den Militärgebäuden in bestimmten Entfernungen geräumige Herbergen aufführen lassen, in welchen die Reisenden mit Speise und Trank und allen Bedürfnissen versehen, und wenn sie auf dem Wege erkrankten, mit der größten Sorgfalt gepflegt wurden. Als Reisende betrachtete man indessen nur solche, welche sich in nöthigen Geschäften auf der Straße befanden; wer ohne dringende Veranlassung und nur des Vergnügens wegen eine Reise unternahm, wurde als Landstreicher bestraft. Da auf diese Weise jeder Unterthan angewiesen war, eine nützliche, ihn nährende Beschäftigung zu treiben, und für die Kranken und Schwachen vom Staate gesorgt wurde, so wußte man im Reiche der Incas nichts von Bettlern und die spanischen Geschichtsschreiber haben uns die höchst merkwürdige Thatsache aufgezeichnet, daß man im J. 1560 in Cuzko die erste peruanische Bettlerin sah. Sie ging von Haus zu Haus, spielte die Wahrsagerin und bat um Almosen; die Eingeborenen zeigten vor diesem ausgearteten Weibe einen solchen Abscheu, daß sie dieselbe überall, wo sie ihr begegneten, ausschimpften und vor ihr ausspieen.

Wurde von dem peruanischen Heere ein benachbartes Land mit Krieg überzogen und erobert, so ging die erste Sorge des siegreichen Inca dahin, die neuen Unterthanen durch gütige Behandlung allmählig zu gewinnen und sie so lange auf die Zweckmäßigkeit der peruanischen Gesetze und Einrichtungen aufmerksam zu

machen, bis sie dieselben gern und aus Ueberzeugung annahmen. Alsdann wurden sie den alten Unterthanen völlig gleich gestellt und die fähigsten Männer aus ihrer Mitte zu den Staatsämtern zugelassen. Zeigten sich die Bewohner einer eroberten Provinz ungefügig und mürrisch, so verpflanzte man sie nach andern Theilen des Reiches, versah sie aber hinreichend mit Ländereien, Häusern, Knechten und Vieh, um anständig leben zu können. An ihre frühern Wohnplätze schickte man Bürger aus Cuzko, von deren Treue man überzeugt war; diese bildeten sofort eine zuverlässige Schranke gegen die Nachbarländer und verbreiteten in ihrer neuen Heimath die Gesetze, die Gewohnheiten und die Sprache des Mutterlandes. — Nie entschlossen sich die Incas zu einem Feldzuge gegen eines ihrer Nachbarländer, welches sie beleidigt hatte, ohne vorher alle Mittel zu einer gütlichen Ausgleichung versucht zu haben. Schritten sie aber zum Kriege, welcher zwei bis dreimal förmlich erklärt wurde, so führten sie ihn mit Nachdruck und rasteten nicht, bis sie den Feind vollständig gedemüthigt hatten. Das peruanische Heerwesen war nach denselben Grundsätzen wie die bürgerliche Verwaltung eingerichtet; auch hier ging man von der Grundzahl zehn aus und stieg so von Stufe zu Stufe bis zu tausend Mann empor, welche eine Heeresabtheilung unter einem Generale bildeten. Jede Gemeinde hatte eine gewisse Anzahl von Leuten für das Heer zu stellen, sich aber nicht weiter um die Verpflegung derselben zu bekümmern. Die Kriegszucht war äußerst streng, und wer sich ohne Abschied oder Erlaubniß von der Schaar, welcher er zugetheilt war, entfernte, wurde mit dem Tode bestraft. Das Heer, welches aus einzelnen Haufen mit ihren eigenen Fahnen bestand, rückte auf folgende Weise in die Schlacht. Den Vortrab bildeten die Schleuderer, welche durch leichte Schilde aus dünnen, aber sehr starken Brettern und durch sehr zweckmäßige, mit Baumwolle gefütterte Wämser geschützt, eigens dazu hergerichtete glatte, eiergroße Kieselsteine mit großer Geschicklichkeit warfen. Nach diesen kamen Leute mit Keulen und Streitärten. Die Keulen, welche mit beiden Händen geführt wurden, waren etwa anderthalb Klafter lang und so dick, wie eine starke Lanze; der an dem oberen Ende befestigte faustdicke und mit

fünf bis sechs spitzen Stacheln besetzte Knopf bestand aus Metall. Die Streitärte waren von derselben Länge wie die Keulen und nicht selten noch länger, und hatten eine aus Metall gearbeitete handbreite Schneide. Manche Häuptlinge trugen Keulen und Streitärte von Gold und Silber. Dieser Abtheilung folgte eine dritte mit kleinen Wurfspießen, welche sich leicht und in große Entfernung schleudern ließen. Der Nachtrab endlich bestand aus Pikeniren, mit dreißig Fuß langen Piken; sie trugen am linken Arme eine aus dichter Baumwolle verfertigte Schiene, an welcher sich die Pike widerlegte. Manche waren auch mit großen Helmen versehen, welche den Kopf bis zu den Augen bedeckten und nur aus Holz geschnitzt und mit Baumwolle ausgefüttert waren, aber den aus Eisen geschmiedeten der Spanier an Stärke nicht nachstanden. — Hielt man es nicht für rathsam den Feind sogleich anzugreifen, so wurde ein wohlverschanztes Lager aufgeschlagen und eine günstige Gelegenheit zur Schlacht abgewartet. Betrachtet man das von so vielen und zum Theil großen Flüssen durchschnittene peruanische Reich, dessen Bewohner von der Schiffbaukunst wenig oder gar nichts verstanden, so sollte man glauben, die Fortbewegung großer Heeresmassen sei nicht leicht möglich gewesen. Sie war freilich langsam, aber sicher, und selbst breite und reißende Ströme vermochten sie nicht aufzuhalten, da der Uebergang auf ganz eigenthümlich eingerichteten Brücken, wenn auch mit großem Zeitverluste und bedeutendem Aufwande von Mühe, statt fand. Man flocht nämlich aus einer Art starker Binsen lange Seile von der Dicke einer Mannshüfte und spannte zwei derselben von einem Ufer bis zum andern unmittelbar auf der Oberfläche des Wassers; auf diese beiden Seile legte man dicht nebeneinander Bündel aus Rohr und Binsen von der Dicke eines Ochsen und befestigte diese so gut als möglich an einander selbst und an den Seilen. Ueber diese Bündel zog man dann zwei andere Seile und spannte sie so straff an, daß das Ganze fest geschlossen war. Die Seile, auf denen die ganze Brücke ruhte, wurden nicht auf beiden Ufern an hölzerne oder steinerne Pfeiler, sondern nur dadurch befestigt, daß man ihre Enden tief in den Boden eingrub. — Bei größeren Feldzügen befand sich der Inca

gewöhnlich selbst bei dem Heere, umgeben von den bedeutendsten Häuptlingen des ganzen Reiches und in Begleitung seiner vornehmsten Räthe und seiner Familie. — Hatte der Inca eine Provinz unterworfen, so schickte er vor allem den Beherrscher derselben nach Cuzko, um dort die Religion, die Gesetze, die Sitten und die Sprache seiner Besieger zu erlernen, worauf er ihn gewöhnlich zum Statthalter seines früheren Gebietes ernannte. Auch der Hauptgötze der Besiegten wurde nach Cuzko gebracht und im Tempel der Sonne aufgestellt, bis sich seine Anbeter von der Falschheit ihres Götzendienstes überzeugt und die Religion der Peruaner angenommen hatten; alsdann erst wurde der Götze umgestürzt und entfernt. Man that dies nicht früher, weil man mit Recht befürchtete, die Besiegten möchten durch die Beschimpfung ihrer Gottheiten aufgereizt und zur Empörung hingerissen werden.

Als sichtbare Gottheiten beteten die Peruaner, nachdem sie durch die Incas ihrem früheren rohen Zustande entrissen waren, die Sonne, den Mond und die Sterne an, zollten aber die höchste Verehrung der Sonne, von welcher die Incas ihre Herkunft ableiteten, und erbauten ihr im ganzen Lande prachtvolle Tempel, von denen sich indessen der berühmteste in Cuzko befand. Selbst diese Stadt wurde, weil man ihren Ursprung auf den ersten Inca zurückführte, für göttlich und heilig gehalten. Wie groß die Hochachtung der Peruaner für dieselbe war, läßt sich schon an vielen äußeren Zeichen, die sie sogar bei den unbedeutendsten mit ihr in Beziehung stehenden Dingen an den Tag legten, beurtheilen. Begegneten sich zum Beispiele zwei Peruaner, so bewiesen sie einander mehr oder weniger Achtung, je nachdem der eine oder der andere entweder ein Eingeborener der Hauptstadt war, oder ihr näher oder ferner wohnte. Gleiches beobachtete man in Beziehung auf alle Erzeugnisse, welche aus ihr ausgeführt wurden, denn obgleich sie nicht besser waren als die anderwärts herkommenden, so maß man ihnen doch stets einen höheren Werth bei. Den Mittelpunkt alles Gottesdienstes bildete deshalb auch der Tempel der Sonne zu Cuzko, dessen Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten allen menschlichen Glauben überstiegen

und von denen nur ein kleiner Theil in die Hände der habsüchtigen Spanier fiel. Von dem Umfange des Tempels hat man keine genaue Kunde, da sich die noch vorhandenen Beschreibungen fast nur mit den Einzelnheiten desselben befassen. Das Dach war aus Holz zusammengefügt und mit Stroh bedeckt, da die Peruaner von Schiefer und Ziegelsteinen nichts wußten. Die Mauern waren im Innern von oben bis unten mit Goldplatten belegt und auf dem großen, an der östlichen Seite erbauten Altare stand das aus gediegenem Golde verfertigte Bild der Sonne, welches einem runden, mit Strahlen und Flammen umgebenen Antlitz, grade wie die Maler die Sonne darstellen, glich, und so groß war, daß es beinahe von der einen Mauer bis zur andern reichte. Nach der Einnahme der Stadt fiel dieses Bild als Antheil an der Beute dem spanischen Edelmanne Mancio Serra von Lequizano zu, welcher es noch in derselben Nacht, weil seine Größe ihm hinderlich war, auf das Spiel setzte und verlor. Man kann sich schon hieraus einen Begriff von den Reichthümern machen, welche die Eroberer in dem Tempel vorfanden. Zu beiden Seiten der Sonne sah man die Leichname der verstorbenen Incas, alle nach der Zeit ihrer Regierung neben einander gereiht und so künstlich einbalsamirt, daß sie zu leben schienen. Sie saßen alle auf goldenen Thronen, welche auf dicken Goldplatten standen. Die Leichname wurden bei Annäherung der Spanier mit den meisten andern Schätzen, so gut verborgen, daß man später nur einige durch Zufall wieder auffand. Der Sonnentempel hatte mehrere durchaus mit Goldplatten belegte Thore und rings um die äußere Mauer lief ein über eine Elle breiter Kranz von massivem Golde. Den Eingang zu dem großen Tempel bildete ein kleinerer mit vier von Gold schimmernden Seitenhallen, und um ihn herum erhoben sich fünf große oben in Spitzsäulenform auslaufende Pavillons. — Der erste, dem Monde geweiht, lag dem Haupttempel am nächsten; Wände und Thüren waren mit Silber überzogen, um durch dessen bleiche Farbe die Wohnung des Mondes, dessen einem weiblichen Gesichte ähnliches Antlitz man auf einer großen Silberplatte ausgeprägt sah, anzudeuten. Dem Monde, welchen man als die Schwester und Gemahlin der

Sonne, mithin auch als die Mutter der Incas betrachtete und Mamaquilla (Mutter Mond) nannte, wurden, gleich der Sonne, Opfer dargebracht. Zu beiden Seiten des Mondbildes ſtanden die einbalſamirten Leichname der verſtorbenen Gemahlinnen der Incas, nach ihrem Alter geordnet. — Dem Mondtempel zunächſt folgte der Pavillon der Sterne. Eine ganz beſondere Verehrung zollte man der Venus, Chasca (Langhaar) genannt, um anzudeuten, daß dieſer Stern lange und gekräuſelte Haare habe. Man betrachtete ihn als den Pagen der Sonne, weil er, wie man ſich ausdrückte, bald vor bald hinter ihr gehe. Die übrigen Sterne galten als Dienerinnen des Mondes, weil man ſie nur während der Nacht am Himmel erblickte. Die Wände ihres Tempels waren deshalb auch nicht mit Gold, ſondern mit Silber belegt; das Dach ſtellte den Himmel dar und war mit ſilbernen Sternen verſchiedener Größe geſchmückt. — Der dritte Pavillon war dem Blitze und Donner gewidmet; dieſe Naturerſcheinungen waren, weil man ſie nicht zu verperſönlichen verſtand, weder in Statuen noch in Abbildungen dargeſtellt und man nahete ihrer Wohnung mit weit mehr Furcht und Abſcheu als Achtung. Traf der Blitz ein Haus, ſo durfte es nie wieder betreten werden und die Thüre wurde ſogleich vermauert, ſchlug er in das Feld, ſo wurde die getroffene Stelle umzäunt und deren Berührung durch Menſchenhände war für immer ſtreng unterſagt. Der vierte Pavillon diente zur Verehrung des Regenbogens und zeichnete ſich, weil man bemerkt hatte, daß deſſen Erſcheinen durch die Sonne bedingt wurde, durch einen großen Reichthum goldener Verzierungen aus. Der Regenbogen ſelbſt war in ſeinen verſchiedenen Farben auf einem goldenen Getäfel ſehr kunſtreich und ſo groß dargeſtellt, daß er die eine Seite des Tempels faſt ganz einnahm. Die Peruaner nannten ihn Cuycha und bewieſen ihm große Ehrfurcht; ſobald er ſich am Himmel zeigte, bedeckten ſie augenblicklich den Mund mit der Hand, weil ſie glaubten, daß durch das Oeffnen deſſelben ihre Zähne verderben und faul würden. — Der fünfte und letzte Pavillon war der Aufenthaltsort der Prieſter und gleich den übrigen reich mit Gold verziert. Er diente indeſſen keineswegs als Wohnung, worin gegeſſen oder geſchlafen oder andere Bedürfniſſe

des sinnlichen Lebens befriedigt wurden, sondern nur als Saal, um darin Audienz zu ertheilen und die anzustellenden Opfer und andere den Gottesdienst betreffende Angelegenheiten zu berathen. Die Priester, welche sämmtlich dem Geschlechte der Incas angehören mußten, verrichteten den Dienst abwechselnd und nach Wochen, die sie nach den Mondsvierteln zählten, und während dieser Zeit durften sie weder bei Tag noch bei Nacht die Einzäunung des Tempels und der dazu gehörenden Gebäude verlassen noch sich um weltliche Angelegenheiten bekümmern. Außer ihnen hatte kein Peruaner, so vornehm er auch war, die Erlaubniß die heiligen Gemächer zu betreten; auch war dieß allen Frauen, selbst die Gemahlinnen und Töchter der Incas nicht ausgenommen, gänzlich untersagt. Der Oberpriester, Villaellma (Wahrsager) genannt, verrichtete die Opfer, deutete dem Volke die Anzeichen, Träume und sonstigen Erscheinungen und that als Dolmetscher der Sonne den Willen und die Befehle derselben kund. Die Opfer wurden zum Theil auf öffentlichen dazu bestimmten Plätzen, theils in den Vorhöfen des Tempels dargebracht. Zu den letzteren, nach welchen aus der Stadt vier breite Straßen führten, hatten alle Bewohner des Reiches Zutritt, doch mußten sie, wessen Ranges sie auch waren, an dem geweihten Orte baarfuß erscheinen. Hier sprudelten an verschiedenen Stellen aus goldenen Röhren fünf Quellen in goldene, silberne und steinerne Becken, in welchen die Opfer je nach ihrer Wichtigkeit und nach dem höheren oder geringeren Grade der damit verbundenen Feierlichkeiten abgewaschen wurden. Mit dem Tempel war ferner ein Garten verbunden, der, wie die schon weiter oben erwähnten Palastgärten, durchaus von Pflanzen, Thieren und Figuren aus gediegenem Gold und Silber starrte, denn bei allen Festen, die man jährlich beging, opferte man der Sonne kaum glaubliche Massen edler Metalle und eine Menge gewandter Goldschmiede arbeiteten unablässig an neuen Zierrathen für den Tempel. Auf diese Weise bestanden zuletzt alle dem Gottesdienste gewidmete Geschirre, als Töpfe, Vasen, Kohlenbecken, kurz alle Geräthschaften bis zur Gartenhacke und zum Rechen herab, aus gediegenem Golde, so daß man den Tempel und seine nächste Umgebung in Wahrheit Coricancha (Goldviertel) nennen konnte.

Die übrigen in den Provinzen befindlichen Sonnentempel waren nach dem Muster des Haupttempels eingerichtet und, wenn auch weniger verschwenderisch, doch ebenfalls mit großer Pracht ausgestattet, denn jeder Statthalter bestrebte sich aus allen Kräften, den Tempel seines Bezirkes würdig zu schmücken. Nach der großen Wohnung der Sonne in der Hauptstadt nahm der Tempel auf der Insel Fisticaca den ersten Rang ein, denn von hier aus waren die beiden Kinder der Sonne, als sie von dieser zur Erde gesendet wurden, ausgegangen. Die Insel liegt auf einem tiefen See, welcher achtzig Stunden im Umfange hat, und wurde so heilig gehalten, daß man von allen Seiten nach ihr wallfahrte und Gold, Silber und Edelsteine auf dem Altare der Gottheit niederlegte. Die Masse der daselbst aufgehäuften edeln Metalle soll nach der Sage so bedeutend gewesen sein, daß man daraus einen stattlichen Tempel von den Fundamenten bis zum Giebel hätte erbauen können. Bei der Annäherung der Spanier warfen die Priester alle diese Schätze in den See. Am meisten bedauerte man den Verlust einer auf Befehl des Inca Huayna Capac angefertigten siebenhundert Fuß langen, faustdicken goldenen Kette, an welcher sich die Tänzer an den großen Festtagen bei der Ausführung ihrer Tänze zu halten pflegten. Im J. 1557 vereinigten sich zwölf spanische Kaufleute, um diese Kette und andere Kostbarkeiten wieder zu Tage zu fördern, da aber bei der großen Tiefe und dem schlammigen Grunde des Sees alle Nachsuchungen erfolglos blieben, so beschloß man ihn abzuleiten, da jedoch der felsige Boden jeder Anstrengung spottete, so mußte man das Unternehmen mit großem Geldverluste aufgeben. — Die Insel, auf welcher der Tempel stand, hatte man im Laufe der Zeit mit ungeheurer Anstrengung geebnet, von den Steinen gereinigt, mit fetter, fruchtbarer Erde überschüttet und mit Mais bepflanzt, dessen Körner, sobald sie reif waren, gesammelt und dem Inca als ein Heiligthum überschickt wurden. Dieser trug einen Theil derselben in den Sonnentempel zu Cuzko und spendete den Rest den übrigen Tempeln, wo man sie in die Gärten aussäete, um den Ertrag an alle Städte und Orte des Reichs zu vertheilen. Man streute die von der Insel kommenden Körner auch in den öffentlichen Magazinen

aus, weil man ihnen die Eigenschaft zuschrieb, die aufgespeicherten Vorräthe vor Verderben zu bewahren. War der Privatmann so glücklich, auch nur ein einziges Körnchen zu erhalten, so warf er es in seine Scheune, in der festen Ueberzeugung, daß er niemals Mangel an Brod leiden würde.

Zu dem Sonnencultus gehörte auch die Erhaltung der auserwählten Jungfrauen, welche von jedem Verkehr mit der Welt abgeschlossen in großen Klöstern lebten, als Frauen der Sonne betrachtet wurden und das Gelübde ewiger Keuschheit ablegen mußten. In dem zu Cuzko befindlichen Stammkloster, nach dessen Muster die übrigen Klöster in den Provinzen eingerichtet waren, befanden sich gewöhnlich funfzehnhundert solcher Jungfrauen, welche, obschon sie dem Geschlechte der Incas angehörten, die strengsten Vorschriften zu befolgen hatten. Sie durften nicht ausgehen, keinen Mann und kein Weib, das nicht zu ihrer Gesellschaft gehörte, sehen, und nur miteinander selbst Umgang haben. Als Grund dieser drückenden Regel führte man an, daß die Frauen der Sonne in keiner Weise gemein sein und durch den Anblick anderer Menschen entheiligt werden dürften. Diese Ansicht war so fest gewurzelt, daß selbst der Inca von seinem Vorrechte, die Sonnenjungfrauen besuchen und sprechen zu dürfen, nie Gebrauch machte, sondern seine Gemahlin oder seine Töchter, welchen ebenfalls der Zutritt vergönnt war, nach dem Kloster schickte, wenn er sich nach dem Befinden oder nach den Bedürfnissen der Bewohnerinnen erkundigen wollte. Mitten durch das weitläufige Gebäude führte ein schmaler, ungefähr einen Schritt breiter Gang, an welchen zu beiden Seiten die Zimmer stießen, worin die zum Dienste der Jungfrauen bestimmten Weiber ihre Arbeiten verrichteten. Sie hatten alle Bedürfnisse von der Pforte des Klosters bis zu den Gemächern, in welchen die Sonnenjungfrauen eingeschlossen waren, zu bringen, durften aber bei Todesstrafe nicht in dieselben eintreten. Zur unmittelbaren Bedienung der Klausnerinnen waren fünfhundert Mädchen bestimmt, welche schön und keusch sein und aus dem Geschlechte der Incas stammen mußten. Die Hauptbeschäftigung der Sonnenjungfrauen, deren Leitung einer gewissen Anzahl von älteren Oberinnen (Mamacu-

nas) anvertraut war, bestand im Spinnen, Weben und Verfertigen der Kleider, welche der Inca und seine Gemahlin trugen, und der feinen Gewänder, welche man jährlich der Sonne als Opfer darbrachte. Außerdem hatten sie das heilige Brod (Canca) und den heiligen Trank (Aca) für das große Fest Raymi, von welchem sogleich die Rede sein wird, zu bereiten. Alle Geräthschaften und Zierrathen in diesen Klöstern waren von Gold, wie in den Sonnentempeln, und sollten die Reinheit und Keuschheit der Sonnenjungfrauen andeuten. Die Verletzung des Gelübdes der Keuschheit galt als ein unsühnbares Verbrechen; die Schuldige sollte lebendig begraben und ihr Verführer gehängt werden. Ferner befahl das Gesetz, des Frevlers Gemahlin, Söhne, Töchter, Anverwandte und Diener, ja sogar die Bewohner der Stadt, welcher er angehörte, mit dem Tode zu bestrafen. Die Stadt selbst sollte zerstört und die Stelle mit Steinen überschüttet und in eine Einöde verwandelt werden, als warnendes Zeichen, daß sie einen so verfluchungswerthen Menschen hervorgebracht habe. Diese Strafe wurde übrigens nicht ein einziges Mal vollzogen, weil das Verbrechen nie vorkam; so große Achtung hatten die Unterthanen der Incas vor dem Gesetz und den Vorschriften ihrer Religion.

Außer der Sonne, dem Monde, den Sternen und den erwähnten Naturerscheinungen verehrten die Peruaner noch ein höheres Wesen, Pachacamac (Weltseele) genannt. Sie hielten es für den Schöpfer und Erhalter der Welt, bauten ihm aber weder Tempel, noch brachten sie ihm Opfer dar, weil sie es, wie sie bemerkten, nie gesehen hatten und also auch nicht im Stande waren, es bildlich darzustellen. Ihre Ehrfurcht vor diesem Wesen ging übrigens so weit, daß sie dessen Namen nicht leicht aussprachen und wenn sie die Noth dazu zwang, so thaten sie es nur mit allen möglichen Zeichen der Hochachtung und Verehrung. Sie zogen dabei die Schultern ein, neigten sich, erhoben dann die Augen zum Himmel, senkten sie wieder zu Boden, legten die offene Hand auf die rechte Schulter und warfen Küsse in die Luft. — Der Teufel hieß bei den Peruanern Cupay; nie sprachen sie aber diesen Namen aus, ohne zum Zeichen ihrer innigsten Verachtung auf den Boden zu

spucken. — Die Behauptung der Spanier, daß sich bei der Eroberung der Hauptstadt auf einem öffentlichen Platze ein schönes Kreuz aus Marmor vorgefunden habe, beruht wohl nur auf einer Täuschung.

Das Hauptfest der Peruaner, Raymi (Sonnenfest) genannt, fand jährlich einmal statt und wurde auf dem großen Platze von Cuzko, welcher Haucaypata hieß, gefeiert. Ihm wohnten alle Häuptlinge, Statthalter und höhere Beamten, so wie der ganze Adel des Landes bei, und der Inca versah selbst die Verrichtungen des Oberpriesters. Jeder Stamm erschien dabei in dem eigenthümlichen Anzuge, mit den Waffen, welche er im Kriege führte, seinen Caziken in sonderbarer, aber prunkvoller Verkleidung, welche gewöhnlich die Gestalt starker und grimmiger Thiere nachahmte, an der Spitze und in möglichst großer Anzahl, weil ein Stamm den andern an Pracht zu überbieten suchte. Dem Feste selbst ging ein dreitägiges strenges Fasten voraus, während dessen nirgends ein Feuer angezündet und nur ein wenig roher Mais genossen werden durfte. Am Vorabende der Feierlichkeiten machten die Priester alle nöthigen Vorbereitungen und sorgten für die Herbeischaffung der Schafe und Lämmer, so wie der Lebensmittel und Getränke, welche der Sonne dargebracht werden sollten. Große Schaaren von Dienern wurden durch ihre Befehle augenblicklich nach allen Richtungen hin in Bewegung gesetzt, denn die Opfergaben mußten sich nach der Zahl der bei dem Feste Erscheinenden richten, weil jeder seinen Antheil davon bekam. In der Nacht bereiteten die Sonnenjungfrauen, wie schon erwähnt wurde, aus dem feinsten Maismehle das heilige Brod und den heiligen Trank für die Incas und Vornehmsten des Reichs. Am Festtage selbst begab sich der Inca am frühen Morgen in Begleitung aller seiner Verwandten nach dem Hauptplatze der Stadt und wartete, bis die Sonne aufging, indem er seine Blicke aufmerksam nach Osten richtete. Sobald diese emporstieg, warfen sich alle auf die Kniee, um sie anzubeten, indem sie die Arme gegen sie ausbreiteten und mit der Hand ihr Küsse zuwarfen. Darauf erhob sich, während die andern auf den Knieen liegen blieben, der Inca, nahm in jede Hand ein großes, mit dem gewöhnlichen aus Mais

bereiteten Getränke bis an den Rand gefülltes Gefäß und reichte das eine mit der rechten der Sonne dar, damit diese trinke und dann ihre Kinder einlade, ihr Bescheid zu thun, denn es wurde bei den Peruanern als das höchste Zeichen der Gnade oder Freundschaft betrachtet, wenn einer dem andern zutrank. Nachdem der Inca den Inhalt des Gefäßes, an welchem, wie man fest glaubte, die Sonne zu nippen sich gewürdigt, in ein mit dem Sonnentempel durch eine künstliche Röhre in Verbindung stehendes Becken geschüttet hatte, trank er aus dem Gefäße, welches er in der linken Hand hielt, und vertheilte den Rest an die ihn umgebenden Verwandten, von denen jeder einen kleinen goldenen oder silbernen Becher bei sich trug. Auf diese Weise leerten diese allmälig das von der Sonne geheiligte Gefäß, in der festen Ueberzeugung, daß ihnen dadurch ganz besondere Vorzüge mitgetheilt würden, weshalb auch nur Abkömmlinge der Incas von diesem Tranke erhielten, während sich alle übrigen, selbst die vornehmsten Häuptlinge, mit dem von den Sonnenjungfrauen bereiteten begnügen mußten. Nach dieser Begrüßung der Sonne bewegte sich der Zug nach dem großen Tempel, in welchen aber nur der Inca und seine Stammgenossen eintreten, ihr Gebet verrichten und ihre Becher und sonstige Gaben darbringen durften; die anderen Theilnehmer an der Feierlichkeit blieben in dem Vorhofe zurück und überreichten ihre Trinkgefäße und Geschenke, welche gewöhnlich in den herrlichsten Kunstwerken aus Gold und Silber bestanden, durch die Priester. War die Darbringung der Gaben, wobei besonders die Statthalter an Aufwand mit einander wetteiferten, vorüber, so nahm jeder ruhig seinen Platz ein, und man sah zu gleicher Zeit die Priester mit Schafen und Lämmern von verschiedenen Farben heranziehen. Unter den Schafen wurde ein völlig schwarzes zum Opfer erkoren, um aus dessen Eingeweiden die guten oder schlimmen Vorbedeutungen zu erforschen. Der Oberpriester drehte den Kopf des Schafes gegen Osten, schnitt ihm, während es vier andere Priester festhielten, die linke Seite auf und zog das Herz, die Lunge und die übrigen Eingeweide heraus, wobei man sorgfältig darauf achtete, daß nichts zerriß, denn ein solcher Unfall galt eben so gut als schlimme Vorbedeutung, als wenn das Herz Flecken

zeigte oder wenn das Thier sich während der Opferung auf die Beine stellte und den Händen derer, die es festhielten, entschlüpfte. Bewegte sich die Lunge noch, nachdem sie herausgenommen war, und füllte sie sich, wenn man sie aufblies, mehr oder weniger mit Luft, so galt dies als eine für das nächste Jahr Glück verkündende Erscheinung und der Jubel war allgemein. Bei ungünstigen Vorbedeutungen wurde zwar das Fest nicht unterbrochen, aber mit heimlicher Niedergeschlagenheit gefeiert, denn man glaubte, die Sonne zürne und werde alsbald Krieg, Hungersnoth, Seuchen und andere Plagen über das Land senden. — Nach der Opferung des schwarzen Schafes schlachtete man die andern Thiere; Blut und Herz wurden der Sonne dargebracht und verbrannt, die übrigen Theile aber gebraten und noch an demselben Tage von der versammelten Menge verzehrt. Das Feuer, dessen man sich bediente, mußte von der Sonne selbst herkommen, weshalb man durch einen kleinen, in eine goldene Armspange eingefaßten Brennspiegel einen Büschel Baumwolle anzündete und mit diesem den Scheiterhaufen in Flammen setzte.

Schien an dem Festtage die Sonne nicht, so daß es unmöglich war, mittels des Brennspiegels die Baumwolle anzuzünden, so rieb man diese so lange zwischen zwei Stücken einer der Zimmetrinde ähnlichen Holzart, bis sie Feuer fing. Von dem durch den Brennspiegel oder die Reibhölzer erzeugten Feuer trug man sogleich in den Tempel und in die Wohnung der Sonnenjungfrauen, wo es das ganze Jahr hindurch unterhalten werden mußte; das zufällige Erlöschen desselben wurde als eine der schlimmsten Vorbedeutungen betrachtet. Nach dem allgemeinen Mahle, wobei außer dem schon erwähnten gebratenen Fleische auch sehr vorzügliches, aus dem feinsten Maismehl bereitetes Brod gereicht wurde, folgten verschiedene Getränke. Der Inca, welcher auf einem goldenen Stuhle obenan saß, lud zuerst seine Stammgenossen, dann die Anführer des Heeres und die Statthalter und endlich alle Anwesenden zum Trinken ein. Vor allem wurde die Gesundheit der Sonne und des Incas ausgebracht, dann tranken die Angesehensten der Gesellschaft nach und nach dem Inca zu, wobei sie ihm stets ihren Becher darreichten und mit der Hand

einen Kuß zuwarfen. Er nahm den Becher mit herablaſſender Freundlichkeit an und that jedem, wenn auch nur mit einigen Tropfen, Beſcheid. Während des Trinkgelages, welches bis zum Anbruche der Nacht dauerte, führten Truppen von Poſſenreißern in den abenteuerlichſten Verkleidungen abwechſelnd Tänze und Geſänge auf. Das Feſt Raymi währte neun Tage und die ganze Bevölkerung vergnügte ſich in dieſer Zeit auf alle Weiſe.

Ein anderes großes Feſt war die Wehrhaftmachung (Huaracu) der jungen Männer aus dem Geſchlechte der Incas, welche alle zwei Jahre ſtatt fand. Die ſich zur vorausgehenden Prüfung meldenden, welche wenigſtens fünfzehn Jahre alt ſein mußten, wurden in ein zu dieſem Zwecke errichtetes Gebäude geführt, in welchem mehrere durch ihre Erfahrungen ſowohl im Kriegsweſen als auch in allen Zweigen der Staatsverwaltung ausgezeichnete Greiſe als Lehrer die Uebungen der Jünglinge leiteten. In den erſten ſechs Tagen mußten dieſe ein ſtrenges Faſten beobachten, um zu beweiſen, daß ſie im Stande ſeien, Hunger und Durſt und die Mühſeligkeiten des Krieges zu ertragen. Auch ihre Eltern faſteten, wenn auch nicht ſo ſtrenge, und flehten die Sonne, von der ſie abzuſtammen wähnten, inbrünſtig an, ſie möge ihren Kindern Kraft und Muth verleihen, die Prüfung ehrenvoll zu beſtehen. Befanden ſich unter den zu Prüfenden Weichlinge oder Schwächlinge, welche, weil ſie den Hunger nicht ertragen konnten, Speiſe verlangten, ſo wurden ſie von den Lehrern als des Ranges, wornach ſie ſtrebten, noch unwürdig ohne Verzug fortgewieſen. Hatten die Jünglinge die Faſtenzeit muthig überſtanden, ſo wurde, nachdem ſie ſich wieder durch Speiſe und Trank geſtärkt hatten, die Kraft und Gewandtheit ihres Körpers geprüft. Vorerſt mußten ſie in ausdauerndem Laufe eine Strecke von anderthalb Meilen zurücklegen; wer zuerſt das Ziel erreichte und ſich einer daſelbſt aufgeſteckten Fahne bemächtigte, wurde zum Anführer der übrigen erwählt, wer aber außer Athem kam und die Bahn nicht durchlaufen konnte, wurde als untauglich erklärt und abgewieſen. Die Väter und Verwandten ſtanden deshalb längs des Weges, ſprachen den ihnen Angehörigen Muth ein und ermahnten ſie, lieber todt niederzuſtürzen, als den Lauf unvollendet zu

lassen und ihnen unerträgliche Schande zu bereiten. Die zweite Uebung bestand in dem Angriff und in der Vertheidigung eines befestigten Ortes, und obschon man sich bei diesem Gefechte nur stumpfer Waffen bediente, so führte man diese doch häufig so ernst, daß mehrere verwundet und bisweilen sogar getödtet wurden. Darauf folgte der Einzelnkampf, in welchem jedesmal solche, welche einander dem Alter nach gleich waren, gegen einander stritten. Außerdem mußten sie Proben im Springen, Steinschleudern, Speerwerfen und Bogenschießen ablegen, kurz sie hatten ihre Geschicklichkeit in der Handhabung aller bei ihnen üblichen Waffen, deren Verfertigung sie ebenfalls verstehen mußten, darzuthun. Zuletzt wurden sie zehn bis zwölf Nächte nach einander auf die Wache gestellt, und man rief sie häufig und zu ungewissen Stunden an, um zu sehen, ob sie wachsam waren und dem Schlafe zu widerstehen vermochten. Ueberraschten die Lehrer irgend einen schlafend, so überhäuften sie ihn mit Vorwürfen und schalten ihn ein Kind, das nicht würdig sei eine Stelle im Heere zu bekleiden. Zuweilen straften sie aber auch nicht nur mit Worten, sondern sogar mit Schlägen, welche sie, um die Standhaftigkeit der Jünglinge zu erproben, mit einem Stocke nach den nackten Armen und Beinen führten. Wer in den Mienen oder durch Zucken Schmerz verrieth und die derbsten Hiebe nicht mit der ruhigsten Gleichgültigkeit ertrug, wurde für weibisch gehalten und als zum Kriegsdienste unfähig fortgeschickt. Während aller dieser Prüfungen verging kein Tag, an welchem die Greise die Prüflinge nicht in eindringlichen Reden zur Tugend und strengen Rechtlichkeit ermahnten. Sie erinnerten sie vor allem an die Würde ihres Geschlechts, das von der Sonne seinen Ursprung habe, an die herrlichen Thaten ihrer Vorfahren im Kriege wie im Frieden; sie munterten sie auf zur standhaften Erduldung jeder Mühseligkeit, zur Frömmigkeit und Sanftmuth, zur Mildthätigkeit gegen die Armen, zur Unbestechlichkeit und zum Schutze der Unschuld und zur Freigebigkeit gegen Bedürftige aus ihrem Stamme. — Von allen diesen Prüfungen, selbst den strengsten, war kein Inca ausgenommen, sogar der einstige Thronfolger nicht; der einzige Vorzug, welchen er vor den übrigen hatte, bestand darin, daß der Glückliche, welcher bei

dem Wettlaufe die Fahne errang, dieſe zuerſt dem Kronprinzen überreichte, zum Zeichen, daß ſie ihm als Erben des Reichs gebühre. Sonſt war er in allen Uebungen, welche von einem Neumonde bis zum andern dauerten, den Geringſten aus ſeinem Stamme nicht nur gleichgeſtellt, ſondern wurde ſogar von den Lehrern noch ſtrenger als dieſe behandelt, weil es natürlich ſei, daß der, welcher ſpäter herrſchen wolle, alle andern an Tugend und Würde übertreffen müſſe. — Sobald die Prüfungen vorüber waren, erſchien der Inca, begleitet von den Aelteſten ſeines Stammes, in der Mitte der Jünglinge; dieſe warfen ſich zuerſt vor ihm zu Boden und wurden von ihm noch einmal an die fortan zu erfüllenden Pflichten erinnert; darauf näherte ſich ihm einer nach dem andern, knieete vor ihm nieder und empfing von ſeiner Hand das erſte und hauptſächlichſte Abzeichen der Würde der Abkömmlinge der Sonne. Der Inca durchbohrte ihm nämlich die Ohren an den Stellen, wo man die Ringe trägt, mit ſtarken Nadeln und ließ dieſe darin ſtecken, damit ſich die Oeffnung allmälig bis zur vorſchriftmäßigen Größe erweitere. Der neue Ritter erhob ſich, nachdem er ſeinem Gebieter zum Zeichen für die empfangene Gnade die Hand geküßt, und warf ſich vor einem der nächſten Verwandten des Inca, gewöhnlich dem Bruder oder Oheim deſſelben, nieder, um von dieſem ſtatt der gewöhnlichen Schuhe, feinere, aus Baumwolle verfertigte, welche ebenfalls ein Abzeichen ſeiner neuen Würde waren, zu empfangen. Darauf trat er in ein reich verziertes Gemach, wo ihm die Aelteſten ſeines Stammes, welche daſelbſt verſammelt waren, eine baumwollene Schärpe, welche als Schamgürtel diente, zum Zeichen, daß er das männliche Alter erreicht und ſich fortan als Mann zu benehmen habe, überreichten. Dieſe Schärpe, welche Huara hieß, war ebenfalls eine der größten Auszeichnungen, und von ihr führte ſogar die ganze Feierlichkeit den Namen Huaraca.

Weniger ernſt zeigte man ſich bei dem Feſte Cusquicrayoni, welches nach der Ausſaat, ſobald der Mais zu ſproſſen anfing, ſtatt fand und ebenfalls mit Opfern, Geſängen und Tänzen, beſonders aber mit unmäßigem Trinken gefeiert wurde, wobei man jedoch fortwährend die Sonne anflehte, ſie möge die Saat vor Froſt bewahren und eine reiche Ernte gewähren. — Das vierte

und letzte Hauptfest, welches gegen das Ende des Jahres gefeiert wurde, war die große Sühne, Citua genannt, durch welche man alle Krankheiten und Plagen, welche die armen Sterblichen heimsuchen, auf folgende Weise aus der Stadt und der Umgegend zu verscheuchen suchte. Nach einem strengen Fasten von mehreren Tagen bereitete man in einer bestimmten Nacht aus Mais einen Teig, formte ihn zu Kugeln und warf sie in einen Kessel mit siedendem Wasser. Nachdem sie halb gar gekocht waren, nahm man von jeder Kugel ein Stückchen, mischte es mit dem Blute, junger Knaben, welches man diesen zwischen den Augenliedern und der Nase, der gewöhnlichen Aderlaßstelle der peruanischen Aerzte, abzapfte und rieb sich damit den Kopf, das Gesicht, den Magen, die Beine und die Arme, um, wie man glaubte, sich zu reinigen und den Leib vor allen Uebeln zu schützen. Nicht damit zufrieden, nahm der Aelteste jeder Familie ein solches Stück, rieb damit die Hausthüre und heftete es an dieselbe als Zeichen, daß die Einwohner gereinigt seien. Im Palaste, im Sonnentempel und in der Wohnung der Sonnenjungfrauen verrichtete der Oberpriester diese Ceremonie. Alles dieß geschah in der Nacht vor dem Feste selbst. Sobald der Tag anbrach, flehete man zu der Sonne, sie möge alle inneren und äußeren Uebel von ihren Kindern und Verehrern ferne halten, und aß dann den Theil des gekochten Teiges, in welchem sich kein Blut befand. Schon während des Gebetes sah man einen prachtvoll gekleideten Mann als Boten der Sonne aus der die Stadt überragenden Festung herabkommen. Er trug eine mit bunten Federn und goldnen Ringen umwundene und in Kriegszeiten an der Spitze mit einer flatternden Fahne verzierte Lanze in der rechten, schwenkte sie, bis er auf dem großen Platze in der Mitte der Stadt anlangte, und ertheilte hier vier andern ihn erwartenden, ebenfalls mit Lanzen versehenen Männern den Auftrag, im Namen der Sonne die Stadt und die nächste Umgebung zu durcheilen und alle Krankheiten, die sich irgendwo eingeschlichen, zu vertreiben. Die Boten liefen sogleich durch die vier die Stadt durchschneidenden Hauptstraßen bis eine Viertelstunde vor den Thoren, wo sie die Lanzen an andere vier Männer abgaben, die damit wieder eine Viertelstunde weiter eilten,

und so ging es fort bis auf fünf oder sechs Stunden Entfernung, wo die letzten Boten ihre Lanzen in den Boden pflanzten, zum Zeichen, daß alle Krankheiten über die Grenzen gescheucht seien. Ueberall wo die Boten vorüber kamen, stellten sich die Einwohner, Männer und Weiber, Kinder und Greise, vor die Häuser und erhoben ein großes Freudengeschrei; dabei schüttelten sie ihre Kleider, wie wenn man den Staub herausschüttelt, legten die rechte Hand auf den Kopf, das Gesicht, die Arme und die Beine, rieben alle Glieder wie beim Waschen, und glaubten dadurch alle Krankheiten und Plagen von sich und ihren Wohnungen zu entfernen. In der folgenden Nacht schleifte man brennende Fackeln durch die Straßen bis auf das freie Feld, um dadurch anzudeuten, daß man durch die Fackeln auch die Nebel der Nacht vertilgen wolle, wie man durch die Lanzen die Uebel des Tages vertilgt habe. Zuletzt warf man die brennenden Fackeln in den Fluß, damit dieser die ausgetriebenen Uebel bis ins Meer fortschwemme. Begegnete Jemand am folgenden Tage einem ans Ufer getriebenen Reste dieser Fackeln, so floh er, wie vor der Pest, von dannen, aus Furcht, er möge von einem der verjagten Uebel, welches daran hafte, ergriffen werden. Nach der Doppelsühne mit Lanze und Feuer begannen die Schmausereien, Trinkgelage, Tänze und Gesänge, wobei man nichts unterließ, was die Heiterkeit und die Lust in den Häusern und auf den öffentlichen Plätzen erhöhen konnte.

Die Incas hatten nach und nach alle diese Festlichkeiten angeordnet, um das ganze Volk durch allgemeine Bande zu umschlingen und dadurch eine Gleichmäßigkeit der Gesinnungen und Ansichten hervorzurufen; damit aber nicht zufrieden, suchten sie zur gewisseren Erreichung ihrer Zwecke auch, so vieles nur thunlich war, auf die häuslichen Verhältnisse einzuwirken, gewiß zum größten Nachtheil der persönlichen freien Bewegung, ohne welche keine Nation in sich und durch sich erstarken und sich auf eine höhere Stufe der Cultur schwingen kann. Selbst die Heirathen wurden in dem peruanischen Reich nicht aus freiem Antrieb, sondern zu bestimmten Zeiten nach Anordnung des Staates geschlossen. Der Inca ließ gewöhnlich von zwei zu zwei Jahren die heirathsfähigen Jünglinge und Mädchen seines Stammes in der Hauptstadt versammeln, trat

dann in ihre Mitte, nahm je einen Jüngling und ein Mädchen an der Hand und ließ beide sich gegenseitig das Versprechen der Treue geben, worauf die Neuvermählten in das elterliche Haus des jungen Mannes gingen, wo man drei bis vier Tage und häufig noch länger die Hochzeit feierte. Auf dieselbe Weise wurden auch die jungen Leute aus den andern Stämmen und Volksklassen verheirathet, nur wurden sie nicht von dem Inca, sondern von den Statthaltern und andern eigens dazu bestimmten Beamten getraut. Die Häuser für die neuvermählten Stammgenossen des Inca mußten die Bewohner der Provinzen statt eines Tributes herstellen, die Hausgeräthe aber lieferten die Verwandten und jeder derselben gab eine seinen Vermögenszuständen entsprechende Aussteuer; eben so erhielten die andern jungen Paare ihre Einrichtung, die Wohnungen für sie aber mußten die Gemeinden, welchen sie angehörten, erbauen lassen. Die Bewohner einer Provinz oder einer Stadt durften sich nicht in einer andern verheirathen, sondern nur in ihrem Geburtsorte und in ihrer nächsten Verwandtschaft, um die Vermischung der verschiedenen Stämme und Geschlechter gänzlich zu verhindern. Aus derselben Ursache mußte auch Jeder in seiner Provinz, in seiner Stadt und sogar in seinem Viertel wohnen. — Die Frau kam, sobald sie verheirathet war, nicht mehr häufig aus dem Hause, wo sie sich mit dem Spinnen und Weben der Wolle und Baumwolle und mit der Verarbeitung des Tuches zu Kleidern für ihren Mann, für sich und ihre Kinder beschäftigte. Fast jeder Anzug bestand aus einem einzigen Stücke Zeug ohne Zuschnitt, weshalb das Nähen nur wenig Mühe und Zeit kostete. Eine ganz besondere Vorliebe hatten die Peruanerinnen für das Spinnen und selten machten sie einen Spaziergang oder einen Besuch, ohne ihr Spinnzeug mitzunehmen. Der Rocken war aus einer starken Rohrart verfertigt, an welchen man den Stoff, der zu möglichst breiten Fäden gesponnen wurde, mit einer Spange heftete. Als Nadel bediente man sich eines feinen Dornes, womit man äußerst fein nähete und zerrissene Kleider so geschickt ausbesserte, daß fast keine Spur des Schadens sichtbar blieb.

Die Kindererziehung war äußerst rauh und streng. Sobald das Kind geboren war, wusch man es in kaltem Wasser und

wickelte es in Windeln, ließ jedoch die Arme frei, weil man das Festbinden derselben für schädlich und verweichlichend hielt. Die Waschung wurde fortan jeden Morgen wiederholt und zwar immer mit Wasser, welches man absichtlich in der freien Luft stehen ließ. Wollte die Mutter einmal ihren Säugling mit einem besondern Beweise ihrer Zärtlichkeit beglücken, so nahm sie das Wasser in den Mund und goß es über den ganzen Körper aus, jedoch mit Ausnahme des Scheitels, dessen Berührung sie sorgfältig vermied. Die Kinder lagen gewöhnlich in der Wiege, einer Art Bank mit vier Füßen, von denen der eine kürzer war als die übrigen, um sie in eine schaukelnde Bewegung bringen zu können. Das Bett bestand aus einem ziemlich groben Stücke Tuch, das man an den beiden Seiten der Wiege befestigte, um das Herabrutschen zu verhindern. Wollte das Kind nicht mehr in der Wiege ruhen, so nahm man es heraus, machte ein Loch in den Boden und setzte es bis an die Brust hinein, doch legte man, damit es weich saß, einige Lappen um es herum und gab ihm, um es zufrieden zu stellen, mancherlei Spielzeuge. Jede Mutter, so vornehm sie auch war, stillte ihr Kind selbst, und überließ es, wenn Krankheit sie dazu zwang, nur mit dem größten Widerwillen einer Amme. — Ein fröhliches Familienfest war die Entwöhnung eines Kindes, welche statt fand, wann dieses zwei Jahre alt war. Alle Anverwandten versammelten sich und der Pathe, welcher dem Kinde seinen Namen beilegte, schnitt ihm eine Haarlocke mit einem Messer von Feuerstein ab. Darauf wurden von den Theilnehmern an dem Feste die herkömmlichen Geschenke, welche in Kleidern, Vieh und Waffen, zuweilen auch in goldenen und silbernen Geräthschaften bestanden, überreicht. Nach dieser Förmlichkeit begann das eigentliche Fest, bei welchem man über alles Maas trank und bis in die späte Nacht sang und tanzte. Das Gelag dauerte drei bis vier Tage und auch länger, je nachdem die Eltern des Kindes eine kleine oder große Verwandtschaft hatten.

Das Hauptgeschäft, welches der Mann und die Frau gemeinschaftlich zu besorgen hatten, war der Feldbau, welcher von den Peruanern mit der ängstlichsten Sorgfalt betrieben ward und der

ſich deshalb eines ſehr glänzenden Zuſtandes erfreute. Der fruchtbare Boden des ganzen Landes, deſſen Urbarmachung und Bewäſſerung dem Staate oblag, war in drei Theile geſchieden; der erſte Theil gehörte der Sonne, der zweite dem regierenden Inca und der dritte den Bewohnern. Der letzte war indeſſen der größte und genügte zur reichlichen Ernährung des Volks. Mehrte ſich die Bevölkerung einer Provinz bedeutend, ſo wurde ihr von dem Beſitzthume der Sonne und des Inca ſo viel Ackerland zugewieſen, als zu ihrem Unterhalte nöthig war. Man pflanzte mancherlei Früchte, vorzüglich aber Mais. Die Felder, welche aus Mangel an hinreichender Bewäſſerung ſchlecht trugen, wurden nur ein oder zwei Jahre nacheinander beſtellt und blieben dann, während man wieder andere bearbeitete, brach liegen. Auf dieſe Weiſe hatte man ſtets tragbaren Boden und nicht leicht einen gänzlichen Mißwachs zu befürchten. Die Ordnung, nach welcher ſämmtliche Felder bebaut werden mußten, ſo wie die Zeit der Umackerung, der Ausſaat und der Ernte, waren durch geſetzliche Vorſchrift genau beſtimmt. Vor allem mußten von der geſammten Bevölkerung nicht nur die Aecker der Sonne, des Inca, ſondern auch die der Waiſen, der Wittwen, der Kranken und Alterſchwachen beſorgt werden, weshalb zur Zeit, wann eine Feldarbeit, Umackerung, Ausſaat oder Ernte ſtatt finden ſollte, ein zu dieſem Zwecke angeſtellter Beamte in der vorhergehenden Nacht auf einen Thurm ſtieg und, nachdem er ein Zeichen mit der Trompete gegeben hatte, nach allen Seiten hin mit lauter Stimme ausrief: „Morgen beginnen die Feldarbeiten für die armen und kranken Leute; alle, die dazu verpflichtet ſind, werden aufgefordert, ſich an Ort und Stelle einzufinden.“ Wer ohne hinreichende Urſache ausblieb, hatte eine harte Strafe zu erwarten; doch war nur ſelten Zwang nöthig, denn Jeder verrichtete die Arbeit, obſchon er dabei auch auf ſeine eignen Koſten leben mußte, gern, weil die Dürftigen, Alten und Schwachen, wie man ſich ausdrückte, ſchon übel genug daran ſeien. Hatte der Arme kein Ausſaatkorn, ſo gab man ihm ſolches aus den öffentlichen Vorrathshäuſern. Die Aecker der im Felde ſtehenden Soldaten, deren Frauen man als Wittwen betrachtete, mußten ebenfalls von den Gemeinden umſonſt bebaut werden.

Waren die Felder der Arbeitsunfähigen bestellt, so bebaute man die eigenen und zuletzt die des Inca und der Stellvertreter desselben in den Provinzen. Auf diese Ordnung im Feldbau wurde so streng gehalten, daß zur Zeit des großen Inca Huayna Capac ein Statthalter, welcher die Ländereien einer Wittwe zurückgesetzt hatte, an einen auf dem bevorzugten eigenen Acker errichteten Galgen gehängt wurde. Mit großem Frohlocken besorgte man die Besitzungen der Sonne und des Inca; man zog bei dieser Arbeit die Festkleider an, schmückte sich mit bunten Federn und Blumen und sang fröhliche, zu diesem Zwecke gedichtete Lieder, deren Melodien so anmuthig waren, daß die Spanier sie begierig auffaßten und auf den Kirchengesang mit Orgelbegleitung anwendeten. In der Hauptstadt war ein der Sonne vorzugsweise geheiligtes Stück Feld, welches nur von den Incas und ihren Frauen und Töchtern bestellt werden durfte. Ueber ein so herrliches Vorrecht entzückt, unterzog sich die Herrscherfamilie mit großer Freude dieser Mühe und veranstaltete an dem Tage, an welchem sie ihre Feldarbeit verrichtete, ein glänzendes Fest. — Statt des Pfluges bedienten sich die Peruaner eines armlangen, etwa vier Finger breiten, nach vornen platten und nach hinten abgerundeten Holzstückes, welches mit einer guten Spitze versehen war, um es leichter in den Boden einsenken zu können. An der Mitte dieses Holzes befanden sich zwei Stützen, auf welche man mit dem Fuße trat, so daß es bis an sie in das umzupflügende Feld eindrang. Auf diese Weise zog man tiefe Furchen und warf so große Schollen auf die Seite, daß nur der, welcher sich durch eigene Ansicht überzeugte, es für möglich hielt, mit einem so unvollkommenen Werkzeuge eine solche Wirkung hervorzubringen. Die Aecker wurden, um ihre Tragfähigkeit zu erhöhen, mit den Excrementen der Menschen und des Viehes gedüngt; man sammelte den Koth mit unglaublicher Sorgfalt, trocknete ihn und streute ihn zu feinem Pulver gerieben aus. An den Seeküsten benutzte man auch die Köpfe der Sardellen, welche das Meer in unglaublicher Menge auswarf, und den Mist gewisser Vögel, Meersperlinge genannt, als Dünger. Diese Vögel, deren Tödtung oder Verscheuchung bei Lebensstrafe verboten war, überziehen

den Boden der benachbarten unbewohnten Inseln, wo sie sich in ungeheuern Schaaren aufhalten, mit einer solchen Masse weißen Kothes, daß man aus der Ferne Schneeberge zu erblicken glaubt. Dieser Dünger wurde von dem Staate gewissenhaft den Gemeinden und Städten zugewiesen, welche dessen bedurften. Betrog ein Nachbar den andern auch nur um einen kleinen Theil desselben, so wurde er mit dem Tode bestraft; ebenso wurde der Hinterlistige, welcher heimlich die Marksteine der Aecker versetzte und des Verbrechens überwiesen werden konnte, augenblicklich als Dieb aufgehängt. — In der Bewässerung der Felder wurde nicht weniger streng auf Ordnung gehalten. Jeder leitete, so wie ihn die Reihe traf, in festgesetzten Stunden so viel Wasser auf sein Besitzthum, als er nöthig hatte, denn für die Wasservorräthe war so trefflich gesorgt, daß man auch in den trockensten Jahren nicht über Mangel klagen konnte. Der Reiche hatte hierin nicht den geringsten Vorzug vor dem Armen. Versäumte aber ein Grundbesitzer die Bewässerung zur gehörigen Zeit, so erhielt er als Strafe öffentlich drei oder vier Schläge mit einem Steine auf die Schultern oder derbe Hiebe mit einem Rohre und wurde als ein Metzquitullu (Weichknochen, Taugenichts) bezeichnet, welche Benennung als ein großer Schimpf galt. — Bei der Vertheilung der Ländereien befolgte der Staat einen Grundsatz, welchem eine politische Partei der neuesten Zeit ihren Beifall gewiß nicht ganz versagen wird. Jedes Ehepaar bekam ein Stück (Tapu), welches zu seiner Ernährung, so lange es keine Kinder hatte, hinreichte. Für jeden Sohn, der ihm geboren wurde, erhielt es ein weiteres Tapu, für jedes Mädchen ein halbes. Sobald ein Sohn sich verheirathete, mußte ihm der Vater das auf seinen Antheil kommende Tapu ausliefern; die sich verheirathenden Mädchen durften kein Ackerland als Mitgift ansprechen, weil die Männer dessen genug besaßen, um sie ernähren zu können; überhaupt trug man für die Töchter, sobald sie das elterliche Haus verlassen hatten, keine Sorge mehr. War dem Familienvater ein Theil der ihm verliehenen Aecker entbehrlich, so gab er ihn der Gemeinde zurück, denn verkaufen konnte er ihn nicht. Auf gleiche Weise wurden die Statthalter und Beamten mit Ländereien bedacht, nur mit dem

Unterschied, daß man auf einen ihrer Würde entsprechenden Haushalt und auf die ihnen nöthige Dienerschaft Rücksicht nahm. — Die niedrigen, Ueberschwemmungen ausgesetzten Ebenen, wo der Boden sich nicht zum Anbau eignete, waren in die herrlichsten Wiesen umgeschaffen und dienten den zahlreichen Viehheerden, welche der Staat unterhielt, zur Weide. Um eine genaue Uebersicht über den Viehstand zu behalten, trennte man die einzelnen Stücke jeder Gattung nach ihrer Farbe. Wurde ein Junges geworfen, welches eine andere Farbe hatte als die Mutter, so theilte man es sogleich der Heerde zu, welche seine Farbe trug. Auf diese Weise war eine genaue Zählung mittels gleichfarbiger Fäden und der Knoten, welche sie in dieselben knüpften, leicht möglich.

Diese Knoten, Quipus genannt, ersetzten den Peruanern die ihnen unbekannte Schreibkunst und das Rechnen mit Ziffern, und die Kunst, auf solche Weise dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und Geschehenes festzuhalten, war mit dem größten Scharfsinne zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet. Die Fäden, in welche man die Knoten knüpfte, waren von verschiedener Farbe; manche hatten nur eine Farbe, andere zwei, drei und mehr Farben, von denen jede ihre besondere Bedeutung hatte, die sich aber je nach der Vermischung der Farben wieder änderte. So bedeutete zum Beispiele die gelbe Farbe Gold, die weiße Silber, die rothe Kriegsleute. Die Fäden waren drei- und vierfach bis zu der Dicke einer mittelmäßigen Schnur zusammengedreht und nach der Ordnung, welche ihre Bedeutung erheischte, an eine andere Schnur in der Weise befestigt, daß sie Franzen glichen. Wollte man die Begriffe einer Reihe verschiedener Gegenstände versinnlichen, so ließ man sie nach ihrem Werthe und nach dem Range, den sie einnahmen, an der Schnur aufeinander folgen. Gesetzt, es hätte sich darum gehandelt, die Uebersicht eines Vorrathes verschiedener Waffen zu geben, so begann man mit den Lanzen und ließ diesen die Streitkolben, Wurfspieße, Bogen, Pfeile, Schleudern und so fort folgen. Die Ergebnisse einer Zählung der Unterthanen, welche nach Provinzen und Städten statt fand, wurden etwa auf folgende Weise festgehalten. Man begann mit dem männlichen Geschlecht und setzte an den ersten Faden die

Greiſe, welche ſechzig Jahre und darüber alt waren, auf den zweiten die Männer von fünfzig Jahren an, auf den dritten die von vierzig an und ſo fort die übrigen, indem man ſtets von zehn zu zehn Jahren bis auf die Säuglinge herabſtieg. Dieſelbe Rechnung führte man an einer andern Schnur über das weibliche Geſchlecht. Ausnahmen von der Regel wurden durch gleichfarbige Anhängſel angemerkt; ſo bedeuteten kleine feine Fäden, welche an dem Faden der verheiratheten Männer und Frauen von einem beſtimmten Alter hingen, daß ſich ſo und ſo viel Wittwer und Wittwen von demſelben Alter vorgefunden hatten. Bei den Zahlenangaben auf den Schnüren befolgte man ſtets das Decimalſyſtem; man zählte nämlich zehn, hundert, tauſend, zehntauſend an einer Schnur; ſelten ging jedoch die Rechnung über hunderttauſend, weil jede Stadt und jede Provinz ihre eigne Rechnung hatte. Auf dieſelbe Weiſe wurden auch alle Abgaben gezählt und jedes Haus war in den Quipus nach der Gattung und der Größe der jährlich zu entrichtenden Steuer bezeichnet. Ueberhaupt hielt man durch dieſe Knoten alle Dinge feſt, welche eine Zählung zuließen, ſo daß man daran ſogar die Anzahl der von den Incas gelieferten Schlachten, ihrer Geſandtſchaften, Verträge und Verordnungen anmerkte; da man aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, den wörtlichen Inhalt der Geſetze oder eine ins Einzelne gehende Erzählung geſchichtlicher Ereigniſſe durch die Knoten nicht ausdrücken konnte, ſo bediente man ſich, um dieſem Mangel abzuhelfen, gewiſſer Zeichen, deren Sinn jedoch nur den Eingeweihten, Quipucamayus (Knotenentzifferer) genannt, verſtändlich war. Dieſe von den Incas hochgeachteten und glänzend belohnten Leute, welche eine beſondere Beamtenclaſſe bildeten und deren Wiſſenſchaft vom Vater auf den Sohn überging, hatten ſich außer den das ganze Reich betreffenden Angelegenheiten und Verordnungen beſonders mit der Geſchichte und Gebräuchen der Provinz, welcher ſie angehörten, mit Eifer und Umſicht zu befaſſen, um den Statthaltern in jeder Beziehung Rath und Auskunft ertheilen zu können. Um indeſſen die merkwürdigen Thaten der Vorfahren auch unter dem Volke fortleben zu laſſen, bediente man ſich anderer, weniger ſchwieriger Mittel. Man ließ ſie durch die Amautas (Weiſen) in die Form

von Sagen und Mährchen, welche der Vater den Kindern erzählen konnte, einkleiden und durch die Haravicus (Dichter) in kurze, leicht zu behaltende Verse bringen, die bei den öffentlichen Festen mit Begleitung einer freilich sehr unvollkommenen Musik auf einer aus vier Schilfröhren zusammengesetzten Hirtenpfeife und einer Art Flöte gesungen wurden. Da aber diese Sagen und Gedichte fast immer in ein fabelhaftes und allegorisches Gewand gehüllt waren und die Knotenerklärungen nothwendig manchen Irrthümern unterworfen sein mußten, so konnte die Geschichte der Peruaner nur höchst unvollständig und unsicher sein, da ohne Schrift auch die größten Thaten allmählich der Vergessenheit anheimfallen. — Außer den Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen war die Sittenlehre der beliebteste und reichste Stoff, womit sich die Weisen und Dichter beschäftigten, und sie mußte auch in den Schauspielen, welche bei Gelegenheit hoher Feste vor dem König und dem Hofe dargestellt wurden, vorherrschen. In den Tragödien, welche die Schicksale der Incas und anderer berühmten Männer verherrlichten, entfaltete man eine seltene Pracht; in den Lustspielen dagegen behandelte man Stoffe aus dem täglichen Verkehre und dem häuslichen Leben, der Witz mußte jedoch stets ehrbar und ernst bleiben und durfte nie ins Schlüpfrige oder Zweideutige ausarten. Die Schauspieler, welche ihre Rolle am anmuthigsten vortrugen, wurden mit Edelsteinen und andern Kostbarkeiten beschenkt. Die Verse in den Schauspielen waren gewöhnlich lang und folgten einem vorgeschriebenen Silbenmaße, in den Liedern aber, besonders wenn sie sich mit Liebesangelegenheiten beschäftigten, kurz und den spanischen Redondillas am meisten ähnlich. So begann zum Beispiel ein Liebeslied mit folgenden Versen:

Beim Gesange — Um Mitternacht
Schläfst du ein, — Werd ich da sein.

Mit besonderer Vorliebe besangen die peruanischen Dichter verschiedene Naturerscheinungen, Donner, Blitz, Hagel, Schnee und Regen, und kleideten gewöhnlich ihre Betrachtungen in folgende Mythe ein. Der Schöpfer aller Dinge, sagten sie, habe den Sohn und die Tochter eines Inca in den Himmel versetzt; das Mädchen halte dort in der Hand einen mit Wasser gefüllten

Krug, welchen sie, so oft es zur Befruchtung der Erde noth thue, auf dieselbe ausschütte; zu gewissen Zeiten zertrümmere ihr mißlauniger Bruder das Gefäß und durch diesen betäubenden Knall entstünden Blitz und Donner, welchem Getöse dann Regengüsse, Schnee und Hagel folgten. Nachstehende treue Uebersetzung des Urtextes einer solchen Mythe mag als Probe der peruanischen Poesie dienen:

Schönes Mädchen,
Hier dein Bruder
Hat dein Krüglein
Nun zerbrochen,
Seinem Schlage
Folgen Wetter,
Blitz und Donner;
Doch du Mädchen
Gießest regnend
Wasser nieder,
Und zuweilen
Schickest Schnee du
Uns und Hagel;
Weltenschöpfer
Pachacamac
Viracocha
Hat dazu dich
Auserseh'n
Und bestellet.

Alle diese für das Volk berechneten Gedichte mußten in der sogenannten Hofsprache, dem in Cuzko und der Umgegend herrschenden Dialekte, verfaßt sein, weil die Incas diesen als allgemeine Landessprache eingeführt und in allen Provinzen Lehrer angestellt hatten, um die Unterthanen darin zu unterrichten. Diese Anordnung war aus einer doppelten Ursache getroffen worden, einmal weil es nicht leicht möglich oder doch wenigstens bei der Verwaltung des Staates sehr beschwerlich und störend gewesen wäre, eine hinreichend große Anzahl von Dolmetschern zu halten, um den vielen verschiedenen Stämmen, welche zu dem Reiche gehörten, auf ihre Anfragen und Gesuche Bescheid zu ertheilen, und zweitens wollte man alle diese Stämme durch die Einheit der Sprache einander nähern und endlich in ein Volk zusammenschmelzen. Diese allgemeine Sprache, welche sich, als die Spanier in das Land einfielen, schon weit verbreitet hatte, verschwand durch diese gewaltsame Umwälzung fast ganz und die Provinzialdialekte erhielten wieder das Uebergewicht. — Die Incas sprachen außer der Hofsprache noch eine ihnen allein eigenthümliche, welche von keinem andern erlernt werden durfte, weil man sie für göttlich hielt,

Die Wissenschaften standen in Peru in nicht geringem Ansehen, wurden aber fast nur von der Priester- und Adelsklasse gepflegt und entsprachen der Culturstufe, auf welche sich diese geschwungen hatte. Am meisten mußten in Folge ihrer religiösen Ueberzeugung die Naturerscheinungen und besonders die regelmäßigen Einwirkungen der Sonne (Inti) und des Mondes (Quilla) auf die Erde, ihre Aufmerksamkeit erregen und sie zum Nachdenken anspornen. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß die Sonne sich ihnen bald näherte und sich bald wieder von ihnen entfernte, und daß die Tage bald länger, bald kürzer waren, ferner daß der Mond im Wachsen, voll, und im Abnehmen erschien und gänzlich verschwand, welche letzte Phase sie den Tod des Mondes nannten. Außer der Sonne und dem Monde beobachteten sie noch die Venus (Chasca) wegen ihres strahlenden Lichtes und die Pleiaden wegen ihrer merkwürdigen Gruppirung; um die übrigen Sternbilder bekümmerten sie sich wenig oder gar nicht. Die Kometen gewahrten sie mit Schrecken, denn sie waren fest überzeugt, daß jeder den Tod eines Inca, Krieg oder ein anderes ihnen bevorstehendes schweres Unheil bedeute. — Die Incas und Gelehrten zählten die Jahre (Huata) nach den Sonnenläufen, das Volk nach den Ernten; alle jedoch richteten sich in der Zeiteintheilung nach der Frühlings- und Wintersonnenwende, welche ihnen durch eine merkwürdige Einrichtung angedeutet wurde. Auf einem Platze zu Cuzko standen sechzehn Thürme, acht an der östlichen und acht an der westlichen Seite, je vier in einer Reihe, von denen die beiden äußeren höher waren als die beiden innern. Der Raum zwischen den inneren kleinen Thürmen diente zur Erkennung der Sonnenwenden, denn wenn die Sonne bei ihrem Auf- und Untergange gerade durch diesen Raum schien, so galt es als Zeichen, daß jene Zeit eingetreten war. Damit nie ein Irrthum obwalte, begab sich der Inca selbst auf einen geeigneten Standpunkt und überzeugte sich, daß die Sonne grade zwischen den beiden Thürmen auf- und unterging, bei welcher Beobachtung er von seinen gelehrtesten Astronomen unterstützt wurde. Und dennoch vermochte man nicht, den Tag der Sonnenwende festzusetzen, weil man die Monate und Tage nach den Mondphasen

zählte. Das peruanische Jahr bestand aus zwölf Mondmonaten und man wußte es nicht mit dem um eilf Tage längeren Sonnenjahre in Einklang zu bringen. Man berücksichtigte indessen diesen Unterschied und richtete sich deshalb bei der Bestellung der Felder nach den Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen, welche letztere ebenfalls durch eine besondere Vorrichtung bestimmt und durch große Feste gefeiert wurden. Beim Herannahen der Aequinoctien versammelten sich die Priester jeden Tag auf einem vor dem Sonnentempel liegenden freien Platz, in dessen Mitte sich künstlich gearbeitete und reich verzierte Säulen erhoben, und beobachteten genau die Schatten derselben. Sah man bei dem Auf- und Untergange der Sonne rings um die Säulen gleichen Schatten, um die Mittagszeit aber auf allen Seiten keinen, so bestimmte man auf diesen Tag das Aequinoctium, verzierte die Säulen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern und stellte oben darauf einen Stuhl, um dadurch sinnbildlich anzudeuten, daß die Sonne an diesem Tage über der Säule still stehe und sich mit all ihrem Glanze auf ihr niederlasse. Zu gleicher Zeit betete man die Sonne an, brachte ihr Opfer und Geschenke und feierte den Tag mit allgemeinem Jubel. — Die Monate des Jahres zählte man nach den Mondläufen von einem Neumonde zum andern, man hatte aber eben so wenig für sie als für die Wochen, welche den Mondsvierteln entsprachen, und die Wochentage besondere Namen. — Die Sonnen- und Mondfinsternisse staunte man mit Verwunderung und Furcht an, weil man sich ihre Ursache nicht erklären konnte. Verfinsterte sich die Sonne, so glaubte man, sie zürne über eine ihr zugefügte Beleidigung, weil ihr Antlitz gleich dem Gesichte eines Zornigen entstellt erscheine, und schloß daraus, daß irgend ein großes Unglück bevorstehe. Verdunkelte sich der Mond, so wähnte man, er sei krank und müsse, wenn dieser Zustand nicht bald aufhöre, unfehlbar sterben, vom Himmel herabfallen und das Ende der Welt herbeiführen. Man hatte deshalb, sobald sich der Mond zu verfinstern anfing, eine so unbeschreibliche Furcht, daß man einen unsinnigen Lärm mit Trompeten, Cymbeln und Trommeln erhob und die Hunde unbarmherzig durchprügelte, in der festen Ueberzeugung, der Mond, welchem man eine große

Liebe zu diesen Thieren zuschrieb, würde aus Mitleid für sie durch ihr Geheul aus der durch die Krankheit verursachten Betäubung erwachen. Auch die Kinder mußten ihn mit Thränen in den Augen und mit der zärtlichen Benennung Mamaquilla (Mutter Mond) anrufen und ihn bitten, doch ja nicht zu sterben. Bekam er allmählich sein Licht wieder, so sagte man, er fange an, sich besser zu befinden; Pachacamac, der Weltschöpfer, habe ihn geheilt und ihm ausdrücklich verboten, durch seinen Tod das Menschengeschlecht zu verderben. So sonderbar diese Vorstellungen waren, so wurden sie doch noch bei weitem von der Ansicht, die man über die Entstehung der Mondflecken hatte, übertroffen. Der Fuchs, glaubte man, habe sich einst in den Mond wegen seiner Schönheit verliebt, sei an den Himmel zu ihm gestiegen und habe ihn so feurig geküßt und an sich gedrückt, daß er davon Flecken bekommen habe. — Die Astronomie konnte sich von solchen Fabeln nicht leicht losmachen, da man in den mathematischen Wissenschaften, die Arithmetik etwa ausgenommen, sehr weit zurück war; am meisten verstand man noch von der Geometrie, jedoch nur so viel, als zur Vermessung und Vertheilung der Felder nöthig war. Die Pläne, welche der Staat von den Provinzen und Städten anfertigen ließ, werden zwar von den Spaniern, welche sie sahen, als sehr kunstreich geschildert, waren aber keineswegs geometrische oder geographische Aufnahmen, sondern nur der Natur nachgebildete Modelle. So bewahrte man noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts einen Plan oder vielmehr ein Panorama von Cuzko mit der nächsten Umgebung auf, welches aus Erde, Steinen und kleinen Holzstäben bestand und auf dem man die Straßen, freien Plätze und Häuserquadrate, so wie die nahen Berge, Ebenen und Flüsse mit bewunderungswürdiger Genauigkeit naturgetreu dargestellt sah.

Die Gewerbe wurden von den Peruanern mit großem Eifer getrieben und standen wenigstens zum Theil auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, wie besonders die mit seltener Kunst verfertigten Gefäße und Verzierungen in Gold und Silber, welche man in den Tempeln und Palästen antraf, beweisen. Das Eisen aber verstanden sie nicht zu bearbeiten, weil es ihnen an den nöthigen Werkzeugen fehlte. Statt der Hämmer bedienten sie sich

viereckiger, aus einer Mischung von Kupfer und Messing verfertigter Massen; die größten derselben füllten die ganze Hand und dienten als stärkstes Mittel zum Daraufschlagen, andere waren von geringerem Umfange, andere endlich lang und wurden von ihnen gebraucht, wenn sie eine Masse concav schlagen wollten. Sie hielten diese Metallklötze in der Hand und hämmerten auf die zu bearbeitenden Gegenstände los. Von Feile und Grabstichel wußten sie nichts, ja sie kannten nicht einmal die Schmiedeblasbälge. Wollten sie Metall schmelzen, so erreichten sie ihren Zweck nur mit Hülfe ihres eigenen Athems, den sie durch lange, am Ende in eine dünne Oeffnung auslaufende kupferne Röhren bliesen. Zangen und Haltwerkzeuge, um die Gegenstände leicht aus dem Feuer nehmen und wieder hinein schieben zu können, fehlten ihnen ebenfalls und sie wendeten zu diesem Zwecke nur einen kupfernen Stab an, mit welchem sie das heiße Metall auf einen Haufen angefeuchteter Erde warfen, worauf es so lange liegen bleiben mußten, bis man es wieder mit der Hand angreifen konnte. — Aus der Unmöglichkeit, eiserne Nägel und andere Bindemittel zu schmieden, kann man leicht schließen, daß die Peruaner, obwohl sie längs der Meeresküste hin wohnten, im Schiffbaue und im Seewesen weit hinter ihren andern Kunstwerken zurückbleiben mußte. Ein nicht unbedeutender Grund dieses Mißverhältnisses lag jedoch wohl auch in der Beschaffenheit der einheimischen Holzarten, denn obgleich es nicht an großen Bäumen fehlte, so waren doch diese alle so schwer und eisenhart, daß sie wenig zur Verfertigung von Schiffsplanken taugten. Die Fahrzeuge, deren man sich zum Uebersetzen über breite Ströme und zum Fischfange an der Küste bediente, waren deshalb nichts weiter als einfache Flöße, welche aus fünf bis sechs Stämmen eines nicht sehr dicken und leichten Baumes bestanden, die man durch mannsdicke, aber sehr leichte Schilfrohre fortbewegte und lenkte. Da der mittlere Stamm länger war als die übrigen an den beiden Seiten und dadurch vorn und hinten eine Spitze gebildet wurde, so durchschnitten diese Flöße ziemlich schnell das Wasser. Außer diesen Fahrzeugen bediente man sich zum Uebersetzen über die Flüsse noch eines sonderbaren Mittels. Man band nämlich einen Haufen Schilf von

der Dicke eines Ochsen so fest als möglich zusammen und ließ ihn nach vornen spitz zulaufen. Zur Führung dieses eigenthümlichen Kahnes bedurfte es nur eines Mannes, der sich auf das Hintertheil setzte und seine Hände und Füße als Ruder gebrauchte. Der Ueberfahrende mußte sich ausgestreckt auf den Bündel legen und seinen Kopf gegen den Schiffer stemmen, welcher ihm ernstlich anbefahl, sich an den Seilen des Bündels zu halten, ohne den Kopf zu erheben oder die Augen zu öffnen, denn er konnte, wenn das Fahrzeug, welches gewöhnlich hundert bis zweihundert Schritte unter der Abfahrtstelle ankam, reißend schnell den Strom hinabglitt, leicht in Schrecken gerathen, die Besinnung verlieren und ins Wasser stürzen. Segel wandte man nicht an, weil keines dieser Fahrzeuge stark genug war, solche zu tragen. Wie mühsam bei dieser Einrichtung der Fischfang, besonders auf dem Meere, sein mußte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, und doch wagte man sich nicht selten auf die offene See bis auf sechs Stunden von der Küste. — Weit größere Geschicklichkeit bewiesen die Peruaner bei dem Baue ihrer Städte, Paläste, Tempel und Wohnhäuser, obschon auch hier die Unvollkommenheit der Werkzeuge die Arbeit weit schwieriger machte und in die Länge zog. Die Zimmerleute hatten nur Art und Hobel aus Kupfer, von Säge und Meißel wußten sie nichts, weshalb es ihnen nicht möglich war, Thüren oder Schränke zu verfertigen. Zur Befestigung der Balken gebrauchte man weder Nägel noch Klammern, sondern man band sie mit starken, aus Binsen gedrehten Stricken zusammen. Die Maurer bedienten sich zum Behauen der Steine keines anderen Werkzeuges als fester schwarzer Kiesel. Eben so wenig hatte man zum Heben oder Herablassen von Steinmassen Krahnen oder sonstige Maschinen, sondern nur die Kraft der Arme, und doch errichtete man so gewaltige und so herrliche Bauten, daß sie jedem auf einer weit höheren Stufe der Cultur stehenden Volke zum unsterblichen Ruhme gereichen würden, wie eine kurze Beschreibung der Hauptstadt und ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten beweisen mag.

Cuzko, von dem ersten Inca Manco Capac gebaut, lag in einem sehr schönen, von Bergen eingeschlossenen, von vier Bächen

reichlich bewässerten und ungewöhnlich fruchtbaren Thale unter einem gemäßigten, äußerst gesunden Himmelsstriche. Obschon die Hitze nie beschwerlich wurde, so brauchte man doch auch in der kältesten Jahreszeit kein Feuer, und es war schon hinreichend, wenn man sich nur in einem gegen den rauhen Wind geschützten Zimmer aufhielt; auch konnte man im Sommer und im Winter in derselben Kleidung ausgehen und des Nachts unter denselben Decken schlafen. Die Luft ist fortwährend so trocken, daß selbst das Fleisch nur wenig der Fäulniß ausgesetzt ist. Legt man zum Beispiel ein Stück Fleisch in ein Zimmer mit offenen Fenstern, so hält es sich wohl hundert Tage und wird so dürr wie geräucherter Schinken. Von Ungeziefer ist man fast gänzlich frei und selbst die wenigen Muskitos, welche man in der warmen Jahreszeit sieht, halten sich nur in dem Sonnenscheine auf und dringen nicht in die Wohnungen. — Die Stadt bestand aus zwei, durch eine von Westen nach Osten sich hinziehende breite Straße getrennten Hauptheilen; der nördliche hieß Hanam-Cuzko (Hoch-Cuzko), der südliche Hurin-Cuzko (Nieder-Cuzko). Beide Theile waren wieder in mehrere Viertel geschieden, von denen wir aber nur einige nahmhaft machen wollen. Eines der östlichen Viertel führte den Namen Pumacurcu (Löwenbalken), weil man hier die Löwen, ehe man sie dem Inca zeigte und zu dessen Dienst verwendete, anband, um sie zu zähmen und abzurichten. Ein anderes im südlichen Theile der Stadt liegendes sehr großes Viertel hieß Rimacpampa (Redeplatz), weil sich hier der öffentliche Platz befand, auf dem die Befehle der Incas bekannt gemacht wurden. An diesen von schönen Hallen eingefaßten Platz stießen die beiden prachtvollen Paläste Cozacora (Grasplan), so genannt von einem ihn umgebenden mit Gras bewachsenen Raume, und Cassana (Ohnmachtmacher), durch welche Benennung angedeutet werden sollte, daß man den ungeheuern Bau nicht betrachten könne, ohne vor Verwunderung in Ohnmacht zu fallen. Am westlichen Ende der Stadt neben der großen Heerstraße, welche das ganze Reich durchschnitt, sah man zwei alte Wasserleitungen, welche unter der Erde ein köstliches Trinkwasser aus einer unbekannten Quelle herbeiführten und von den Eingeborenen Collquemachachuay (Silber-

schlangen) genannt wurden, wegen ihres silberklaren Wassers und der schlangenförmigen Windungen der Leitung. — Die Incas hatten die Stadtviertel nach den Abtheilungen ihres Reiches geordnet und den Befehl gegeben, daß von jedem Volke, welches sie ihrer Herrschaft unterwarfen, eine bestimmte Anzahl der vorzüglichsten Leute sich in Cuzko ansiedeln mußten, und zwar immer der Himmelsgegend entsprechend, aus welcher sie gekommen waren, so daß die aus Osten im östlichen und die aus Westen im westlichen Theile der Stadt wohnten. Auf diese Weise bildeten die Häuser der ältesten Unterthanen den Mittelpunkt der Stadt und die Wohnungen der später hinzugekommenen Stämme folgten dann nach der Zeit ihrer Unterwerfung in merkwürdiger Regelmäßigkeit. Jeder Stamm mußte dabei die Bauart seines Vaterlandes beobachten und zwar so genau in allen Verhältnissen, daß man bei der Betrachtung der einzelnen Viertel und Straßen den Bestand des ganzen Reiches, wie in einem Spiegel oder auf einer Charte erblickte. Jeder behielt überdies die Lebensweise und die Tracht seiner Voreltern bei und man konnte deshalb, selbst wenn hunderttausend Einwohner beisammen waren, leicht die verschiedenen Stämme unterscheiden. — In allen Stadtvierteln lagen Paläste, Tempel und andere öffentliche Gebäude, welche durch ihre Größe und Pracht Staunen erregten, aber fast ohne Ausnahme, als die Eingeborenen bei dem allgemeinen Aufstande gegen die Spanier die Stadt in Brand steckten, einstürzten und später zu gewöhnlichen Wohnhäusern verbaut wurden. Von den Tempeln und Palästen wurde schon weiter oben das Merkwürdigste mitgetheilt und es sollen hier nur noch einige Bemerkungen über die Festung von Cuzko, unstreitig das größte Meisterwerk der Peruaner in der Baukunst, beigefügt werden.

Diese Festung, welche leider von den Spaniern gänzlich zerstört wurde, lag am nördlichen Ende der Stadt auf einer steilen und fast uneinnehmbaren Anhöhe und schien eher durch einen Zauber entstanden als von Menschenhänden erbaut zu sein. Die Steine waren zum Theil von so riesenhafter Größe, daß man nicht begreifen kann, wie sie aus den zehn bis fünfzehn Stunden entfernten Brüchen über einen sehr unebenen und schwierigen Boden

ohne mechanische Vorrichtungen herbeigeschafft und auf einander gesetzt werden konnten. Und doch waren sie, obschon die Maurer weder Setzwage noch Winkelmaß noch Richtscheit, weder Kalk noch Mörtel kannten, so trefflich zusammengefügt, daß es Mühe gekostet haben würde, mit einer Messerspitze zwischen die Fugen einzudringen. Die Festung war von drei halbmondförmigen, etwa zweihundert Klaftern langen Mauern, welche etwa dreißig Fuß von einander abstanden und von denen eine über die andere hervorragte, umgeben. Jede Mauer hatte nur ein einziges Thor, welches durch einen großen Steinblock geschlossen war, der, so oft man hinein oder heraus wollte, hinweggewälzt werden mußte. Hatte man die letzte der Ringmauern hinter sich, so gelangte man auf einen langen, aber schmalen Platz, auf welchem drei Thürme im Dreieck standen und die eigentliche Festung bildeten. In dem größten derselben befand sich ein Brunnen mit vorzüglichem Wasser, welches durch unterirdische Röhren anlief, dessen Quelle aber Allen, mit Ausnahme des regierenden Inca und seiner Reichsräthe, unbekannt war. Wenn die Incas die Festung besuchten, ruhten sie in diesem Thurme aus, weshalb er im Innern mit goldenen und silbernen Platten belegt, mit goldenen Figuren von Thieren und Pflanzen verziert und mit einem reichen Vorrathe von goldenen und silbernen Gefäßen versehen war. Die beiden andern Thürme dienten zur Aufbewahrung der Waffenvorräthe und zur Wohnung der Besatzung, welche aber nur aus Kriegern vom Stamme der Incas bestehen durfte. Unter den Thürmen, welche durch unterirdische Gänge mit einander in Verbindung standen, hatte man eine Menge geräumiger Zimmer angebracht; sie waren fast alle von gleicher Größe und so wirr aneinander gereiht, daß man sich nur sehr schwer zurechtfinden konnte und selbst diejenigen, welche die Windungen genau kannten, sich nicht ohne einen Garnknäuel, dessen Ende sie an den Eingang befestigten, hineinwagten. Vier Incas hatten an der Festung gebaut und fortwährend einen großen Theil ihrer Unterthanen zur Herbeischaffung der Steinmassen verwendet. Die schwersten Steine wurden glücklich auf die steile Anhöhe hinaufgeschafft, nur ein einziger spottete jeder menschlichen Anstrengung

und blieb auf der Ebene vor der Festung liegen. Die Indianer nannten ihn Saycussa (den Müden) und erzählten von ihm die Sage, man habe ihn aus so weiter Ferne gebracht, daß er endlich müde geworden und nicht mehr weiter zu bewegen gewesen sei und daß er aus Verdruß Blut geweint habe, weil er, obgleich bereits so nahe, doch nicht zum Baue der Festung verwendet werden konnte. Er war noch nicht behauen, sondern roh, wie er aus dem Bruche kam, und schon bis über die Hälfte in den Boden eingesunken. Die peruanischen Geschichtsforscher behaupteten, es seien zur Fortschaffung dieses Felsblockes mehr als zwanzigtausend Leute verwendet worden, welche ihn an starken Seilen fortschleiften; an dem steilen Abhange des Hügels hätte die eine Hälfte der Arbeiter an ihm gezogen, während die andere Hälfte ihn von unten stützte, als plötzlich die Ziehenden den Stein nicht mehr hätten festhalten können, der dann herabgekollert sei und an viertausend Leute zerschmettert habe.

Die ungeheuren Reichthümer, welche in der Hauptstadt und in der Festung aufgeschichtet waren und von denen durch die Aussagen der Gefangenen bereits Gerüchte in dem spanischen Heere umliefen, bewogen Pizarro, Boten nach der Colonie San Miguel zu senden, welche den Marsch der von Almagro geworbenen Hülfstruppen, welche, wie er glaubte, unterdessen dort eingetroffen sein konnten, beschleunigen sollten, um möglichst schnell nach Cuzko vorzudringen und sich, noch ehe die Eingeborenen sich von ihrer Bestürzung erholen konnten, der Hauptplätze des Landes zu bemächtigen. Der gefangene Inca trug nicht wenig durch sein Benehmen zur Beschleunigung dieses Entschlusses und zur Steigerung der Habsucht seiner Feinde bei, indem er in beständiger Furcht, man würde ihn umbringen, große Schätze an Gold und Silber bot, wenn man sein Leben schonen und ihm die Freiheit schenken wolle. Auf Pizarros Frage, wie viel er zu geben gedenke und in welcher Frist, erwiderte er: er sei bereit, das Zimmer, worin er gefangen saß und welches in der Höhe anderthalb Klafter, in der Länge zweiundzwanzig Fuß und in der Breite siebenzehn Fuß maß, bis zur Hälfte der Höhe mit Geschirren von gediegenem Golde anzufüllen, an Silber aber doppelt so viel zu

liefern, als das erwähnte Gemach fasse, und alles solle in zwei Monaten vollständig beisammen sein. Pizarro sagte ihm darauf, er möge nur alsbald Boten mit den nöthigen Befehlen abschicken und wenn er sein Versprechen halte, so würde er nichts zu befürchten haben. Atabaliba fertigte nun sogleich mehrere Leute nach Cuzko ab, mit der Weisung an die dort versammelten Feldherrn, unverzüglich viertausend mit Gold und Silber beladene Lastträger an ihn abgehen zu lassen. Auf die an ihn gestellte Frage, wie viel Zeit die Boten brauchten, um nach der Hauptstadt zu gelangen, antwortete er: wenn dieselben Boten, welche von Caramalca abgegangen seien, den ganzen Weg zurücklegten, so brächten sie, wenn sie auch die besten Schnellläufer seien, wenigstens fünfzehn Tage auf demselben zu, wenn aber der Befehl durch die auf der Heerstraße aufgestellten Boten besorgt würde, so treffe er schon in fünf Tagen dort ein. Auf die weitere Frage, warum er mehrere seiner Soldaten, welche man bei der Durchsuchung der Umgegend todt in dem Lager gefunden, habe umbringen lassen, entgegnete er ruhig, daß diese am Tage vorher vor einem der ins Lager geschickten Reiter, welcher sein Pferd getummelt habe, zurückgewichen und deshalb auf seinen Befehl als feige Memmen hingerichtet worden seien.

Atabaliba war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren und stattlichem Aussehen, gut gebaut und etwas beleibt, mit einem offenen, schönen, aber wilden Gesichte und blutdürstigem Blicke. Er sprach mit vieler Würde und wußte eine so lebhafte, ansprechende Unterhaltung zu führen, daß die Spanier ihn für einen sehr klugen Mann hielten. Gegen die Seinigen zeigte er sich sehr streng und hart und forderte von ihnen unbedingten Gehorsam. Die mächtigsten Häuptlinge, welche vor ihm erschienen, begrüßten ihn mit der größten Ehrerbietung, indem sie ihm Füße und Hände küßten; er aber empfing sie kalt und ohne sie eines Blickes zu würdigen. Jeden Tag trafen für ihn Geschenke aus dem ganzen Lande ein und obschon er ein Gefangener war, so hatte er doch immer noch das Gefolge eines Monarchen und schien für seine Sicherheit unbesorgt, obschon Pizarro ihn einigemal hart anließ und ihm bemerkte, wie bereits mehrere Eingeborene

den Spaniern hinterbracht hätten, daß sich an verschiedenen Orten Kriegsvolk sammele. Atabaliba erwiederte ihm stets mit der größten Ruhe, daß im ganzen Lande sich Niemand, selbst zu seiner Befreiung, zu erheben wage, ohne von ihm Erlaubniß zu haben; daß er deshalb, wenn Truppen anrückten, voraussetzen dürfe, daß dieß nur auf seinen Befehl geschehe, und daß er alsdann, da er ihn ja in seiner Gewalt habe, mit ihm verfahren könne, wie er wolle. Unterdessen langten allmälig jeden Tag Träger mit goldenen und silbernen Gefäßen und Geräthschaften an, welche man in das schon erwähnte Zimmer bringen ließ, um sie daselbst aufzuschichten, bis das versprochene Maaß voll sein würde. — Da die Gerüchte von starken Rüstungen auf verschiedenen Punkten immer häufiger eintrafen und namentlich der drei Tagereisen von Caxamalca liegende Ort Guamachuco als Sammelplatz genannt wurde, so ließ Pizarro, um Gewißheit zu erlangen, seinen Bruder Hernando am 6. Januar 1533 mit einem Theile der Reiterei dahin aufbrechen; auch schickte er gleichzeitig mit einem Bruder Atabalibas einige Leute nach der Hauptstadt, um sie im Namen des Königs von Spanien in Besitz zu nehmen. Bei dieser Verminderung seiner Streitkräfte war er sehr erfreut, als am 14. April Almagro mit einer frischen Schaar rüstiger Abenteurer im Lager eintraf. Bald darauf kam auch Hernando zurück und versicherte, daß er weder Kriegsvolk irgendwo angetroffen, noch überhaupt Vorbereitungen zu einem Aufstande oder Angriffe wahrgenommen habe. Damit stimmten auch vollkommen die Aussagen der Bevollmächtigten überein, welche nach Cuzko gegangen waren und ohne allen Widerstand die Stadt als Eigenthum der spanischen Krone erklärt hatten. Die Schilderung, welche sie von der Pracht und den Reichthümern der Hauptstadt und der darin herrschenden Ordnung entwarfen, erregte das Staunen der Spanier im höchsten Grade und jeder verlangte sehnsüchtig, sich bald mit eigenen Augen zu überzeugen und einen Theil der ungeheuren Schätze sich anzueignen.

Da bereits eine große Masse edler Metalle im Lager aufgehäuft war und die ungeduldige Habgier des Heeres sich nicht mehr zügeln ließ, so beschloß Pizarro das vorhandene Gold und Silber einzuschmelzen und zu vertheilen. Nach Abzug der den peruani-

schen Goldschmieden zukommenden Gebühren des Einschmelzens legte man zuerst den der spanischen Krone zufallenden fünften Theil des Vorraths auf die Seite und dieser fünfte Theil betrug nicht weniger als 262,259 Pesos an gutem Gold (1,254,472 Gulden) und 10,121 Mark Silber (141,694 Gulden). Von den Reitern erhielt jeder 8880 Pesos Gold (42,502 Gulden) und 362 Mark Silber (5068 Gulden), von den Fußgängern jeder die Hälfte dieser für jene Zeit höchst bedeutenden Summe. Außerdem floß eine beträchtliche Summe, welche vor der Vertheilung zurückgelegt wurde, den Ansiedlern zu San Miguel, der später mit Almagro angekommenen Mannschaft und allen Kaufleuten und Matrosen, welche nach dem Einmarsche in Caxamalca eintrafen, zu, so daß jeder Spanier, welcher sich zur Zeit der Einschmelzung im Lande befand, mit seinem Antheil zufrieden sein konnte. Bei diesem großen Ueberflusse an Geld stiegen die Preise aller Gegenstände, die sich nicht im Lande vorfanden, sondern von den dem Heere folgenden Kaufleuten bezogen werden mußten, auf eine unglaubliche Höhe. Der gewöhnliche Preis für ein Pferd betrug 2500 Pesos (10,790 Gulden) und man war froh, eines dafür erhalten zu können; eine Flasche Wein von etwa drei Schoppen kostete 60 Pesos (287 Gulden), ein Paar Stiefeln 40 Pesos (192 Gulden), ein Buch Papier 10 Pesos (48 Gulden), eine Knoblauchszehe einen halben Peso (einen Conventionsthaler) und so war es im Verhältnisse mit allen übrigen Bedürfnissen. Man achtete bald die edeln Metalle so gering, daß man gewöhnlich ein Stück Gold, ohne es zu wiegen, als Bezahlung und auf diese Weise nicht selten das Doppelte des verlangten Preises hingab. Die Schuldner, deren es bei dem Heere sehr viele gab, gingen nach der Vertheilung der Beute, von einem mit Gold beladenen Diener begleitet, von Haus zu Haus und suchten ihre Gläubiger auf, um sie zu befriedigen.

Atabaliba hatte sein Versprechen redlich erfüllt, und verlangte nun seine Freilassung, Pizarro aber war weiter als je davon entfernt, sein dem unglücklichen Inca gegebenes Wort zu lösen, und betrachtete ihn nach der so leicht gelungenen Befriedigung seiner Habsucht als ein höchst unbequemes Hinderniß, seine unumschränkte Macht als Statthalter des eroberten Landes zu entwickeln. Der Inca,

welcher alsbald von seiner Täuschung zurückkam und das ihm bevorstehende Loos zu ahnen anfing, zeigte dem Statthalter offen genug seine Verachtung, um diesen noch mehr zum Zorne und zur Beschleunigung seines verruchten Entschlusses zu reizen. Dunkle Gerüchte von großen Rüstungen in verschiedenen Theilen des Reichs, welche vielleicht gar nicht oder doch ohne den Willen des Gefangenen statt fanden, gaben endlich die erwünschte Gelegenheit, den Inca mit allen möglichen Förmlichkeiten vor ein williges Kriegsgericht zu stellen und ihn nebst andern aus der Luft gegriffenen Vergehen der Verheimlichung verborgener Schätze und der Wortbrüchigkeit zu beschuldigen. Zuletzt trat noch der frühere Cazike von Caramalca, ein erbitterter Feind des Inca, als Ankläger gegen ihn auf und richtete im Angesichte seines gedemüthigten Gebieters durch den Dolmetscher mit unverschämter Dreistigkeit an den Statthalter folgende Worte: „Ich thue dir zu wissen, daß Atabaliba, seitdem er gefangen ist, nicht unterlassen hat, Boten nach seinem Geburtslande Quito und anderen Provinzen zu schicken und die Zusammenziehung von Kriegsvolk zu befehlen, um über dich und deine Leute herzufallen und sie alle zu ermorden. Das Heer, welches über zweimalhunderttausend Mann stark ist und bei welchem sich auch viele tausend Cariben, die Menschenfleisch essen, befinden, rückt bereits unter dem großen Feldherrn Cluminabi heran und ist schon sehr nahe; es wird unvermuthet des Nachts eintreffen, um das Lager von allen Seiten anzugreifen und es in Brand zu stecken. Zuerst will man dich bei der allgemeinen Verwirrung ermorden, dann den Inca befreien und unter seiner Leitung die Spanier bis auf den letzten Mann vertilgen." — Auf diese Beschuldigung wandte sich der Statthalter zu Atabaliba und fragte ihn zürnend, warum er Verrath gegen ihn im Schilde führe, da er ihn doch wie einen Bruder geehrt und auf sein Wort vertraut habe. „Treibst du deinen Scherz mit mir?" erwiderte Atabaliba ruhig, „Sagst du mir denn immer nur solche närrische Dinge? Was sind wir, ich und mein ganzes Volk, gegen so tapfere Männer, wie ihr seid, und wir sollten euch zum Zorne reizen? Treibe keinen Scherz mit mir." — So natürlich und unbefangen diese Aeußerung jedem Unparteiischen schei-

nen muß, so wollte sie doch das Gericht als solche nicht gelten lassen, sondern betrachtete sie als tückische Heuchelei, denn der Inca hatte ja, wie sich ein Augenzeuge des schmachvollen Verfahrens zur Rechtfertigung der Richter der Wahrheit zum Hohne und ohne Scheu äußert, während seiner Gefangenschaft oft mit der lachenden Miene eines abgefeimten Menschen so arg gelogen, daß die Spanier, welche diese Lügen anhörten, erstaunt waren, bei einem Wilden so viel Schlauheit zu finden. „Der Statthalter, fährt der nämliche Augenzeuge, welchen wir selbst wollen reden lassen, fort, ließ nun eine Kette herbeibringen und sie dem Inca um den Hals legen; darauf schickte er zwei Eingeborene als Spione fort, um auszukundschaften, wo das Kriegsheer, welches, wie man ihm hinterbrachte, nur noch sieben Meilen von Caramalca entfernt sein sollte, gelagert und ob die Gegend so beschaffen sei, daß man es mit hundert Reitern angreifen könne. Diese kamen aber bald zurück und berichteten, daß es noch fern in einer gebirgigen Gegend stehe und sich nur allmälig heranziehe. Atabaliba, hinterbrachten sie ferner, habe sogleich, nachdem ihm die Kette angelegt worden war, Boten abgeschickt, um seinem Feldherrn zu melden, daß er ermordet worden sei, worauf das Heer den Rückzug angetreten habe. Den ersten Boten seien aber alsbald andere gefolgt, mit dem bestimmten Befehle an den Feldherrn, ohne Verzug anzurücken, weil er noch am Leben sei und weil er ihn, wenn er länger zögere, todt finden werde. Dabei habe er ihm genaue Auskunft mitgetheilt, wie, wo und zu welcher Stunde er das Lager angreifen solle. Während nun Pizarro schnell alle zu seiner Sicherheit nothwendigen Maaßregeln anordnete, erschienen wieder einige im Dienste der Spanier stehende Eingeborene und meldeten, daß das Heer, vor welchem sie die Flucht ergriffen hätten, nur noch drei Meilen entfernt sei und in dieser oder in der folgenden Nacht erscheinen werde, um das spanische Lager anzugreifen, denn es rücke den von Atabaliba erhaltenen Befehlen zufolge in großer Eile vor. Pizarro versammelte auf diese beunruhigende Nachricht augenblicklich den Kriegsrath, verurtheilte im Einverständnisse mit demselben den Inca zum Tode und bestimmte im Urtheile, daß er des begangenen Verrathes wegen lebendig solle

verbrannt werden, wenn er sich nicht zum Christenthume bekehre, und zwar zur Sicherheit der Spanier, zum Wohl des ganzen Landes und zur schnelleren Eroberung und Beruhigung desselben; denn wenn Atabaliba todt sei, meinte man, würde das versammelte Kriegsvolk den Muth zu einem Angriffe verlieren und sich zerstreuen, ohne die von ihm gegebenen Befehle zu befolgen. Man holte ihn also herbei, um Standrecht über ihn zu halten. Als er auf dem Richtplatz ankam, verlangte er ein Christ zu werden; man meldete dieß sogleich dem Statthalter, der ihn zu taufen befahl. Nachdem der ehrwürdige Vater Vincente Valverde ihn getauft und ihm Muth eingesprochen hatte, wurde das Urtheil geändert und beschlossen, daß er nicht verbrannt, sondern an einem Pfahl aufgehängt werden solle, was auch sogleich geschah. Er blieb daran hängen bis zum Morgen des folgenden Tages, worauf die Mönche ihn abschnitten und nach der bereits in Caramalca erbauten Kirche brachten, wo er im Beisein des Statthalters und des ganzen Heeres mit aller möglichen Ehre, die man ihm erweisen konnte, zur Erde bestattet wurde. So endete dieser Mann, der so viele Grausamkeiten verübt hatte, und zwar zu derselben Stunde, in welcher er besiegt und gefangen worden war. Er starb mit vielem Muthe, ohne Schmerz zu verrathen, und empfahl seine Söhne dem Statthalter. Als man ihn fortbrachte, um ihn zu beerdigen, erhoben seine Weiber und Diener ein fürchterliches Jammergeschrei. Ihm wurde auf diese Weise für die abscheulichen Verbrechen und Grausamkeiten, die er an seinen Unterthanen verübt hatte, vergolten; denn alle bezeugten einstimmig, er sei der unbarmherzigste und blutdürstigste Mensch gewesen, den die Welt je gesehen. Der geringsten Ursache wegen habe er eine ganze Stadt zerstört, und eines geringen Vergehens wegen, das sich ein einziger Bewohner derselben zu Schulden kommen ließ, zehntausend Leute gemordet. Durch seine Tyrannei hielt er zwar das ganze Land in Unterwürfigkeit, war aber von allen Unterthanen im höchsten Grade verabscheut.“ Kann man nun auch den Vorwurf der Grausamkeit, welcher dem sonst mit sehr vielen guten Eigenschaften, besonders mit einem klaren Verstande und einer entschiedenen Thatkraft ausgerüsteten Inca

gemacht wird, nicht in Abrede stellen, so läßt sich doch das von dem Berichterstatter als so nothwendig und gerecht geschilderte Verfahren des Statthalters gegen ihn nicht entschuldigen. — Um die Eingeborenen, welche über die Ermordung des Inca, obgleich ihnen dieser verhaßt war, große Bestürzung zeigten, zu beruhigen und einen allgemeinen Aufstand zu vermeiden, ernannte Pizarro einen jungen Anverwandten Atabalibas, welcher denselben Namen führte, zu seinem Nachfolger und befahl den anwesenden Caziken ihm zu huldigen, was diese auch bereitwillig thaten. Andere mächtige Häuptlinge erkannten jedoch den ihnen aufgedrungenen Herrscher nicht an und suchten sich selbst in ihren Provinzen unabhängig zu machen, wodurch die Verwirrung mit jedem Tage zunahm und den Spaniern die Eroberung des Landes weit leichter wurde, als sie erwartet hatten.

Schon während der Gefangennehmung Atabalibas in Caramalca und der Niedermetzlung der ihn begleitenden Krieger hatte Ruminagui, der Befehlshaber des außerhalb der Stadt aufgestellten Nachtrabs, als er den Donner des Geschützes hörte, mit seinen Truppen die Flucht ergriffen und dieselben in Eilmärschen nach der mehr als zweihundert und fünfzig Meilen von dem Schlachtfelde entfernten Provinz Quito geführt, wo er sich zum Beherrscher aufwarf und sich der Kinder Atabalibas bemächtigte. Als später mehrere Häuptlinge den Leichnam des ermordeten Inca nach dessen letztem Willen nach Quito brachten, um ihn in dem Grabe seines Vaters beizusetzen, wurden sie von Ruminagui glänzend empfangen, aber nach der feierlichen Leichenbestattung bei einem Gastmahle ermordet. Einen Bruder Atabalibas ließ er lebendig schinden, und seine Haut über eine Trommel spannen. Da er sich bald darauf erkühnte, mit einem beträchtlichen Heere der Pflanzstadt San Miguel nahe zu kommen, brach der Hauptmann Benalcazar mit der Besatzung gegen den kecken Feind auf und trieb ihn trotz der vielen und gefährlichen Schlingen, die er besonders der Reiterei zu legen wußte, vor sich her bis nach Quito. Ruminagui konnte nicht länger Widerstand leisten und ergriff, nachdem er den Palast, worin sich viele Kostbarkeiten der Incas befanden, in Brand gesteckt und so seine Verfolger um den

Lohn ihrer Anstrengung gebracht hatte, die Flucht. Vor seinem Abzuge versammelte er seine zahlreichen Weiber und sprach zu ihnen: „Bald werdet ihr das Vergnügen haben, die Spanier ankommen zu sehen; ihr könnt euch dann nach Herzenslust mit ihnen ergötzen." Sie hielten dieß in ihrer Einfalt für einen Scherz und lachten, mußten aber alle ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen. Ruminagui wurde bald darauf von einem Streifcorps in seinem Schlupfwinkel aufgehoben und hingerichtet. — Ein weit gefährlicherer Gegner war der gewandte Feldherr Quisquis, welcher offenbar durch fortwährende Märsche und Gegenmärsche die Spanier zu ermüden und sie in einzelne Haufen zu trennen suchte, um sie auf diese Weise zu vernichten. So wie man ihm zu nahe kam, zog er sich in unzugängliche Gebirge zurück und brach bald darauf an einem Orte, wo man ihn am wenigsten vermuthete, wieder hervor. Er würde auf diese Weise noch lange Widerstand geleistet und den Spaniern großen Schaden zugefügt haben, wenn nicht seine eigenen Hauptleute, der übermäßigen Anstrengungen müde, eine Verschwörung gegen ihn angezettelt und ihn hinterlistig ermordet hätten. — Unterdessen war Pizarro gegen Cuzko vorgerückt und hatte sich nach einigen Gefechten, in welchen sich die Peruaner tapfer hielten, der Stadt bemächtigt. Er vertheilte die hier erbeutete große Menge edler Metalle ebenfalls unter seine Gefährten und stellte jedem derselben frei, sich in Cuzko anzusiedeln und um geringen Preis Eigenthum zu erwerben; nur wenige aber machten von diesem Anerbieten Gebrauch, denn die meisten wünschten, was ihnen nicht verweigert werden konnte, in ihr Vaterland zurückzukehren und dort den Lohn ihrer Anstrengungen in Ruhe zu genießen.

Schon vor Atabalibas Hinrichtung war Hernando Pizarro nach Spanien abgereist, um die Nachricht von dem glänzenden Erfolge des von seinem Bruder unternommenen Eroberungszuges und den der Krone gebührenden Antheil an der Beute zu überbringen. Er landete glücklich zu San Lucar und ward am Hofe sehr zuvorkommend aufgenommen. Noch nie waren so ungeheure Schätze seit der Entdeckung der neuen Welt eingetroffen und man zögerte nicht, die Verdienste der Eroberer durch die Ertheilung der

gewöhnlichen Würden und Vorrechte zu belohnen. Francisco Pizarro erhielt zu der ihm in dem früheren Patente überlassenen Statthalterschaft noch eine Zugabe von siebenzig Meilen Landes längs der Küste nach Süden hin, Diego de Almagro als eigene Statthalterschaft eine Landstrecke von zweihundert Meilen, südlich von dem Verwaltungsbezirke Pizarros. Almagro war kaum von dieser Bewilligung in Kenntniß gesetzt, als er seinem schon lange mit Mühe unterdrückten Haß gegen seinen treulosen Gefährten, welcher die in ihrem feierlich beschworenen Vertrage ihm versprochenen Würden ihm hartnäckig vorenthielt, freien Lauf ließ und mit der Behauptung, Cuzko gehöre zu dem ihm zugetheilten Bezirke, Anstalten traf, sich zum Herrn der Hauptstadt zu machen. Pizarros Brüder, Juan und Gonzalo, leisteten indessen kräftigen Widerstand und als die Streitigkeiten bereits anfingen, ernst zu werden, traf Francisco Pizarro, welcher sich längere Zeit mit der Gründung und Bevölkerung der Stadt Los Reyes (Lima), welche künftighin statt der abgelegenen Hauptstadt der Incas als Sitz der Regierung dienen sollte, emsig beschäftigt hatte, selbst zu Cuzko ein und stellte durch geschickt eingeleitete Unterhandlungen die Ruhe wieder her. Der alte Freundschaftsbund wurde erneuert und ein anderer Vertrag abgeschlossen, nach welchem Almagro mit den entbehrlichen Truppen nach Süden hin auf Entdeckungen ausziehen sollte, um das ihm von der spanischen Regierung angewiesene Land zu erobern und unabhängig von Pizarro zu beherrschen. Sei indessen diese noch völlig unbekannte Gegend öde und unfruchtbar und der Besitznahme nicht werth, so wollten sie die Statthalterschaft von Peru unter sich theilen. Beide beschworen am 12. Juni 1534, freilich so wenig aufrichtig wie früher, diese Uebereinkunft und Almagro brach sogleich mit einer Schaar von 560 entschlossenen Abenteurern auf, um in der vorgeschriebenen Richtung sein Glück zu versuchen. Er schlug den näheren Weg über die Anden ein und drang trotz der schlechten winterlichen Jahreszeit über vierhundert Meilen weit bis in das Land Chili vor. Die Truppen hatten auf diesem Marsche unglaubliche Beschwerden zu ertragen und nicht nur mit Hunger, Durst und Kälte, sondern auch mit den eben so kräftigen als kriegerischen Eingeborenen, welche, in Bären- und

Seehundfelle gehüllt, aus ſicherer Ferne ihre Pfeile mit großer Geſchicklichkeit gegen ſie abſchoſſen und ihnen bedeutenden Schaden zufügten, zu kämpfen. An manchen Gebirgsſtellen war die Kälte ſo fürchterlich, daß viele Leute, welche unvorſichtig genug waren, Halt zu machen und zurückzubleiben, auf elende Weiſe zu Grunde gingen; man fand die Erfrorenen ein halbes Jahr ſpäter auf dem Rückmarſch aufrecht an die Felſen gelehnt und vollkommen kenntlich; ſie hielten noch die Zügel der gleichfalls erfrorenen Pferde in den Händen und das Fleiſch war noch ſo friſch, als wenn ſie erſt vor wenigen Augenblicken vom Tode überraſcht worden wären. Alle dieſe Anſtrengungen blieben indeſſen ohne Erfolg, da die zur Unterjochung des Landes durchaus nöthige Gründung einer Pflanzſtadt an einem feſten Punkt durch das Eintreffen unvermutheter Nachrichten aus Peru vereitelt wurde.

Der Inca Manco Capac, der Nachfolger des jungen Atabaliba, welcher bald nach ſeiner Erhebung geſtorben war, hatte, durch die Trennung der ſpaniſchen Streitkräfte ermuthigt, eine Verſchwörung angezettelt, mußte aber, da ſie zu frühe entdeckt wurde, ſeine Kühnheit als Gefangener auf der Feſtung von Cuzko büßen. Hernando Pizarro, welcher in der Hauptſtadt den Oberbefehl führte, erlaubte ihm jedoch, von dem Verſprechen, die geheimen Aufbewahrungsorte großer Schätze an edeln Metallen zu entdecken, bewogen, nicht nur wieder, unter Aufſicht in ſeinem Palaſte zu wohnen, ſondern geſtattete ihm ſogar, eine Reiſe nach einer andern Provinz zu machen und daſelbſt einem Feſte beizuwohnen, weil er einen Schwur ablegte, freiwillig zurückzukehren und die lebensgroße Statue eines ſeiner Ahnen von gediegenem Golde mitzubringen. Hernando hatte alsbald Urſache, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, denn das angebliche Feſt war nichts anderes als die Verabredung des Ausbruches der Verſchwörung und ſtatt der ſehnſüchtig erwarteten Statue und des Inca erſchien unvermuthet einer ſeiner Häuptlinge mit einer bedeutenden Streitmacht vor Cuzko und bemächtigte ſich der Feſtung, deren Wiedererſtürmung den Spaniern erſt nach einer Belagerung von acht Tagen, bei welcher Juan Pizarro, einer der tapferſten Krieger, durch einen Steinwurf auf den Kopf getödtet

wurde, gelang. Einige Tage später rückte der Inca selbst mit allen seinen Streitkräften heran und schloß die Stadt von allen Seiten ein. Hernando Pizarro vertheidigte acht Monate lang den schlechtbefestigten Platz mit heldenmüthiger Tapferkeit, obschon er und seine Leute sich gezwungen sahen, Tag und Nacht unter den Waffen zu bleiben und obschon die Hoffnung auf Hülfe und Entsatz immer mehr schwand und er fast glauben mußte, seine Landsleute seien bereits sämmtlich durch den allgemeinen Aufstand aufgerieben. Als Almagro in Chili von diesem Zustande der Dinge durch seine Freunde Nachricht und zugleich die falsche Kunde von dem Tode Francisco Pizarros erhielt, entschloß er sich schnell nach Cuzko aufzubrechen und zwar in der doppelten Absicht, die Empörung der Eingeborenen zu unterdrücken und dann seinen früher gescheiterten Plan, die Hauptstadt in seine Gewalt zu bringen, bei dieser günstigen Gelegenheit zu verwirklichen. Der Inca zog sich, nachdem er in einigen Scharmützeln gegen die unerwartet in seinem Rücken erscheinenden Truppen mit großem Verlust geschlagen worden war, mit seinem Heere in das Gebirge zurück, worauf Almagro des Nachts, von einem dichten Nebel begünstigt und von seinen Freunden geführt, in die Stadt einbrach und die Brüder Hernando und Gonzalo Pizarro, welche nichts weniger als einen Angriff vermutheten, nach hartnäckiger Gegenwehr in ihrer Wohnung gefangen nahm. Am folgenden Morgen ließ er sich durch den Senat als Statthalter von Cuzko anerkennen, schonte aber das Leben der gefangenen Pizarros, obschon man ihm allgemein rieth, seine Eroberung durch die Hinrichtung der beiden Brüder zu sichern. — Francisco Pizarro, welcher sich zu dieser Zeit, um mancherlei Angelegenheiten der Ansiedler zu schlichten, zu San Miguel befand, hörte zwar von den kriegerischen Unternehmungen des Inca Manco Capac, da er sie aber für nicht sehr gefährlich hielt, so schickte er seinen Brüdern nur kleine Truppenabtheilungen zur Hülfe, welche aber alle auf dem Wege von weit überlegenen feindlichen Schaaren angegriffen und vollständig aufgerieben wurden. Erst als die Peruaner sogar Los Reyes zu belagern wagten und die Nachricht von der Einkerkerung seiner Brüder und der Empörung Almagros eintraf,

raffte er schnell seine Leute zusammen, jagte selbst die Eingeborenen in die Flucht und schickte seinen unterdessen durch die Großmuth seines unklugen Gegners aus der Haft entlassenen Bruder Hernando mit einem wohlgerüsteten Heere nach Cuzko, wo es am 27. April 1538 zu einem blutigen Treffen kam, in welchem Almagro gänzlich geschlagen und gefangen wurde. Nach der Wiedereroberung der Hauptstadt gab sich Hernando alle nur mögliche Mühe, die Hauptleute der Gegenpartei für sich zu gewinnen, was ihm jedoch nur bei einigen gelang. Die Verschwörungen gegen ihn dauerten deshalb ohne Unterlaß fort und brachten ihn endlich zu der Ueberzeugung, daß keine Ruhe im Lande möglich sei, so lange Almagro lebe. Er beschloß also, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne ein Kriegsgericht zusammenzurufen, den fünfundsiebenzigjährigen Greis hinrichten zu lassen. Almagro suchte, als ihm das Urtheil mitgetheilt wurde, auf alle mögliche Weise das Mitleid Hernandos zu erregen, indem er ihm vorstellte, daß er den größten Theil der Kosten zu der Expedition vorgeschossen und eigentlich das Glück der Pizarros begründet habe, daß Hernando sich an seine großmüthige Entlassung aus dem Kerker erinnern und daß er das hohe Alter seines gedemüthigten Gegners, der mit schnellen Schritten dem Grabe zueile, bedenken möge. Hernando bemerkte ihm darauf kurz und spöttisch: solche weinerliche Redensarten ziemten sich nicht für einen Mann von Verstand und Muth; er solle sich also, da sein Schicksal unabänderlich beschlossen sei, in den Willen Gottes fügen und bei seinem Tode Standhaftigkeit beweisen. Almagro entgegnete wehmüthig, er sei Mensch und Sünder und Christus selbst habe den Tod gefürchtet, aber alle seine Bitten waren vergebens, Hernando wandte ihm verächtlich den Rücken und ließ ihm das Haupt abschlagen. — Nach dieser gewaltsamen Herstellung der Ruhe schickte Hernando die müßigen Truppen nach verschiedenen Richtungen aus, die noch hie und da dem spanischen Joche widerstrebenden Eingeborenen vollständig zu demüthigen und sich von der Beschaffenheit und den Hülfsquellen der noch wenig bekannten Provinzen zu überzeugen. Darauf schiffte er sich nach Spanien ein, um der Regierung von allem, was vorgefallen, Rechenschaft abzulegen, ohne den wohl-

gemeinten Rath seiner Freunde, die Reise zu unterlassen, weil man nicht wisse, wie der Hof die Hinrichtung Almagros aufnehmen werde, zu berücksichtigen. Sein Empfang im Vaterlande war kalt und bald nach seiner Ankunft wurde er in Folge einer von mehreren Freunden Almagros gegen ihn erhobenen Anklage seiner Würden und Stellen für verlustig erklärt und eingekerkert.

Während Hernando nach Spanien segelte und Francisco sich nach Kräften bemühte, eine geregelte Verwaltung in dem eroberten Lande einzuführen, unternahm der dritte Bruder Gonzalo mit hundert Reitern, eben so vielen Fußgängern und viertausend Eingeborenen einen Zug nach dem Lande Canela, welches östlich von Quito liegen sollte und als ungewöhnlich reich und fruchtbar geschildert wurde. Bald nach dem Antritte des Marsches wurden die Abenteurer von einem schrecklichen, von Blitz und Donnerschlägen begleiteten Erdbeben heimgesucht; die Erde öffnete sich an verschiedenen Stellen, so daß sie alle in große Angst geriethen. Dann zogen sie über hohe Berge, auf denen eine so durchdringende Kälte herrschte, daß mehrere der sie begleitenden Peruaner erfroren. Im Lande Zumaco, welches sich am Fusse eines Vulkans hinzog und Ueberfluß an Lebensmitteln hatte, blieben sie, um sich von den erduldeten Mühseligkeiten zu erholen, zwei Monate. Während dieser Zeit regnete es ununterbrochen Tag und Nacht, so daß nie ihre Kleider trocken wurden. Als das Wetter wieder besser wurde, setzten sie ihren Weg fort und gelangten trotz vieler Hindernisse und obschon sie die Eingeborenen häufig irre führten und in öden Gegenden zu verderben suchten, in das Land Coca, welches sich an den Ufern eines großen Flusses ausdehnte und wo sie während ihres Aufenthalts, der anderthalb Monate dauerte, von dem freundlich gesinnten Caziken mit allen Bedürfnissen reichlich versehen wurden. Nach ihrem Aufbruche folgten sie dem Flusse und kamen an einen über zweihundert Klaftern hohen Wasserfall, welcher ein so betäubendes Geräusch verursachte, daß man es sechs Stunden weit hörte. Nach einigen weiteren Tagemärschen erreichte man eine Stelle, wo sich der Strom zwischen zwei steile Felsenwände eindrängte und einen günstigen Punkt zum Uebergange bot, welchen

man auch trotz des muthigen Widerstandes der auf der andern Seite wohnenden Wilden erzwang. Der Weg auf dem jenseitigen Ufer war noch schwieriger und führte durch morastige Niederungen, wo man keine anderen Lebensmittel fand, als einige wilde Früchte. Nach vielen Mühseligkeiten gelangte man wieder in ein bewohntes Land, wo man bessere Lebensmittel antraf. Die Eingeborenen dieser Gegend waren in Baumwollstoffe gekleidet, während die Bewohner der weiten Strecken, welche man bis jetzt durchzogen hatte, fast gänzlich nackt gingen. Männer und Weiber trugen nur einen Lappen von Baumwolle um die Hüften, welcher zwischen den Beinen durchging und mit Schnüren an einem Gürtel befestigt war. Da man hier erfuhr, daß auch das Land weiter abwärts an dem Fluß mit Wald und Morästen bedeckt sei, so beschloß Gonzalo eine Brigantine zu bauen, sowohl um die Lebensmittel herbeizuführen, als auch um das Gepäck und die Kranken leichter fortbringen zu können. Diese Arbeit kostete aber bei weitem mehr Mühe und Geduld als man vermuthet hatte; man mußte das Holz in Morästen fällen und herausziehen und Oefen bauen, um die Hufeisen der bereits umgekommenen Pferde zu Nägeln umzuschmieden. Statt des Peches brauchte man Gummi, welches man aus einigen Bäumen zog, und statt des Wergs die alten Mäntel der peruanischen Hülfstruppen und die zerrissenen halbverfaulten Hemden der Spanier. Pizarro befahl allen seinen Leuten ohne Ausnahme an der Arbeit Theil zu nehmen und handhabte selbst, um mit gutem Beispiele voranzugehen, fleißig die Art und den Hammer. Nachdem die Brigantine und mehrere Canots fertig waren, ging der Weg weiter durch große Sumpfstrecken, die sich zu beiden Seiten des Flusses ausdehnten, und durch ungeheure Urwälder, in welchen man sich mit der Art und dem Schwerte Bahn brechen mußte. Wurde der Weg auf dem einen Flußufer allzuschwierig, so setzte man mittelst der Brigantine, welche sich immer neben den Truppen hielt, auf das andere über. Als man bereits auf diese Weise zweihundert Meilen stromabwärts zurückgelegt und keine andere Nahrung als wilde Früchte und schlechtschmeckende Wurzeln angetroffen hatte, machte Pizarro Halt und ließ den Hauptmann Francisco de Orellana mit fünf-

zig Mann auf der Brigantine und den Canots vorausfahren, um Lebensmittel aufzusuchen. Erlange er solche, so sollte er damit die Brigantine beladen und an einer Stelle zwanzig Meilen von ihrem jetzigen Standpunkte weiter abwärts, wo sich, wie man von den Eingeborenen erfahren hatte, ein anderer großer Fluß mit dem, an welchem man hinzog, vereinigte, warten, um die Truppen überzuschiffen. Diese setzten nach der Abfahrt Orellanas ihren Marsch langsam fort, fanden aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen und Verdrusse weder die Brigantine, welche nebst dem Gepäcke eine Menge Gold und Silber und einige Edelsteine an Bord hatte, noch die Canots; erfuhren aber bald zu ihrem noch größeren Aerger von einem ihrer Gefährten, welcher die Brigantine verlassen und sich versteckt gehalten hatte, daß Orellana, nachdem er das ihm von Pizarro übertragene Amt niedergelegt, sich von der Schiffsmannschaft habe zum Anführer wählen lassen und absichtlich weiter gefahren sei, um auf eigene Hand Entdeckungen zu machen. Pizarros Lage war jetzt höchst mißlich; der Verlust der Brigantine erschwerte unglaublich die Herbeischaffung der Lebensmittel und mit ihr waren auch die Spiegel, Korallen und andere Spielzeuge, welche als Anlockungs- und Tauschmittel für die Eingeborenen dienten, verschwunden. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der ganzen Mannschaft und es blieb nichts anders übrig, als den Rückweg nach Quito, der über vierhundert Meilen betrug, anzutreten. Sie schlugen jedoch, weil man an den morastigen Flußufern keine Lebensmittel gefunden hatte, eine andere Richtung ein; aber auch diesesmal sahen sie sich in ihren Hoffnungen betrogen, denn die gebirgigen Gegenden, durch welche sie kamen, waren so öde und unfruchtbar, daß man sich bald genöthigt sah, die wenigen noch vorhandenen Pferde, und die getreuen Hunde, welche bis jetzt unverdrossen dem Zuge gefolgt waren, zu schlachten und zu verzehren. Doch auch diese Lebensmittel gingen bald zu Ende und vierzig Leute fanden, ohne daß man ihnen Hülfe leisten konnte, in wenigen Tagen ihren Tod; unter dem Jammerrufe nach Speise lehnten sie sich an die Bäume und fielen vom Hunger überwältigt entseelt zu Boden. Die Ueberlebenden, welche sich der Gnade Gottes empfah-

len und mit der letzten Kraft ihren Weg fortsetzten, gelangten endlich nach unsäglichen Leiden in die Gegend von Quito, von wo man ihnen, als man ihre Annäherung durch einen Boten erfuhr, mit Lebensmitteln und Kleidern entgegeneilte. Alle, selbst Pizarro, gingen fast gänzlich nackt, denn ihre Kleider waren durch den beständigen Regen faul geworden und ihnen in Stücken vom Leibe gefallen; nur einigen von ihnen gelang es, sich Thierfelle zu verschaffen, um damit die Hüften zu bedecken, die glücklichsten hatten ihre alten verfaulten Stiefeln an den Füßen behalten. Alle waren am ganzen Leibe, an den Füßen, Händen und Beinen von den Dornen und Gesträuchen, durch welche sie sich Bahn brechen mußten, zerrissen und geschunden, und in ihrem Aeußeren so entstellt und so abgemagert, daß man sie kaum wieder zu erkennen vermochte. Unter allen Dingen hatten sie nach ihrer einstimmigen Aeußerung nichts mehr vermißt als das Salz, denn auf dem ganzen Wege war auch nicht ein einziges Körnchen aufzutreiben. Als sie in Quito ankamen, warfen sie sich vor Freude nieder, küßten die Erde und dankten Gott für ihre wunderbare Rettung, darauf stürzten sie mit solcher Eile und solchem Heißhunger über die Lebensmittel her, daß man sich gezwungen sah, ihrer Gierde Einhalt zu thun und ihnen nur wenige Speise zu reichen, bis sich ihr Magen wieder an die gewöhnliche Kost gewöhnt hatte. — — Auch Orellana erntete keinen Vortheil von seinem treulosen Benehmen, denn er hatte auf seiner weiteren Fahrt nicht nur mit Hungersnoth und unzähligen Mühseligkeiten, sondern auch mit den kriegerischen Wilden, welche fast jeden Tag von den Ufern her angriffen, zu kämpfen, bis er endlich das Meer erreichte und auf einem Schiffe, welches er an der Küste traf, nach Spanien segelte. Hier erstattete er dem Könige Bericht von seinen Entdeckungen, jedoch mit dem Vorgeben, er habe sie auf seine eigenen Kosten gemacht. Da in seiner Erzählung am meisten die Nachricht von einem Lande, worin nur Weiber wohnten, auffiel, so nannte man fortan diese ganze Gegend gewöhnlich das Amazonenland und den sie durchströmenden Fluß den Amazonenfluß. Nachdem ihm die Bitte um die Erlaubniß, das Land erobern und als Statthalter verwalten zu dürfen, gern gewährt worden war, sam-

melte er ohne Verzug ein Heer von fünfhundert auserlesenen Leuten und schiffte sich mit ihnen zu Sevilla ein. Die Fahrt war jedoch nicht glücklich und anhaltende Stürme trieben die Flotte nach den canarischen Inseln, auf denen sich die Mannschaft aus Mangel an Lebensmitteln zerstreute und nicht mehr zusammengebracht werden konnte. Orellana selbst starb bald darauf aus Aerger über den schlechten Fortgang seines Unternehmens und die Schiffe kehrten nach Spanien zurück.

In Peru hatten sich unterdessen die Verhältnisse vielfach verändert und zwar sehr zum Nachtheile der Pizarros. Diego de Almagro hatte einen mit einer Peruanerin erzeugten Sohn hinterlassen, welcher ebenfalls den Namen Diego führte und nach dem Tode seines Vaters zur besseren Beaufsichtigung nach Los Reyes gebracht wurde. Er besaß bei einem sehr vortheilhaften, einnehmenden Aeußeren großen Muth, ungewöhnliche Gewandtheit und größere Kenntnisse, als man gewöhnlich bei den Abenteurern seines Standes fand. Die Unzufriedenen sammelten sich deshalb allmälig um ihn und sein Hofmeister, Juan de Herrada, ein persönlicher Feind des Statthalters, bewog ihn leicht, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, welche den Zweck hatte, seinen unglücklichen Vater an den Pizarros zu rächen. Als Hernando nach Spanien abgesegelt und Gonzalo auf seinem Zuge nach dem Lande Canela begriffen war, schien den Verschworenen ein günstiger Augenblick zur Ausführung ihrer Pläne gekommen zu sein; sie sammelten also Waffen, warben Anhänger sowohl unter den Spaniern als unter den Peruanern und beschlossen endlich, als sie sich stark genug glaubten, den Statthalter zu ermorden. Dieser erhielt zwar Nachricht von den verdächtigen Bewegungen, die man allenthalben gewahrte, schenkte aber den Gerüchten wenig oder keinen Glauben, da er die früheren Freunde Almagros durch reiche Geschenke, einträgliche Stellen und ehrenvolle Behandlung auf seine Seite gebracht zu haben glaubte. Bereits war seine Ermordung auf den nächsten Sonntag festgesetzt, als einer der Verschworenen am Tage vorher, von Gewissensbissen gepeinigt, in der Beichte den ganzen Plan dem Pfarrer von Los Reyes entdeckte; dieser verfügte sich noch an demselben Abend zu dem Statthalter, welcher

mit seinen Kindern bei seinem Bruder Francisco Martin zu Nacht speiste, und theilte ihm das Bekenntniß seines Beichtkindes mit. Pizarro erhob sich sogleich von der Tafel und vernahm mit Erstaunen den genauen Bericht über die ganze Verschwörung; anfänglich gerieth er in sichtbare Unruhe, einen Augenblick später jedoch setzte er sich schon wieder zu Tisch, indem er seinem Sekretär Antonio Picado bemerkte, er könne die Sache um so weniger glauben, da Juan de Herrada, welchen man als den Anstifter der Verschwörung bezeichne, erst vor wenigen Tagen ihn besucht und sich für manche ihm gewordene Auszeichnung sehr dankbar bewiesen habe. Um jedoch nicht alle Vorsicht leichtsinnig bei Seite zu setzen, ging er noch an demselben Abend zu seinem Lieutenant Juan Velasquez, um dessen Meinung einzuholen. Dieser legte indessen noch weniger Werth auf die Aussage des Verschworenen und beruhigte endlich den Statthalter mit der prahlenden Versicherung, Niemand werde, so lange er den Commandostab in den Händen halte, es wagen, eine Empörung zu versuchen. Als der verhängnißvolle Sonntag erschien, fühlte Pizarro von neuem einige Unruhe; er beschloß nicht auszugehen und behielt Juan Velasquez und den Hauptmann Francisco de Chaves bei sich zum Mittagsessen. Kaum war die Tafel beendet, als zwischen ein und zwei Uhr, zu welcher Zeit die größte Stille in der Stadt herrschte, Herrada mit etwa zwölf Gefährten mit bloßem Degen aus seinem Hause hervorstürzte und mit dem Rufe: „Tod dem Tyrannen!" die Straßen durcheilte. Während die Verschworenen ungehindert in die Wohnung des Statthalters eindrangen, blieb einer der Anführer an der Thüre zurück, und rief, seinen blutigen Degen schwingend, fortwährend: „der Tyrann ist todt! der Tyrann ist todt!" Diese List verfehlte die erwartete Wirkung nicht, denn als mehrere Bürger, welche zum Schirme Pizarros herbeieilten, diese Worte mit solcher Bestimmtheit aus dem Munde des Bösewichts hörten, zweifelten sie keinen Augenblick und zogen sich, für ihre eigene Sicherheit besorgt, ruhig in ihre Häuser zurück. Als Pizarro den Lärm der heranstürmenden Empörer vernahm, befahl er Francisco de Chaves, die Thüren des Vorsaales und des Saales zu verrammeln, um dadurch die zur Anlegung seiner Rüstung nöthige Zeit zu gewinnen. Der Haupt-

mann hatte aber bereits so sehr die Fassung verloren, daß er, ohne auf den Befehl zu achten, nach der Treppe eilte, wo er sogleich, von mehreren Stichen durchbohrt, todt zu Boden stürzte. Die Verschworenen brachen nun mit solchem Ungestüm in den Vorsaal ein, daß die darin versammelten Leute, ohne sich zur Wehre zu setzen, durch die Fenster sprangen und eiligst die Flucht ergriffen; unter ihnen befand sich auch Velasquez; er nahm, um sich seiner Hände beim Herabsteigen aus dem Fenster besser bedienen zu können, den Commandostab in den Mund und seine Voraussagung ging also auf eine lächerliche Weise in Erfüllung. Der Statthalter, welcher sich unterdessen mit Schwert und Schild bewaffnet hatte, sprang, ohne seinen Panzer völlig zuzuschnallen, nach der Saalthüre, wo er sich mit seinem Bruder Martin und mehreren anderen Edelleuten lange vertheidigte und mit dem Rufe: „Nieder mit den Verräthern!“ gleich einem Rasenden um sich schlug. Als sein Bruder an seiner Seite fiel, schwankte er einen Augenblick, setzte aber sogleich mit noch größerer Wuth und mit solchem Erfolge den Kampf fort, daß die Verschworenen aus Furcht, es könne Mannschaft herbeieilen und ihnen in den Rücken fallen, ein verzweifeltes Mittel versuchten und einen von ihnen, welcher am besten gepanzert war, voran in die Thüre drängten. Während nun die wenigen Vertheidiger alle Kraft aufboten, um diesen zurückzuhalten, ersahen sich die Angreifenden eine günstige Gelegenheit, in den Saal zu schlüpfen, wo sie insgesammt und mit solcher Erbitterung über Pizarro herfielen, daß er sich nicht länger gegen die von allen Seiten auf ihn fallenden Hiebe zu schützen vermochte und, durch einen Stoß in die Gurgel tödtlich verwundet, niedersank. Im Fallen verlangte er noch mit lauter Stimme die Beichte, da er aber schon im nächsten Augenblicke nicht mehr sprechen konnte, so machte er mit der Hand auf den Boden das Zeichen des Kreuzes und gab, während er dieses wiederholt küßte, seinen Geist auf. Die Edelleute, welche kämpfend nicht von seiner Seite wichen, wurden ebenfalls niedergestoßen; von den Verschworenen fielen vier und die übrigen waren alle mehr oder weniger verwundet.

So endete Pizarro, der Eroberer Perus, am 26. Juni 1541, ein merkwürdiges Beispiel der Unbeständigkeit des Glückes. Ein

einfacher Edelmann ohne Rang und Vermögen, hatte er in kurzer Zeit ein großes, reiches Land erobert, sich die Würde eines Statthalters mit fast unumschränkter Gewalt erworben und seinen Gefährten mehr Güter, Reichthümer und Einkünfte verliehen, als irgend einer der reichsten und mächtigsten Fürsten der Welt seinen liebsten Günstlingen gewähren konnte; durch einen unvermutheten Schlag ist all dieser Glanz dahin, der beneidete Mann stirbt, ohne sich zum Tode vorbereiten und ohne seine Angelegenheiten ordnen zu können; er wird am hellen Tage von wenigen Leuten mitten in einer von ihm gegründeten Stadt, deren Bewohner seine Verwandte, Freunde, Söldner und Diener waren, ermordet; er hatte alle so großmüthig bedacht, daß sie bequem, ja reichlich leben konnten, und Niemand steht ihm in seiner Noth bei, sogar seine Hausgenossen fliehen und überlassen ihn seinem Schicksale. Kaum wird er armselig begraben und Juan de Barbatan, einer seiner früheren Diener, muß von Trurillo, wo er wohnte, herbeieilen und ihm mit Erlaubniß Diegos de Almagro die letzte Ehre erweisen. Forscht man nach der Ursache einer so sonderbaren Wendung der Dinge und eines so jämmerlichen Endes glänzender Anfänge, so kann man sie nur in dem wechselseitigen und durch schlaue Feinde genährten Mißtrauen der beiden Eroberer gegen einander und in den dadurch veranlaßten Zwistigkeiten finden. Beide hätten mit den ihnen vom Zufalle zugeworfenen Gütern zufrieden und als Freunde leben und das Glück ihrer Nachkommen begründen können, aber der Ehrgeiz stachelte sie fortwährend zu verwegener, ungerechter That, bis sie ihrem Schicksale erlagen. Und doch waren sie beide werth, das von ihnen eroberte Land zu beherrschen und die Früchte ihrer Anstrengungen zu ernten, wenn auch ihre Handlungsweise, besonders den Eingeborenen gegenüber, als ungerecht und häufig als sehr grausam getadelt werden muß. Sieht man von dieser Schattenseite ab, so darf man die von ihrem Zeitgenossen Augustin de Zarate entworfene Schilderung der beiden Abenteurer als wahr und gelungen betrachten. Beide, sagt dieser seiner Unparteilichkeit wegen geschätzte Geschichtschreiber, waren tapfere Männer von entschiedenem Charakter, von starkem, zur Ertragung der größten Mühseligkeiten geeigneten Körperbaue,

dabei aber gut, und bereit, jedem selbst dann gefällig zu sein, wenn es sie ein Opfer kostete. In ihren Neigungen hatten sie eine auffallende Aehnlichkeit mit einander, ganz besonders aber in ihrer Lebensweise; beide waren nicht verheirathet und ziemlich enthaltsam im Umgange mit dem andern Geschlechte; beide hatten großen Geschmack an kriegerischen Unternehmungen, doch beschäftigte sich Almagro, wenn keine Gelegenheit zum Kampfe war, auch gern mit Handelsspeculationen. Beide zogen in bereits vorgerücktem Alter zur Eroberung Perus aus und erduldeten viele Mühseligkeiten, doch mußte Pizarro deren weit mehr ertragen, denn während er sich meistens auf dem Wege und im Felde befand, hielt sich Almagro zu Panama auf, um für die Bedürfnisse der Expedition zu sorgen. Beide hatten übrigens einen gleich hohen Sinn, der stets weiter strebte und fortwährend über großen Plänen brütete. Beide waren gleich freundlich und freigebig gegen ihre Leute, obschon Almagro in dieser Beziehung den Vorrang zu behaupten schien, weil er es stets so einzurichten wußte, daß man über seine Gaben sprach und sie pries, während Pizarro jedes Ausposaunen seiner Freigebigkeit verschmähte und sogar haßte, indem er bei der Spendung seiner Wohlthaten mehr die Verdienste oder die Bedürftigkeit des Empfängers als den dadurch zu erlangenden Ruhm berücksichtigte, wie von zahllosen Beispielen ein einziges darthun mag. Als er einmal hörte, daß einem Reiter das Pferd gefallen war, steckte er sogleich eine Goldplatte, welche fünfhundert Pesos (2410 Gulden) wog, in den Busen und ging damit in den Ballsaal, wo er den Mann, welcher den Verlust erlitten hatte, anzutreffen glaubte. Da er ihn noch nicht daselbst fand, so ließ er sich auf eine Partie Ball ein und spielte, weil er die Goldplatte nicht sehen lassen wollte, ohne sein Wamms auszuziehen, über drei Stunden. Als endlich der Reiter ankam, nahm er diesen auf die Seite und gab ihm die Goldplatte, mit dem Bemerken, daß er ihm mit Vergnügen dreimal so viel gegeben haben würde, wenn er nicht die durch sein Ausbleiben verursachte Pein hätte ertragen müssen. Viele ähnliche Fälle, wo er seine Wohlthätigkeit verheimlichte, verlauteten erst später, denn er übte sie, um jedes Aufsehen zu vermeiden, gewöhnlich mit eigener Hand, während

Almagro trefflich verstand, seine Gaben in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, weshalb er auch allgemein als freigebiger galt. Wie wenig geizig übrigens beide waren, beweist schon zur Genüge die Thatsache, daß sie, obschon die von ihnen erworbenen Schätze den Reichthum manches Königs überstiegen, doch so arm starben, daß von ihrem zurückgelassenen Vermögen kaum die Bestattungskosten bestritten werden konnten. Beide fanden ein weit größeres Vergnügen daran, ihre Umgebung zu erheben und zu bereichern, als selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen; beide scheuten keine Mühe und keine Gefahr, wenn es galt, irgend einen ihrer Gefährten zu retten; Pizarro ging in dieser Beziehung fast zu weit, wie folgender Vorfall zeigt. Als er nämlich eines Tages über einen reißenden Strom setzte, wurde einer seiner indianischen Diener von den Wogen fortgerissen, Pizarro schwamm ihm sogleich nach, faßte ihn an den Haaren und rettete ihn glücklich, aber nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr, denn die Fluthen rollten so wüthend dahin, daß auch die tapfersten Leute des Heeres vor diesem Wagestück zurückbebten. Als einige Hauptleute diese Verwegenheit tadelten, erwiederte er ihnen ruhig, sie wüßten nicht, wie sehr man auch den geringsten Diener liebgewinnen könne. Almagro war zurückhaltender, dabei ehrgeiziger und strebte stets nach Macht und Oberherrschaft, weshalb er auch nicht so lange regierte als Pizarro. Beide waren nicht eitel und prunksüchtig, sondern hielten fest an ihren alten Gewohnheiten, sogar in der Art und Weise sich zu kleiden, und den einfachen Anzug, welchen sie in der Jugend getragen hatten, trugen sie auch im Alter; besonders sah man Pizarro fast nie anders als in einem langen Rocke von schwarzem Tuche, der ihm über den Hüften fest anlag und bis zu den Knöcheln herabreichte, in weiten Stiefeln von starkem Leder, mit einem weißen Hute und einem Schwert und Dolch nach alter Art; nur an hohen Festtagen legte er manchmal auf das Zureden seiner Diener ein kostbares Kleid aus Marderpelz an, welches ihm sein Freund Hernando Cortez als Geschenk aus Neuspanien geschickt hatte, warf es aber, sobald er aus der Kirche kam, wieder ab. Am Halse trug er fast immer ein Tuch, um sich damit den Schweiß vom Gesichte zu trocknen, weil er zur Friedenszeit den

größten Theil des Tages mit dem Ballspiele hinbrachte. Almagro fand weniger Gefallen am Spiele und beschäftigte sich lieber mit ernsteren Gegenständen. Beide zeigten indessen in allen Angelegenheiten des Krieges und der Verwaltung gleich große Einsicht, was wirklich zu bewundern ist, da sie nicht nur aller gelehrten Bildung entbehrten, sondern auch keiner von ihnen lesen oder seinen Namen unterzeichnen konnte, was ihnen übrigens, wie sie selbst öfters eingestanden, bei ihrer Geschäftsführung hinderlich und nicht selten auch nachtheilig war. Pizarro hatte indessen ein solches Vertrauen auf seine Beamten, daß er unter alle Berichte und Ausfertigungen, sie mochten nun die Angelegenheiten des Landes oder seine eigenen betreffen, nur zwei Zeichen setzte, zwischen welche sein Secretär Antonio Picado den Namen Francisco Pizarro schrieb. Es blieb ihnen trotzdem selten etwas verborgen, denn sie waren beide nicht nur zu jeder Zeit jedem ihrer Leute zugänglich, sondern besuchten auch häufig die Bürger und speisten bei dem ersten besten, der sie einlud, was sie um so bereitwilliger thaten, da eine seltene Mäßigkeit im Essen und Trinken ihnen bei den Entbehrungen, die sie auf ihren früheren Kriegszügen erdulden mußten, zur zweiten Natur geworden war. So wie beide Männer sich im Leben in vielen Stücken sehr ähnlich waren, so hatten sie auch in der Todesart gleiches Schicksal, denn Almagro fiel durch einen Bruder Pizarros und Pizarro durch den Sohn Almagros.

Diego de Almagro erntete übrigens die Vortheile, welche er sich von seiner ruchlosen That versprach, nicht, sondern wurde von Vaca de Castro, welcher als Bevollmächtigter des spanischen Hofes zur Beilegung der Zwistigkeiten kurz nach Pizarros Ermordung in Peru angekommen war, nebst allen seinen Genossen zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Parteien, weit entfernt sich dadurch beschwichtigen zu lassen, fuhren fort, sich mit immer steigender Wuth zu befehden; Blasco Nuñez Vela, welcher von der Regierung des Mutterlandes im J. 1543 als Vicekönig nach Peru geschickt wurde, mehrte noch durch sein unkluges und hartes Benehmen die Unordnung und fiel am 11. Januar 1546 in einem Treffen, welches ihm Gonzalo Pizarro, ein Bruder des ermorde-

ten Statthalters, der aus Verdruß über die schlechte und rücksichtslose Behandlung seiner Familie von Seiten des spanischen Hofes sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hatte, lieferte. Gonzalo herrschte bereits unabhängig über ganz Peru, als Pedro de la Gasca, der vom Hofe ernannte und mit sehr ausgedehnter Vollmacht ausgerüstete neue Statthalter, ankam und den Empörern, welche sich weigerten, ihn anzuerkennen, den Krieg erklärte. Durch seine Gerechtigkeit und Umsicht brachte er bald die Mehrzahl der Ansiedler, welche sich nach Ruhe und Ordnung sehnten, auf seine Seite und schlug in der entscheidenden Schlacht bei Cuzko (9. April 1548) seine Gegner so vollständig, daß sie entweder fielen oder gefangen wurden. Auch Gonzalo gerieth in Gascas Hände und wurde zum abschreckenden Beispiel hingerichtet, worauf allmälig ein ruhigerer Zustand in Peru eintrat.

Alvar Nuñez.

Die Entdeckung Mexicos und Perus, der reichsten und durch die Bildung ihrer Bewohner merkwürdigsten Länder der neuen Welt, bestimmte nicht nur auf längere Zeit die Richtung, welche die nach Schätzen und Ansehen geizenden Abenteurer einschlugen, sondern nahm auch die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung so sehr in Anspruch, daß man die früher trotz so vieler Verluste hartnäckig durchgeführten Entdeckungs- und Ansiedelungsversuche an der östlichen Küste Südamerikas fast gänzlich aufgab. Selbst der portugiesische Hof, welcher seine Rechte auf den alleinigen Besitz Brasiliens so lange und mit so großem Eifer geltend zu machen sich bemüht hatte, vernachläßigte, da die Besitzungen im östlichen Asien größeren und gewisseren Gewinn boten, schon einige Jahre, nachdem seine Ansprüche anerkannt worden waren, die von seinen Seefahrern zuerst entdeckten Küstenstriche und legte fortan den Schiffen anderer Völker, welche sie besuchten und Ladungen von Färbeholz einnahmen, kein Hinderniß in den Weg, bis ihn endlich im J. 1531 die Besorgniß, sein Besitzthum durch die von

allen Seiten immer näher rückenden spanischen Ansiedler geschmälert zu sehen, zur Gründung einer Colonie bewog. Martin Alfonso de Sousa, ein eben so tapferer als einsichtsvoller Mann, wurde zu diesem Zwecke nach Brasilien geschickt, wo er in einer herrlichen Bai an einer trefflich gewählten Stelle, ohne von Seiten der Eingeborenen Widerstand zu finden, den Bau einer Stadt begann und ihr, weil man am ersten Januar mit der Arbeit anfing, den Namen Rio de Janeiro beilegte. Der Entschluß der portugiesischen Regierung scheint indessen auch durch die Berichte einzelner Seefahrer über die vielfachen Quellen des Reichthums, welche das mit Unrecht vernachläßigte Land darbot, beschleunigt worden zu sein. Der merkwürdigste dieser Seefahrer ist unstreitig Diego Alvarez von Viana, welcher durch seine abenteuerlichen Schicksale und seinen längeren Aufenthalt unter den Eingeborenen die zuverlässigste Auskunft zu geben vermochte. Er war auf seiner Reise, welche die Fällung einer Ladung Brasilienholz zum Zwecke hatte, auf den Untiefen nördlich von der Küstenstelle, wo jetzt die Stadt Bahia liegt, verunglückt und mit seiner Mannschaft in die Hände der Wilden gefallen. Er mußte zusehen, wie diese einen seiner Leidensgefährten nach dem andern schlachteten und verzehrten und wußte sein eigenes Leben auf keine andere Weise zu retten als durch die unausgesetzte Bemühung, die Menschenfresser von den Vortheilen, die sie durch ihn erlangen könnten, zu überzeugen. Er brachte deshalb alle Geräthschaften, welche noch aus dem Wracke zu retten waren, mit unsäglicher Mühe ans Land, zeigte ihren Gebrauch und erreichte dadurch seinen Zweck. Die Wilden schonten nicht nur sein Leben, sondern fingen auch bald an, ihn wohlwollend und mit Achtung zu behandeln. Die Wogen hatten bei dem Schiffbruche eine Muskete und einige Tönnchen Pulver an den Strand geworfen und der kluge Seemann verfehlte nicht, diesen günstigen Zufall zu seinem Nutzen auszubeuten. Eines Tages, als grade eine große Anzahl von Wilden um ihn versammelt waren, schoß er gleichgültig einen Vogel und erregte dadurch ihre Verwunderung in so hohem Grade, daß sie ihm den Namen Karamuru (Feuermann) beilegten. Sein Ruf war nun für immer begründet und es fiel ihm nicht schwer, sich

nach kurzer Zeit zu ihrem Beherrscher emporzuschwingen. Er lehrte sie eine bessere Art und Weise Krieg zu führen, schlug an ihrer Spitze die benachbarten Stämme, welche ihnen früher großen Schaden zugefügt hatten, in mehreren Schlachten und dehnte ihr Gebiet weit nach dem Inneren des Landes hin aus. Die mächtigsten Häuptlinge der Umgegend beeilten sich, ihm ihre Töchter anzubieten, und noch jetzt rühmen sich die angesehensten Familien in Bahia der Abstammung von dem glücklichen Abenteurer. Nach einem behaglichen Leben von mehreren Jahren fühlte dieser doch Lust, seine Heimath noch einmal zu sehen, und als grade um diese Zeit ein französisches Schiff die Küste seines Gebietes berührte, so benützte er diese Gelegenheit, sowohl um seine Sehnsucht zu befriedigen, als auch um sich mancherlei Geräthschaften und Gegenstände des europäischen Kunstfleißes, die er schmerzlich vermißte, zu verschaffen. Er nahm nur Paraguazu, die ihm liebste aller seiner Frauen, mit sich, worüber die übrigen so betrübt waren, daß sie dem absegelnden Schiffe nachschwammen und erst als eine von ihnen von den Wogen verschlungen war, von ihrem tollen Beginnen abstanden. Diego hielt sich einige Zeit in Frankreich auf und kehrte, nachdem er dem portugiesischen Hofe seine Beobachtungen und Erfahrungen mitgetheilt hatte, mit zwei schwer befrachteten Schiffen, auf welchen er auch mehrere Stücke Geschütz und einen großen Vorrath von Schießpulver mitnahm, nach seinem Reiche zurück, um es nicht mehr zu verlassen.

Die Bemühungen der Portugiesen, sich ihre Besitzungen in Brasilien zu sichern, spornten auch den spanischen Hof, welcher nach den erfolglosen Reisen und Untersuchungen des unglücklichen Juan Diaz de Solis und Sebastian Cabots die von seinen Seefahrern entdeckten Küstenstriche Südamerikas aus den Augen verloren hatte, zu neuen Anstrengungen und schon im J. 1535 lief Pedro de Mendoza mit einem wohl ausgerüsteten Geschwader von vierzehn Schiffen, an deren Bord sich zweitausend fünfhundert Leute befanden, in den Rio de la Plata ein und gründete die Stadt Buenos Aires, welche als Mittelpunkt der ausgedehnten Statthalterschaft schnell emporblühte und schon nach wenigen Jahr-

zehnten eine zahlreiche und wohlhabende Einwohnerschaft aufzuweisen hatte. Nachdem die dringendsten Angelegenheiten der neuen Colonie geordnet waren, wurde Juan de Ayolas mit einer Schaar rüstiger Männer stromaufwärts geschickt, um an einer geeigneten Stelle die Gründung einer zweiten Niederlassung zu versuchen. Er fuhr auf dem Paraguay, einem Nebenfluß des Rio de la Plata, bis etwa zu dem 21° S. Br. aufwärts, ließ daselbst seine Schiffe und den Hauptmann Dominigo Martinez de Yrala mit dem Befehle, sechs Monate auf ihn zu warten, zurück und wandte sich mit etwa zweihundert Leuten nach Westen, mit dem festen Vorsatze, bis nach Peru vorzudringen. Da er zufällig den nächsten und besten Weg durch das Land der Chacas und Chiquitas eingeschlagen hatte, so gelang ihm sein kühner Plan vollkommen und er erreichte im J. 1537 glücklich die Grenzen Perus, von wo er aber nach einer kurzen Rast den Rückweg nach dem Paraguay antrat. Die festgesetzte Frist war aber vorüber und Yrala bereits abgereist. Aergerlich über dieses Mißgeschick und gezwungen, eine ungeheure Strecke zu Land zurückzulegen, ließ Ayolas seinen Zorn an den unschuldigen Eingeborenen aus und brachte sie durch Erpressungen und Mißhandlungen so sehr gegen sich auf, daß er im Gebiete der Mbayas, eines kriegerischen Stammes, mit allen seinen Gefährten erschlagen wurde. Zwölf Jahre später unternahm Yrala zum zweitenmale dieselbe Reise, schlug aber von dem Ufer des Paraguay einen südlicheren Weg durch ein gebirgiges Land ein, auf welchem er nach Erduldung unsäglicher Mühseligkeiten nach Peru gelangte und auch wieder zurückkehrte. Die Verbindung zwischen den Statthalterschaften Peru und la Plata dauerte später fort und man versprach sich von der letzteren, nach welcher die Sage von dem Vorhandensein unerschöpflicher Gold- und Silber-Minen zahlreiche Abenteurer zu ziehen anfing, eine glänzende Zukunft. Besonders hegte man große Hoffnungen von der Verwaltung des vielerfahrenen Alvar Nuñez, welcher Pedro de Mendoza im J. 1540 ablöste.

Alvar Nuñez, mit dem Beinamen Cabeça de Vaca (Kuhkopf), stammte aus einer angesehenen Familie der Stadt Xerez und widmete sich dem Kriegsdienste. Da ihm aber diese Lauf-

bahn nur ein dürftiges Auskommen bot, so beschloß er, gleich so vielen seiner Zeitgenossen, sein Glück in der neuen Welt zu suchen, und ließ sich leicht bewegen, sich an der Expedition, welche Panfilo Narvaez im J. 1528 mit so großen Hoffnungen nach Florida unternahm, als Zahlmeister zu betheiligen. Weiter oben wurde bereits erzählt, wie das Unternehmen durch die Unklugheit des Anführers gänzlich scheiterte und die Reste der Mannschaft, welche er gegen den Rath Alvars Nuñez, ohne sich erst einen Rückhalt für den Fall des Mißlingens zu schaffen, in das Innere des ihm völlig unbekannten Landes geführt hatte, von Hunger und Krankheit gänzlich erschöpft nur mit Mühe die Küste wieder erreichten, ohne jedoch hier ihre Schiffe, durch welche sie noch einzig und allein Rettung aus der Noth hoffen durften, zu finden. Da sie von der Unmöglichkeit bei dem schlimmen Zustand ihrer Gesundheit den Weg zu Land längs der Küste weiter fortzusetzen, fest überzeugt waren, so beschlossen sie, ihre letzte Kraft aufzubieten und einige Fahrzeuge zu bauen, um auf diesen ihre Flotte, welche nach ihrer Meinung nicht weit entfernt sein konnte, aufzusuchen. Man begann ohne Säumen das schwierige Werk, schnitt das mühsam gefällte Holz, so gut es ging, zu Planken, nähte die Hemden zu Segeln zusammen und drehte Taue aus der faserigen Rinde der Palme. Alle drei Tage schlachtete man ein Pferd und vertheilte das Fleisch in kleinen Portionen unter die Kranken und die Arbeiter. Die letzteren bewährten indessen einen so andauernden Fleiß, daß bereits nach etwa sechs Wochen fünf Barken, von denen jede vierzig bis funfzig Leute fassen sollte, vom Stapel gelassen werden konnten. Sie waren aber so klein, daß sie nach der Einschiffung der Mannschaft und der nöthigsten Vorräthe, kaum einige Finger breit über dem Wasser hervorragten. Die Verzweiflung ließ sie jedoch alles wagen und sie trotzten einige Wochen hindurch auf den gebrechlichen Fahrzeugen allen Qualen des Hungers, der Kälte und der Todesangst. Und doch waren sie so unklug, in einem Küstendorfe, wo sie großmüthige Unterstützung fanden und wo sie sich einige Zeit von ihren Mühseligkeiten hätten erholen können, mit den Einwohnern Streit anzufangen, wodurch sie gezwungen wurden, sich in der größten

Eile wieder einzuschiffen. Kaum befanden sie sich wieder auf der See, als ein heftiger Sturm losbrach und die Barken trennte. Alvar Nuñez, welcher eine derselben führte, folgte, so lange es ihm möglich war, der am besten bemannten Barke des Befehlshabers, verlor aber endlich auch diese aus dem Gesicht und sah nie wieder seine Gefährten, welche, wie er später erfuhr, entweder von dem Meere verschlungen oder an die Küste geworfen und von den Wilden ermordet wurden. Die Kälte hatte während des stürmischen Wetters so sehr zugenommen, daß die in Alvars Barke befindlichen Leute am Abend des zweiten Tages starr und bewußtlos übereinander lagen; er selbst und der Steuermann lenkten während der Nacht das Fahrzeug nur mit großer Mühe, bis es gegen Morgen von einer mächtigen Woge ergriffen und auf den Strand einer Insel geschleudert wurde. Der Stoß war so heftig, daß die halbtodte Mannschaft aus ihrer Betäubung erwachte und als sie festen Boden unter sich fühlte, wieder frischen Muth schöpfte. Man kroch auf Händen und Füßen nach einer nahen, gegen den kalten Wind schützenden Schlucht, zündete daselbst ein Feuer an und röstete daran den geringen Vorrath an Mais, welchen man in der Barke zusammensuchte. Alles dieß ereignete sich am 6. September 1527. Als sich die Leute wieder erholt hatten, schickte Alvar Nuñez einige von ihnen auf Kundschaft aus; diese stießen ganz in der Nähe auf ein Dorf und wurden von den Bewohnern freundlich behandelt. Am folgenden Tage kamen die Eingeborenen, welche selbst in großer Armuth lebten, und brachten mitleidig, was sie an Früchten, Wurzeln und Fischen entbehren konnten, den Gestrandeten. Man beeilte sich, diese willkommenen Vorräthe an Bord der Barke zu bringen und schob diese mit großer Anstrengung wieder ins Meer; kaum aber war sie flott, als eine Woge sie sammt den darin befindlichen Lebensmitteln und Kleidern, welche man bei der Arbeit abgelegt hatte, verschlang. Drei Leute versanken mit ihr und die übrigen wurden zum zweitenmal, aber jetzt nackt, wie sie die Natur erschaffen hatte, auf den Strand geworfen. Ihr Leben hing nun von der Barmherzigkeit der Wilden ab, welche jedoch, weit entfernt, ihnen ein Leid zuzufügen, ihr kärgliches Mahl so lange mit ihnen theilten, bis sie

ſelbſt bei der Annäherung des Winters ſich dem empfindlichſten Mangel preis gegeben ſahen. Sie ertrugen geduldig auch dieſes Mißgeſchick, ohne ihren Gäſten, welche es doch veranlaßt hatten, zu zürnen, als ſie aber bemerkten, daß einige derſelben einen ihrer geſtorbenen Gefährten verzehrten, geriethen ſie über dieſe abſcheuliche That, von welcher ſie für ſich und ihr Land endloſes Unheil befürchteten, in ſolche Wuth, daß ſie fortan alle ohne Ausnahme als Sclaven behandelten und bei der dürftigſten Koſt zu den ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten zwangen, wodurch die Sterblichkeit unter dieſen ſo ſchnell um ſich griff, daß in einigen Tagen von achtzig Leuten nur noch fünfzehn übrig waren. Da auch die Eingeborenen zu derſelben Zeit von einer heftigen Unterleibskrankheit befallen und faſt zur Hälfte hingerafft wurden, ſo ſchrieben ſie die Urſache dieſes Uebels den Spaniern zu und der kleine Reſt derſelben wäre ſicher als Opfer ihrer Wuth gefallen, wenn nicht die ruhige Ueberlegung des Häuptlings geſiegt und den Mord ſchutzloſer Unglücklichen verhindert hätte. Die ferneren Schickſale dieſes kleinen, von der glänzenden Expedition noch vorhandenen Häufleins grenzen ſo nahe an das Wunderbare und ſind zum Theil ſo abenteuerlich, daß wir Alvar Nuñez, welcher ſpäter ſeine Erlebniſſe niederſchrieb, wollen ſelbſt erzählen und für die Wahrheit ſeiner Erzählung einſtehen laſſen.

Als wir, ſagt dieſer auch in der fürchterlichſten Noth beſonnene und thatkräftige Mann, auf der Inſel, an welcher wir ſtrandeten und der wir den Namen Isla del Malhado (Unglücksinſel) beilegten, kaum dem Tode entgangen waren, wurde beſchloſſen, für die Zukunft ähnlichen Gefahren zu entgehen und auf dem nahen Feſtlande die Wanderung fortzuſetzen. Dreizehn Mann brachen bald nachher auf und zogen längs der Küſte weiter, ich ſelbſt fühlte mich ſo unwohl, daß ich gezwungen war, bei den Bewohnern der Inſel zurückzubleiben und noch länger ihre Mißhandlungen zu ertragen. Ich konnte noch kaum wieder aufrecht ſtehen, als ſie mich auch ſchon mit Drohungen antrieben, die Wurzeln, von welchen ſie leben, im ſcharfen Rohrgraſe und unter dem Waſſer, wo ſie wachſen, aufzuſuchen, wobei ich meine Finger ſo verdarb, daß es nur der Berührung mit einem Strohhalme

bedurfte, um sie augenblicklich stark bluten zu machen; überhaupt war mein nackter Körper von den Rohren so zerstochen, daß ich wie geschunden aussah. Diese Plage ward mir deshalb mit jedem Tage unerträglicher und ich entschloß mich endlich, zu dem angrenzenden, in dichten Wäldern wohnenden Stamme der Charrucos zu entfliehen, woran ich sehr wohl that. Ich machte bei ihnen den Hausirer und gab mir alle Mühe, meinem Geschäfte Achtung zu verschaffen; sie behandelten mich auch wirklich sehr gut und reichten mir die nöthigen Lebensmittel; dafür mußte ich von einem Stamme zum andern wandern und für die Bedürfnisse eines jeden sorgen, denn die beständig zwischen ihnen obschwebenden Fehden erforderten zur Betreibung des Verkehrs eine dritte neutrale Person. Auf meinen Wanderungen drang ich oft vierzig bis fünfzig Stunden weit in das Land ein und ward allenthalben gut aufgenommen und mit Vergnügen gesehen. Die gangbarsten Handelsartikel waren Schneckengehäuse, welche zum Schmucke dienen, Austernschalen, womit die Wilden eine den Bohnen ähnliche Frucht, welche als Arzneimittel sehr beliebt ist, zerschnitten, und kleine Seemuscheln, welche als Münze galten; als Tauschwaaren brachte ich zurück Häute, eine Art rother Erde, womit sie sich Gesicht und Haare färben, harte Rohre, woraus sie ihre Pfeile, und Steine, woraus sie die Spitzen daran verfertigen, Leim und Quasten aus scharlachroth gefärbten Hirschhaaren. Auf diese Weise verlebte ich sechs Jahre, zwar in vollkommener Freiheit und ohne von den Eingeborenen auf irgend eine Weise mißhandelt zu werden, aber nicht selten in den wüsten Gegenden, in welchen ich mir allein den Weg suchen mußte, mit Hunger, Durst, Kälte, Sturm und tausend andern Gefahren kämpfend. Das Verlangen, wieder in ein von Christen bewohntes Land zu kommen, bewog mich endlich, in Gesellschaft Lopes de Oviedo, eines unserer Hauptleute, welcher bis jetzt wegen Krankheit auf der Unglücksinsel zurückgeblieben war und mir nur sehr ungern folgte, aufzubrechen und unsern Gefährten, welche wir schon längst in Sicherheit glaubten, zu folgen. Wir hielten uns an der Küste und ich brachte Lope, welcher nicht schwimmen konnte, mit großer Mühe und Gefahr über einen Meeresarm und vier Flüsse, bis wir zu

einer breiten Bucht gelangten, welche ich für die hl. Geistbai hielt und wo wir von den Eingeborenen zu unserem nicht geringen Erstaunen erfuhren, daß sich in der Nähe noch drei unserer vorausgegangenen Gefährten befänden, alle übrigen aber entweder durch Hunger und Kälte umgekommen oder ermordet worden seien. Auf unsere Frage, wie es den noch Lebenden gehe, erwiderten sie, daß sie von den müßigen und übermüthigen jungen Wilden durch Püffe, Fußtritte und Stockschläge fortwährend mißhandelt und in dem unfruchtbaren, von dichten Wäldern und Sümpfen bedeckten Lande durch Hunger und Kälte bald aufgerieben sein würden. Um uns ihre Aussagen begreiflicher zu machen, fingen sie sogleich an, meinem kranken Gefährten mit Faustschlägen zu bearbeiten, wodurch dieser so sehr entmuthigt wurde, daß er, ohne meine Vorstellungen und Bitten zu beachten, zu dem Indianerstamme auf der Hungerinsel, bei welchem er einheimisch geworden war, zurückkehrte. Ich selbst entfloh bei einer günstigen Gelegenheit meinen Peinigern, welche mich als Sclaven mit sich führten, und war so glücklich, den Indianerstamm, bei welchem sich meine noch lebenden Landsleute befanden, zu erreichen. Ich erkannte in diesen sogleich trotz ihres nackten abgemagerten Körpers den Hauptmann Andres Dorantes, Alonso Castillo, einen seiner Leute, und den Neger Estevanico, seinen Diener. Wir beschlossen nun vereint, die Flucht zu ergreifen und in westlicher Richtung weiter zu ziehen, bis wir in ein von Christen bewohntes Land kommen würden; da die Wilden uns aber sorgfältig bewachten, so gelang uns erst nach einem halben Jahre, als sie selbst mit einander in einen heftigen Streit geriethen, die Flucht.

Obschon die Zeit, in welcher die Tunas, eine Feigenart, von welcher die Wilden hauptsächlich leben, reif sind, bereits fast vorüber war, so hofften wir doch mit den andern noch vorhandenen Früchten unsern Hunger stillen und vor dem Beginne des Winters noch eine gute Strecke Weges zurücklegen zu können. Wir kamen zuerst zu dem Stamme der Avavaren, welche uns zu unserer nicht geringen Freude mit Jubel in ihrem Dorfe aufnahmen und uns reichlich mit Tunas bewirtheten, aber auch, wie wir bald

bemerkten, einen sonderbaren Gegendienst in Anspruch nahmen; sie brachten uns nämlich noch an demselben Tage eine Schaar Kranker und verlangten von uns die Heilung derselben. Castillo segnete sie, ohne sich lange zu bedenken, und empfahl sie der Gnade Gottes, worauf sie nach ihrem Vorgeben sich augenblicklich besser befanden und als Zeichen der Dankbarkeit uns eine Menge Tunas und einige große Stücke von einem Hirsche brachten, worüber wir, da wir sehr lange kein Fleisch gegessen hatten, sehr vergnügt waren und Gott dankten. Die Indianer, welche wegen der glücklichen Heilung ihrer Landsleute mehrere Tage mit Tanzen und Festlichkeiten zubrachten, bemerkten auf unsere Erkundigung nach der Beschaffenheit des weiterhin liegenden Landes, daß es sehr viel Tunas hervorbringe, daß es aber jetzt, da die Ernte derselben vorüber sei, die Bewohner verlassen hätten, weil darin eine so große Kälte herrsche, daß man sie ohne eine gute Pelzkleidung nicht wohl ertragen könne. Diese Nachricht bewog uns, den Winter bei dem freundlichen Indianerstamme zuzubringen, welchen wir von nun an auf seinen Wanderungen, die fortwährend zur Aufsuchung der nöthigen Lebensmittel unternommen werden mußten, folgten. Auf einem dieser Züge, welcher uns in die Nähe eines Flusses brachte, an dessen Ufern wir eine wickenartige Frucht einsammelten, verirrte ich mich während der Nacht und als ich endlich unsere Lagerstätte wieder erreichte, war die Reisegesellschaft bereits weiter gezogen. Zum Glück fand ich noch einen brennenden Baumstamm, neben welchem ich mich, um nicht zu erfrieren, niederlegte. Am andern Morgen belud ich mich mit Holz, nahm zwei Feuerbrände und machte mich auf den Weg, um meine Gefährten aufzusuchen. So wanderte ich fünf Tage hindurch weiter, stets Feuer und Holz mit mir tragend, um mich wenigstens, da ich gänzlich nackt war, gegen die Kälte zu schützen. Des Abends grub ich mir an einem gegen den Wind gesicherten Orte ein Loch in den Boden, legte mich, in ein Bund des allenthalben in Ueberfluß vorhandenen Strohes gehüllt, in dasselbe und fachte aus dem gesammelten Holze ringsum vier Feuer an, welche ich die ganze Nacht hindurch sorgfältig unterhielt. Einmal als ich vor Ermüdung zu fest schlief,

fing das Stroh Feuer und obschon ich bei dem ungewöhnlichen Gefühl schnell aufsprang, war mir doch bereits das Haupthaar abgebrannt. Während dieses Umherirrens wurden meine nackten Füße mit Blut und Beulen bedeckt und kaum konnte ich, da ich nirgends eßbare Wurzeln oder Früchte fand, mich noch vor Hunger und Müdigkeit fortschleppen. Am fünften Tage fand ich endlich die Indianer wieder und erquickte mich an den Tunas, welche sie mir, über mein Wiedererscheinen nicht wenig erfreut, reichten. Als endlich der traurige Winter, während dessen wir von sieben Tagen regelmäßig sechs nichts zu essen hatten, vorüber war und die Tunas wieder zu reifen anfingen, machten wir uns heimlich davon und gelangten zu den weiterhin wohnenden Stämmen der Maliaconen und Arbadaos, bei welchen wir, obschon wir die uns in großer Zahl zugeführten Kranken auf die bereits erwähnte Weise heilten, noch ärger hungern mußten und während des ganzen Tages nur zwei Hände voll kleiner Baumfrüchte bekamen, welche durchaus grün und mit einem Safte angefüllt waren, der im Munde wie Feuer brannte. Da wir diese Kost nicht länger zu genießen vermochten, so vertauschten wir die uns so nöthigen Häute, womit wir unsere Blöße bedeckten, gegen zwei Hunde, schlachteten sie und aßen das Fleisch roh; denn hätten wir es gekocht oder gebraten, so würden die Eingeborenen es uns abgenommen und verzehrt haben. Nachdem wir durch dieses Mahl wieder gestärkt waren, zogen wir weiter zu einem andern Indianerstamme, der in einem wilden, mit Gesträuchen bedeckten Lande wohnte und uns wieder mit großer Härte als Sclaven behandelte. Wir mußten das nöthige Brennholz zusammensuchen und in so schweren Lasten nach den Hütten schleppen, daß uns die Tragriemen tief in das Fleisch einschnitten; Brust und Schultern waren dabei in Folge der Kälte und schneidenden Luft über und über mit großen, eiternden Schwielen bedeckt, welche uns die fürchterlichsten Schmerzen verursachten.

Obschon demnach unsere Behandlung bei den einzelnen Indianerstämmen sehr verschieden war, so fanden wir doch zwischen allen, welche von der Insel des Unglücks bis zu unserem gegenwärtigen Aufenthaltsorte wohnten, große Aehnlichkeit, sowohl

was ihre Lebensweise als auch ihre Sprache betrifft, und obgleich die letztere in mehrere Dialekte zerfällt, so macht sich doch ein Stamm dem andern leicht verständlich. Die Eingeborenen der von uns bis jetzt durchwanderten Strecke Floridas sind fast ohne Ausnahme groß, wohlgebaut und sehr gewandt. Die Männer würden sogar als schön gelten können, wenn nicht die allgemein herrschende Gewohnheit, die Unterlippe zu durchbohren und in die Oeffnungen fingerdicke Rohre zu stecken, ihr Aussehen abscheulich machte. Die Weiber sind wenig reizend, denn sie werden von Jugend an durch schwere Arbeit und Mißhandlungen niedergedrückt. Von vier und zwanzig Stunden sind ihnen kaum sechs zur Ruhe vergönnt und sobald der Tag graut, müssen sie aufbrechen, um das Feld zu bestellen, Holz und Wasser herbeizuschleppen und andere Dienste zu verrichten; außerdem sind sie gezwungen, den größten Theil der Nacht zu wachen, um die gesammelten Wurzeln, welche ihren Männern zur Nahrung dienen, an dem Feuer zu rösten. Vom ersten Tage der Ehe an ist die Frau verbunden, den ganzen Ertrag, welchen ihr Gemahl auf der Jagd oder Fischerei erzielt, zu dessen Vater zu tragen, ohne auch nur einen Bissen davon berühren zu dürfen; sie selbst muß mit der Nahrung, welche ihr der Schwiegervater reicht, zufrieden sein. Weder dieser noch die Schwiegermutter dürfen in die Wohnung der Eheleute kommen und eben so wenig darf der Mann seinen Schwiegervater oder dessen Verwandte besuchen. Begegnen sie sich zufällig, so müssen sie auf Bogenschußweite, mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen an einander vorübergehen, denn sie halten es für unerlaubt, sich anzuschauen und zu sprechen. Jeder Mann hat nur eine Frau, trennt sich aber, sobald sie ihm nicht mehr gefällt, ohne weiteres von ihr und heirathet eine andere; doch findet dieses fast nur statt in kinderlosen Ehen, im entgegengesetzten Falle trennen sich die Ehegatten selten. Ihre Kinder lieben sie über alles und behandeln sie mit der zartesten Sorgfalt; die Mütter stillen sie gewöhnlich bis zu dem zwölften Jahre und bis sie im Stande sind, sich selbst ihre Nahrung zu suchen. Auf unsere Erkundigung nach der Ursache dieser sonderbaren Gewohnheit, erwiederten sie, daß dieß das ein-

zige Mittel sei, bei dem großen Mangel an Lebensmitteln, der häufig ein drei bis vier Tage dauerndes Fasten nöthig mache, die Kinder zu erhalten. Wird eines derselben unwohl, so trägt es der Vater auf der Schulter und sucht es auf den beständigen Hin- und Herwanderungen mit unermüdlicher Aufmerksamkeit gegen das schlechte Wetter zu schützen. Stirbt es aber dennoch, so wird sein Verlust nicht nur von dem Vater und den Anverwandten, sondern von dem ganzen Stamme beklagt. Jeden Morgen mit Tagesanbruch beginnt der Vater das Weinen und Jammern und die übrigen Mitglieder der Familie folgen ihm nach; dieselben Aeußerungen des Schmerzes wiederholen sie des Mittags und des Abends und zwar ein ganzes Jahr hindurch, worauf sie sich erst von dem rußigen Schmutz, welcher während der Trauerzeit nicht abgewaschen wird, reinigen. Verliert ein Familienvater einen Bruder oder erwachsenen Sohn, so bekümmert sich in dem Hause, wo der Sterbefall statt fand, drei Monate lang Niemand im mindesten um seinen Unterhalt und müßte er auch Hungers sterben, sondern die Anverwandten oder Nachbarn müssen während dieser Zeit die nöthigen Lebensmittel herbeischaffen. Um Greise trauern sie nicht, denn diese haben, wie sie sich ausdrücken, ihre Zeit erfüllt und es ist billig, daß sie, da kein Vortheil mehr von ihnen zu erwarten ist, die Jüngeren nicht um die so dürftigen Lebensmittel verkürzen. Die Todten werden bei allen Stämmen beerdigt, doch mit Ausnahme der als höhere Wesen betrachteten Aerzte, welche man auf Scheiterhaufen verbrennt und deren Asche man zur Verhütung von mancherlei Uebeln im Wasser trinkt. Die meisten Krankheiten kommen von der feuchtkalten Witterung, gegen welche sie in ihren elenden Wohnungen nicht hinreichend geschützt sind; denn diese bestehen nur aus schlechten Binsenmatten, welche an vier Stangen aufgehängt werden, und sind so leicht, daß ein Mann sein ganzes Haus ohne Beschwerde auf dem Rücken trägt, was aber sehr nothwendig ist, da sie fast jeden Tag, um sich Nahrung zu verschaffen, weiter wandern. In diesen Hütten liegen sie nackt auf dem bloßen Boden oder, wenn sie nicht zu weit vom Meere entfernt sind, auf einem Haufen Austernschalen. Bei diesem elenden Leben sind sie doch fortwährend heiter

und ſuchen in der größten Noth den Hunger durch Tanz und Jubel zu vergeſſen. Der vergnügteſte Theil des Jahres iſt für ſie indeſſen die Zeit, wann die Tunas reifen; ſie haben alsdann Nahrung im Ueberfluſſe und eſſen Tag und Nacht; die Tunas, welche ſie nicht verzehren können, trocknen ſie und packen ſie in Binſenkörbe, nehmen aber zu dieſem geringen Vorrathe nur in der äußerſten Noth und wenn ſie vor Hunger dem Tode nahe ſind, ihre Zuflucht. Die Tunas ſind friſch oder getrocknet die liebſte Speiſe aller Stämme und geht es ihnen noch ſo ſchlecht, ſo hält ſie die Hoffnung auf die Tunasernte aufrecht. Auch uns tröſteten ſie, wenn wir nach einem Faſten von vier bis fünf Tagen über Hunger klagten, ſtets mit dieſer Zeit der Wonne, wenn man auch bis zu ihr noch ſechs Monate zu darben hatte. Wild und Fiſche ſind in dieſem traurigen Lande nicht häufig und reichen zur Nahrung der Bewohner bei weitem nicht aus; beſonders ſind im Winter alle Lebensmittel jeder Art ſo ſelten, daß man in der Verzweiflung die ekelhafteſten Dinge, Spinnen, Ameiſeneier, Würmer, Eidechſen, Molche, Schlangen, giftige Nattern, Erde, Holz und ſogar den Miſt der Hirſche verzehrt. Das Hirſchfleiſch mundete uns von allen Speiſen am beſten, wurde uns aber nur ſelten gereicht, da die Jagd dieſer Thiere, welche ſich nur in öden Gegenden aufhalten, ſehr beſchwerlich iſt, und die Eingeborenen, obſchon faſt ohne Ausnahme treffliche Läufer, einem aufgejagten Wild oft tagelang nachſetzen, bis ſie ſo glücklich ſind, es zu erlegen. Man findet auch in einigen Gegenden eine Art Kühe, welche von Norden her aus den Prairien kommen und ſich manchmal bis zur Küſte verlaufen. Sie ſind eben ſo groß, wie die europäiſchen, haben aber kleinere Hörner und längeres Haar; ihr Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und zart. Die Häute der jungen werden zu Mänteln, die der älteren zu Schuhen verarbeitet. — Die Indianer ertragen, wie ſchon bemerkt wurde, den Hunger mit der größten Geduld; doch einen gewiſſen Rauch, womit ſie ſich berauſchen und welchen ſie ſich um jeden Preis verſchaffen, und ein Getränk, welches ſie aus den Blättern eines der Steineiche ähnlichen Baumes bereiten, können ſie nicht entbehren. Das letztere hat eine gelbliche Farbe und wird von den Männern ſelbſt in großen

Töpfen gekocht. Man genießt es entweder heiß, so lange es schäumt, oder läßt es in Kürbisflaschen abkühlen. Während der Brauer des Getränks es aus dem Topfe in die Flasche gießt, schreit er beständig: wer will trinken! Sobald die Frauen diesen Ruf hören, bleiben sie, wo sie auch sind, und seufzeten sie auch unter der schwersten Last, plötzlich regungslos stehen; macht aber eine zufällig noch eine Bewegung, so wird sie mit Stockschlägen mißhandelt, denn die Männer müssen in diesem Falle das Getränk bis zum letzten Tropfen wegschütten und sogar das bereits genossene wieder von sich geben, weil es nach ihrer Behauptung durch die Bewegung der Frauen verdirbt und den schnellen Tod dessen, der es bei sich behält, zur Folge hat. Sind die Wilden von diesem Getränke, welchem wir auch bei dem ärgsten Hunger keinen Geschmack abgewinnen konnten, berauscht, so werden sie unerträglich und mißhandeln jeden, der ihnen mißfällt, ohne allen Grund. Außerdem sind sie fast alle unverschämte Lügner und betrügen und bestehlen einander selbst, so oft sich Gelegenheit dazu bietet. Darüber gerathen sie sehr häufig mit einander in Streit, doch bedienen sie sich dabei nie der Waffen, sondern nur ihrer Fäuste. Haben sie sich weiblich durchgeprügelt, so packen sie ihre Häuser auf den Rücken und ziehen mit Weibern und Kindern nach verschiedenen Richtungen hin ab; nach einiger Zeit, wenn sich ihr Zorn gelegt hat, kehren sie an dieselbe Stelle zurück, und leben wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre, friedlich neben einander. Im Kriege gegen ihre Feinde handhaben sie Bogen und Pfeile mit großer Gewandtheit, lieben jedoch listigen Hinterhalt und nächtlichen Ueberfall weit mehr, als offenen Kampf. Ueberhaupt sind sie tückisch und man muß fortwährend, auch wenn sie sich freundlich zeigen, auf seiner Hut sein, wie wir uns während des längeren Aufenthalts bei ihnen genugsam überzeugt haben.

Auf unserer weiteren Reise wurden wir, nachdem wir nur mit großer Mühe über einen breiten Fluß (den Missisipi) gekommen waren, von den Eingeborenen überall mit Jubel empfangen und nachdem wir über die uns vorgeführten Kranken das Zeichen des Kreuzes gemacht hatten, reichlich mit Lebensmitteln versehen und von zuverläßigen Führern, die mit der größten Aufmerksam-

keit für unsere Bedürfnisse sorgten, weiter geleitet. Oft war der Andrang der uns bewundernden Wilden um uns so groß, daß wir uns mehrere Stunden kaum bewegen, und der Jubel über unsere Anwesenheit in ihrem Lande so laut, daß wir des Nachts kaum ein Auge schließen konnten. Wir zogen jetzt an einer Bergkette hin, die uns nicht weit vom Meere entfernt schien, und eine große kupferne Schelle, welche wir bei einem der Eingeborenen bemerkten, ließ uns vermuthen, daß wir uns allmälig einem Lande, in welchem sich Christen befanden, näherten. Je weiter wir vorrückten, desto mehr steigerte sich durch mancherlei Geräthschaften des europäischen Kunstfleißes, welche uns die Wilden vorzeigten, unsere Hoffnung. Auf unsere Frage, wie sie in Besitz dieser von ihnen als große Schätze betrachteten Gegenstände gekommen seien, erwiederten sie, daß sie von Männern, eben so bärtig wie wir, welche auf Pferden reitend in ihr Gebiet eingefallen, die Wohnungen geplündert und mit Lanzen und Schwert viele Eingeborene umgebracht oder sie als Sclaven fortgeführt hätten, herrührten. Wir empfanden einen nicht geringen Unmuth über das schändliche Verfahren unserer Landsleute gegen diese gutmüthigen Indianer, welche man ohne Zwang und ohne Blutvergießen zu getreuen Unterthanen der spanischen Krone hätte machen können, und versprachen ihnen, sie durch unsere Verwendung gegen ähnliche Mißhandlungen für die Zukunft zu schützen, worüber sie nicht wenig erfreut waren. Als sich nach einigen Tagen unter den Wilden die Nachricht verbreitete, daß sich in der Nähe Christen sehen ließen, ergriff sie eine solche Furcht, daß sie an einem sicheren Orte zurückblieben und mich allein meinen Weg fortsetzen ließen. Bald darauf begegnete ich vier spanischen Reitern, welche sogleich Jagd auf mich machten, aber nicht wenig erstaunt waren, als ich sie in ihrer Landessprache anredete und mich ihnen zu erkennen gab. Ich ließ mich zu ihrem Anführer bringen, welchen ich nur durch die eindringlichsten Vorstellungen abhalten konnte, die Indianer, bei welchen sich noch meine beiden Gefährten befanden, und die uns mit so großer Aufopferung begleitet hatten, zu überfallen und als Sclaven fortzuführen. Aergerlich über das Mißlingen seines abscheulichen Planes ließ er

uns von seinen Leuten als Gefangene auf schlechten Umwegen durch öde Gegenden, wo wir viel durch Hunger und Durst litten, nach Sant Miguel, die Hauptstadt von Neugalizien führen, wo wir jedoch sogleich die Freiheit und bereitwillig die nöthigen Mittel zur Weiterreise nach Mejico erhielten. Von hier zogen wir nach Vera Cruz, schifften uns mit dem Beginne der guten Jahreszeit nach der Heimath ein und erreichten am 15. August 1537 glücklich den Hafen von Lissabon.

Die Nachrichten, welche Alvar Nuñez während seines Aufenthaltes in Mejico Don Antonio de Mendoza, dem Vicekönige von Neuspanien, über die von ihm durchwanderten Gegenden mitgetheilt hatte, bewogen diesen, genauere Erkundigungen einziehen zu lassen und, wo möglich, seine Statthalterschaft nach dieser Richtung hin zu erweitern. Er schickte deshalb den Franziscanermönch Marco de Nizza mit dem Auftrage aus, das nach Norden hin liegende Land zu durchstreifen und genau zu untersuchen. Der Mönch kam bereits im J. 1539 zurück und berichtete wunderbare Dinge; er frischte die alte, bereits in der Einleitung zu diesem Buche berührte Fabel von den sieben Städten wieder auf und erzählte von einem Volke, welches so ungeheure Schätze an edeln Metallen besitze, daß selbst die zu dem gewöhnlichsten Gebrauche bestimmten Geräthschaften aus gediegenem Gold und Silber verfertigt seien. Cibola, einer der Hauptorte, umfaßte nach seiner Schätzung etwa zwanzigtausend Häuser, welche größtentheils aus behauenen Steinen erbaut und mehrere Stockwerke hoch waren. Er behauptete ferner, daß er, um dieses herrliche Land der spanischen Krone zu sichern, an einer abgelegenen Stelle heimlich ein kleines Kreuz errichtet und den Namen des Vicekönigs von Mejico darauf geschrieben habe. Sein Bericht, so wunderlich er auch lautete, fand bei den nach Abenteuern und Schätzen lüsternen Ansiedlern Neuspaniens nicht nur allgemeinen Glauben, sondern veranlaßte auch Antonio de Mendoza, in großer Eile zwei Expeditionen auszurüsten, von denen die eine unter dem Befehle des Hauptmanns Vasquez de Coronado zu Land, die andere von Hernando de Alarcon geführte zur See das Reich der sieben Städte angreifen sollte. Coronado erduldete mit seinem Heere auf dem Wege,

welcher über steile Berge und weite Einöden führte, unsägliche Mühseligkeiten und als er endlich zu Cibola anlangte, fand er statt einer prächtigen, mit Gold und Silber angefüllten Stadt ein großes, aber schlechtes Dorf von etwa vierhundert Hütten, ohne die geringste Spur von edlen Metallen. Seine Wuth über den leichtsinnigen Mönch, welcher sich durch die mißverstandenen und übertriebenen Erzählungen der Eingeborenen hatte hintergehen lassen, war grenzenlos, doch war der Hauptmann klug genug, bei den Bewohnern nähere Erkundigungen über diese noch unbekannten Gegenden der neuen Welt anzustellen. Er erfuhr von ihnen, daß dreihundert Meilen weiter Quivira, eine große, starkbevölkerte Seestadt liege, welche das Land beherrsche. Er machte sich sogleich dahin auf den Weg und kam mit der Versicherung nach Mejico zurück, daß er die Stadt wirklich gesehen, die Bewohner aber auf einer so ungewöhnlich hohen Stufe der Bildung und Macht gefunden habe, daß ein Angriff auf sie unmöglich gewesen sei. Quivira blieb noch lange das Ziel abenteuerlicher Unternehmungen, aber bis jetzt ist es noch nicht geglückt, ein Land oder eine Stadt dieses Namens aufzufinden. Alte Karten setzen Cibola unter den siebenunddreißigsten Grad nördlicher Breite und Quivira noch vier Grade weiter nach Norden und merkwürdiger Weise grade an die Stelle, wohin die eingeborenen Geschichtschreiber Mejicos die Wiege ihres Volkes verlegen. Die von Alarcon befehligte Flotte kam ebenfalls zurück, ohne das Reich der sieben Städte gefunden oder irgend eine andere Entdeckung gemacht zu haben.

Alvar Nuñez, welcher ohne seine Schuld diese vergeblichen Bemühungen veranlaßt hatte, erntete für die erduldeten Leiden nicht den verdienten Lohn; sogar die Erlaubniß, die Eroberung Floridas zu versuchen, wurde ihm, obschon er dieses von ihm so lange durchwanderte Land und dessen Bewohner genauer als irgend ein anderer kannte, abgeschlagen und Hernando de Soto, welcher am Hofe einflußreichere Freunde zählte, ertheilt. Da man ihn aber seiner treugeleisteten Dienste wegen nicht gänzlich vernachläßigen durfte und wollte, so wurde er im J. 1540 zum Nachfolger Mendozas in der Statthalterschaft von Buenos Aires ernannt.

Das Unglück ließ aber nicht ab, ihn auch in der andern Hälfte der neuen Welt zu verfolgen, denn kaum hatte er die Küste Brasiliens erreicht, als ein heftiger Sturm seine Schiffe ergriff und auf den Strand warf. Da es unmöglich war, sie wieder flott zu machen, so entschloß er sich, die gerettete Mannschaft zu Land nach dem Ziele ihrer Bestimmung zu führen, gewiß ein keckes Beginnen, das ihm aber, da er zehn Jahre unter wilden Völkerschaften zugebracht und sich durch seine Geistesgegenwart glücklich aus so vielen und großen Nöthen gezogen hatte, weniger schwierig schien. Nachdem er an dem Flusse Ytabucu, welcher der Insel Santa Catarina gegenüber mündet, eine gute Strecke aufwärts gegangen war und eine öde Bergkette überstiegen hatte, kam er nach neunzehn Tagen in das fruchtbare Land der Guaranis, welche an dem Parana, einem Zuflusse des Rio de la Plata, wohnten, und kaufte hier eine Anzahl Canots, auf welchen er die Kranken und Schwachen mit dem meisten Gepäck, den Fluß abwärts schickte; er selbst setzte mit den rüstigen Leuten den Weg zu Land fort und erreichte nach vier Monaten wohlbehalten die Hauptstadt seiner Statthalterschaft. Seine Regierung währte jedoch nur kurze Zeit, denn der Eifer, womit er bei jeder Gelegenheit die Eingeborenen gegen die Bedrückungen der Ansiedler in Schutz nahm, beleidigte den Stolz der letzteren, welche ihm bereits im J. 1544 den Gehorsam aufkündigten und ihn als Gefangenen nach Spanien schickten. Acht Jahre vergingen hier, ehe das Gericht die gegen ihn vorgebrachten Anklagen untersuchte und seine Vertheidigung hörte; er wurde nun freilich von den ihm angedichteten Verbrechen frei gesprochen und für unschuldig erklärt, aber seine Verläumder blieben unbestraft, und er selbst erhielt weder seine Stelle wieder, noch eine genügende Entschädigung für seine bedeutenden Verluste, denn als eine solche darf das ihm später übertragene Amt eines Beisitzers an dem Gerichtshofe zu Sevilla gewiß nicht betrachtet werden. Er soll in dieser Stadt in einem sehr hohen Alter gestorben sein. Die Urtheile der Zeitgenossen über ihn lauten sehr verschieden, denn während einige ihn als einen eigensinnigen, mißtrauischen Tyrannen, der seine Zurücksetzung vielfach verdient habe, darstellen, schildern ihn andere als ein Opfer seiner Bemühungen,

die Grausamkeit seiner Landsleute gegen die Indianer durch strenge und rücksichtslose Handhabung der Gesetze zu zügeln. Die letzte Behauptung scheint die richtige, denn es läßt sich leicht begreifen, daß die jeden Zwang verabscheuenden Ansiedler einen Statthalter, der auch die Eingeborenen als Menschen achtete, als einen ihren eigennützigen Bestrebungen hinderlichen Mann verschreien und verabscheuen mußten.

Bartolomeu de las Casas.

Schon die einfache Thatsache, daß eine Rotte zügelloser Abenteurer es wagen durfte, einen von der Regierung des Mutterlandes ihnen vorgesetzten Statthalter aus keiner andern Ursache, als weil er ihnen seiner Gerechtigkeitsliebe wegen mißfällig war, zu entfernen und als Verbrecher nach der Heimath zu senden, läßt uns einen Blick in das gesetzlose Treiben in den spanischen Ansiedlungen und in die traurigen Verhältnisse der Eingeborenen thun, ein klares, schaudererregendes Bild aber von den Zuständen der einzelnen amerikanischen Völkerstämme, mit welchen die Spanier in Berührung kamen, gibt uns die Schilderung des ehrwürdigen Bischofs Bartolomeu de las Casas, welcher viele Jahre den grenzenlosen Jammer mit eigenen Augen sah und sein ganzes Leben der Vertheidigung und Rettung der unglücklichen Indianer, welche mit schnellen Schritten ihrer gänzlichen Vertilgung entgegengingen, unbekümmert um den Haß der Gewalthaber, aus reiner Menschenliebe widmete. Hehr und versöhnend strahlt sein Bild unter den mit Ruhm bedeckten, aber auch mit unschuldigem Blut besudelten Eroberern der neuen Welt und er trägt keine Schuld an dem Fluche, welcher sein Volk als Vergeltung der verübten Grausamkeiten traf.

Bartolomeu de las Casas, im J. 1474 zu Sevilla geboren, war der Sohn eines Marinesoldaten, welcher freiwillig an den beiden ersten Fahrten Colombos Theil nahm, und machte selbst, nachdem er seine theologischen und philosophischen Studien beendigt

hatte, in Begleitung seines Vaters die dritte und vierte Reise des Admirals mit. Er kehrte mit der letzten Expedition nicht nach der Heimath zurück, sondern blieb auf Española, wo er im J. 1510 zum Priester geweiht wurde, und bald darauf in seinen Predigten als der eifrigste und unermüdlichste Vertheidiger der mißhandelten Eingeborenen auftrat. Zum Pfarrer der Stadt Zanguarama auf der Insel Cuba ernannt, setzte er seine Bemühungen mit gleichem Eifer fort und brachte es durch seine eindringlichen Berichte an den spanischen Hof dahin, daß dieser mehrere Verordnungen gegen die immer mehr um sich greifende Willkür der Ansiedler erließ, welche aber wenig berücksichtigt wurden, weil die Beamten, statt dem Gesetze Achtung zu verschaffen, nur ihren Vortheil im Auge hatten und an dem einträglichen Sclavenhandel, welchen sie verhindern sollten, selbst Theil nahmen. Weit mehr nützte die persönliche Verwendung des frommen Priesters, welcher bei jeder Gelegenheit durch Bitten und Drohungen die jammernden Indianer den Händen ihrer Henker entriß und sie wieder in Freiheit setzte; dafür liebten und achteten ihn diese wie ihren Vater und ihr Vertrauen auf seine Rechtlichkeit war so groß, daß der Statthalter einen Befehl, den er schnell befolgt wissen wollte, nur durch ihn oder in seinem Namen bekannt machen durfte. Da indessen Las Casas durch seinen Einfluß nur das Loos der in seiner nächsten Umgebung wohnenden Indianer zu mildern vermochte, den übrigen aber nur durch die strengsten Maaßregeln der Regierung des Mutterlandes geholfen werden konnte, so machte er sich im J. 1515 wieder nach Spanien auf und erhielt hier nach vielen vergeblichen Bemühungen, die Anordnung eines andern Verwaltungssystems in der neuen Welt zu erwirken, die Erlaubniß, selbst eine Ansiedelung in Cumana zu gründen und auf die von ihm vorgeschlagene Weise zu regieren. Er sammelte nun, obschon ihm auch jetzt noch seine im Finstern rastlos thätigen Gegner mancherlei Hindernisse in den Weg legten, eine Schaar von dreihundert tüchtigen Arbeitern und brachte sie im J. 1519 glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung. Da ihm der Haß der Indianer gegen seine Landsleute hinlänglich bekannt war, so kam er auf den etwas sonderbaren Einfall, seine Ansiedler durch eine eigen-

thümliche, mit einem weißen Kreuze geschmückte Kleidung als eine von den übrigen Spaniern verschiedene Menschenclasse zu bezeichnen. Sein Plan, die Zuneigung der Eingeborenen durch gütige Behandlung und gewissenhafte Achtung ihrer Freiheit und ihres Eigenthums zu gewinnen, wäre ihm vielleicht gelungen, wenn nicht unglücklicher Weise kurze Zeit vor seiner Ankunft mehrere spanische Abenteurer an der von ihm zur Ansiedelung gewählten Küstenstelle ein Dorf, wo sie die herzlichste Aufnahme und Gastfreundschaft fanden, geplündert und die Bewohner als Sclaven auf ihre Schiffe geschleppt hätten. Gonzalo Ocampo, der Statthalter von Cumana, statt die über diese Unthat ergrimmte Bevölkerung seiner Provinz durch Bestrafung der Räuber zu beschwichtigen, reizte sie durch grausamen Druck mit jedem Tag immer noch mehr auf und wies sogar Las Casas, welcher vermittelnd auftreten wollte, nicht nur zurück, sondern weigerte sich, die ihm von der Regierung ertheilte Vollmacht zur Anlegung einer Colonie anzuerkennen. Der tiefgekränkte Mann sah sich durch diese unerwartete Weigerung gezwungen, seine Leute in einem nur durch Pfahlwerk schlecht geschützten Fort nothdürftig unterzubringen und nach San Domingo zurückzukehren, um Ocampo bei dem Generalgouverneur von Westindien des Ungehorsams gegen die Befehle der Regierung anzuklagen. Während er aber hier noch seine Angelegenheit betrieb, traf die traurige Nachricht ein, daß die Indianer nicht nur über Ocampos Gefährten, sondern auch über seine eigenen Ansiedler mit solcher Wuth hergefallen seien, daß es nur wenigen gelang, durch die eiligste Flucht nach der nahen Insel Cubagua ihr Leben zu retten. Las Casas gab nun seinen Plan, da dessen Ausführung nicht mehr möglich schien, auf, trat im J. 1523 in den Dominicanerorden und wirkte fortan viele Jahre als Prediger des Evangeliums und Beschützer der Indianer in verschiedenen Gegenden der neuen Welt, besonders aber in den Provinzen Mejico, Nicaragua, Guatemala und Verapaz, wo er unzählige Menschen im christlichen Glauben unterrichtete und taufte. Während dieser Zeit machte er mehrere Reisen nach Spanien, von wo aus er einige Verfügungen des päpstlichen Stuhles zu Gunsten der unglücklichen Indianer her-

vorrief und wo es ihm endlich gelang, die absichtlich und vielfach verbreitete Behauptung, die Eingeborenen Westindiens seien nicht viel besser als wilde Thiere und völlig unfähig, die christliche Lehre zu begreifen, als eine abscheuliche, nur zur Rechtfertigung des Sclavenhandels erdachte Lüge zu brandmarken und den Hof zur Annahme eines besseren und milderen Regierungssystems für die neue Welt zu bewegen. Eine zu diesem Zwecke im J. 1542 verfaßte Schrift über die von den spanischen Eroberern in Amerika verübten Grausamkeiten, welche ungemeines Aufsehen erregte und den ungetheilten Beifall aller Wohlgesinnten fand, gewährt ein so klares Bild von dem jammervollen Zustande der armen Wilden und von der grenzenlosen Willkür und unmenschlichen Handlungsweise ihrer habsüchtigen Bedrücker, daß wir den wißbegierigen Leser durch die Mittheilung der Hauptbestandtheile ihres Inhalts zum Danke zu verpflichten glauben.

Nachdem der ehrwürdige Las Casas von vorn herein die Beherrscher Spaniens, obgleich mit Unrecht, von jeder Schuld an den in der neuen Welt verübten Gräueln freigesprochen und sie einzig und allein auf ihre unwürdigen Stellvertreter und Diener gewälzt hat, wirft er einen wehmüthigen Blick auf die bis zum J. 1542 eroberten herrlichen Länderstrecken, in denen es bei ihrer Entdeckung von Bewohnern wimmelte, wie in einem Bienenkorbe, und welche der Allmächtige vorzugsweise gewählt zu haben schien, um den größten Theil des Menschengeschlechts dahin zu verpflanzen. Alle diese Menschen, fährt er fort, haben eine schlichte, offene Gemüthsart, ohne Falschheit und Arglist; folgsam und treu sowohl ihren ursprünglichen Herrn als auch den Christen, welchen sie dienen müssen, sind sie geduldig, ruhig und friedfertig, suchen keinen Streit und Zank und wissen nichts von Haß und Rache. Ihre Leibesbeschaffenheit ist zart, schwach, weichlich und ohne Spannkraft und durchaus nicht geeignet, Arbeit und Beschwerden zu ertragen, weshalb sie auch bei der geringsten ungewöhnlichen Anstrengung leicht erkranken und schnell dahinsterben. Die Kinder der indianischen Ackerbauer und Tagelöhner sind wahrlich schwächlicher als die europäischen Fürstensöhne, welche in Ueppigkeit und Wohlleben erzogen werden. Alle Stämme dieser Wilden sind sehr

arm, aber zufrieden in ihrer Armuth, gleichgültig gegen Glücksgüter und deshalb ohne Stolz, Ehrgeiz und Habsucht. Ihre Nahrung ist so mager, daß die Einsiedler in der Wüste nicht schlechter gelebt haben können. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich nur aus einem Thierfelle, womit sie ihre Scham bedecken, und höchstens einem viereckigen Stücke Baumwollenzeug, in welches sie sich wie in einen Mantel hüllen. Als Lager dient ihnen eine Schilfmatte und wenn es hoch kommt, so schlafen sie in einer Art von Netzen, welche man auf Española Hamacs nennt. Anspruchslos und schlicht, wie ihre Lebensweise, ist auch ihr Sinn; und doch muß man ihnen dabei ein schnelles, unbefangenes und durchdringendes Fassungsvermögen, so wie eine ungewöhnliche Gelehrigkeit und Empfänglichkeit für alles Gute nachrühmen, weshalb sie auch vielleicht mehr als alle übrigen Sterblichen fähig sind, den christlichen Glauben mit aufrichtiger Liebe sich anzueignen und sich an einen gottseligen Wandel zu gewöhnen. Unter diese sanften, von ihrem Schöpfer mit so herrlichen Eigenschaften begabten Menschen fuhren die Spanier sogleich nach ihrer Ankunft wie hungrige Wölfe, Tiger und Löwen und peinigen und morden sie jetzt bereits seit vierzig Jahren auf die schauderhafteste Weise. So brachten sie es dahin, daß von drei Millionen Eingeborenen, welche auf der Insel Española lebten, jetzt kaum noch zweihundert vorhanden sind. Cuba, Sant Juan (Porto Rico), Jamaica und die übrigen, früher mit Menschen überfüllten Inseln des Antillenmeeres gleichen jetzt Einöden und die Lucayen (Bahamainseln), welche über fünfmalhunderttausend Seelen zählten, sind so gänzlich entvölkert, daß man bei einer vor wenigen Jahren daselbst angestellten Sclavenjagd nur noch elf Einwohner vorfand. Eben so schlimm erging es den Eingeborenen des festen Landes und man kann mit Gewißheit annehmen, daß seit der Entdeckung desselben durch das teuflische Wüthen der sogenannten Christen an fünfzehn Millionen Männer, Weiber und Kinder mit unerhörter Grausamkeit zur Schlachtbank geschleppt wurden. Die Mittel, welche man wählte, um diese beklagenswerthen Völkerstämme zu vertilgen, mußten unfehlbar zum Ziele führen; denn man bekriegte sie mit ungleichen Waffen mit blutgieriger Lust und mordete die Ueber-

wundenen schonungslos hin, sobald sie nur daran dachten, sich ihre Freiheit wieder zu erringen. Auf diese Weise waren bald alle Häuptlinge und kampffähige Männer aus dem Wege geräumt und die Weiber und Kinder erlagen unter den härtesten Arbeiten und ununterbrochenen Anstrengungen, die nicht einmal das Vieh zu ertragen vermag. Und die einzige Ursache, warum man eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen hinwürgte, war der Durst nach Gold, die unbezähmbare Begierde, sich möglichst schnell zu bereichern, statt sich in diesen glücklichen Ländern anzusiedeln und in Eintracht mit den Eingeborenen sich auf rechtliche Weise, wenn auch langsamer, Schätze zu erwerben. Dieses verächtliche Treiben erregt um so größeren Unwillen, da die Indianer den in ihr Land einfallenden Spaniern nicht die geringste Beleidigung zufügten, sondern sie als vom Himmel gekommene Gäste betrachteten und sie als solche so lange verehrten, bis ihnen nur allzu fühlbare Mißhandlungen diesen Wahn benahmen.

Die Insel Española, auf welcher sich die Spanier zuerst festsetzten, war auch die erste, welche verheert und entvölkert wurde. Sie fingen damit an, die Weiber der Eingeborenen zu mißbrauchen, ihre Kinder als Sclaven fortzuführen und die wenigen Lebensmittel, welche sie sich mit Mühe und Arbeit angeschafft hatten, aufzufressen, denn ein Spanier verschlingt und verdirbt in einem Tage so viel, als drei indianische Familien, jede zu zehn Personen gerechnet, in einem ganzen Monat brauchen. Die Indianer, über die Unverschämtheit der so freundlich aufgenommenen Fremdlinge erstaunt, verbargen zuerst ihre Weiber, Kinder und Lebensmittel oder flüchteten sich in die Gebirge und Wälder, um nicht mehr mit Menschen, deren Umgang so gefährlich war, in Berührung zu kommen. Die Spanier geriethen über diese Vorsichtsmaßregel, welche sie hätte zur Besinnung bringen sollen, in unbeschreibliche Wuth und wagten es jetzt sogar, sich an den Häuptlingen und ihren Angehörigen zu vergreifen. Diese auf der Insel unerhörte Verwegenheit war die Veranlassung zu einer allgemeinen Verschwörung der Häuptlinge, welche die Vertreibung ihrer Peiniger zum Zwecke hatte. Die Indianer erhoben sich unvermuthet und zu gleicher Zeit, aber ihre Waffen waren zu

unvollkommen und schwach und sie mußten im Kampfe gegen die berittenen und mit Schwert und Lanze bewaffneten Spanier unterliegen. Die letzteren drangen, nachdem sie in dem feindlichen Heere ein gräuliches Gemetzel angerichtet und es auseinander gesprengt hatten, in die offenen Dörfer ein und mordeten Greise, Frauen und Kinder auf die gräßlichste Weise. Sie wetteten mit einander, wer von ihnen einen Menschen mit einem Schwertstreiche in zwei Hälften spalten oder ihm am schnellsten die Eingeweide aus dem Leibe reißen könne. Sie gingen in ihrer Verruchtheit sogar so weit, daß sie an große Galgen je dreizehn Indianer, wie sie sagten, zur Ehre des Erlösers und der zwölf Apostel aufhängten und durch ein unter ihnen angeschürtes Feuer lebendig verbrannten; andere wickelten sie in Stroh und zündeten dieses an, um sie so zu ihrem Vergnügen zu braten; vielen schnitten sie die Hände ab, banden ihnen diese an und jagten sie ins Gebirge, um, wie sie sich ausdrückten, ihren dorthin geflüchteten Landsleuten etwas Neues zu bringen; die Häuptlinge, welche in ihre Hände fielen, marterten sie auf eine noch unbarmherzigere Weise, indem sie dieselben auf Roste festbanden und bei einem langsamen Feuer brieten. Da bei den immer zunehmenden Gräueln allmälig fast die ganze Bevölkerung der Küstenstriche sich nach dem Innern flüchtete, so richteten die gefühllosen Würger große Schweißhunde ab, welche jeden Flüchtigen, den sie ansichtig wurden, alsbald einholten und in Stücke zerrissen. Gelang es manchmal den Indianern, einige Christen zu erschlagen, so brachte ihnen eine solche That nur noch größeres Verderben, denn die Eroberer hatten unter sich ein Gesetz gemacht, daß für jeden ermordeten Christen wenigstens hundert Indianer als Sühne fallen mußten. Als endlich alle erwachsenen Männer erschlagen waren, vertheilte man die noch übrigen Jünglinge, Weiber und Kinder unter die Ansiedler, welche ihnen aber, statt sie, wie es die Absicht der Regierung war, in der christlichen Religion zu unterrichten, die härtesten Arbeiten auflegten und sie ärger behandelten, als ihr Vieh. Die jungen Männer mußten das ganze Jahr hindurch ununterbrochen in den Goldbergwerken arbeiten oder so schwere Lasten schleppen, daß ihnen das Blut von den Schul-

tern herabfloß; die schwachen Weiber zwang man zu den anstrengenden Feldarbeiten, bis sie todt zu Boden sanken; dabei gab man ihnen nicht einmal satt zu essen, sondern fütterte sie gewöhnlich mit rübenartigen Wurzeln. Mildere Herrn reichten ihnen etwas Cassavabrod und freigebige Grubenbesitzer ließen wöchentlich für funfzig Arbeiter ein Schwein schlachten; da aber der Aufseher die Hälfte desselben für sich behielt, so bekam jeder ein Stückchen Fleisch, welches, wie der Berichterstatter sich ausdrückt, nicht größer war, als das geweihte Brod, welches beim Abendmahle ausgetheilt wird. Und doch galt diese Behandlung noch als großmüthig, denn es gab Leute, welche so geizig waren, daß sie ihren Sclaven gar nichts zu essen gaben, sondern sie jedesmal über den andern Tag auf die Weide trieben, um sich an Bäumen und Sträuchen ihre Nahrung zu suchen. Auf diese Weise mußte in kurzer Zeit die sehr zahlreiche Bevölkerung Españolas vertilgt werden. Dasselbe Schicksal hatten die Bewohner der herrlichen, mit blühenden Gärten vergleichbaren Inseln San Juan (Porto rico) und Jamaica, wo die Spanier im J. 1509 landeten und mit eben so schändlicher Grausamkeit gegen die unschuldigen Bewohner verfuhren.

Hatuey, ein mächtiger Häuptling auf Española, hatte sich während des in seinem Vaterlande wüthenden Vertilgungskrieges mit vielen seiner Stammgenossen nach Cuba geflüchtet, weil er hier dem allgemeinen Blutbade entgehen zu können glaubte; als aber auch hier die Spanier im J. 1511 landeten, versammelte der Häuptling seine sämmtlichen Leute und sprach zu ihnen: „Ihr habt bereits gehört, daß die Christen hierher kommen; es ist auch bekannt, wie sie mit euern Gebietern und euern Landsleuten auf Hayti (Española) umgingen; dasselbe werden sie auch hier thun, und wißt ihr, warum sie es thun?“ Als man ihm keine andere Ursache anzugeben wußte, als daß sie von Natur grausam und boshaft seien, fuhr er fort: „Nicht allein deswegen handeln sie so, sondern sie haben einen Gott, welchen sie anbeten, und weil sie mit Gewalt wollen, daß auch wir ihn anbeten, so peinigen, knechten und tödten sie uns. Seht, rief er, indem er auf einen neben ihm stehenden, mit Gold und Edelsteinen angefüllten Korb deutete,

dieß ist der Gott der Christen. Dünkt es euch gut, so wollen wir ihn durch Tänze verehren; vielleicht findet er dadurch an uns Wohlgefallen und verhindert, daß man uns ein Leid zufügt." — „Recht so, recht so," erwiederten alle frohlockend und tanzten um den Korb, bis sie müde waren. — „Wie aber weiter, begann Hatuey wieder, wenn wir den Gott behalten, so nehmen sie ihn uns doch und ermorden uns obendrein; versenken wir ihn also in ein tiefes Wasser." Alle stimmten bei und man warf ihn in einen in der Nähe strömenden großen Fluß. — Als die Spanier die Eroberung der Insel begannen, leistete ihnen der Häuptling jeden ihm möglichen Widerstand, aber schon nach kurzer Zeit ward er gefangen und von dem Statthalter verurtheilt, als Empörer lebendig verbrannt zu werden. Als er bereits an den Pfahl gebunden war, versuchte ein Franciscanermönch, ihn zum Christenthume zu bekehren, indem er ihm verhieß, er werde, wenn er glaube, was er ihm sage, sicher in den Himmel kommen und daselbst in Freude und Behaglichkeit leben, bliebe er aber verstockt, so werde er unfehlbar zur Hölle fahren und dort ewige Qualen zu ertragen haben. Nach einigem Nachdenken fragte der Häuptling, ob im Himmel auch Christen seien, und als ihm dieß von dem Mönche bejaht wurde, bemerkte er ohne Zögern, er wolle lieber zur Hölle, um nicht im Himmel so grausame Leute sehen zu müssen, worauf er, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, den Feuertod starb. Die Grausamkeiten, welche die Spanier gegen die Bewohner Cubas verübten, übersteigen jeden Glauben und lassen sich schon aus der schaudererregenden Thatsache abnehmen, daß die dichte Bevölkerung der Insel in wenigen Jahren fast gänzlich vertilgt war. Ein schneller Tod blieb der einzige Trost der unglücklichen Indianer; weshalb sich auch eine Menge derselben erhängten, nachdem sie vorher ihre Weiber und Kinder durch dieselbe Todesart unerträglichen Mißhandlungen entzogen hatten. Da auf diese Weise die Sclaven zur Bearbeitung der Bergwerke mit jedem Tage seltener wurden, so sannen die Ansiedler auf Mittel, die immer häufiger vorkommenden Selbstmorde zu verhindern, ohne jedoch das einzige ausreichende, nämlich menschliche Behandlung, in Anwendung bringen zu wollen. Be-

zeichnend für die Denkungsweise der Peiniger sowohl als der Gepeinigten ist die List eines Hausmeisters, welcher den zahlreichen Sclaven seines Herrn, welche insgesammt in einen Wald gegangen waren, um sich daselbst aufzuhängen, mit einem Stricke in der Hand nacheilte und ihnen zurief: „Ihr seid, wie ich sehe, fest entschlossen zu sterben, um in das Land eurer Väter zu gehen; wohlan, ich begleite euch, denn mein Gebieter beabsichtigt dort eine Pflanzung anzulegen und hat mich zum Aufseher bestimmt; ich werde euch dort nicht schonen können, denn ihr müßt doppelt so viel leisten als hier.“ Die armen Indianer, von der Wahrheit seiner Rede überzeugt, schlichen still zu ihrer Arbeit zurück und dachten nicht mehr daran, sich zu hängen. — Das schrecklichste Loos traf diejenigen, welche in die Bergwerke geschickt wurden und ihre Angehörigen auf immer verlassen mußten; auf diese Weise starben in drei Monaten an sieben tausend Kinder vor Hunger, weil man ihnen die Väter und Mütter entriss enhatte, ohne sich weiter um die Verlassenen zu bekümmern.

Nachdem die spanischen Abenteurer durch ihre unersättliche Habgierde die reizenden Inseln des Antillenmeeres in Einöden umgewandelt und durch die Ausrottung der Eingeborenen sich selbst der Mittel zur Ausbeutung der edeln Metalle beraubt hatten, richteten sie ihre Angriffe gegen die zunächst liegenden Küsten des Festlandes und setzten auch hier ihr zerstörendes Plünderungssystem mit gleicher Wuth fort. Besonders waren die Umgebungen des Golfes von Darien, welche zu den fruchtbarsten und volkreichsten Gegenden der neuen Welt gehörten und unermeßliche Schätze an Gold besaßen, der Schauplatz schrecklicher Frevel. Die Statthalter, welche nach dem Befehle des Königs, ihres Gebieters, die Eingeborenen durch Güte gewinnen und zur christlichen Religion bekehren sollten, schickten unter mancherlei Vorwänden ihre Schergen nach allen Richtungen aus, um so viel Gold als möglich zu erpressen, ohne sich um die Zahl der Schlachtopfer, welche auf diesen Raubzügen durch das Schwert, das Feuer und die gierigen Schweißhunde fielen, zu bekümmern. Gewöhnlich verfuhren die Plünderer, um wenigstens den Schein zu retten und einen Anhaltspunkt zu ihrer Rechtfertigung zu haben,

auf folgende Weise. Sobald die Vernichtung eines Ortes, in welchem sie edele Metalle vermutheten, beschlossen war, näherten sie sich ihm des Nachts bis auf eine halbe Stunde, machten dann Halt und ließen folgende ihnen von der Regierung vorgeschriebene Aufforderung vorlesen: „Ihr Häuptlinge und Bewohner des Orts, wir thun euch hiermit zu wissen, daß es nur einen Gott, nur einen Papst und nur einen König von Castilien gibt, welcher der Herr dieses Landes ist, denn der Papst, welcher als Stellvertreter des Allmächtigen über die ganze Welt gebietet, hat es ihm unter der Bedingung geschenkt, daß er die Bewohner desselben zum christlichen Glauben bekehre, auf daß diese nach ihrem Tode ewig glücklich leben in der himmlischen Herrlichkeit. Kommt also, ihre Häuptlinge und ihr Indianer, kommt herbei, verlaßt eure falschen Götter, betet den Gott der Christen an und bekennt euch zu ihrer Religion; glaubt an das Evangelium und empfanget die heilige Taufe; erkennt den König von Castilien als euern König und Gebieter an, leistet ihm den Eid der Treue und thut alles, was euch in seinem Namen befohlen wird; wo nicht, so wisset, daß wir euch angreifen und tödten oder zu Sclaven machen, daß wir euch eurer Habe berauben und euch so oft und so lange peinigen werden, als es uns angemessen scheint, nach dem Rechte und nach dem Gebrauche des Krieges.“ — Da natürlich auf diese Aufforderung, welche die Angeredeten nicht hörten und die ihnen, wenn sie dieselbe auch gehört hätten, unverständlich geblieben wäre, keine Antwort erfolgte, so stürmte man bei Tagesanbruch in den Ort, drang mit Gewalt in die Häuser und steckte sie, da sie mit Stroh bedeckt waren, leicht in Brand, noch ehe die überraschten Bewohner sich von ihrem Lager erheben konnten. Wer dem Feuertode entging, wurde mit allen nur erdenklichen Martern so lange mißhandelt, bis er das ihm bekannte Gold und andere goldreiche Orte angab; die überlebenden brannte man mit einem glühenden Eisen und erklärte sie als Sclaven. Von den unzähligen Beispielen unmenschlicher Grausamkeit, welche ein Statthalter dieser Provinz gegen einzelne Eingeborene verübte, wollen wir nur ein einziges mittheilen. Ein angesehener Häuptling hatte ihm, um seine Freundschaft zu gewinnen, freiwillig

eine bedeutende Summe Goldes eingehändigt und glaubte nun ungefährdet leben zu können; kaum hatte er aber das Haus des Statthalters verlassen, als dieser ihn ergreifen, an einen Pfahl binden und die Füße über glühende Kohlen halten ließ, um noch mehr Gold zu erpressen. Der Häuptling, unfähig, die ihm durch das Feuer verursachten heftigen Schmerzen zu ertragen, schickte nach seiner Wohnung und ließ den dort noch befindlichen Vorrath an edeln Metallen herbeiholen. Darauf begann man dieselbe Marter von neuem und setzte sie, da er kein Gold mehr herbeischaffen konnte, so lange fort, bis ihm das Mark durch die Fußsohlen drang und er endlich unter den fürchterlichsten Schmerzen seinen Geist aufgab. — Derselbe Statthalter eroberte auch die angrenzende Provinz Nicaragua und verwandelte dieses mit allen Bedürfnissen des Menschen reich gesegnete Land in eine Wüste. Da es hier keine Berge gibt, welche als Zufluchtstätte dienen konnten, so ertrugen die Bewohner, ein von Natur sanfter, friedlicher Volksstamm, mit fast übermenschlicher Geduld die Mißhandlungen ihrer Henker. Man riß sie erbarmungslos aus ihren friedlichen Wohnungen und aus dem Schoße ihrer jammernden Familien, um sie zu jedem beliebigen Dienste zu zwingen; man schmiedete sie, um ihnen schwerere Lasten aufbürden zu können, am Halse zusammen und zwang sie mit Schlägen, große Strecken zurückzulegen. Konnte einer oder der andere vor Hunger oder Müdigkeit nicht mehr weiter kommen, so hieb man ihm, weil man zu bequem war, ihn von der Kette loszuschließen, dicht über dem Halseisen den Kopf ab, so daß dieser auf die eine, und der Körper auf die andere Seite fiel. Auf diese Weise ereignete es sich mehr als einmal, daß von viertausend Indianern, welche zu einer solchen Versendung von Lebensmitteln oder Waaren verwendet wurden, kaum sechs das Ziel ihrer Bestimmung erreichten und alle übrigen auf dem Wege durch andere Träger ersetzt werden mußten. Bedenkt man, daß der Statthalter und seine Schergen zehn Jahre hindurch solche Gräuelthaten verübten, so wird die Folge, daß dieser Küstenstrich nach dieser Zeit fast gänzlich entvölkert war, nicht überraschen.

Es ist hinlänglich bekannt, welche Grausamkeiten Hernando

Cortez und seine Gefährten bei der Eroberung Neuspaniens und besonders in der Umgegend von Mejico verübten und wie in Folge dieses schonungslos geführten Krieges über vier Millionen Menschen ihr Grab fanden. Wir wollen hier nur an das Blutbad in der Stadt Cholula und an die hinterlistige Ermordung des jungen Adels in Mejico erinnern und die übrigen Schandthaten mit Stillschweigen übergehen. Weit unmenschlicher als Cortez wüthete jedoch Pedro de Alvarado, einer seiner Hauptleute, welcher von ihm zur Eroberung der Provinz Guatimala ausgeschickt worden war. Er bediente sich zur Vertilgung der Eingeborenen mit besonderer Vorliebe des abscheulichsten aller bis jetzt in Anwendung gebrachten Mittel, indem er stets eine Schaar von mehreren tausend Indianern mit sich führte, welche andere ihnen nicht befreundete Männer bekriegen und die Schlupfwinkel, worin diese ihre Habe und ihre Weiber versteckt hatten, aufspüren mußten. Diesen Hülfstruppen, welche sich häufig auf zehn bis zwanzig tausend Mann beliefen, reichte er weder Sold noch Nahrung, sondern gab ihnen einen Theil der von ihnen gemachten Beute und die Erlaubniß, die Gefangenen, welche sie machten, zu verzehren. In seinem Lager befand sich sogar eine öffentliche Schlachtbank, wo Menschenfleisch feil geboten wurde und wo man in seiner Gegenwart kleine Kinder schlachtete und auf dem Roste briet; erwachsene Leute wurden oft nur der Hände und Füße wegen, welche als Leckerbissen galten, ermordet. Und doch konnten sich diese noch glücklich preisen gegen die Ueberlebenden, welche als Sclaven gebrandmarkt und als Lastthiere verwendet wurden. Sie mußten Anker von drei bis vier Zentner und Geschütz zur Ausrüstung einer Flotte von dem mejicanischen Meerbusen bis zu den Küsten der Südsee hundert und dreißig Meilen weit auf ihren Schultern schleppen und erlagen entweder auf dem Wege, oder wurden an dem Orte ihrer Bestimmung auf alte Schiffe geladen und den Wogen oder dem Hungertode preisgegeben. Klüger und mehr zu ihrem Vortheile handelten die Statthalter in andern Provinzen, welche das Leben der Indianer schonten, um sie zu Tausenden nach Española und Cuba zu schicken und dort mit großem Gewinne an die Ansiedler als Sclaven zu verkaufen. —

Als Alvarado nach der Verheerung von Guatimala zur Eroberung der volkreichen und fruchtbaren Provinz Mechuacam, welche vierzig Meilen von Mejico liegt, auszog, kam ihm der Beherrscher dieses Landes mit seinen Häuptlingen und einem großen Gefolge entgegen, überreichte ihm kostbare Geschenke und erbot sich zu allen möglichen Diensten. Statt diese anzunehmen, ließ der grausame Hauptmann, welcher die edeln Metalle und Edelsteine des Caziken so schnell als möglich in seine Gewalt zu bringen wünschte, ihn fesseln und befahl, ihn mit ausgestrecktem Körper auf den Boden zu legen, seine Hände und Füße an Pfähle zu binden und einen Feuerbrand so lange dicht an die Sohlen zu halten, bis er den Ort, wo er seine Schätze aufbewahrt habe, angeben würde. Ein Junge mußte von Zeit zu Zeit die Fußsohlen mit Oel besprengen, damit die Haut recht durchbraten sollte. Neben ihm stand auf der einen Seite ein grimmiger Söldner, welcher mit gespannter Armbrust ihm nach dem Herzen zielte, auf der andern ein nichtswürdiger Knecht, welcher einen gierigen Hund, den er hetzte, jeden Augenblick los zu lassen drohte. So marterte man ihn, bis zufällig einer der in allen Provinzen der neuen Welt zur Bekehrung der Eingeborenen umherziehenden Franciscanermönche dazukam und ihn aus den Händen seiner Quäler befreite; er starb aber bald darauf an den erlittenen Martern, ohne ein Geständniß gemacht zu haben. Die Bemühungen der Franciscanermönche, die unerhörten Grausamkeiten gegen die Eingeborenen, von deren Sanftmuth und Herzensgüte sie sich jeden Tag zu überzeugen Gelegenheit hatten, zu verhindern, müssen hier mit lobender Anerkennung erwähnt werden, ihre Anzahl war aber bei weitem zu gering, um überall als Vermittler auftreten zu können; auch wurden sie selten von den Beamten der Regierung unterstützt, weil diese sich weniger um Leib und Seele, als um Habe und Gut ihrer Schutzempfohlenen bekümmerten. Als die ärgsten Tyrannen bewiesen sich sogar die königlichen Visitatoren, welche in den von den Spaniern besetzten Flecken und Dörfern zur Erhaltung der Ordnung und zur Handhabung der Gerechtigkeit angestellt waren. Als einmal einer derselben erfuhr, daß die in seinem Bezirke wohnenden Indianer

ihre Götzenbilder versteckt hielten und immer noch verehrten, nahm er ihren Häuptling fest und marterte ihn auf die schrecklichste Weise, bis er die Götzen herausgab. Da sich indessen der Wüthrich in seiner Hoffnung, daß diese von Gold und Silber seien, getäuscht sah, so zwang er ihn mit gleicher Grausamkeit, sie wieder mit allem edeln Metalle, welches er in seinem Gebiete aufzutreiben vermochte, anzukaufen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob die Indianer den wahren Gott anbeteten oder nicht. Auf welche Weise diese Visitatoren die Rechtshändel zwischen ihren Landsleuten und den Eingeborenen schlichteten, läßt sich leicht vermuthen. Trat ein Ansiedler vor Gericht als Ankläger auf und behauptete, dieser oder jener Hund von Indianer wolle nicht arbeiten oder denke an Flucht, so band ihn der Visitator, ohne einen Beweis zu fordern, eigenhändig an einen Pfahl, nahm eine durch Theer gezogene, einer eisernen Gerte nicht unähnliche Geißel und hieb so unbarmherzig und so lange auf den Angeklagten, bis das Blut an seinem ganzen Körper herabrann und er wie todt zu Boden sank. So beförderten, fügt der ehrwürdige Bischof hinzu, die unseligen Spanier jenseits des Ozeans die Ehre Gottes.

Francisco de Montejo, ein spanischer Edelmann, welcher im J. 1526 durch falsche Vorspiegelungen von dem König die Statthalterschaft von Yucatan erhalten hatte und im folgenden Jahre mit dreihundert Mann zur Gründung einer Colonie dort ankam, war einer der abscheulichsten Tyrannen, welche die neue Welt betraten und verdient vor allen bei der Nachwelt gebrandmarkt zu werden. Yucatan, ein äußerst fruchtbares und besonders an Honig und Wachs sehr reiches Land, war von einem eben so gutmüthigen als verständigen und zur Annahme der christlichen Religion mehr als alle übrigen Indianer geeigneten Volksstamme dicht bevölkert; man hätte daselbst eine Anzahl großer Städte erbauen und wie in einem Paradiese leben können. Montejo, welcher, höchst gleichgültig gegen alle diese Vortheile, nur edle Metalle suchte, gerieth, als er sich überzeugt hatte, daß in diesem Land nirgends Gold oder Silber zu finden war, in unbeschreibliche Wuth und beschloß, sich auf eine andere Weise eben so schnell Schätze zu sammeln. Er verkaufte die Eingeborenen zu Tausenden

an die Handelsschiffe gegen alle mögliche Waaren, die er wieder mit großem Gewinn gegen baares Geld an die Ansiedler absetzte. Der stattlichste Bursche oder das schönste Mädchen, wobei die Wahl unter dreihundert frei stand, galt eine Arrobe Wein, Oel, Essig oder auch wohl eine Speckseite; hundert Männer gab er für das schlechteste Pferd und den Sohn eines Fürsten verhandelte er gar für einen Käse. Die ihm untergebenen Hauptleute folgten seinem Beispiele und übertrafen ihn noch an ruchloser Grausamkeit. Einer dieser Unmenschen, welcher seine Schweißhunde zuweilen mit Kaninchen und anderm kleinen Wildprete zu füttern pflegte, riß, wie ein Augenzeuge erzählt, eines Tages, als die Jagd keine Beute abwarf, einen Knaben von der Brust seiner jammernden Mutter, hieb dessen Arme und Beine mit seinem Dolche stückweise herunter und gab jedem Hunde seinen Theil davon; darauf warf er ihnen den Körper vor und sah mit Vergnügen zu, wie sie sich darum zerrten. Ein anderer Hauptmann, welcher nach einer andern Provinz abging, sagte dem Söhnchen eines angesehenen Häuptlings, er solle ihn begleiten; als der Knabe sich unvermuthet weigerte und erklärte, er werde sein Vaterland nicht verlassen, fuhr ihn der Spanier grimmig an: „Komm den Augenblick mit oder ich schneide dir die Ohren ab." — „Nein," erwiderte der junge Wilde entschlossen. Darauf zog der Wütherich seinen Dolch und schnitt ihm erst das eine Ohr ab und dann das andere; als er auch jetzt noch den Knaben unbeugsam fand, schnitt er ihm auch die Nase ab und entfernte sich lachend. — Die Nachricht von der Entdeckung und den unermeßlichen Schätzen Perus zog endlich die meisten der habgierigen Abenteurer nach diesem Lande, und Yucatan, wo einige Franciscanermönche sich eifrig bemühten, die Ueberreste der Bevölkerung zu sammeln und zum christlichen Glauben zu bekehren, blieb einige Zeit unangefochten. Die abscheulichen Thaten, welche von den Spaniern in Peru verübt wurden, haben wir schon weiter oben erzählt und lassen sie hier unberührt, um noch Raum für die Schilderung anderer Arten von Menschenquälerei zu behalten.

Das niederträchtige Geschäft des Sclavenhandels wurde bereits in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, besonders von

den Ansiedlern auf Española und Cuba, im Großen und unter den Augen der Regierungsbeamten getrieben und in allen größeren Häfen wohnten ungestört die Armadores (Rheder), welche auf ihre Rechnung Schiffe auf den Sclavenfang ausschickten. Die Befehlshaber dieser Schiffe, welchen ein bestimmter Theil des Gewinnes zufiel, landeten gewöhnlich an einem noch nicht berührten Küstenpunkte, schwelgten einige Zeit mit ihrer Mannschaft in den Wohnungen der gastfreundlichen Eingeborenen und fielen dann über diese unvermuthet und ohne alle Veranlassung her. Wer sich widersetzte, wurde niedergehauen und von den übrigen schleppte man so viele an Bord, als der Schiffsraum zu fassen vermochte. Da nun diese Fahrzeuge kaum mit den für die Bemannung nöthigen Lebensmitteln versehen waren, so starben, wenn das Wetter der Heimreise nicht fortwährend günstig war, eine Menge der unglücklichen Indianer vor Hunger und Durst und selbst die Rheder rechneten darauf, daß in den meisten Fällen wenigstens ein Drittheil der Ladung ins Meer geworfen wurde. Man erzählt sogar, daß der Kapitän eines Raubschiffes, welcher von den Bahamainseln, wo häufig dergleichen Unmenschlichkeiten begangen wurden, nach Española segelte, auf dieser ganzen Strecke, welche sechzig bis siebenzig Meilen beträgt, weder Kompaß noch Seekarte brauchte, weil ihm der Lauf, welchen er zu nehmen hatte, von den über Bord gestürzten Leichnamen der Indianer vorgezeichnet war. Werden endlich, setzt der mitleidige Las Casas hinzu, die Unglücklichen, welche die Fahrt überlebten, auf der Insel, wo man sie verkaufen will, ausgeschifft, so muß Jedem, der noch einen Funken von Gefühl im Busen trägt, das Herz bluten, wenn er diese nackten, ausgehungerten Menschen betrachtet, wenn er sieht, wie Kinder und Greise, Männer und Weiber völlig entkräftet auf dem Boden umherliegen, wenn er wahrnimmt, wie man sie wieder aufjagt und sie wie Schafe in Haufen von zehn bis zwanzig Personen absondert, um durch das Loos jeden der an der Ausrüstung Betheiligten je nach der Größe der vorgeschossenen Geldsumme zu befriedigen. Auf die Sclaven selbst nimmt man nicht die geringste Rücksicht, man trennt schonungslos die Kinder von ihren Vätern und Müttern und die Männer

von ihren Weibern. Man hört die Betheiligten nur über die Beſchaffenheit der ihnen zugefallenen Indianer mit einander verhandeln und hadern, wenn ſich unter einem Haufen ein unbrauchbarer Greis oder ein Kranker befindet. „Zum Teufel mit dem alten Kerl, ruft hier einer, warum theilt ihr mir ihn zu, ſoll ich etwa für ſein Begräbniß ſorgen?“ — „Was thue ich mit dem Kranken da, ſchreit dort ein anderer, ſoll ich ihm vielleicht einen Arzt halten?“ — So befolgen die Spanier in der neuen Welt das göttliche Geſetz der Nächſtenliebe! Und doch ſind alle dieſe Unmenſchlichkeiten noch kaum mit den Gräuelthaten, welche man gegen die Indianer bei der Perlenfiſcherei, einer der grauſamſten und verdammungswürdigſten Erfindungen der Menſchen, verübt, zu vergleichen. Auf dieſer Welt gibt es gewiß keine noch ſo qualvolle Anſtrengung, welche der Höllenarbeit der Taucher an die Seite geſetzt werden könnte. Man ſenkt ſie nämlich drei bis fünf Klafter tief in das Meer, wo ſie, ohne Athem zu holen, ſo lange bleiben müſſen, bis ſie einen hinreichenden Vorrath von Perlenmuſcheln gefunden, abgelöſt und eingeſammelt haben. Iſt das Netz, welches ſie am Halſe bei ſich tragen, damit angefüllt, ſo dürfen ſie empor kommen und in einem Bote, welches mit den Aufſehern in der Nähe hält, ein wenig ausſchnaufen. Ruhen ſie aber nur einen Augenblick länger, als es nöthig ſcheint, ſo ſtößt man ſie wieder ins Waſſer oder reißt ſie mit den Haaren hinein, um von ihnen, ehe ſie ihr qualvolles Daſein enden, den möglichſt größten Gewinn zu ziehen. Ihre Nahrung beſteht in den Schalthieren, worin die Perlen wachſen, in Fiſchen, in Caſavabrod, welches ſie ſich ſelbſt bereiten müſſen, und in etwas Mais. Des Nachts werden ſie, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen, an Pfähle angeſchloſſen, um welche ſie auf dem bloßen Boden umherliegen. Viele kehren indeſſen von ihrem Tagewerke des Abends nicht mehr in ihre elenden Hütten zurück, weil ſie in der Tiefe von Haifiſchen aufgefreſſen werden, aber auch die übrigen, welche dieſen gefräßigen Thieren entkommen, ertragen eine ſo abſcheuliche Lebensweiſe nur kurze Zeit, denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch, welcher, ohne Athem zu ſchöpfen, unter Waſſer arbeiten muß, lange ausdauert. Das von Natur ſchwarze Haar dieſer Leute

wird braunroth, wie das Fell der Meerwölfe und der ganze Körper bedeckt sich durch die Schärfe des Seewassers allmälig mit schuppenartigen Geschwüren; die meisten bekommen Blutspeien und Durchfall und sterben schnell dahin.

Gerechter Unwille ergreift wohl jeden unserer Leser bei der Schilderung dieser wahrhaft teuflischen Verfahrungsweise der Spanier gegen die unschuldigen Indianer, der Unwille steigert sich aber gewiß zum herben Schmerze, wenn er vernimmt, daß auch Deutsche sich eben so schändlicher Grausamkeiten in der neuen Welt schuldig machten. Wir lassen den ehrwürdigen Bischof, welcher stets der Wahrheit getreu bleibt und dem wir deshalb auch bei seiner allerdings derben Züchtigung einer Schaar deutscher Abenteurer, obschon nationale und kirchliche Vorurtheile einige Uebertreibungen veranlaßt haben mögen, Glauben schenken müssen, selbst sprechen. — Im Jahre 1526, beginnt er, wurde unser Landesherr durch mancherlei hinterlistige Vorspiegelungen bewogen, gewissen deutschen Kaufleuten (den Welser in Augsburg) die Provinz Venezuela, ein Land, welches größer ist, als das ganze Königreich Spanien, auf unbestimmte Zeit abzutreten und die Verwaltung desselben nebst allen dazu gehörigen Gerechtsamen zu überlassen. Etwa dreihundert deutsche Söldner, welche von diesen auf spanischen Schiffen nach dem erwähnten Lande abgeschickt wurden, fanden an den Bewohnern desselben so sanfte, ja noch weit sanftere Lämmer, als alle andern Indianer dieser Gegenden waren. Sie fielen aber nach meinem Dafürhalten noch weit grausamer über sie her, als die meisten der von uns bereits erwähnten Tyrannen, ja noch unvernünftiger und wüthender als blutgierige Tiger und reißende Wölfe und Löwen. Von Habgier und Geiz getrieben, ersannen sie noch weit schändlichere Mittel, Gold und Silber zu erpressen, als ihre Vorgänger, setzten alle Scheu vor Gott und dem Könige und alle Schaam vor den Menschen bei Seite und vergaßen, da sie auch die Rechtspflege in Händen hatten, fast gänzlich, daß sie doch auch nur Menschen waren. Diese eingefleischten Teufel verheerten und verödeten eine Strecke Landes von mehr als vierhundert Meilen, meist sehr reizende und fruchtbare Ebenen, und zerstörten eine Menge mit Menschen

und edeln Metallen angefüllter Orte. Große Volksstämme sammt ihrer Sprache wurden so gänzlich ausgerottet, daß man später keine Spur mehr von ihnen finden wird, wenn sich nicht einige Flüchtlinge in Höhlen und Abgründe verborgen haben und so dem würgenden Schlachtmesser dieser Fremdlinge entrannen. Sie ermordeten auf die verruchteste und ausgedachteste Weise an fünf Millionen der harmlosen Eingeborenen und jagten ihre Seelen zur Hölle, und bis auf den heutigen Tag hat das Würgen noch kein Ende. Ich brauche hier von den unzähligen Gräuelthaten nur einige zu berühren, um die gänzliche Entvölkerung des Landes, wovon ich bereits sprach, begreiflich zu machen. Vor allem brachten sie den Beherrscher des Landes in ihre Gewalt und marterten ihn unablässig, um Gold von ihm zu erpressen. Als es ihm aber gelang, zu entwischen und in das Gebirg zu flüchten, so gerieth das ganze Land in unbeschreibliche Bestürzung, weil man die Rache der schonungslosen Söldner befürchtete. Diese zogen auch wirklich mit ihrer ganzen Macht nach dem Inneren und obschon ihnen die Bewohner überall mit Tänzen, Gesängen und reichen Geschenken an edeln Metallen entgegenkamen und um Gnade flehten, so mußten sie doch sämmtlich über die Klinge springen. An einem Orte, wo sie auf das freundlichste empfangen und beschenkt wurden, ließ der grausame Befehlshaber der Deutschen (Ambrosius Alfinger) eine Menge Indianer in ein aus Holz und Stroh erbautes Haus einsperren und befahl, sie niederzuhauen. Da aber viele der Unglücklichen in der Todesangst auf die Dachbalken kletterten, wo man sie mit dem Schwerte nicht erreichen konnte, so steckte man das Haus an und verbrannte sie lebendig. Man kann sich leicht denken, daß auf diese Weise viele Orte gänzlich entvölkert wurden und die Bewohner der übrigen sich in schwer zugängliche Bergschluchten flüchteten, um wenigstens ihr nacktes Leben zu retten. — In einer andern Gegend, welche an die Provinz von Santa Marta grenzt, trafen sie die Eingeborenen im tiefsten Frieden in ihren Wohnungen oder auf dem Felde mit ihrer Arbeit beschäftigt an. Sie wurden mit herzlicher Gastfreundlichkeit empfangen und trotz der ihnen eigenen Grobheit auf das eifrigste bedient. Nachdem sie endlich mit ihrer bekannten

Gefräßigkeit die Habe der Indianer aufgezehrt und ihnen eine bedeutende Summe Goldes abgelockt hatten, beschlossen sie weiter zu ziehen, zuvor aber ihren Wirthen ein unvergeßliches Andenken an sie zurückzulassen. Ihr Anführer, ein von dem abscheulichen Lutherthum angesteckter Ketzer, welcher weder selbst die Messe hörte, noch andern den Besuch derselben erlaubte, ließ so viele Indianer, als er auftreiben konnte, nebst Weibern und Kindern in einen mit Pfählen umgebenen Hof zusammentreiben und deutete ihnen unter den fürchterlichsten Drohungen an, daß jeder, welcher seine Freiheit wieder erlangen wolle, für sich, sein Weib und jedes seiner Kinder eine bestimmte Summe Goldes herbeischaffen müsse. Um sie schneller zur Erfüllung seines Begehrens zu zwingen, befahl er, ihnen weder Speise noch Trank zu reichen. Viele der Eingesperrten schickten nach ihren Wohnungen und schafften in Eile das verlangte Lösegeld herbei. Man gab sie zwar frei und ließ sie auf das Feld gehen an ihre Arbeit oder nach Hause, um für ihre Nahrung zu sorgen, aber nur auf kurze Zeit, denn alsbald kamen ihnen die Schergen des Tyrannen nach, nahmen sie von neuem fest und schleiften sie wieder in den Hof, wo sie sich, wenn es möglich war, zum zweitenmale loskaufen mußten. Man wiederholte dieses Verfahren so lange, bis die Unglücklichen nichts mehr besaßen und ließ sie dann verschmachten. Der höllische Tyrann, welcher tief in das Land hineinzog, um dort ein zweites Peru zu finden, führte eine Menge Indianer mit sich, welche centnerschwere Lasten fortschleppen mußten und fortwährend mit Stockschlägen angetrieben wurden; sank einer vor Hunger und Müdigkeit nieder, so wurde ihm der Kopf abgeschlagen und die Bürde, welche er getragen hatte, unter seine Gefährten vertheilt. Wollte ich alle Provinzen, welche diese Barbaren verwüsteten, und alle Städte und Flecken, welche sie in Brand steckten, namhaft machen, so würde man, obschon ich nur Wahres erzählte, schaudern und mir schwerlich Glauben schenken. Selbst die deutschen Befehlshaber, welche nach dem ersten Tyrannen, der durch die Pfeile der Wilden, wie er es verdient hatte, einen elenden Tod fand, nach Venezuela kamen und dieses Land nach allen Richtungen verheerend durchzogen, konnten sich, so abscheuliche Wüthriche

ſie auch ſelbſt waren, des Erſtaunens nicht erhalten, als ſie die Spuren, welche ihre Landsleute hinterlaſſen hatten, wahrnahmen. Alle dieſe Schandthaten ſind durch hinlängliche Zeugniſſe erwieſen und doch hat man von dieſen verfluchten Barbaren noch keinen einzigen verbrannt oder auch nur beſtraft! Der Schaden, welchen ſie dem königlichen Schatze zufügten, beläuft ſich auf Millionen, denn in einem Zeitraume von ſechzehn Jahren plünderten und verwüſteten ſie eine wenigſtens vierhundert Meilen große Landſtrecke, welche ſo reich an Gold und ſo geſegnet an Menſchen war, wie irgend eine andere auf der ganzen Welt. Man glaube ja nicht, daß dieſer Verluſt jetzt oder je wieder erſetzt werden könne, der Allmächtige müßte denn die Millionen Seelen, welche hier in die Ewigkeit geſchickt wurden, wieder von den Todten erwecken. So viel verlor der König an zeitlichen Gütern; man bedenke nun aber auch, welcher Nachtheil, welche Läſterung und welche Schmach Gott und der Religion zugefügt wurde! Und wer kann wohl je den Verluſt jener unzählbaren Seelen erſetzen, welche durch die Habſucht und die Grauſamkeit jener viehiſchen Tyrannen, der Deutſchen, in die Flammen der Hölle geſtürzt wurden?

Las Caſas wendet ſich nach dieſem eifernden Ausfalle gegen die ihm, wie es ſcheint, überaus verhaßten deutſchen Ketzer, mit nicht minder ſtrengen Worten an den königlichen Gerichtshof auf Eſpañola und wirft ihm vor, daß er bei allen dieſen Gräueln in der neuen Welt nicht nur durch die Finger ſehe, ſondern ſie ſogar aus ſchmutzigem Eigennutze begünſtige. Zuletzt richtet er die inſtändigſten und dringendſten Bitten an ſeinen Monarchen, dieſem Unfuge möglichſt ſchnell zu ſteuern und durch die ſtrengſten Maßregeln den kleinen Reſt der Bevölkerung Weſtindiens zu retten. Seine Vorſtellungen machten auch wirklich auf Karl V. einen ſo tiefen Eindruck, daß er durch mehrere Geſetze die Mißhandlung der Indianer verbot und die Vergehen der Statthalter und Beamten zu unterſuchen und ohne Nachſicht zu beſtrafen befahl. Seine wohlgemeinten Befehle hatten aber, da er ihnen im Drange vielfacher Geſchäfte zu wenig Nachdruck gab, jenſeits des Weltmeeres ſo geringe Wirkung, daß man ohne Scheu fortfuhr, Jagd auf die Eingeborenen zu machen und ſie durch die ſchweren Arbeiten in

den Bergwerken oder durch andere Qualen nach und nach zu vertilgen. Der Kaiser gedachte indessen dem so eifrigen Las Casas als Belohnung seiner Bemühungen das Bisthum Cuzco in Peru, eines der größten und reichsten der neuen Welt, zu übertragen, der uneigennützige Mönch nahm es aber grade aus dieser Ursache nicht an und ließ sich im J. 1544 zum Bischof der in jeder Beziehung armen, zu Neuspanien gehörenden Provinz Chiapa ernennen, wohin er sogleich abging. Die unerbittliche Strenge, womit er in seinem Sprengel dem Sclavenhandel ein Ende zu machen suchte, erbitterte bald die Ansiedler in so hohem Grade, daß sie ihn als einen Unruhestifter, welcher die Eingeborenen durch seine hochverrätherischen Reden aufzuwiegeln suche und gradezu gegen den Vortheil seines Vaterlandes und seiner Landsleute handle, bei der Regierung verklagten und seine Absetzung verlangten. Da ihre Lügen bei vielen, an den in Westindien verübten Schandthaten nicht ganz unschuldigen königlichen Räthen ein günstiges Ohr fanden und der tief gekränkte Bischof den gegen ihn heraufbeschworenen Sturm herannahen sah, so legte er seine Würde freiwillig nieder und ging, um seine Vertheidigung selbst zu führen, im J. 1547 zum siebenten und letzten Male nach Spanien. Die gegen ihn vorgebrachten Anklagen wurden nach mehreren Verhören und Berathungen als durchaus nichtig erklärt und man zollte dem im Gefühle seiner Unschuld und seiner Würde entschieden auftretenden Manne die größte Achtung, freute sich aber offenbar seines Entschlusses, seine letzten Tage in der Heimath zu verleben. Las Casas versäumte indessen auch in seinem hohen Alter keine Gelegenheit, um durch mündlichen und schriftlichen Rath seinen menschenfreundlichen Ansichten Eingang zu verschaffen, und manche treffliche Verordnung, welche seinem beharrlichen Eifer ihre Entstehung zu verdanken hatte, blieb nicht ganz ohne wohlthätige Folgen. Er erlag endlich nach einem vielbewegten, thatenreichen Leben im J. 1566 zu Madrid in seinem zweiundneunzigsten Jahre einer kurzen Krankheit; die armen Indianer verloren an ihm ihren eifrigsten Beschützer und einen unermüdlichen Wohlthäter.

Schlußübersicht.

Ueberschauen wir die Fortschritte der Länder- und Völkerkunde, welche den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von der ersten Landung der Spanier in der neuen Welt (1492) bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bezeichnen, so können wir unserem Erstaunen sowohl über die Schnelligkeit, als über den Umfang und die Wichtigkeit derselben kaum Worte leihen. Fast die Hälfte der Erdoberfläche wurde in einem Menschenalter nicht nur entdeckt, sondern auch zum großen Theil genauer erforscht. Nachdem Colombo auf seinen drei ersten Fahrten (1492—1498) den größten Theil des Antillenmeeres durchfurcht, die meisten der darin zerstreuten Inseln berührt oder gesehen, eine Ansiedlung auf Española gegründet und die südliche Hälfte des amerikanischen Festlandes in dem Golfe von Paria entdeckt hatte, folgte der kecke Ojeda bereits im J. 1499 seiner Spur und segelte von der Mündung des Essequebo, in deren Nähe er von den canarischen Inseln aus angelangt war, in nördlicher Richtung längs der Küste an den zahlreichen Armen des mächtigen Orinoco vorüber von Hafen zu Hafen bis zur nordöstlichen Spitze des Continents, folgte dann demselben in westlicher Richtung und setzte, nachdem er den Golf von Venezuela genauer untersucht hatte, seine Fahrt bis in die Gegend, wo jetzt die Stadt Santa Marta liegt, fort. Die weiter hin sich erstreckende Küste bis zur Bai von Honduras sah zuerst Colombo auf seiner vierten und letzten Fahrt (1502). Die Entdeckungen an der östlichen Küste Südamericas folgten nun rasch auf einander; Vicente Yañez Pinzon kam bereits im J. 1500 bis zum Cap St. Augustin, der östlichsten Spitze Brasiliens und staunte zuerst über die ungeheure, den Salzgeschmack des Meeres auf eine weite Strecke überwältigende Süßwassermasse des Amazonenstromes; auf seiner dritten Reise, welche er im J. 1509 gemeinschaftlich mit Juan Diaz de Solis unternahm, segelte er an der Mündung des Platastromes, ohne sie zu sehen, vorüber und erreichte den Rio Colorado unter dem vierzigsten Grade südlicher Breite. Solis untersuchte auf einer späteren Fahrt (1515)

dieſe Küſtenſtrecke genauer und lief in den Rio de la Plata ein, wo er bei einem Verſuche, in das Innere des Landes vorzudringen, ſein Grab in dem Bauche der Wilden fand. Erſt zwanzig Jahre ſpäter (1535) gelang es Pedro de Mendoza, hier die Colonie Buenos Aires anzulegen, welche bis auf den heutigen Tag an Reichthum und Ruhm fortwährend zunahm. Juan de Ayola drang im J. 1537 im Innern des Landes ſogar bis zur Grenze von Peru vor und Martinez de Yrala, welcher zwölf Jahre ſpäter ſeiner Spur folgte, gelang es, eine Verbindung zwiſchen den beiden Küſtenländern herzuſtellen, welche aber leider auch die faſt gänzliche Vertilgung der in Paraguay und in den angrenzenden Gegenden wohnenden Volksſtämme zur Folge hatte. Zwei deutſche Reiſende, Hulderich Schmiedel und Hans Stade, beſuchten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ebenfalls die Ufer des La Plataſtromes und ſchilderten in freilich wenig bekannten Reiſeberichten die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und ihre unter denſelben erlebten Abenteuer. Die ganze Oſtküſte Südamericas befuhr endlich nach mehreren mißlungenen Verſuchen Fernão de Magalhães, mit deſſen Reiſe um die Welt das folgende Buch beginnen wird, in den Jahren 1519 und 1520; er ſegelte zuerſt durch die Straße, welche jetzt noch ſeinen Namen trägt, nach dem ſüdlichen Ocean.

Die Grenze, welche Colombo ſeinen Fahrten in dem ſich zwiſchen die beiden Hälften der neuen Welt drängenden großen Golfe an der Bai von Honduras geſetzt hatte, überſchritten im J. 1506 die bekannten Seefahrer Juan Diaz de Solis und Vicente Yañez Pinzon; ſie entdeckten eine nicht unbedeutende Küſtenſtrecke der Halbinſel Yucatan, welche aber erſt ſpäter von Francisco Hernandez de Cordoba (1517) und Juan de Grijalva (1518) näher erforſcht wurde. Der letztere drang bis zu der Stelle, wo ſich jetzt Vera Cruz erhebt, vor und ward ſomit der Entdecker von Neuſpanien, welches bald darauf der bevorzugte Tummelplatz der ſpaniſchen Abenteurer werden ſollte. Die weiter nach Norden hin und bis zu den Mündungen des Miſſiſſipi ſich erſtreckenden Küſten wurden durch die Fahrten, welche Francisco Garay, der Statthalter von Jamaica, in den Jahren 1519 und 1521 unter-

nehmen ließ und im J. 1523 selbst unternahm, bekannt. Juan Ponce de Leon hatte bereits im J. 1512 Florida entdeckt und einen Theil der Ostküste dieser großen Halbinsel (bis 30° 8' N. Br.) untersucht. Die Bemühungen des tollkühnen Panfilo de Narvaez (1528) und des eben so tapferen, aber klügeren Hernando de Soto (1539), dieses Land zu erobern, waren zwar, wie wir bereits erzählt haben, vergeblich, doch aber brachten sie nähere Kunde über das Innere dieser von Sümpfen durchschnittenen und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Gegenden; Alvar Nuñez, der durch seine seltsame Abenteuer berühmte Schatzmeister Panfilos, durchwanderte sogar nach dem Tode seiner Unglücksgefährten und nach einem sechsjährigen Aufenthalte unter den wilden Eingebornen zu Fuß die öde Strecke von der Grenze Floridas bis nach Mejico (1536) und die Reste der glänzenden Expedition Sotos segelten im J. 1543 von der Mündung des Missisipi längs der Küste bis nach der Colonie Panuco in Neuspanien.

Glücklicher waren die Unternehmungen in der südlichen Hälfte der neuen Welt, welche von dem Meerbusen von Darien und der daselbst gegründeten Pflanzstadt Santa Maria del Antigua ausgingen. Nachdem Vasco Nuñez de Balboa im J. 1513 die Südsee zuerst gesehen und Pedrarias de Avila fünf Jahre später (1518) Panama, die erste spanische Ansiedlung an der westlichen Küste Americas, gegründet hatte, liefen jährlich Schiffe nach Süden hin auf Entdeckungen aus, aber ohne Erfolg, bis es im J. 1525 dem beharrlichen Francisco Pizarro gelang, das goldreiche Peru zu erreichen und bald darauf zu erobern. Sein Gefährte Diego de Almagro drang bereits im J. 1535 bis nach Chili vor, doch setzten sich die Spanier erst später in diesen Gegenden fest. Da die Verbindung Spaniens mit seinen Eroberungen an der Südsee über die Landenge von Panama sehr beschwerlich und mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden war, so suchte zuerst Simon de Alcazaba im J. 1534 durch die Magalhäesstraße nach Peru zu gelangen, die Empörung seiner Mannschaft zwang ihn aber, ehe er noch die westliche Ausfahrt der Straße erreicht hatte, umzukehren; ein kecker Ausflug nach dem Inneren Patagoniens blieb jedoch nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft. Alonso de Comargo,

welcher im J. 1539 denselben Weg einschlug, entdeckte die Meerenge, welche jetzt den Namen Lemairestraße führt, aber nur eines seiner Schiffe gelangte in den stillen Ocean und steuerte bis nach Arequiba. In den nächstfolgenden zwanzig Jahren beendigte man die Erforschung der Westküste durch mehrere Expeditionen sowohl von der Magalhäesstraße als auch von Peru und Chili aus.

Die Eroberung des mejicanischen Reiches führte die Spanier bald auch an die westlichen Küsten der Nordhälfte der neuen Welt und schon die Bemühungen des beharrlichen Hernando Cortez, eine die beiden großen Oceane verbindende Straße aufzufinden, hatten eine bedeutende Erweiterung der Erdkunde zur Folge. Der Meerbusen von Californien und die Halbinsel Californien selbst wurden allmälig (1532 bis 1540) durch die Fahrten der von dem Eroberer Mejicos ausgesendeten Hauptleute Diego Hurtado de Mendoza, Diego Beçerra, Hernando de Grijalva, Francisco de Ulloa und Hernando de Alarcon bekannt. Der letztere wagte sich auf dem Rio Colórado fünfundachtzig Meilen weit in das Land, ohne über die in diesen Gegenden wohnenden Indianerstämme nähere Kunde einziehen zu können. Juan Rodriguez Cabrillo erforschte eine größere Küstenstrecke als alle seine Vorgänger und drang im J. 1542 trotz des mannigfaltigsten Ungemachs, welches ihn fortwährend verfolgte, bis zum dreiundvierzigsten Grade nördlicher Breite vor. — Mit gleichem Eifer setzte man die Entdeckungsfahrten an der östlichen Küste Nordamericas fort. Sebastian Cabot hatte auf seinen beiden Reisen (1497 und 1498), welche sich von der Halbinsel Cumberland (etwa unter 65° N. Br.) bis zur Südspitze Floridas erstreckten, nur einzelne Punkte, namentlich Labrador, die Hudsonsbai und Neufundland, berührt und die Fahrten der beiden Cortereal (1500 bis 1502) beschränkten sich wahrscheinlich fast nur auf die Hudsonsbai, wo sie eine Straße nach der Südsee zu finden hofften. Drei Caravellen, welche Hernando Cortez im J. 1523 zu demselben Zwecke ausrüstete, untersuchten genau die Küste von Florida bis nach Neufundland, kehrten aber hier zurück. Der spätere Versuch des spanischen Piloten Esteban Gomez (1525), welcher übrigens ein

gute Strecke an der Küste von Labrador hinlief, blieb ebenfalls erfolglos.

Der ergiebige Fischfang, welchen Bristoler Kaufleute bereits zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an den Küsten Neufundlands trieben, veranlaßten schon im J. 1504 die Seeleute der Normandie und der Bretagne zum Besuche dieser fernen Meeresgegenden und von den letzteren soll sogar das Cap Breton seinen Namen führen. Jean Denis von Honfleur, welcher im J. 1506 das Stockfischland, wie man damals Neufundland nannte, besuchte, nahm eine Charte desselben auf, und zwei Jahre später brachte der Seefahrer Thomas Aubert von Dieppe den ersten Wilden von dorther nach Paris. Eine wirkliche Entdekkungsreise nach der nordamericanischen Küste unternahm zuerst im J. 1524 der in französischen Diensten stehende Florentiner Giovanni Verazzani. Er erreichte, nachdem er einem fürchterlichen Sturme glücklich entgangen war, die Küste von Georgien, wahrscheinlich an der Stelle, wo jetzt die Stadt Savannah liegt. Die Eingeborenen brachten, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken über die ihnen völlig neue Erscheinung der bärtigen Männer erholt hatten, bereitwillig eine Menge von Lebensmitteln an Bord und bewiesen sich, so lange die Schiffe in ihrem Gebiete vor Anker lagen, fortwährend freundlich und gastfrei. Sie waren fast ohne Ausnahme wohlgestaltete, sehr gewandte und flüchtige Leute mit feurigen schwarzen Augen und langherabhängendem schlichtem schwarzem Haare, gingen mit Ausnahme einer Schürze von Fellen um die Lenden gänzlich nackt und trugen keinen andern Schmuck als bunte Federbüsche auf dem Kopfe. Das von ihnen bewohnte Land war eine fruchtbare, von Bächen durchschnittene Ebene, hier und da mit schönen Hainen von Cypressen, Palmen und Lorbeerbäumen, und nach dem Innern hin mit dichten Wäldern bedeckt. Verazzani steuerte von hier aus nach Norden, landete in der Gegend von Neu-Jersey, fuhr noch einmal weiter nördlich und entdeckte, von einem Sturme nach Osten verschlagen, eine gutbevölkerte Insel (Nantucket oder Martha's Vineyard), wo er einige Zeit vor Anker blieb und mit den Eingeborenen, welche in runden, von Holz erbauten und mit Stroh bedeckten Häusern

wohnten, einen freundlichen Verkehr unterhielt. Nachdem er sich hinreichend mit Lebensmitteln versehen, setzte er seine Fahrt bis zu einem durchaus bewaldeten, etwa unter dem achtundvierzigsten Grade nördlicher Breite liegenden Lande fort und lief, als er hier von den in Thierfelle gehüllten Wilden mit einem Pfeilregen zurückgewiesen wurde, bis zum sechsundfünfzigsten Grade weiter, von wo er aber, nachdem er der ganzen Küste, an welcher er hingesegelt war, den Namen Neu-Frankreich beigelegt hatte, nach der Heimath zurückkehrte und dem König Franz I. Bericht über die Erfolge seiner Reise abstattete. Im J. 1525 unternahm er eine zweite Fahrt nach der von ihm entdeckten Küste, ward aber sogleich bei der Landung von den Wilden erschlagen und im Angesichte seiner auf dem Schiffe gebliebenen Leute gebraten und aufgezehrt. — Das unglückliche Ende dieses Seemannes und die geringen Aussichten auf Gewinn, welche die von ihm entdeckten Küstenstriche zu bieten schienen, hielten die französische Regierung auf einige Zeit von ähnlichen Unternehmungen ab. Erst neun Jahre später (1534) wagte Jacques Cartier, ein tüchtiger Seemann von St. Malo, einen neuen Versuch. Er umsegelte die Insel Neu-Fundland fast ganz und ging dann, da er hier zwar viele gute Häfen, aber nur unfruchtbaren Boden antraf, nach dem festen Lande, wo er in die große Bai und den Strom von St. Lorenzo einlief. Er landete an einem stark bevölkerten Orte, welchen die Eingeborenen Canada nannten, und legte dem ganzen von ihm zuerst untersuchten Küstenstriche den Namen Canada bei, welchen er noch trägt. Auf einer zweiten Reise (1535) entdeckte Cartier eine vor dem St. Lorenzostrome liegende Insel, welche er Assomption nannte, die aber jetzt Anticosti heißt, und auf einer dritten (1540) gründete er Charlesbourg, die erste französische Niederlassung in Canada. Im Jahre 1541 wurde François de la Roque, Herr von Roberval, von Franz I. zum Statthalter von Canada ernannt; wir wissen aber von seinen Unternehmungen wenig mehr, als daß er sich vergeblich bemühte, in diesen nördlichen Gegenden eine Durchfahrt nach Indien zu finden.

Die französische Regierung scheint überhaupt auf ihre Besitzungen in dem nördlichen America, wo weder Gold noch Silber

zu finden war, nur sehr geringen Werth gelegt zu haben und wahrscheinlich wäre sie nie zu dem Entschlusse gekommen, Schiffe auf Entdeckungen auszusenden, wenn nicht der unternehmende Verazzani durch die Vorstellungen einflußreicher Freunde sie dazu veranlaßt hätte. Ueberhaupt ist es eine auffallende Erscheinung, daß drei der mächtigsten Reiche jener Zeit die Gründung und Entfaltung ihrer Macht zur See nicht Inländern, sondern Fremden und zwar Italienern zu verdanken haben; Cristoforo Colombo aus Genua entdeckte für Spanien eine neue Welt, Sebastian Cabot aus Venedig leitete die ersten Unternehmungen Englands zur See, und Giovanni Verazzani aus Florenz war unermüdlich im französischen Dienst, obgleich mit geringerem Erfolg. Dieser Umstand beweist hinlänglich, daß die Italiener zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Schiffahrtskunde den übrigen Völkern weit voraus waren, daß aber der kleinliche Geist der nur auf den zunächst liegenden Gewinn eifersüchtig spähenden italienischen Staaten ihren tüchtigen Seeleuten keine Gelegenheit bot, ihre tiefgedachten Pläne zu verwirklichen und sie zwang, im Auslande die nöthige Unterstützung fast zu erbetteln. Daß die spanischen Seefahrer, nachdem ihnen einmal der erste Anstoß gegeben und der Weg gebahnt war, die italienischen bald überflügeln mußten, ließ sich nicht anders erwarten, daß sie aber schon zu einer Erfindung, welche die neueste Zeit für sich in Anspruch nimmt und ihre größte nennt, nämlich zur Anwendung des Dampfes als fortbewegenden Kraft, gelangten, muß im höchsten Grade unser Erstaunen erregen, und es scheint uns jedenfalls der Mühe werth, die darauf bezügliche Bemerkung, welche Thomas Gonzalez erst im J. 1825 aus den im königlichen Archive zu Simancas befindlichen gleichzeitigen Beweisstücken auszog und veröffentlichte, wörtlich mitzutheilen. „Der Schiffscapitain Blasco de Garay machte im J. 1543 dem Kaiser Karl V. das Anerbieten, eine Maschine zu bauen, welche im Stande sei, selbst die größten Schiffe und sogar bei einer gänzlichen Windstille ohne Segel und Ruder fortzubewegen. Trotz der Hindernisse und der Widersprüche, welche dieses Vorhaben fand, willigte doch der Kaiser ein, einen Versuch vornehmen zu lassen, welcher auch am

17. Juni des genannten Jahres ſtatt fand. Garay weigerte ſich irgend Jemand ſeine Maſchine und ihre Einrichtung zu zeigen, man ſah nur während des Verſuchs, daß ſie in einem großen Keſſel mit kochendem Waſſer und in zwei von dieſem in Bewegung geſetzten, an den beiden Außenſeiten des Schiffes angebrachten Rädern beſtand. Der Verſuch wurde auf der Trinidad, einem mit Getreide beladenen Fahrzeuge von zweihundert Tonnen gemacht. Die von Karl V. und ſeinem Sohne, dem Prinzen Philipp II., zur Prüfung beſtellten unparteiiſchen Männer und viele Seeleute, welche nebſt einer großen Menge Volkes dem Verſuche beiwohnten, erklärten ſich alle mit großer Begeiſterung für die Erfindung und prieſen beſonders die Schnelligkeit bei den verſchiedenen Wendungen des Schiffes. Der Schatzmeiſter Ravago aber, welcher ſich mit dem Projecte nicht befreunden konnte oder wollte, behauptete, ein von der neuen Maſchine bewegtes Schiff würde in drei Stunden nur zwei Meilen zurücklegen, auch ſei die Zurichtung zu verwickelt und koſtſpielig und man habe außerdem das mit großer Gefahr verbundene Berſten des Keſſels zu befürchten. Die andern zur Begutachtung aufgeforderten Beamten verſicherten dagegen, daß das Schiff ſich zweimal ſchneller gewendet habe, als eine auf die gewöhnliche Weiſe gut bediente Galeere, und daß es in einer Stunde wenigſtens eine Meile zurücklegen könne. Nach der glücklichen Beendigung des Verſuchs nahm Garay ſeine Vorrichtung wieder aus dem Fahrzeuge; das Holzgerüſt brachte er in das Arſenal von Barcelona, die andern Beſtandtheile der Maſchine verwahrte er ſorgfältig in ſeiner Wohnung. Trotz der Einrede Ravagos begriff Karl V. die Wichtigkeit der neuen Erfindung und hätte ſie wohl auch begünſtigt und ſie zu ſeinem Vortheil ausgebeutet, wenn ſeine Aufmerkſamkeit nicht durch wichtige politiſche Ereigniſſe von dieſem Gegenſtande abgelenkt worden wäre; er beförderte indeſſen Garay im Dienſte, ließ ihm alle Koſten des angeſtellten Verſuches erſetzen und gab ihm überdieß eine Belohnung von zweimalhunderttauſend Maravedis.“ — Es wäre ſehr ungerecht, Garays Erfindung nicht nach Gebühr würdigen zu wollen, da ſeine Vorrichtung, wie aus der Beſchreibung klar hervorgeht, mit der jetzt zur Fortbewegung der

Schiffe zur Anwendung gebrachten Dampfmaschine wenigstens in der Hauptsache übereinstimmt; doch darf man durch diese Anerkennung den mit unsterblichem Ruhm gekrönten Männern nicht zu nahe treten, welche in der neuesten Zeit die wunderbare Kraft des Dampfes erkannt und dem Menschen dienstbar gemacht haben, denn ihnen war Garays Entdeckung, welche schon im Keime erstickte, gänzlich unbekannt. Am wenigsten hat die spanische Regierung Ursache, mit der großen Erfindung zu prunken, da sie die Wohlthaten derselben durch ihre Gleichgültigkeit und durch ihre engherzigen Ansichten der Welt entzog. Sie verdient in dieser Beziehung eben so bittern Tadel, wie in der von ihr bei der Verwaltung ihrer herrlichen Colonien beliebten Politik. Die Vortheile der mit so erstaunlicher Kühnheit und rastloser Thätigkeit durchgeführten Eroberungen in der neuen Welt fielen größtentheils nur einzelnen von dem Mutterlande fast gänzlich unabhängigen Abenteurern zu; der spanische Hof, welcher, um den ihm zukommenden Antheil am Gewinne, ohne Mühe und Kosten zu wagen, einzuziehen, beinahe alle Unternehmungen jenseits des Oceans habsüchtigen Privatleuten überließ, trägt überdieß noch die größte Schuld an den unerhörten Grausamkeiten und Schandthaten, welche als Folge dieses unklugen Verfahrens nicht ausbleiben konnten. Als man den ungeheuern Mißgriff endlich einsah und eine bessere Verwaltung in den auswärtigen Besitzungen einzuführen versuchte, war es bereits zu spät; dieselben politischen Einflüsse, welche im sechszehnten Jahrhundert allmälich die Kraft Spaniens lähmten, dehnten ihre Wirkungen auch auf seine Ansiedelungen in der neuen Welt aus und der aufmerksame Beobachter, welcher über die Schicksale der Menschen und Völker nachdenkt, kann sein Erstaunen nicht bergen, wenn er den vom Glücke gekrönten Feuereifer der Spanier bei dem Beginne und der Verfolgung ihrer geographischen Entdeckungen mit der gänzlichen Theilnahmlosigkeit, welche sie später bei dem Fortschritte in diesem Gebiete des Wissens zeigten, vergleicht.

Fünftes Buch.

Ozeanien und die Polarmeere.

1520 — 1768.

Des Weges Hälfte wird Magalhães ſchauen,
Der von der Linie geht zum Pol im Süden,
Und Menſchen dort, Giganten gleich, mit Grauen
Erblicken und doch immer nicht ermüden
Und fürder noch der Straße ſich vertrauen,
Der einſt ſein Name rühmlich wird beſchieden,
Daß er in Meer' und Länder ſo wird dringen,
Die Auſtrus deckt mit ſeinen kalten Schwingen.

Camoens.

Vorbemerkung.

Colombos großer Plan, in westlicher Richtung zu den Küsten Indiens zu gelangen, wurde, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der von ihm entdeckte Welttheil durch einen zweiten Ozean von Ostasien getrennt sei, mit erneutem Eifer wieder aufgenommen und die Verwirklichung desselben, wie wir gesehen haben, durch die Aufsuchung einer Straße an verschiedenen Punkten des americanischen Festlandes wiederholt, aber vergeblich erstrebt. Der spanische Hof ließ indessen in seinen Bemühungen nicht nach, da ihm nur dieser Weg zu den Gewürzländern, deren Ausbeutung er nicht ausschließend den Portugiesen zu überlassen gesonnen war, offen stand. Der Papst Alexander VI. hatte bekanntlich, um den Streitigkeiten zwischen den Kronen Spanien und Portugal über den Besitz der von ihren Seefahrern entdeckten Länder für immer ein Ende zu machen, die ganze Erde durch eine Scheidelinie, welche er einundzwanzig Längegrade westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges zog, in zwei Hälften getheilt und festgesetzt, daß alle westlich von diesem Meridiane in dem Raume von hundertundachtzig Breitegraden aufgefundene oder noch aufzufindende Länder den Spaniern, die Entdeckungen aber, welche man auf der entgegengesetzten Hälfte machen würde, den Portugiesen angehören sollten. Da durch diese Bestimmung den Portugiesen ein großes Stück der südlichen Hälfte der neuen Welt zu nicht geringem Aerger der Spanier zufiel, so beobachteten diese mit stets wachsender Eifersucht die Unternehmungen ihrer Nebenbuhler im östlichen Asien, um sie zur rechten Zeit an der Ueber-

ſchreitung der gezogenen Grenzlinie zu hindern. Die Kosmographen jener Zeit ſetzten nach der irrigen Annahme des Ptolemäus die öſtlichen Küſten von Siam und Cochinchina unter den hundertundachtzigſten Grad der Länge, von dem Meridian der canariſchen Inſeln an gerechnet; als daher die Portugieſen dieſe Länder in den Bereich ihrer Eroberungen zogen, fing man ſchon an, über die Rechtmäßigkeit ihrer Beſitzergreifung Bedenklichkeiten zu erheben, als ſie aber endlich ihre Fahrten bis zu den viel weiter öſtlich gelegenen Molukken ausdehnten, zweifelte man nicht mehr, daß ſie in ein ihnen nicht zukommendes Meeresgebiet eingedrungen ſeien. Wie feſt nun aber auch dieſe Ueberzeugung bei der ſpaniſchen Regierung ſtehen mochte, ſo begriff ſie doch ſehr wohl, daß es äußerſt ſchwierig und faſt unmöglich war, ihre Rechte durch eine Expedition nach dem von den Portugieſen beherrſchten Ozean geltend zu machen, und ſann fortwährend auf Mittel, ihren Zweck auf andere Weiſe zu erreichen. Der Erfolg ſchien unzweifelhaft, wenn man auf einer Fahrt nach Weſten hin die Länder und Inſeln, welche den Gegenſtand des Streites bildeten, aufſuchen konnte, aber hier mußte vor allem die Schranke, welche durch den americaniſchen Continent gezogen war, durchbrochen oder umgangen werden. Eine Reihe von tüchtigen ſpaniſchen Seefahrern hatte ſich bereits vergebens bemüht, dieſe wichtige Aufgabe zu löſen, als endlich die Verwirklichung des faſt aufgegebenen Planes durch einen Mann erfolgte, welcher aus dem Schooße des nebenbuhlenden Volkes hervorging. Dieſer Mann iſt Magalhães, der erſte Weltumſegler.

Fernão Magalhães.

Obſchon Fernão Magalhães einer vornehmen und angeſehenen Familie Portugals angehörte, ſo findet ſich doch nirgends weder über den Ort und das Jahr ſeiner Geburt, noch über ſeine früheren Lebensjahre die geringſte Nachricht; gewiß iſt jedoch, daß er ſich früher dem Seeweſen widmete und an mehreren Fahrten

nach Indien Theil nahm. Charakterfestigkeit und Muth zeichneten ihn schon zu dieser Zeit, in welcher er nur untergeordnete Stellen bekleidete, nicht nur vor seinen Dienstgenossen, sondern auch vor den meisten seiner Befehlshaber vortheilhaft aus, wie folgender einzelne durch einen glaubwürdigen Geschichtsschreiber erzählte Zug beweisen mag. Auf einer seiner ersten Reisen scheiterte das Schiff, auf welchem er sich befand, in der Nähe der indischen Küste an einer Klippe, doch gelang es der Mannschaft, sich und einen großen Theil der Vorräthe auf eine nicht weit entfernte, aber kleine und unbewohnte Insel zu retten. Man kam hier überein, in den Boten nach dem nächsten Hafen Indiens zu segeln, da aber nicht alle Leute auf einmal eingeschifft werden konnten, so verlangten die Befehlshaber und vornehmsten Personen, daß man sie zuerst überfahren lasse, welchem Begehren sich jedoch die übrigen Schiffbrüchigen entschieden widersetzten. Um den Streit, welcher immer heftiger und gefahrdrohender wurde, zu schlichten, erhob sich Magalhães und sprach zu den Matrosen: „Kinder, laßt sie nur fahren, ich bleibe mit euch hier, doch sollen sie uns ihr Wort geben, daß sie uns, sobald sie den Fuß ans Land gesetzt haben, abholen lassen." Alle waren mit diesem Vorschlage zufrieden; als er aber im Augenblicke der Abfahrt in eines der Bote stieg, um Abschied von einigen Freunden zu nehmen, rief ihm einer der Matrosen zu: „Ho, Señor, habt ihr nicht versprochen, bei uns zu bleiben?" — „Ja," erwiderte Magalhães, indem er ans Ufer sprang, „und ihr seht, daß ich Wort halte." — Nicht minder entschlossen zeigte sich Magalhães bei mehreren gefahrvollen Unternehmungen an den africanischen Küsten, wo er die meisten portugiesischen Stapelplätze besucht zu haben scheint; zu Azamor im nordwestlichen Africa drang ihm bei einem Scharmützel mit den Mauren ein Pfeil in das Dickbein, welcher den Nerv zerschnitt, so daß er fortan hinken mußte. Später diente er wieder mehrere Jahre in den indischen Gewässern und hier scheint er sich die meisten Kenntnisse und Erfahrungen in den zum Seewesen gehörenden Wissenschaften erworben zu haben. Im J. 1511 wohnte er der Belagerung und Eroberung Malaccas unter dem großen Albuquerque bei und soll eines der von diesem Statt-

halter nach den Molukken abgeschickten Fahrzeuge befehligt haben. Entbehrt auch die letztere Behauptung der nöthigen Beweise, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Magalhães mit Francisco Serrão, dem Entdecker der Molukken, eng befreundet war und von diesem zuverläßige Nachrichten über diese fernen Meeresgegenden einzog. Er ging bereits selbst mit großen Entdeckungsplänen um und es fehlte ihm nur an Gelegenheit, die Ausführung derselben zu versuchen. Des langen Wartens müde verlangte er endlich wiederholt eine seinen treu geleisteten Diensten und seinen im Laufe so vieler Jahre erworbenen Kenntnissen angemessene Beförderung, wurde aber stets zurückgewiesen, während man ihm vom Hofe begünstigte Leute, denen er weit überlegen war, vorzog. Ingrimm erfüllte nun seine Seele und er kehrte nach Portugal zurück, um hier durch seine Gegenwart seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben; als man aber auch hier seine Anträge kalt aufnahm und ablehnte, setzte er sich mit mehreren Freunden, welche ihm aus ähnlichen Ursachen nach Spanien vorausgegangen waren, in Verbindung und ließ diesem Lande seine Dienste antragen. Da er mit diesem Antrage zugleich die Versicherung verband, daß er an der Auffindung eines westlichen Weges nach den Gewürzinseln nicht zweifle, so wurde sein Anerbieten bereitwillig angenommen und ihm erlaubt, zur näheren Erörterung der Angelegenheit am spanischen Hofe zu erscheinen. Er brach sogleich nach Valladolid, wo Karl V. damals Hof hielt, auf und entwickelte dem Bischof von Burgos, Don Juan Rodriguez de Fonseca, welchem die Leitung der die neue Welt betreffenden Geschäfte anvertraut war, und dem Cardinal Ximenes, welcher einen großen Einfluß auf den Kaiser übte, seine überraschenden Ansichten. Die Behauptung, daß die Molukken und andere Inseln, welche die kostbarsten Gewürze erzeugten, der spanischen Krone angehörten, voraussstellend, versprach er, jene Inseln auf einem Wege aufzufinden, welcher demjenigen, welchen die portugiesischen Schiffe nach Indien einschlugen, grade entgegengesetzt sei, indem er durch eine noch Niemand bekannte Meerenge in die Südsee zu gelangen gedenke. Die Zweifel, welche die vorsichtigen Staatsmänner über das Vorhandensein einer solchen Straße

erhoben, ſuchte er durch cosmographiſche Spitzfündigkeiten und als dieſe nicht überzeugend erſchienen, durch die Berufung auf eine ihm zu Geſicht gekommene Weltkarte des deutſchen Geographen Martin Behaim, auf welcher die fragliche Straße angedeutet geweſen ſei, zu beſchwichtigen. Obſchon nun dieſe Angabe nur ein Kunſtgriff des ungeduldigen Seemanns geweſen zu ſein ſcheint, um noch zudringlicheren Fragen zu entſchlüpfen, ſo betrachtete man ſie doch als wichtig genug, um die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf den vorgelegten Plan hinzulenken. Dieſer berief Magalhães zu ſich nach Saragoſſa und empfing ihn nicht nur in Gegenwart des Rathes dieſer Stadt mit großer Auszeichnung, ſondern billigte auch nach kurzer Unterredung ſeinen kühnen Plan und unterzeichnete bald darauf folgende von dem großen Rathe von Saragoſſa entworfene Uebereinkunft, welche hinlänglich beweiſt, daß Karl V. und ſeine Räthe die Wichtigkeit des Unternehmens gebührend zu würdigen verſtanden. Magalhães macht ſich verbindlich, in weſtlicher Richtung einen Weg nach den Molukken und anderen innerhalb der den Spaniern durch die Bulle Alexanders VI. gezogenen Grenze liegenden Inſeln zu bahnen und ſie für die ſpaniſche Krone in Beſitz zu nehmen; zu dieſem Zwecke rüſtet ihm der Kaiſer fünf Schiffe aus, bemannt ſie mit zweihundert und vier und dreißig tüchtigen Seeleuten und bezahlt und beköſtigt dieſe zwei Jahre lang. Magalhães erhält den zehnten Theil aller Schätze, welche man aus den von ihm entdeckten Ländern und Inſeln gewinnen wird, und außerdem das Recht, auf den Schiffen des Staates, welche ſpäter die Verbindung mit jenen Gegenden unterhalten, jährlich Waaren bis zum Werthe von tauſend Dukaten nach Spanien zu ſchicken, ohne andere Koſten als die gewöhnliche Taxe. Ueberſteigen die Inſeln, welche er auffinden wird, die Zahl ſechs, ſo ſoll ihm der fünfzehnte Theil des Einkommens von zweien dieſer Inſeln anheimfallen; ferner ſollen Magalhães und ſeine in Spanien geborenen Nachkommen den Titel Generalkapitän über alle Länder führen, welche er auf dieſer und auf ſpäteren Fahrten entdecken wird. — Als der Vertrag zur Kenntniß des portugieſiſchen Hofes gelangte, erhob dieſer mancherlei Einreden, welche jedoch ein für allemal durch die

Erklärung, daß man die Rechte Portugals in keiner Weise zu beeinträchtigen gedenke, zurückgewiesen wurden; auch die Bemühungen des portugiesischen Gesandten, den vernachläßigten Seemann, dessen Werth man jetzt zu erkennen anfing, wieder in den Dienst seines Monarchen zurückzulocken, und, als dieses nicht gelang, ihn durch falsche Anschuldigungen zu verdächtigen, scheiterten gänzlich und Magalhães, obwohl er noch manche Schwierigkeiten zu überwinden und vielerlei Anfeindungen zu ertragen hatte, rastete nicht, bis das Geschwader segelfertig im Hafen von Sevilla lag. Es bestand, wie schon erwähnt wurde, aus fünf Schiffen. Das erste, die Trinidad, führte er selbst, das zweite, den S. Antonio, Juan de Cartagena, welcher zugleich zum Befehlshaber des ersten Forts, das man erbauen würde, ernannt war, das dritte, die Vittoria, Luys de Mendoza, der Schatzmeister der Flotte, das vierte, die Concepcion, Gaspar de Quesada und das fünfte, den San Jago, João Rodrigo Serrão, ein Portugiese.

Am 10. August 1519 lichtete das Geschwader die Anker, berührte die Insel Teneriffa und durchschnitt, nachdem es an dem grünen Vorgebirge vorüber bis zur Sierra-Leona-Küste nach Süden gelaufen war, in südwestlicher Richtung den atlantischen Ozean. Schon bald nach der Abreise bemerkte Magalhães zu seiner nicht geringen Beunruhigung, daß die ihm untergebenen spanischen Befehlshaber ihm als Ausländer keineswegs hold waren und sich nicht scheuten, bei jeder Gelegenheit ihren Groll laut werden zu lassen. Unzufrieden mit der Richtung, welche er anfangs nahm, bestürmten sie ihn mit Fragen, wohin er sie zu bringen beabsichtige. „Laßt die Fragen," erwiderte er kalt, „Eure Pflicht ist, mir zu folgen; meine Flagge wird euch am Tage und mein Wachtfeuer bei Nacht als Führer dienen." — Am 13. Dezember lief er in die Bai Genero, wo jetzt die Stadt Rio Janeiro liegt, ein, um der Mannschaft einige Erholung zu verschaffen und frische Lebensmittel einzunehmen. Er hätte keinen besser geeigneten Küstenpunkt wählen können, denn man tauschte in kurzer Zeit gegen unbedeutendes Spielzeug eine Menge von Hühnern, Gänsen, Pataten, Zuckerrohr, Ananas und andern köstlichen Früchten

ein und verſah ſich hinlänglich mit dem ziemlich wohlſchmeckenden Fleiſche des Tapir. Für eine Angel oder ein Meſſer bekam man fünf bis ſechs Hühner, eben ſo viele für ein Kartenbild, für einen Kamm zwei Gänſe und für einen Taſchenſpiegel oder eine Scheere ſo viel Fiſche, daß zehn Perſonen ſie kaum auf einen Imbiß zu verzehren vermochten. Für eine Art konnte man einen Sclaven erhalten, der Befehlshaber verbot aber dieſen Handel bei Todesſtrafe. — Braſilien (erzählt der leider unvollkommene, von Antonio Pigafetta, einem auf der Flotte befindlichen italieniſchen Edelmann aus Vicenza, verfaßte Reiſebericht) gehört dem Könige von Portugal, hat Ueberfluß an Produkten und iſt ſo groß wie Spanien, Frankreich und Italien zuſammengenommen. Die Bewohner dieſes Landes haben eigentlich keine Religion, denn ſie beten nichts an und der natürliche Trieb iſt ihr einziges Geſetz. Bei ihrer ſorgloſen, einfachen Lebensweiſe erreichen ſie ein ſehr hohes Alter und man findet Leute von hundertundfünfundzwanzig, ja ſogar von hundertundvierzig Jahren. Alle, ſowohl Männer als Frauen, gehen völlig nackt, ſind wohlgebaut und ſehr gewandt, haben aber eine dunkle, ſchmutzige Hautfarbe. Ihre Wohnungen beſtehen in langen Hütten, in ihrer Sprache Boi genannt, und nicht ſelten hauſen in einer einzigen derſelben hundert Familien; ihre Betten ſind baumwollene Netze (Hamaks), welche mit den Enden an große Balken befeſtigt werden und unter denen man bei ſtrenger Kälte des Nachts ein Feuer unterhält. Ihre Kähne verfertigen ſie aus dicken Baumſtämmen, welche ſie, da ihnen das Eiſen fehlt, mit ſcharfen Kieſeln aushöhlen; ein einziges dieſer Fahrzeuge faßt dreißig bis vierzig Menſchen und wird mit langen Rudern, die den Schiebern der Bäcker gleichen, fortbewegt. Beide Geſchlechter bemalen ſich den Körper und vorzüglich das Geſicht auf eine ſonderbare Weiſe; ihr Haupthaar iſt wollig und kurz, an den übrigen Theilen des Körpers dulden ſie kein Haar, ſondern reißen es aus oder brennen es ab. Obſchon ſie gewöhnlich gänzlich nackt gehen, ſo haben ſie doch bei feſtlicher Gelegenheit ein Schmuckkleid aus in einander gewebten Papageienfedern, welche ſo geordnet ſind, daß die großen Federn der Flügel und des Schwanzes einen Kreis um ihre Hüften bilden, was ihnen

ein auffallend lächerliches Ansehen gibt. Die Männer durchbohren ihre Unterlippen an drei Stellen und stecken in die Löcher dünne cylinderförmige, etwa zwei Zoll lange Steine; die Frauen entbehren diesen nicht sehr angenehmen Schmuck. Die letzteren, welche von ihren eifersüchtigen Männern in sehr strenger Zucht gehalten werden, müssen die schwersten Arbeiten verrichten und oft sieht man sie mit schweren Lasten auf dem Kopfe und mit einem Kinde auf dem Rücken von den Anhöhen nach der Meeresküste herabsteigen, während ihre Eheherrn, Pfeil und Bogen in der Hand, bequem neben ihnen einherschlendern. Im Allgemeinen sind diese Wilden sehr gutmüthig und leichtgläubig und sie nahmen schon deshalb die Spanier mit großem Jubel auf, weil mit der Ankunft derselben auch ein erquickender Regen, welcher mehrere Monate ausgeblieben war, eintraf. Als die Schaluppen, welche an Bord befestigt waren, herabgelassen wurden, glaubten sie, diese seien die Jungen der Schiffe und würden von diesen gesäugt. Obschon sie roh genug sind, um Menschenfleisch zu essen, so geschieht dieß doch nur, wenn ihnen im Kampfe Feinde in die Hände fallen; sie zerlegen alsdann die Gefangenen sogleich und vertheilen die Stücke unter die Sieger; jeder derselben nimmt den ihm zugefallenen Theil mit nach Hause, hängt ihn im Rauch auf und schneidet von Zeit zu Zeit ein Stück davon ab, um es zu braten und zu verzehren. Mangel an Lebensmitteln kann diese abscheuliche Sitte nicht veranlaßt haben, denn das Land ist reich an eßbaren Thieren und vorzüglichen Früchten; besonders verdient hier eine Art Schweine (das Pecari), welches den Nabel (oder vielmehr eine Drüse) auf dem Rücken hat, so wie auch ein mit einem löffelförmigen Schnabel versehener Vogel (der Löffelreiher), welcher keine Zunge hat, Erwähnung. Das Brod, welches sehr weiß ist, welchem die Spanier aber keinen Geschmack abgewinnen konnten, wird aus dem geronnener Milch ähnlichen Marke eines gewissen Baumes (der Sagopalme) bereitet und ist das von den Eingeborenen am häufigsten genossene Nahrungsmittel.

Nach einem Aufenthalte von dreizehn Tagen setzte die Flotte am 27. Dezember ihre Reise wieder fort und erreichte nach einer

vom Wetter nicht begünstigten mühsamen Fahrt die Mündung des Rio de la Plata, mit dessen Untersuchung sie wieder einige Tage zubrachte. In dieser Gegend findet man kostbare Steine, die Bewohner aber sind Menschenfresser; die Mannschaft, welcher das traurige Ende des berühmten Seefahrers Juan de Solis bekannt war, meinte sogar, einen Wilden gesehen zu haben, welcher die Gestalt eines Riesen und die Stimme eines Stieres hatte; der Befehlshaber ließ ihm durch eine Schaar beherzter Leute nachsetzen, er lief aber so schnell, daß diese ihn nicht einzuholen vermochten. Südlich vom Rio de la Plata hielt sich Magalhães immer dicht an der Küste und untersuchte sorgfältig jede Bucht, welche die Möglichkeit einer Durchfahrt zu bieten schien, woraus schon hinlänglich hervorgeht, daß er von dem Vorhandensein einer Straße an einer bestimmten Stelle keineswegs Kunde hatte, daß er aber an der Auffindung einer solchen nicht zweifelte und deshalb mit jedem Tage seine Aufmerksamkeit verdoppelte. Im Februar 1520 steuerte er wieder in einen tiefen Küsteneinschnitt, welchen er für eine Meerenge hielt, überzeugte sich aber bald, daß er sich nur in einer großen Bai befand, und legte ihr den Namen Bahia de S. Matias bei, weil sie am Tage dieses Heiligen entdeckt wurde. Je weiter man nach Süden vorrückte, desto mehr hatte man von Kälte und heftigen Stürmen zu leiden und man sah sich nach langem mühevollen Ankämpfen gegen das ungünstige Wetter genöthigt, in einen guten, aber unbewohnten Hafen (47° 50′ S. Br.), welchen man Puerto de los Patos (Gänsehafen) nannte, der aber jetzt Puerto deseado heißt, einzulaufen. Vor demselben lag eine von mehreren Felseneilanden umgebene Insel (jetzt Königsinsel genannt), welche von Seewölfen und Fettgänsen (Pinguinen) wimmelte. Die Seewölfe sind von verschiedener Farbe, am Kopfe goldgelb, und etwa von der Größe eines Kalbes; sie haben kurze abgerundete Ohren, lange Zähne und kleine Beine; ihre Pfoten (Schwimmfüße), welche unmittelbar am Leibe sitzen, gleichen mit ihren kurzen Nägeln Menschenhänden. Die Matrosen, welche anfangs diese grimmig aussehenden Thiere mit nicht geringer Furcht betrachteten, erkannten bald ihre Unbehülflichkeit und schossen eine große Anzahl

derſelben. Großes Vergnügen gewährte ihnen die leichte Jagd der Fettgänſe, welche in ſo ungeheuerer Menge und ſo dicht beiſammen ſaßen, daß man in einer Stunde deren ſo viele hätte erſchlagen können, als zur Befrachtung der fünf Schiffe nöthig geweſen wären. Sie ſind ſchwarz und am ganzen Körper gleichförmig mit kleinen Federn bedeckt; den Flügeln aber fehlen die zum Fliegen nöthigen Schwungfedern, wie ſie ſich denn in der That auch nicht vom Boden zu erheben vermögen. Sie nähren ſich von Fiſchen und ſind ſo fett, daß man ihnen, wenn man ſie eſſen will, vor der Zubereitung die obere Fettſchichte abziehen muß. — Da man in dem Hafen nicht hinreichendes Holz und Trinkwaſſer zu einem längeren Aufenthalte fand, ſo wurde die Reiſe trotz der andauernden Stürme fortgeſetzt, bis man wieder zu einer bequemen und mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſehenen Bai gelangte, wo Magalhães zu überwintern beſchloß, da die ſchlimme Jahreszeit dieſes Himmelsſtrichs, nämlich der April, bereits begonnen hatte. Er legte der Bai, in welcher er am Tage vor Oſtern an einer zwei Meilen im Innern befindlichen ſichern Stelle (49° S. Br.) vor Anker ging, den Namen Puerto de S. Julian bei und befahl der ganzen Mannſchaft, am Oſtertage ans Land zu ſteigen und die Meſſe zu hören. Alle erſchienen mit Ausnahme der Kapitaine Luys de Mendoza, Gaspar de Queſada und Juan de Cartagena und der Oberbefehlshaber ſchloß mit Recht aus einem ſo ungehorſamen Benehmen, daß dieſe Böſes gegen ihn im Schilde führten. Auch die Matroſen, von ihren Obern verleitet, erhoben nach der Beendigung des Gottesdienſtes über die Entbehrungen, welche ihnen während des Winters bevorſtänden, über die mit jedem Tage zunehmende Kälte und über die Unfruchtbarkeit dieſer ſüdlichen Küſtenſtriche bittere Klagen; da das Land, bemerkten ſie, wie ſie überzeugt ſeien, ſich offenbar bis zum Pole hinziehe, ſo würde man doch nie das Ende deſſelben oder eine Durchfahrt finden; man ſolle alſo zurückkehren, da es doch gewiß nicht der Wille des Königs ſei, daß man Unmögliches verſuche und bei ſolchen vergeblichen Bemühungen Gefahr laufe, an Felſen zerſchmettert zu werden oder in Gegenden zu kommen, wo man den Rückweg nicht mehr finden könne und elend zu Grunde gehen

müsse. Magalhães entgegnete ruhig, aber entschieden, er werde das Versprechen, welches er dem Könige gegeben habe, lösen und den Tod der Schande, als Wortbrüchiger zurückzukehren, vorziehen. „Geschehe was da will," fuhr er fort, „mein fester Wille ist, die Reise fortzusetzen, bis ich eine Meerenge oder das südliche Ende des Festlandes aufgefunden habe; die eine wie das andere sind vorhanden, davon bin ich fest überzeugt. Mag die Fahrt an dieser Küste während der Winterzeit mühsam und gefahrvoll sein, im Frühlinge wird sie leicht und angenehm. Was hindert uns weiter vorwärts zu steuern, und wäre es bis zum Südpol? Werden wir nicht durch die Entdeckung neuer Länder Freude und ewigen Ruhm ernten? Gedenkt der Thaten und Wagnisse eurer Landsleute, welche unter weit schwierigeren Verhältnissen eine neue Welt auffanden und eroberten; gedenkt der Schätze und Belohnungen, welche euch, wenn ihr ausharret, zu Theil werden, und der Schmach, welche euch, wenn ihr feig heimkehrt, trifft. Also vorwärts, Castilianer, ich will euer Führer sein, vertrauet und folgt mir!" — Die zuverläßige Haltung und die begeisternden Worte des Generalcapitäns verfehlten ihr Ziel nicht und es galt nur noch, nachdem die Mannschaft wieder besänftigt und mit neuem Muth beseelt war, die Befehlshaber für ihren Ungehorsam mit unnachsichtlicher Strenge zu züchtigen, um ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorzubeugen. Zuerst ließ Magalhães, was freilich auf keine Weise gebilligt und kaum durch die Verhältnisse entschuldigt werden kann, durch einige zuverläßige Leute Luys de Mendoza, wie es scheint, das Haupt der Empörung, auf seinem eigenen Schiffe erdolchen, und beschoß dann die Vittoria und nahm Gaspar de Quesada gefangen, ohne daß die Bemannung der beiden Schiffe den geringsten Widerstand leistete; Juan de Cartagena wurde sogar von seinen eigenen Leuten ausgeliefert. Am folgende Tage wurde der Leichnam Mendozas gehängt und geviertheilt, dieselbe Strafe traf Quesada; Juan de Cartagena und einen Geistlichen, welcher in die Verschwörung verwickelt war, verurtheilte der Kriegsrath zur Aussetzung an der Küste; die Matrosen, welche bei der Untersuchung schuldig gefunden wurden, erhielten, weil man sie nicht entbehren konnte, Verzeihung. Durch

dieſen gewiß kühnen, aber eben ſo grauſamen Schritt nahmen die Meutereien für immer ein Ende.

Als der Winter ſich zum Ende neigte, ſchickte Magalhães den Kapitän João-Rodrigo Serrão mit ſeinem Schiffe voraus, um zu ſehen, ob keine Meerenge aufzufinden ſei; Serrão ſegelte bis zu dem Cap, welches jetzt den Namen St. Cruz führt, wo er während eines Sturmes Schiffbruch litt und ſich mit der Mannſchaft kaum an die öde Küſte zu retten vermochte. Zwei der beherzteſten Leute gingen unter ſchrecklichen Entbehrungen in dem von allen Nahrungsmitteln entblößten Lande mit der unangenehmen Nachricht nach Puerto de S. Julian zurück, worauf ihre Gefährten, welche der Hunger bereits dem Tode nahe gebracht hatte, abgeholt wurden. — Man lag jetzt beinahe zwei Monate vor Anker und noch hatte man keine Bewohner des Landes geſehen. Endlich erſchien, als man es am wenigſten erwartete, ein Wilder von rieſiger Größe am Strande, wo er zu tanzen und zu ſingen begann und ſich, um ſeine friedlichen Abſichten anzudeuten, das Haupt mit Staub beſtreute. Als Magalhães einen Matroſen ans Land ſchickte und ihn dieſelben Zeichen machen ließ, kam der Eingeborene ohne Scheu nach einer kleinen Inſel, wo ſich die Spanier verſammelt hatten, bezeigte großes Erſtaunen über die Ankunft der Fremdlinge und gab, mit den Fingern zum Himmel deutend, zu verſtehen, daß er glaube, ſie ſeien von dort hergekommen. Er war doppelt ſo groß, als ein Spanier von gewöhnlicher Größe, ſehr gut gebaut und ſehr beweglich; ſein etwas langes roth gefärbtes Geſicht war um die Augen mit einem gelben Ringe und auf den Wangen mit einem herzförmigen Zeichen bemalt; ſeine wenigen Haare ſchienen mit einem weißen Staube beſtreut. Ein ſehr wohl zuſammengenähtes Thierfell diente ihm als Kleidung. Aus dem Felle urtheilte man, daß das Thier, welchem es angehöre, (ohne Zweifel das Guanaco), den Kopf und die Ohren eines Mauleſels, den Hals und Leib eines Kameels und den Schweif eines Pferdes haben müſſe. Da die Füße des Wilden, welche in den Enden des Felles wie in Schuhen ſteckten, Thierfüßen glichen, ſo legte Magalhães den Bewohnern dieſer Gegend den Namen Patagonier (Plattfüße) bei, welchen ſie bis jetzt

behalten haben. Der Patagonier trug eine Art von Beinkleidern von derſelben Haut; in der linken Hand hielt er einen kurzen, aber ſtarken und mit einer aus Därmen gedrehten Senne verſehenen Bogen, in der andern einen Bündel kleiner befiederter Pfeile mit guten Spitzen von ſchwarzem Kieſel. Man gab ihm zu eſſen und zu trinken und zeigte ihm unter andern Tändeleien auch einen Spiegel, vor welchem er aber, als er darin ſein leibhaftiges Ebenbild ſah, mit ſolchem Schrecken zurückfuhr, daß er mehrere hinter ihm ſtehende Matroſen zu Boden warf; doch nahm er, als er wieder ſeine ruhige Faſſung gewonnen hatte, den Spiegel, einen Kamm, einige Schellen und eine Schnur Glasperlen gern als Geſchenk an und ging damit ſehr vergnügt ans Ufer zurück. Seine Gefährten, welche in der Ferne den Ausgang der Unterredung abgewartet hatten, kamen nun näher, warfen ihre Waffen hinweg und fingen ebenfalls an zu ſingen und zu tanzen, wobei ſie fortwährend mit den Fingern nach dem Himmel deuteten. Einige Matroſen, welche man zu ihnen ſchickte, luden ſie ſogleich ein, einen weißen Staub, den ſie als gewöhnliches Nahrungsmittel in Töpfen von Thon bei ſich führen, mit ihnen zu verzehren. Sie waren nicht ſo groß als der Wilde, welcher ſich zuerſt herangewagt hatte, ſondern maßen nur ſieben Fuß. Als man ihnen durch Zeichen zu verſtehen gab, ſie möchten auf die Schiffe kommen, ſchickten ſie ihre Weiber, welchen ſie ihre ganze Habe gleich Laſtthieren aufpackten, zurück, und folgten, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, der Einladung. Die Weiber, welche nicht ſo groß, aber dicker als die Männer waren, zeigten wenig Reize, was auch bei ihrer Kleidung aus Thierfellen nicht leicht möglich iſt; ſie wurden aber dennoch von ihren Eheherrn mit ſichtbarer Eiferſucht bewacht. Die Männer, welche an Bord kamen, hatten eine weit ſchwärzere Hautfarbe, als man unter dieſem Himmelsſtriche hätte erwarten ſollen. Sie ſchienen mit der Behandlung, welche ſie bei den Spaniern fanden, ſehr zufrieden, und forderten dieſe auf, ſie zu ihren weiter im Innern befindlichen Wohnungen zu begleiten. Magalhães ließ neun wohlbewaffnete Leute mit ihnen gehen und gab dieſen zugleich den Auftrag, wo möglich ſich einiger Frauen mit Liſt oder Gewalt zu bemächtigen,

um sie mit sich nach Spanier zu führen; zwei Männer hatte man schon durch eine schändliche List, indem man sie beredete, Fußeisen als Schmuck anzulegen, heimlich festgenommen und in einem der Schiffe verborgen. Nach einem Marsche von etwa sieben Meilen erreichte die Gesellschaft zwei an dem Rande eines Gehölzes liegende Hütten, in denen sich fünf Männer und dreizehn Frauen und Kinder aufhielten. Man tödtete einen wilden Esel und bereitete ihn zum gemeinsamen Mahle. Obschon Wind und Schnee das Uebernachten im Freien sehr beschwerlich machten, so wagten die Spanier aus Furcht vor einem Ueberfalle doch nicht, in einer der Hütten zu schlafen, sondern lagerten sich dicht bei denselben um ein großes Feuer. Am andern Morgen versuchten sie die Frauen der beiden überlisteten Männer zu bewegen, zu diesen zu kommen, und brauchten, als gütliches Zureden nichts half, Gewalt. Sie waren aber sämmtlich, obschon sie zu den stärksten Leuten der ganzen Mannschaft gehörten, kaum im Stande, zwei der riesigen Eingeborenen, welche zur Hülfe herbeieilten, niederzuwerfen; es entspann sich nun ein Kampf, während dessen Weiber und Kinder in eiliger Flucht nach dem Walde davonliefen; erst als diese sich in Sicherheit befanden, zogen sich auch die Männer zurück, obschon die Spanier von ihren Feuerwaffen Gebrauch machten. Nachdem sie die Hütten in Brand gesteckt und einen der ihrigen, welcher, von einem vergifteten Pfeile getroffen, sogleich gestorben war, begraben hatten, brachen sie wieder nach der Küste auf und erreichten glücklich den Ankerplatz. Das hinterlistige Benehmen der so freundlich aufgenommenen Fremdlinge machte die Wilden für die Zukunft vorsichtiger; auch ließen sie fortan keine günstige Gelegenheit zu einem Angriffe vorüber gehen und es gelang ihnen sogar, noch einen Matrosen, welcher sich zu weit von dem Strande entfernt hatte, zu tödten. Diese unfreundlichen Verhältnisse, deren Veranlassung einzig und allein den Spaniern zur Last fällt, waren nicht geeignet, genauere Forschungen über das Land und die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner anzustellen. Ihr Gottesdienst, bemerkt der Reisebericht, scheint sich auf den Teufel und seine Gesellen zu beschränken. Ist einer von ihnen dem Tode nahe, so erscheinen vor ihm, wie sie behaup-

ten, zehn bis zwölf Geister singend und tanzend; der Anführer derselben, welcher den größten Lärm erhebe, heiße Setebos, die andern nenne man Cheleule und sie seien bemalt, wie die Eingeborenen des Landes. Einer der Patagonier, welcher mehrere Tage auf den Schiffen zubrachte, betheuerte sogar, einen solchen Teufel mit Hörnern und langen behaarten Füßen, der vorn und hinten Feuer spie, gesehen zu haben. Als man ihm die Unflätigkeit seiner Religion vorstellte und ihn aufforderte, das Christenthum anzunehmen, erklärte er sich sogleich bereit und lernte in kurzer Zeit den Namen Jesus aussprechen und das Vater Unser deutlich und geläufig beten. Nach diesem Unterrichte taufte man ihn, legte ihm den Namen Juan Gigante (Johann Riese) bei und entließ ihn reich beschenkt. — Die Patagonier haben keine festen Wohnsitze, sondern tragen ihre mit Häuten bedeckten Hütten dahin, wo es ihnen am besten gefällt. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in rohem Fleische und in einer süßen Wurzel, welche sie Capas nennen; Ratten und Mäuse, welche man ihnen an Bord fing, verzehrten sie roh und ohne ihnen das Fell abzuziehen. Ueberhaupt sind sie fast unersättliche Vielfraße; sechs von ihnen leerten einen ihnen vorgesetzten Kessel voll Brei, welcher für zwanzig Matrosen hinreichend gewesen wäre, ohne satt zu sein, und von den zwei Gefangenen aß jeder täglich einen Korb voll Zwieback und trank in einem Zuge einen halben Eimer Wasser. Leiden sie, was bei dieser Lebensweise nicht selten ist, am Magen, so stecken sie sich als Brechmittel einen Pfeil ziemlich weit in die Gurgel hinein, worauf sie eine aus Blut und Galle gemischte Masse von sich geben; fühlen sie Weh am Kopf oder an einem andern Theile des Körpers, so machen sie an der leidenden Stelle einen tiefen Einschnitt und lassen eine Menge Blut ab, worauf, wie sie behaupten, der Schmerz sogleich aufhört.

Mehr erfuhren die Spanier während ihres fünfmonatlichen Aufenthaltes in dem Hafen von S. Julian über die Eingeborenen des Landes, welches übrigens sehr schlecht bevölkert schien, nicht. Als endlich eine bessere Witterung eintrat, lichteten sie am 24. August die Anker und steuerten längs der Küste weiter nach Süden. Neue Stürme zwangen sie aber bald, in die von Serrão

entdeckte Bai St. Cruz einzulaufen und daselbst bis zur Hälfte des Octobers zu verweilen. Man benützte diese Zeit, um Wasser und Holz einzunehmen, und segelte dann mit günstigem Winde bis zu einem Cap, welches man, weil es am Tage der eilftausend Jungfrauen (21. October) entdeckt wurde, Cabo de las Virgines (Jungfrauencap) nannte. Da das Meer hinter demselben weit in das Land hineintrat und die Küste eine westliche Richtung annahm, so schickte Magalhães zwei Schiffe voraus, die Bai zu untersuchen, mit der Weisung jedoch, in fünf Tagen wieder zu ihm zu stoßen. Das eine kam mit der Meldung zurück, daß es nur einige kleine Inseln und ein durch Klippen und Untiefen gefährliches Meer gesehen habe, das andere aber brachte die erfreuliche Kunde, daß es in eine Meerenge eingelaufen und darin drei Tage lang fortgesegelt sei, ohne ein Ende zu gewahren, welches auch noch sehr weit entfernt sein müsse, da die Fluth immer bedeutender gewesen, als die Ebbe. Auf diese Nachricht lief das ganze Geschwader in die Straße ein und legte sich, nachdem es ungefähr eine Meile darin vorgerückt war, vor Anker. Ein mit zehn Leuten bemanntes Boot, welches man zur Erforschung der Gegend abschickte, landete bei einem großen Gebäude, in welchem sich an zweihundert Gräber befanden; auch sahen sie die Gerippe mehrerer großen am Ufer gestrandeten Wallfische, woraus sie schlossen, daß diese Küste heftigen und andauernden Stürmen ausgesetzt sein müsse. Da Magalhães sich jetzt immer mehr dem Glauben hingab, daß die von Osten nach Westen sich hinziehende Meerenge die lange gesuchte Straße sei, ließ er den gut segelnden S. Antonio vorausgehen, um sich von der weiteren Richtung und Beschaffenheit derselben zu überzeugen. Auch dieses Schiff drang fünfzig Meilen weit vor, ohne irgend ein Zeichen, aus welchem man auf eine bald endende Bai hätte schließen können, wahrzunehmen. Diese Nachricht erfüllte alle mit großer Freude und Magalhães rief die Befehlshaber, Steuerleute und Beamten des Geschwaders zusammen, um ihre Meinung zu hören und den Zustand der Vorräthe an Lebensmitteln zu erfahren. Da sich ergab, daß diese noch auf drei Monate ausreichten, so sprach er seine Ansicht dahin aus, daß man durch die glücklich aufgefundene

Straße die Fahrt nach den Molukken fortsetzen solle. Alle stimmten ein, daß man jetzt das Unternehmen durchführen müsse, weil es schmachvoll sein würde, es grade in dem Augenblicke aufzugeben, wo man nur noch die Früchte so großer Mühseligkeiten und Gefahren einzuernten habe. Nur Estevão Gomez, der Steuermann des S. Antonio, ein durch seine Kenntnisse und seinen Muth ausgezeichneter portugiesischer Seemann, theilte diese Meinung nicht, indem er es für klüger hielt, vorerst nach Spanien zurückzukehren und eine neue Flotte auszurüsten, denn man habe, setzte er mit vollem Rechte hinzu, wenn man auch sich glücklich aus der Meerenge herausgewunden habe, noch einen breiten Ozean zu durchschiffen und laufe Gefahr umzukommen, wenn man ohne hinreichende Vorräthe an Bord zu haben, von Stürmen oder Windstillen aufgehalten werde. So gewichtig auch diese Gründe den meisten schienen, so war doch Magalhães weit entfernt, sie anzuerkennen oder zu berücksichtigen; „genug davon," rief er ärgerlich, „denn selbst die Gewißheit, das Lederwerk an den Schiffen essen zu müssen, kann mich nicht abhalten, mein dem Kaiser gegebenes Versprechen zu erfüllen; auch bin ich jetzt mehr als je überzeugt, daß ich das Unternehmen zu einem glücklichen Ende führen werde." Darauf entließ er den Rath und da er den Einfluß des vorsichtigen Steuermannes auf die Matrosen kannte, so verbot er jedem bei Todesstrafe, fortan von der Rückkehr zu sprechen. Am folgenden Morgen ließ er die Anker lichten und segelte, nachdem er den S. Antonio zur Untersuchung eines tiefen Seitencanals abgeschickt hatte, auf dem breiteren Fahrwasser weiter. Da man auf der zur Linken sich hinziehenden Küste während der Nacht stets Feuer sah, so legte man ihr den Namen Tierra del Fuego (Feuerland) bei, welchen sie noch trägt. Das Geschwader rückte nur langsam vor, um den S. Antonio zu erwarten, da aber bereits sechs Tage vorüber waren und das Schiff immer noch nicht erschien, so wurde die Vittoria zurückgeschickt, um es aufzusuchen. Diese fand es aber nicht, denn es war bereits auf dem Wege nach Spanien; Estevão Gomez, über die Nichtachtung seines Rathes aufgebracht, hatte die günstige Gelegenheit benutzt, um im Einverständniß

mit der Mannschaft den Befehlshaber des Schiffes, Alvaro de Mesquita, einen Neffen des Generalcapitäns, in Fesseln zu legen und sich davonzumachen. Da der Antonio den größten Theil der Vorräthe an Bord hatte, so erfüllte dieser Verrath Magalhães mit großer Bekümmerniß, sein Entschluß, die Reise fortzusetzen, wankte aber nicht. — Die Straße, in welcher jetzt die drei noch übrigen Schiffe vorsichtig, aber ohne sich aufzuhalten, voransegelten, bot einen gleichförmig traurigen Anblick; hohe, in Schnee gehüllte Berge und Felsen wechselten mit niedrigeren bis zum Strande mit Wald bedeckten Hügeln; nur Moose und Farrenkräuter wucherten an den steil abfallenden Ufern, doch erblickte man weiter landeinwärts zahlreiche Berberitzen und reichbelaubte Brombeersträucher, über welche sich hie und da eine schlanke Birke erhob. Da man nicht landete, so ahnte man noch nichts von der Menge gesunder Kräuter, welche spätere Reisende hier fanden und von denen wir hier nur das Löffelkraut und eine Art Sellery, beide gegen den Scorbut sehr wirksam, nennen wollen. Magalhães hielt sich in dem von zahllosen Canälen und Buchten durchschnittenen und der vielen Untiefen wegen gefährlichen Inselllabyrinth stets an der patagonischen Küste und hatte es wohl hauptsächlich dieser Vorsicht zu verdanken, daß er ohne Unfall nach einer Fahrt von zwanzig Tagen das Ende der Straße erreichte. Am 28. November begrüßte die ganze Mannschaft mit unendlichem Jubel und mit inbrünstigem Dankgebete zu dem Allmächtigen, welcher das Unternehmen mit so glänzendem Erfolge gekrönt hatte, den sich vor ihr ausbreitenden Ozean. Nichts glich aber der Freude, welche Magalhães fühlte, als er nicht nur seine Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Durchfahrt bestätigt sah, sondern auch fand, daß die Küste des Festlandes eine nördliche Richtung nahm. Er beeilte sich nun, die kalten Meeresstriche, wo man so viel Ungemach erduldet hatte, zu verlassen und steuerte nach Norden hinauf. Der Kampf mit heftigen Stürmen dauerte noch fort bis zum 28. Dezember, als man aber den zweiunddreißigsten Grad südlicher Breite überschritten hatte, wurde das Wetter mit jedem Tag freundlicher und die ungeheure Wasserfläche wurde kaum vom Winde bewegt, weshalb man diesen

Theil des Weltmeeres den stillen Ozean nannte, welche Benennung ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist, obgleich sie doch nur höchstens für die zwischen den Wendekreisen liegende Strecke als richtig angenommen werden kann.

Man legte mit ununterbrochen günstigem Winde jeden Tag sechzig bis siebenzig Meilen zurück, aber das Meer nahm kein Ende und die von Vorurtheilen befangene Mannschaft fing von neuem an zu murren und zu klagen und hielt sich, da die Vorräthe aufgezehrt waren, für verloren. Man war bereits auf die in Zwiebackfässern zurückgebliebenen Reste beschränkt, einen mit Würmern vermischten Staub, der überdieß mit dem Urin der Mäuse getränkt war und einen unerträglichen Gestank verbreitete; auch das Wasser, welches in möglichst kleinen Rationen gereicht wurde, war stinkend und in Fäulniß übergegangen. Drei Monate und zwanzig Tage hatte man nicht die mindeste frische Nahrung genossen und nachdem die letzten Stücke des eingesalzenen Fleisches aufgegessen waren, griff man zu dem Rindsleder, womit die Raen, um die Reibung der Taue zu verhindern, umwickelt waren; dieses war jedoch durch die beständige Einwirkung des Wassers, der Sonne und des Windes so hart, daß man es vier bis fünf Tage im Meere einweichen mußte, um es so weich zu machen, daß man es auf Kohlen braten konnte. Manchen Tag hatte man als Mittagsmahl nichts als Sägespäne; Mäuse, eine sonst dem Menschen so ekelhafte Speise, galten als Leckerbissen und wurden das Stück mit einem halben Ducaten bezahlt. Fürchterlicher noch als der Hunger war eine plötzlich hereinbrechende bösartige Krankheit (der Scorbut), durch welche das Zahnfleisch so dick anschwoll, daß es die Zähne gänzlich bedeckte und der davon Befallene keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Neunzehn Leute starben an dem Uebel, darunter einer der beiden Patagonier, welche man mit nach Spanien hatte führen wollen; der andere, welcher sich auf dem St. Antonio befand, kam in der Nähe der Linie um, weil er die große Hitze daselbst nicht ertragen konnte. — Auffallend, ja fast wunderbar ist es, daß das Geschwader auf einer Meeresstrecke von fast viertausend Meilen, welche mit einer Menge herrlicher, gutbevölkerter Inseln bedeckt

ist, nur zwei öde Eilande berührte, welchen man, weil man auf ihnen nur Bäume und Vögel sah und an ihren Küsten keinen Ankergrund fand, den Namen Las Desventuradas (die Unglücklichen) beilegte. Da sich aus dem höchst unvollständigen Reiseberichte der Weg, welchen Magalhães nahm, nicht genau ermitteln läßt, so ist man nicht einig, welche Inseln man unter den unglücklichen zu verstehen habe. Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht für die unbewohnte und schwer zugängliche Insel Pitcairn (25° 4′ S. Br. und 237° L.), welche erst im J. 1767 von Carteret wieder gesehen wurde, und Honden-Eiland (14° 50′ S. Br. und 236° 42′ L.), welche Le Maire im J. 1616 von neuem entdeckte. Mit Gewißheit darf man wohl annehmen, daß Magalhães zwischen dem Archipel der Gefahr und den Marquesas hindurchsegelte, ohne sie wahrzunehmen. Am 6. März 1521 durchschnitt er unter dem hundert und sechsundsechzigsten Längegrade die Linie und bekam fünfzehn Grade jenseits derselben wieder zwei Inseln zu Gesicht, welche sich gleich schönbepflanzten Gärten aus den Wogen erhoben und die dem Hungertode nahen Seefahrer mit frischer Hoffnung erfüllte. Mit gierigen Augen betrachteten sie die köstlichen Früchte der riesigen Kokospalme, die unter ungeheuer langen Blättern hervorlachende feigenartige Frucht der Banane, die Zuckerrohrpflanzungen und die wohlbestellten Reisfelder. Die Inseln waren bewohnt und als man sich der einen derselben näherte, um vor Anker zu gehen, kamen die Eingeborenen in ihren Canots an die Schiffe und stiegen ohne Scheu an Bord, wo man sie anfangs ruhig ihr Gewerbe treiben ließ. Als sie aber jeden Winkel durchzustöbern anfingen und was ihnen in die Hände fiel, fortschleppten, so sah man sich, da ihre Anzahl mit jedem Augenblicke wuchs und gütliche Andeutungen gänzlich unbeachtet blieben, genöthigt, sie mit Gewalt fortzutreiben. Darüber geriethen sie aber in solche Wuth, daß sie sich in ihren Canots um die Schiffe sammelten und Steine und brennendes Holz nach denselben schleuderten. Magalhães hatte befohlen, ihnen kein Leid zuzufügen, da sie aber ihren Angriff mit immer steigender Keckheit fortsetzten, so ließ er auf sie feuern, worauf sie die Flucht ergriffen. Bald darauf erschienen sie, obgleich viele von ihnen getödtet

worden waren, wieder und boten, als wenn nichts vorgefallen wäre, Fische und Früchte zum Austausch an. Als man einige Tage später bei der Untersuchung der Inseln an einer derselben des Abends hinsegelte, schnitten die Bewohner, von der Dunkelheit begünstigt, das Boot am Hintertheile des Hauptschiffes ab und zogen es bei einem Dorfe auf den Strand. Am andern Morgen segelten zwei Schaluppen mit neunzig bewaffneten Leuten nach dem Dorfe, welches am Fuße eines Berges lag, auf welchem sich die Wilden in großer Schnelligkeit sammelten und einen Hagel von Steinen herabschleuderten, bis man sie mit Flintenschüssen in die Flucht trieb. Die Matrosen drangen nun in das Dorf, stießen nieder, wen sie fanden, warfen Feuer in die Wohnungen und schleppten die vorräthigen Lebensmittel nach den Schiffen, wo man sich jetzt nach langer Fastenzeit gütlich that. Die Wilden, welche die derbe Züchtigung als Strafe für die Entwendung des Bootes betrachteten, zogen es wieder ins Meer, ohne sich in die Nähe der Schiffe zu wagen, weil sie jetzt die Wirkung der von denselben herabgeschleuderten Geschosse empfunden hatten. Die Pfeile waren diesen Naturkindern eine völlig unbekannte Waffe; die ersten, welche davon getroffen wurden, zogen sie aus den Wunden, und betrachteten sie mit Erstaunen, bis sie todt niederfielen. Als das Geschwader im Begriffe stand, die Inseln zu verlassen, folgten ihnen die Eingeborenen in mehr als hundert Canots und boten Fische zum Verkaufe an, als man sie aber, an ihrer friedlichen Absicht nicht zweifelnd, nahe kommen ließ, schleuderten sie unvermuthet eine solche Menge von Steinen nach den Schiffen, daß man sich gezwungen sah, mit vollen Segeln gegen sie anzulaufen; sie wichen aber mit großer Geschicklichkeit aus und ergriffen die Flucht. Man bemerkte auch in den Canots jammernde Weiber, welche sich, wahrscheinlich aus Schmerz über den Verlust ihrer im Kampfe umgekommenen Männer, die Haare ausrauften.

Diese Wilden scheinen, so viel man während des kurzen Aufenthaltes bei ihnen wahrnehmen konnte, weder einen König oder Anführer, noch irgend ein anderes Gesetz zu haben, als ihre eigene Willkür. Sie sind von gewöhnlicher Größe, wohl gebaut

und von olivengrüner Gesichtsfarbe; die Zähne färben sie roth und schwarz, was bei ihnen als eine große Schönheit gilt. Von Kleidung wissen sie nichts; nur auf dem Kopfe tragen sie zum Schutze gegen die Sonne einen Hut von Palmblättern; ihre Haare sind schwarz wie Ebenholz und hängen, in einen Knoten geschürzt, bis auf die Hüften herab. Die Weiber, welche als schön gelten können, sind weniger dunkelfarbig und gehen ebenfalls nackt, mit Ausnahme einer Schürze um die Hüften, welche aus der inneren Rinde der Palme besteht und dünner ist als Papier. Ihr Haupthaar, welches bis auf die Füße herabreicht, bedeckt fast den ganzen Körper. Die Männer verrichten die schwereren Arbeiten, die Weiber beschäftigen sich nur im Hause und verfertigen Körbe und Matten von Palmblättern. Das Innere der von Holz erbauten, mit Bretern und mit den vier Fuß langen Blättern der Banane bedeckten und mit Fenstern versehenen Häuser ist sehr reinlich und entbehrt durchaus nicht aller Bequemlichkeit; selbst Betten, äußerst feine, über weiches Stroh ausgebreitete Matten von Palmblättern, fehlen nicht; nur verbreitet das Kokosöl, womit Männer und Weiber den ganzen Körper und die Haare salben, einen eigenthümlichen Geruch, an welchen man sich aber bald gewöhnt. Die Nahrungsmittel dieser Wilden sind die köstlichen auf ihren Inseln im Ueberfluß gedeihenden Früchte, besonders Bananen und Patáten, Zuckerrohr, Vögel und Fische, mit deren Fang sie trefflich umzugehen wissen. In ihren gondelähnlichen buntbemalten Canots, welche von einem dreieckigen, aus Palmblättern zusammengenäheten Segel getrieben werden, durchschneiden sie pfeilschnell die Wogen und wagen sich sogar auf das hohe Meer. Um das Umschlagen der schmalen Fahrzeuge durch das schwere, stets an der einen Seite angebrachte Segel zu verhindern, befestigen sie auf der andern Seite einen zugespitzten, mit Querstangen versehenen Balken (einen sogenannten Ausleger), wodurch sie geschickt das Gleichgewicht erhalten. Die Canots haben, weil man zwischen Vorder- und Hintertheil keinen Unterschied macht, an beiden Enden ein Steuerruder, welches mit dem Schieber der Bäcker die meiste Aehnlichkeit hat; will man eine grade entgegengesetzte Richtung einschlagen, so wird nur das

Segel gedreht. Schlägt durch irgend einen Zufall ein Canot um, so fragt man wenig darnach, denn alle diese Wilden sind treffliche Schwimmer und tummeln sich, gleich Delphinen, im Meere. Ueberhaupt zeigen sie in Allem, was sie vornehmen, eine erstaunliche Gewandtheit und Schlauheit, besonders aber im Stehlen, weshalb die Spanier den von ihnen bewohnten Inseln den Namen Islas de los Ladrones (Diebsinseln) beilegten, der über die andere Benennung Islas de las velas latinas (Inseln der lateinischen Segel), welche ihnen gleichzeitig wegen der dreieckigen Form der Segel ihrer Fahrzeuge gegeben wurde, den Sieg davon getragen hat. Die meisten Geographen stimmen darin überein, daß diese Inseln dieselben sind, welche jetzt die Marianen heißen; nur wenige halten sie für einen Theil der Inselgruppe, welche jetzt den Namen Lord Mulgrave-Archipel trägt, indem sie das Geschwader auf der Fahrt von den Desventuradas bis zu den Philippinen zweimal, zuerst auf den Lord Mulgrave-Inseln und dann auf den Marianen, vor Anker gehen lassen. Diese Ansicht widerspricht jedoch Pigafettas Erzählung, welcher wir, so lange bessere, in den spanischen Archiven noch vorhandene Berichte über die erste Reise um die Welt nicht zugänglich geworden sind, folgen müssen.

Nach dem unfreundlichen Abschiede von den Ladronen setzte das Geschwader seinen Lauf nach Westen hin fort und erreichte am Morgen des 16. März ein hohes, mit dunkelgrünen Wäldern und einer üppigen Vegetation bedecktes Land, welches man bald als eine zu einer größeren Gruppe gehörende Insel erkannte, die, wie man später erfuhr, in der Sprache der Eingeborenen Zamal (Samar) hieß. Magalhães steuerte vorsichtig längs des Korallenufers hin und ging an einem kleinen unbewohnten Eilande vor Anker, um frisches Wasser einzunehmen und seinen von der langen Reise ermüdeten und zum Theil kranken Leuten einige Ruhe zu vergönnen und sie wieder frische Kräfte sammeln zu lassen, ehe sie mit den Bewohnern der größeren Insel, deren Gesinnung man nicht kannte, in Verbindung kamen. Man fand zwei Quellen vortrefflichen Wassers, viele mit köstlichen Früchten prangende Bäume und sogar Spuren von Gold, weshalb man dem

Eiland, von den Insulanern Humunu und jetzt Gignan genannt, den Namen Wasserplatz der guten Zeichen beilegte; die ganze Gruppe nannte man Archipel des hl. Lazarus, weil sie am Tage dieses Heiligen entdeckt wurde, welche Benennung aber der Seefahrer Rui Lopez de Villalobos, der die Inseln im J. 1542 genauer untersuchte, zur Ehren des Prinzen Philipp in den Namen Philippinen umwandelte, den sie noch tragen. — Die Spanier befanden sich bereits drei Tage auf dem unbewohnten Eilande, als mehrere Eingeborene der großen Insel, welche sich in einer Barke auf dem Fischfange befanden und die Schiffe wahrgenommen hatten, ohne Scheu ans Land stiegen und ihre Verwunderung und Freude über die Ankunft der fremden Gäste durch Gebärden zu erkennen gaben. Magalhães, dem ihre Friedfertigkeit sehr erwünscht kam, bewirthete sie, und beschenkte sie mit einigen Spielereien. Durch diese Aufmerksamkeit sehr geschmeichelt, überreichten sie dem Befehlshaber einen Theil ihrer Fische und ein Gefäß mit Palmwein, wobei sie sich entschuldigten, daß sie im Augenblicke nichts weiter besäßen, was sie als Gegengeschenk anbieten könnten, daß sie aber in vier Tagen zurückkommen und Reis, Kokosnüsse und andere Lebensmittel bringen würden. Bei ihrem Abschiede ließ der Befehlshaber eine Kanone lösen, wodurch sie so erschreckt wurden, daß sie im Begriff standen sich ins Meer zu stürzen; als man ihnen aber durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie nichts zu befürchten hätten, beruhigten sie sich vollkommen und verließen die Schiffe mit den freundlichsten Versicherungen. Daß diese ernstlich gemeint waren, bewiesen sie durch die pünktliche Erfüllung ihres Versprechens, denn schon am 22. März erschienen sie wieder mit zwei Barken und brachten Reis, Palmwein, Kokosnüsse, Orangen und einen Hahn. Ihr Anführer war ein bejahrter Mann mit bemaltem Gesichte und goldenen Ringen in den Ohren; die Leute seines Gefolges trugen goldne Armspangen und Tücher um den Kopf. Der größte Theil der Lebensmittel, welche ihnen die Spanier abkauften, bestand aus Kokosnüssen, der Frucht einer dem Dattelbaume ähnlichen, nur weniger knotigen Palmenart, welche, wie der Reisebericht sich ausdrückt, den Insulanern fast ihre ganze Nahrung, Brot, Wein, Oel und Essig, liefert.

Um den Wein zu gewinnen, macht man an der Blüthenscheide einen Einschnitt bis auf das Mark, und fängt den mostartigen, aber etwas säuerlichen Saft (Suri), welcher in großer Fülle hervorquillt, des Morgens und des Abends in Röhren einer Schilfart, welche fast so dick ist, als das Bein eines Mannes, auf. Die Frucht der Kokospalme ist nicht dünner als ein Menschenkopf und zuweilen noch dicker. Die äußere grüne, zwei Finger dicke Leifel besteht aus Fasern, aus denen man starke Taue und Bindfaden verfertigt. Unter dieser liegt eine Rinde, so dick und hart, wie die Schale einer gewöhnlichen Nuß, welche man zu mancherlei Geräthschaften verarbeitet oder zu Pulver verbrennt, dem man viele gute Eigenschaften zuschreibt. Im Innern dieser Rinde sitzt ein weißes, etwa fingerdickes Mark, das man statt des Brotes zu Fleisch und Fisch ißt; mitten in diesem Marke findet man einen klaren, eben so süß schmeckenden als stärkenden Saft, welchen man, obgleich er zu sehr kühlt und deshalb schädlich wirkt, gewöhnlich frisch trinkt oder in einem Gefäße sich verdichten läßt, wodurch er so fest wird wie ein Apfel. Setzt man ihn einige Zeit ruhig der Sonne aus, so wird er säuerlich und endlich zu einem Essig, der an Güte dem Weinessig gleich kommt. Will man Oel erhalten, so läßt man das Mark sammt dem Safte in Gährung übergehen und siedet dann die Masse, wodurch sich ein butterähnliches, aber flüssigeres Fett bildet. Auf diese Weise kann eine Familie von zehn Personen von zwei solcher Kokospalmen, welche über hundert Jahre alt werden, leben, indem sie abwechselnd jede Woche in die eine derselben Einschnitte macht, während sie die andere ruhen läßt, um nicht beide durch beständiges Abzapfen zu Grund zu richten. — Die ersten Eingeborenen, mit denen die Spanier in Berührung kamen, waren, wie es scheint, Malaien, welche die Philippinen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erobert und die negerartigen Papuas (Urbewohner), von olivengrüner Hautfarbe, untersetzter Gestalt und mit krausem, wolligem Haar, bereits nach den gebirgigen Gegenden gedrängt hatten; doch sah man auf den zunächst liegenden Inseln, welche man später berührte, viele solcher Papuas; sie gingen, mit Ausnahme eines Stückes dünner Baumrinde oder baum-

wollenen Zeuges um die Hüften, gänzlich nackt und hatten ihren tätowirten, wohlbeleibten Körper mit Kokosöl geſalbt, um ſich, wie ſie behaupteten, gegen den ſchädlichen Einfluß des Windes und der Sonnenhitze zu ſchützen; die Löcher in ihren Ohrlappen, welche ſie als eine nicht geringe Zierde betrachten, waren ſo groß, daß man leicht einen Arm durchſtecken konnte. Die Waffen, welche man bei ihnen bemerkte, beſtanden in kurzen Säbeln, Schilden, Keulen und mit Gold beſchlagenen Speeren, ihre Geräthſchaften zum Fiſchen in Wurfſpießen, Harpunen und Netzen, welche ſie in ihren wohleingerichteten Barken trefflich zu handhaben verſtanden.

Nach einem Aufenthalte von acht Tagen lichtete Magalhães die Anker und ſteuerte zwiſchen Weſt und Südweſt bis zu einer kleinen, aber bewohnten Inſel Maſſana (jetzt Limaſugua genannt), wo ſich ihm zwei ganz mit Menſchen gefüllte Balangai (große Barken) näherten, welche jedoch ſogleich durch Zeichen ihre friedliche Abſicht kund gaben. In der geräumigſten derſelben ſaß unter einem aus Binſenmatten zierlich verfertigten Baldachin der König der Inſel, welcher herangekommen war, um ſich nach dem Begehren der ungewöhnlichen Gäſte zu erkundigen. Magalhães ertheilte ihm durch ſeinen Sclaven, einen Malaien, deſſen Sprache von allen in den Barken befindlichen Leuten vollkommen verſtanden wurde, die nöthige Auskunft und machte ihm einige Geſchenke, welche ſogleich mit einer Stange Gold und einem Korb voll Ingwer erwidert wurden. Der Befehlshaber nahm, um nicht habſüchtig zu erſcheinen, dieſe Gegenſtände, ſo ſehr ſie ihm auch behagten, nicht an, ſondern ließ, nachdem er vor Anker gegangen war, den König erſuchen, ihm Lebensmittel gegen gute Bezahlung verabfolgen zu laſſen, worauf dieſer mit acht ſeiner vornehmſten Unterthanen an Bord kam, und indem er drei mit rohem Reis gefüllte und mit Blättern reinlich bedeckte Porzellangefäße und zwei große Fiſche als Zeichen der Freundſchaft überreichte, ſeine Dienſte anbot; man gab ihm dagegen ein türkiſches Kleid von rothem und gelbem Tuche und eine ſchöne rothe Mütze, worüber er ſo ſehr vergnügt war, daß er bald jedes Mißtrauen ablegte und alle Räume des Schiffes beſuchte, um die Einrichtung deſſel-

ben und die ihm unbekannten Geräthschaften zu betrachten und sich ihren Gebrauch und Nutzen erklären zu lassen. Beim Abschiede bat er dringend, man möge ihm einige Leute mitgeben, damit er ihnen ebenfalls die Merkwürdigkeiten seines Reiches zeigen könne. Magalhães entsprach mit Vergnügen seinem Begehren und gab ihm vier tüchtige Leute unter dem Befehle des Ritters Pigafetta mit. — Als wir, erzählt dieser, ans Land kamen, hob der König die Hände gegen den Himmel und wandte sich dann zu uns und schien zufrieden, als wir alle dieselbe Gebärde wiederholten. Darauf wurde ich von ihm selbst und jeder meiner Begleiter von einem der Vornehmsten aus seinem Gefolge bei der Hand genommen und an einen von Rohr erbauten Schuppen geführt, wo wir uns auf dem Hintertheile einer darunter liegenden Barke niederließen und mit einer Schüssel mit Schweinefleisch und einem Kruge Palmwein bewirthet wurden. Die Trinkschaale des Königs, welche außer ihm und mir Niemand zu berühren wagte, war beständig bedeckt. Wollte er trinken, so hob er jedesmal vorher die Hände gegen den Himmel und streckte dann, während er das Gefäß mit der rechten Hand ergriff, die linke mit geballter Faust gegen mich aus, so daß ich anfangs glaubte, er wolle mir einen Schlag versetzen. In dieser Stellung blieb er, so lange er trank, und da sein Gefolge dieselben Gebärden machte, so ahmten wir sie, so gut es ging, nach. Dieselben Förmlichkeiten beobachtete man bei dem Abendessen, welches später aufgetragen wurde und aus zwei großen Porzellanschüsseln mit Reis und Schweinfleisch bestand. Darauf begaben wir uns zu dem Palast, einem heuschoberähnlichen, mit Bananenblättern bedeckten Gebäude, in welches wir, da es ziemlich hoch von dem Boden auf vier starken Balken ruhte, auf einer Leiter hineinsteigen mußten. Nachdem wir mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf Rohrmatten Platz genommen hatten, setzte man uns eine Schüssel mit gebratenen Fischschnitten, frischem Ingwer und Wein vor und nöthigte uns zuzugreifen, was einer meiner Gefährten so unmäßig that, daß er betrunken wurde. Die Lichter, welche in dem Palaste brannten, bestanden aus dem in Palmblätter eingewickelten Harze des Heuschreckenbaumes. Als es schon ziemlich spät war, gab

uns der König durch ein Zeichen zu verstehen, daß er schlafen wolle, und entfernte sich. Sein Sohn blieb aber bei uns; wir streckten uns neben ihm auf eine Schilfmatte und ruhten, mit unsern Köpfen auf Kissen von Baumblättern liegend, sanft bis zum Anbruch des Tages. Am Morgen erschien der König wieder und nahm von uns Abschied, indem er uns die Hände küßte. Sein Bruder, welcher den Bezirk Caraga auf der großen Insel Mindanao beherrschte und zufällig zum Besuche bei ihm war, begleitete uns auf das Geschwader; er ward von dem Befehlshaber freundlich empfangen und mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Er erzählte, daß man auf seiner Insel große Stücke Goldes finde, welches man aber, da sie mit Erde vermischt seien, zerstoßen und durch einen Sieb reinigen müsse; überhaupt, fügte er hinzu, sei das Gold in seinem Gebiete nicht selten und alle Gefäße, ja sogar viele Zierrathen seines Hauses bestünden aus diesem Metall. Der König von Caraga war der schönste Mann, welchen man auf allen bis jetzt besuchten Inseln gesehen hatte, und wußte sich sehr artig zu benehmen. Sein schwarzes Haar, welches ihm über die Schultern herabfiel, war mit einem seidenen Schleier umwunden und das kurze Röckchen, welches ihm vom Gürtel bis auf die Kniee reichte, bestand ebenfalls aus gestickter Seide; in den Ohren trug er goldene Ringe und an der Seite einen kleinen Säbel oder Dolch mit einem sehr langen goldenen Griffe und einer schön gearbeiteten hölzernen Scheide. Seine olivenfarbige, aber übermalte Haut duftete von Storax und Benzoe und seine Zähne waren mit goldenen Plättchen belegt. Er nannte sich Raja Siagu, sein Bruder aber Raja Colambu.

Da Magalhães die beiden Könige so freundlich gegen ihre Gäste gestimmt sah, so ließ er am Ostertage einen großen Theil der Mannschaft in festlicher Kleidung ans Land gehen, und eine feierliche Messe lesen, nach derselben aber auf einem Hügel ein Kreuz aufrichten und den beiden Königen erklären, dieß sei die siegreiche Fahne seines mächtigen Gebieters, welche, wo man sie schütze und ehre, den Bewohnern des ganzen Landes Glück und Segen und Schutz gegen Blitz und Ungewitter gewähre, und sie hätten von allen europäischen Schiffen, welche an der Insel lan-

den und das Kreuz sehen würden, keine feindliche Behandlung zu befürchten. Die Könige dankten ihm für seine Güte und warfen sich nach dem Beispiele der Spanier mit ihren Unterthanen vor dem aufgepflanzten Kreuze nieder. Auf die Frage nach ihrer Religion und ob sie Muhamedaner oder Heiden seien, erwiderten sie, daß sie kein irdisches Ding anbeteten, sondern nur ein höchstes Wesen, welches sie Abba nenneten, mit zum Himmel aufgehobenen Händen verehrten. — Nach dieser stillschweigenden Besitznahme der Insel fing man an, sich durch mancherlei Belustigungen von den so lange erduldeten Mühseligkeiten und Entbehrungen zu erholen und mit den Eingeborenen, welche sich fortwährend sehr gutmüthig und gefällig bewiesen, näheren Umgang anzuknüpfen, um sowohl ihre Art und Weise, als auch die Beschaffenheit und die Hülfsquellen ihres Landes genauer kennen zu lernen. Die meisten der Insulaner gingen, da die Sitte, den Körper zu bemalen, bei ihnen allgemein ist, gänzlich nackt und nur die Frauen trugen einen Rock von dünner Baumrinde, welcher von den Hüften bis zu den Knöcheln reichte und über den ihr rabenschwarzes Haupthaar bis auf die Füße herabhing. Männer und Frauen trugen in den durchlöcherten Ohrläppchen Ringe und Gehänge; die Männer waren, wie man zu beobachten häufig Gelegenheit hatte, starke Trinker und kauten beständig eine Masse, die ihren Mund roth färbte und die sie von Zeit zu Zeit, wenn sie recht durchgekaut war, ausspuckten. Sie bestand aus Stücken einer birnähnlichen Frucht (der Arecanuß), welche man in Blätter (Betelblätter), die denen des Maulbeerbaumes ähnlich waren, mit einem kleinen Zusatz von Kalk einwickelte. Alle Insulaner, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, kauten, wie es noch heut zu Tage in dem ganzen südöstlichen Asien der Fall ist, unermüdlich und behaupteten sogar, sie würden sterben, wenn sie sich des Betels, welcher das Herz erquicke, enthalten wollten.

Da Magalhães in Erfahrung gebracht hatte, daß die Insel, welche Zebu heiße, die fruchtbarste der ganzen Gruppe sei und daß er sich dort am schnellsten und billigsten mit guten Lebensmitteln versehen könne, so lichtete er nach einem Aufenthalte von sieben Tagen in Begleitung des Raja Colambu, welcher sich frei-

willig als Piloten angeboten hatte, die Anker und nahm seinen Weg nach Südost zwischen fünf Inseln hin, welche alle bewohnt waren und besonders Ueberfluß an Papageien, Tauben, Hühnern und anderm Geflügel zu haben schienen. Auf einer derselben, welche Gatigan hieß, sah man Fledermäuse, die nicht kleiner waren als ein Adler; man tödtete eine derselben und fand ihr Fleisch so wohlschmeckend wie Hühnerfleisch. Am 7. April lief das Geschwader mit vollen Segeln und unter dem Donner des sämmtlichen an Bord befindlichen Geschützes in den Hafen von Zebu ein, wodurch die Bewohner dieser Stadt in nicht geringen Schrecken geriethen. Dem Dolmetscher, welcher sogleich ans Land geschickt wurde, gelang es jedoch bald, den in der Mitte seines am Ufer versammelten Volks stehenden König zu beruhigen. Schon am folgenden Tage kamen Abgeordnete desselben an Bord und schlossen mit dem Befehlshaber einen Vertrag, worauf dieser sogleich die zum Eintausche hinreichender Lebensmittel nöthigen Waaren ausschiffen ließ. Pigafetta, welcher mit einigen meist aus Glasschmuck bestehenden Geschenken nach dem Palaste geschickt wurde, fand daselbst den König von einem großen Hofstaate umgeben. Er saß auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Decke von Palmblättern; sein ganzer Anzug bestand aus einem Stücke feinen, um die Hüften geschlungenen Baumwollenzeugs und einem über seinen Kopf hängenden Schleier; am Halse trug er ein goldnes Band von bedeutendem Werthe und in den Ohren zwei große mit kostbaren Steinen besetzte Ringe. Er war von kleiner Leibesgestalt, aber fett und auf mannigfaltige Weise tätowirt. Als seine Gäste eintraten, war er grade damit beschäftigt, aus zwei ihm vorgesetzten Schalen von Porzellan Schildkröteneier zu verzehren, und vier mit wohlriechenden Kräutern bedeckte und mit Palmwein gefüllte Krüge, welche neben ihm standen, bewiesen, daß seine Trinklust nicht leicht zu befriedigen war, wie er denn auch häufig während der Unterredung durch ein Stück Schilfrohr, welches aus jedem Kruge hervorragte, den wohlschmeckenden Saft behaglich einsog. Zur Unterhaltung spielten vier schöne, schwarzgelockte Mädchen die auf diesen Inseln üblichen Instrumente; die eine schlug eine Trommel, welche der europäischen glich, die zweite mit kleinen,

am äußersten Ende mit Palmbast umwickelten Klöppeln zwei Pauken von Metall, und die andern Zymbeln, welche einen sehr angenehmen Ton gaben; sie hielten so genau Takt, daß die Spanier ihr Erstaunen über ihre Gewandtheit nicht zu verbergen vermochten. Da der König sich bereitwillig zeigte, die christliche Religion anzunehmen, so veranstaltete Magalhães am 14. April eine feierliche Messe und ließ ihn nebst seiner Gemalin und einer großen Anzahl seiner Unterthanen taufen. Der Tauschhandel wurde mit gutem Erfolge getrieben und man erhielt gegen Geräthe von Messing und Eisen und werthlose Spielwaaren Gold, Reis, Schweine und andere Lebensmittel in großem Ueberflusse. Dabei zeigten sich die Eingeborenen stets gerecht und ehrlich und hielten streng auf richtiges Maas und Gewicht. Ihre Wage bestand aus einem hölzernen, in der Mitte von einer Schnur gehaltenen Stabe, an welchem auf der einen Seite die Wagschale und auf der andern ein dieser an Schwere gleichkommendes Gewicht hing. Die Waaren, welche man wiegen wollte, legte man auf die Wagschale und die Gewichte hängte man zu dem andern an der entgegengesetzten Seite. Arbeit und Anstrengung lieben übrigens diese Leute nicht; sie fröhnen, sobald sie ihre dringendsten Geschäfte abgethan haben, sorglos dem Müßiggang und vergnügen sich am meisten mit Musik. Ihre Häuser, welche aus Balken, Bretern und Schilf zusammengesetzt und in mehrere Gemächer abgetheilt sind, stehen auf Pfählen, so daß darunter ein leerer Raum bleibt, der den Schweinen, Ziegen und Hühnern zum Aufenthalt dient. Die Götzenbilder, welche man in den Wohnungen fand, waren aus Holz geschnitzt, von hinten ausgehölt und bunt bemalt und streckten Arme und Beine von sich und die Füße in die Höhe; das breite abscheuliche Gesicht verunstaltete noch mehr ein weiter Rachen, aus welchem vier mächtige Eberzähne hervorragten. Magalhães befahl, alle diese Götzenbilder zu verbrennen und bemühte sich überhaupt aus allen Kräften, die Bewohner der Insel, von deren Besitznahme er sich große Vortheile für die spanische Krone versprach, von ihren abergläubischen und schändlichen Gebräuchen abzubringen, unter denen ihm vor allen die sonderbare Einsegnung des Schweines am meisten auffiel.

Dieſe Ceremonie, erzählt der Reiſebericht, beginnt mit dem Schlagen großer Pauken, während deſſen man drei Schüſſeln herbeibringt; zwei derſelben ſind mit gebratenen Fiſchen und in Blätter gewickelten Kuchen von Reis und Hirſe gefüllt, auf der dritten liegen leinene Tücher, welche man aus Cambaja (in Indien) bringt, und zwei Binden aus Palmbaſt. Auf eines dieſer Tücher, welches man auf dem Boden ausbreitet, ſtellen ſich zwei alte Weiber, hüllen ſich in das andere Tuch und begrüßen die Sonne mit großen Rohrtrompeten, welche ſie in den Händen halten. Darauf nimmt jede eine Binde aus Palmbaſt, legt ſie um die Stirne, ſo daß ſie über dem Kopfe zwei Hörner bildet, und während die eine unter Tanz und Trompetenſtößen die Sonne bald laut bald mit leiſer Stimme anruft, antwortet die andere mit denſelben Gebärden. Nach dieſer Unterhaltung mit der Sonne tanzen ſie um das Schwein, welches gebunden an der Erde liegt, und während dieſer Handlung reicht man der einen eine Schale mit Wein, welche ſie, ohne ihren Tanz und ihre Reden zu unterbrechen, vier bis fünf Mal zum Munde führt, als wenn ſie trinken wollte, dann aber ihren Inhalt auf das Herz des Schweines ausgießt. Sie giebt jetzt die Schale zurück und nimmt eine Lanze, mit welcher ſie, nachdem ſie dieſelbe unter beſtändigem Tanzen und Singen hin und her geſchwenkt hat, mit einem ſchnellen und ſicheren Stoße das Herz des Schweines durchſticht. Hat man die Lanze wieder aus der Wunde gezogen und dieſe mit heilſamen Kräutern verbunden, ſo ergreift dieſelbe Alte eine brennende Fackel und ſteckt ſie dem Schweine in den Rachen, bis ſie auslöſcht. Unterdeſſen taucht die andere Alte die Spitze ihrer Trompete in das aus der Wunde gefloſſene Blut und beſchmiert damit den Umſtehenden die Stirne. Iſt dieſe Handlung vollbracht, ſo legen die Alten die Tücher und Binden wieder ab und verzehren die auf den beiden erſten Schüſſeln aufgetragenen Speiſen, wozu ſie die anweſenden Frauen, nicht aber die Männer, einladen. Darauf ſengt man das Schwein und übergiebt es dem allgemeinen Gebrauche; Niemand würde aber davon eſſen, wenn nicht zuvor mit ihm die beſchriebene Reinigung, welche übrigens nur alte Weiber verrichten dürfen, vorgenommen worden wäre. — Weniger albern,

als die Schweinereinigung, sind die Förmlichkeiten, welche nach dem Tode eines Häuptlings statt finden. Die angesehensten Frauen seines Gebietes versammeln sich auf eine solche traurige Nachricht sogleich in dem Sterbehause um den Leichnam, nachdem dieser von seinen Angehörigen in einen in der Mitte der Wohnung stehenden Kasten gelegt und der Kasten mit Seilen, an welchem Palmzweige hängen, umspannt worden ist. An diesen Seilen sind baumwollene Tücher in der Form von Zelten befestigt, unter welche sich die Frauen, in weiße Schleier gehüllt, sammt ihren Dienerinnen, welche ihnen mit einem Wedel von Palmblättern Kühlung zufächeln, niedersetzen. Eine derselben schneidet nun nach und nach mit einem Messer dem Todten die Haare ab, während dessen liebstes Weib sich über ihn ausstreckt, so daß Mund auf Mund, Hand auf Hand und Fuß auf Fuß liegt. So lange die erste Haare abschneidet, weint diese, stimmt aber einen Gesang an, sobald jene einhält. Rings in dem Gemache umher stehen mit glühenden Kohlen gefüllte Porzellangefäße, in welche man von Zeit zu Zeit Myrrhen, Storax und Benzoe wirft. Da der Verstorbene fünf bis sechs Tage in seinem Hause liegen bleibt und die Ceremonien eben so lange dauern, so wird er, um die Fäulniß abzuhalten, in Kampfer einbalsamirt. Ist die vorgeschriebene Frist vorüber, so vernagelt man den Kasten mit hölzernen Pflöcken und bringt ihn auf den Begräbnißplatz, einen sorgfältig eingeschlossenen und mit Brettern bedeckten Raum.

Nahe bei Zebu und gerade dem Hafen, wo die Schiffe ankerten, gegenüber liegt eine kleine Insel, Mactan genannt, die von zwei Häuptlingen, Zula und Cilapulapu, welche mit einander in beständiger Fehde lagen, beherrscht ward. Der erste, welcher eine so günstige Gelegenheit, seinen Gegner zu verderben, nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, rief die Spanier unter dem Vorwande, daß Cilapulapu ihre Macht nicht anerkennen wolle, zur Hülfe und Magalhães entschloß sich, obgleich ihm seine aufrichtigsten Freunde von einem eben so unnöthigen als unbesonnenen Unternehmen ernstlich abriethen, selbst den übermüthigen Häuptling zu züchtigen. Er brach deshalb ungesäumt um Mitternacht mit sechzig wohlbewaffneten Leuten in drei mit Kanonen verse-

nen Schaluppen und mit einem von dem König von Zebu selbst angeführten Hülfscorps von etwa tausend Eingeborenen in dreißig Barken auf und erreichte vor Tagesanbruch Mactan. Da seine Ermahnung an den mit einem schlagfertigen Heere ihn erwartenden Häuptling, sich der Krone Spaniens zu unterwerfen, mit einer Herausforderung zum Kampfe beantwortet wurde, so sprang er, da die Bote der Klippen und Untiefen wegen sich dem Ufer nicht ganz näher konnten, mit neunundvierzig seiner Leute bis an den Gürtel ins Wasser und watete ans Land. Die Insulaner, in drei Schaaren getheilt und fünfzehnhundert an der Zahl, stürzten sich sogleich mit schrecklichem Geschrei von vorn und von den Seiten auf die Spanier, welche kaum Zeit gewinnen konnten sich in Schlachtordnung zu stellen und den ersten Stoß auszuhalten. Die Musketenkugeln und Armbrustpfeile schlugen zwar durch die aus dünnen Bretern verfertigten Schilde und streiften Brust und Arme, da aber den Wunden nicht ein schleuniger Tod folgte, so verloren die Feinde immer mehr die Furcht vor den ungewöhnlichen Geschossen und überschütteten die kleine dichtgedrängte Schaar mit einem so dichten Hagel von Rohrlanzen, feuergehärteten Pfählen und dicken Steinen, daß der Widerstand nur mit der größten Anstrengung möglich war. Da sie besonders den ihnen wohlbekannten Anführer der Spanier zum Ziele ihrer mit Eisen beschlagenen Pfähle machten, so befahl dieser, um sie in Unordnung zu bringen, das nahe Dorf in Brand zu stecken, was auch schnell gelang. Bei dem Anblicke der emporlodernden Flammen ergriff aber die Insulaner eine solche Wuth, daß sie, statt zurückzuweichen, mit noch größerem Ungestüm eindrangen. Da in diesem entscheidenden Augenblicke Magalhães durch einen vergifteten Pfeil am Schenkel stark verwundet wurde, so rief er seinen Leuten zu, sie sollten sich langsam und in guter Ordnung zurückziehen; in der Uebereilung ergriff aber der größte Theil die Flucht; nur sieben oder acht der Beherztesten blieben um ihren Anführer und suchten in die Nähe der Schaluppen zu kommen, deren Kanonen jedoch wegen der allzugroßen Entfernung vom Strande nicht von dem geringsten Nutzen waren. Bereits war das tapfere Häuflein einen Armbruſtſchuß weit im Wasser und hatte schon eine

ganze Stunde mit Erbitterung den ungleichen Kampf fortgesetzt, als Magalhães, nachdem ihm zweimal der Helm vom Kopfe geschleudert worden war, mit einer Lanze an der Stirn verwundet wurde. Zornentbrannt durchbohrte er den frechen Gegner mit der Lanze, vermochte aber nicht, diese wieder herauszuziehen, und während er nach dem Degen griff, erhielt er eine so starke Wunde in den rechten Arm, daß er ihn sinken lassen mußte. Nun drangen die Feinde insgesammt auf ihn ein und einer derselben versetzte ihm mit dem Säbel einen so heftigen Hieb in das linke Bein, daß er auf das Gesicht fiel, und, ehe er sich wieder erheben konnte, erschlagen ward. So endete Magalhães, einer der größten Männer seines Jahrhunderts und den meisten seiner Zeitgenossen an umfassendem Geiste, an wissenschaftlichem Sinne, an Welt- und Menschenkenntniß und an Kühnheit weit überlegen. Das ungeheure Unternehmen, zu einer Zeit, wo erst der Morgen der Wissenschaft zu dämmern anfing, welches er nicht nur ausgedacht, sondern auch mit geringen Mitteln und in stetem Kampfe mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgeführt hat, sichert ihm die Unsterblichkeit. Er fiel als Opfer des allzugroßen Vertrauens auf die Unwiderstehlichkeit der europäischen Waffen und der spanischen Tapferkeit; es war ihm nicht vergönnt, den Lohn seines Wagnisses zu ernten, vielleicht wollte ihm auch die gütige Vorsehung das Loos Colombos ersparen! Ist sein Charakter nicht durchaus fleckenlos und kann man ihn auch in einzelnen Fällen von einer an Grausamkeit grenzenden Härte nicht freisprechen, so muß man doch zugestehen, daß er stets mit Offenheit und Freimuth und gewöhnlich auch mit Klugheit und Ueberlegung handelte. Da er nicht vortheilhaft gewachsen war und seit seiner Verwundung zu Azamor hinkte, so würde sein Aeußeres wenig Eindruck gemacht haben, wenn nicht sein kühnes funkelndes Auge seiner Erscheinung und Rede Kraft und Würde verliehen hätte. Die unglückliche Schlacht, in welcher er auf eine so elende Weise sein Leben verlor, fand am 27. April 1521 statt. Sein unersetzlicher Verlust ward nicht nur von seiner ganzen Mannschaft aufrichtig betrauert, sondern auch der König von Zebu weinte bitterlich, als er ihn fallen sah, und stürmte sogleich mit seiner ganzen Macht auf den

Feind los, um den Rückzug der Spanier zu decken, von denen kein einziger unverwundet die Schiffe erreichte. Vergeblich bemühte man sich die Leichname des Befehlshabers und der mit ihm gefallenen Gefährten von den Bewohnern von Mactan gegen jedes Lösegeld, das sie verlangen würden, zu erhalten; sie wollten die Zeichen ihres Sieges zum ewigen Andenken aufbewahren.

Mit dem Tode des unglücklichen Magalhães, an dessen Stelle man sogleich zwei Befehlshaber, seinen Neffen João Serrão, den besten Seemann des Geschwaders, und Duarte Barbosa, einen Portugiesen, der schon Indien und die Molukken besucht hatte, wählte, sollte das Unheil, welches so unerwartet über die Expedition hereingebrochen war, noch nicht enden. Der König von Zebu, dessen Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit seiner Gäste durch den Ausgang des Kampfes vernichtet war, ließ sich durch das Drängen der übrigen Häuptlinge der Insel, welche sein Land zu verwüsten und ihn selbst zu ermorden drohten, wenn er länger mit den eroberungssüchtigen Fremdlingen in Verbindung bliebe, leicht bewegen, einer Verschwörung beizutreten, welche den Zweck hatte, die Spanier durch Hinterlist zu verderben und sich ihrer Schiffe zu bemächtigen. Am 1. Mai ließ er die Befehlshaber sammt ihren Leuten einladen, ans Land zu kommen, um sich an einem zu ihrer Ehre veranstalteten großen Festmahle zu ergötzen und die für den König von Spanien bestimmten Geschenke in Empfang zu nehmen. Barbosa war sogleich bereit, der Aufforderung Folge zu leisten, und erklärte, als der klügere Serrão, welcher Verrath ahnte, Vorsicht anrieth, er würde jedenfalls gehen, wer sich fürchte, möge an Bord bleiben. Durch diese Bemerkung empfindlich gekränkt, sprang Serrão augenblicklich zuerst in das schon bereit stehende Boot und begab sich mit Barbosa und zweiundzwanzig von den nicht verwundeten Leuten an das Land, wo sie der König empfing und an die unter Palmbäumen aufgestellten Tafeln führte. Da man nur wenige Eingeborene in der Nähe gewahrte, so vergaß selbst Serrão seinen Verdacht und man ließ sich fröhlich zum Mahle nieder; kaum hatte man aber einige Gerichte gekostet, als eine Menge Bewaffneter aus

einem Hinterhalte hervorstürzten und alle Spanier, bis auf Serrão, der seiner Offenheit und Rechtlichkeit wegen bei den Eingeborenen in großer Gunst stand, erschlugen. Als die auf den Schiffen Zurückgebliebenen das Jammergeschrei ihrer Gefährten hörten und bald darauf sahen, wie die Leichname derselben verstümmelt und ins Meer geworfen wurden, näherten sie sich, obschon sie fast alle verwundet und schwach waren, dem Ufer und richteten ein wohlunterhaltenes Feuer aus dem sämmtlichen Geschütz auf die Häuser. Dadurch erschreckt, brachten die Insulaner Serrão völlig nackt und mit gefesselten Händen an den Strand und versprachen ihn gegen zwei Kanonen auszuliefern. Obschon Serrão die Wahrheit ihres Anerbietens mit der Bemerkung, daß alle seine Gefährten erschlagen seien, bestätigte und dringend und um die Liebe Gottes bat, man möge ihn auslösen, weil er sonst ebenfalls unfehlbar sterben müsse, so wollte man doch aus Furcht vor einem neuen Verrath sich keiner weiteren Gefahr aussetzen und lichtete in der größten Eile die Anker. Serrão wurde nach dem Dorfe zurückgeführt und, wie man aus einem sich bald darauf erhebenden fürchterlichen Geschrei schließen durfte, ermordet, denn man hörte nie wieder etwas von ihm. Sein Geschick ist um so beklagenswerther, da er Magalhães in allen Gefahren als der treueste und klügste Genosse zur Seite gestanden hatte und unter allen Befehlshabern der würdigste gewesen wäre, das Unternehmen zu Ende zu führen. Er verdankte seinen Untergang nur seinem übertriebenen Ehrgefühle und doch waren die an Bord befindlichen Hauptleute feig genug, ihn in der Todesnoth im Stiche zu lassen, wenn man ihrer Handlungsweise nicht lieber die in dem Reiseberichte klar ausgesprochene Absicht, dadurch selbst zum Oberbefehle zu gelangen, unterstellen will.

Das Geschwader segelte bis zu der südöstlich von Zebu liegenden Insel Bohol, wo man vor Anker ging, um ernstlich zu berathen, was weiter zu thun sei. Da die Mannschaft durch das unglückliche Gefecht und durch den Mord bei dem Gastmahle sehr zusammengeschmolzen und nicht mehr stark genug war, die drei Fahrzeuge hinlänglich zu besetzen, so verbrannte man die Concepcion, das schlechteste derselben, nachdem man die Lebensmittel und alle Geräthschaften, welche man

etwa noch brauchen konnte, herausgenommen hatte. Der Obersteuermann Juan Carvalho wurde zum Oberbefehlshaber und Führer der Trinidad und Gonzalo Gomez d'Espinosa zum Kapitain der Vittoria gewählt und alle gaben sich einander das Wort, die Reise fortzusetzen und die Befehle des Königs zu vollführen. Auf der weiteren Fahrt in südsüdwestlicher Richtung kamen sie an dem Eilande Panilongon vorüber, dessen Bewohner so schwarz waren wie Neger, und erreichten dann die große Insel Butuan (jetzt Magindanao genannt), wo sie in die schöne Bai von Chipit (jetzt Butuan), in welche ein Fluß (der Butuan) mündet, einliefen und einen besseren Empfang fanden, als sie erwartet hatten. Der König der Insel kam sogleich an Bord, stach sich in die Hand und benetzte zum Zeichen der Freundschaft mit dem aus der Wunde hervorspritzenden Blut die Brust und die Spitze der Zunge, was dann auf sein Verlangen auch der Befehlshaber der Spanier that. Als er das Schiff wieder verließ, begleitete ihn Pigafetta, welcher an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifelte, um sich über die Beschaffenheit des Landes zu unterrichten. Sie ruderten von vielen der vornehmsten Eingeborenen, welche alle völlig nackt waren, begleitet, den Fluß, an welchem man mehrere Wohnungen und viele mit Fischen beschäftigte Leute wahrnahm, hinauf und gelangten nach Mitternacht zu dem etwa zwei Meilen vom Ankerplatze liegenden königlichen Palast, in welchen sie von Dienern, welche Rohrfackeln trugen, geführt wurden. Man trank zuerst einen Krug Palmwein, wobei dieselben Förmlichkeiten wie auf der Insel Limassava beobachtet wurden, und nahm dann das Abendessen ein, welches aus Reis und sehr stark gesalzenen Fischen bestand und in Schüsseln von Porzellan aufgetragen wurde. Der Reis, welcher statt des Brotes diente, wird auf allen diesen Inseln auf folgende Weise zubereitet. Man legt in einen irdenen Topf ein großes ihn durchaus bedeckendes Blatt, schüttet dann Wasser und Reis hinein und stellt ihn wohlverschlossen ans Feuer, an welchem man ihn so lange kochen läßt, bis er die Festigkeit des Brotes erlangt hat, worauf man ihn stückweise herausnimmt und verzehrt. Nach der späten Mahlzeit wurden Matten von Schilf und Palmblättern ausgebreitet, auf denen Pigafetta an der Seite eines

Häuptlings sanft schlief. Am andern Morgen ging er in mehrere Häuser, die sich in nichts von denen auf den andern Inseln unterschieden, und bemerkte darin eine Menge goldener Geräthschaften, aber wenig Lebensmittel, und doch hatte, wie man ihm sagte, die Insel Ueberfluß an Schweinen, Ziegen, Reis und Ingwer. Auf seine Nachfrage nach edeln Metallen, deutete man auf mehrere Thäler und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß man dort mehr Gold fände, als sie alle zusammen Haare auf dem Kopfe hätten, daß man es aber aus Mangel an Eisen nicht bearbeiten könne und liegen lassen müsse. Nachdem er mit dem König das Mittagsmahl, welches wieder aus Reis und Fischen bestand, eingenommen und der Königin, welche in einem besonderen, mit einer Menge von Porzellangefäßen verzierten Hause wohnte und grade mit der Anfertigung eines Bettes aus Palmmatten beschäftigt war, einen Besuch abgestattet hatte, begab er sich, mit seinem Ausfluge sehr zufrieden, wieder an Bord und man lichtete die Anker.

Man segelte fortwährend westsüdwestlich, berührte ein fast ganz wüstes und nur von wenigen Menschen, die, wie man hörte, verbannte Missethäter aus dem Lande Burne (Borneo) waren, bewohntes Eiland, welches Cagayan hieß, und landete an einer sehr großen Insel, welche den Namen Palaoan (Palawang) führte. Mit großer Freude nahm man wahr, daß sie großen Ueberfluß an Lebensmitteln jeder Art hatte, denn die Mannschaft war so sehr ausgehungert, daß sie schon einigemal von dem Entschlusse, die Schiffe zu verlassen und auf einem der Eilande des Archipels ruhig ihre Tage zu beschließen, nur mit Mühe abgebracht werden konnte. Die Eingeborenen trugen sogleich als Tauschwaaren Schweine, Ziegen, Hühner, verschiedene Arten von Pisangs, worunter manche einen Fuß lang und armdick waren, Kokosnüsse, Zuckerrohr und eine rübenähnliche Wurzel (Yam) in Menge herbei. Man kochte hier den Reis in Röhren und hölzernen Gefäßen, wodurch er schmackhafter wurde und sich länger hielt als der in irdenen Gefäßen gekochte; man bereitete aus dem Reis auch ein Getränk (Branntwein), welches weit stärker und besser war als der Palmwein. Der König der Insel bewies sich bei der Auf-

wartung, die man ihm machte, sehr freundlich und schloß mit seinen Gästen ein Bündniß auf dieselbe blutige Weise, wie der Beherrscher von Magindanao. Seine Unterthanen gingen nackt, schmückten sich aber gern mit Ringen, Ketten und Schellen; am meisten gefiel ihnen der Draht, welchen man ihnen gab und woran sie sogleich ihre Angeln befestigten. Ihre liebste Belustigung waren Hahnenkämpfe, wobei Wetten eingegangen und Preise ausgesetzt wurden; sie unterhielten zu diesem Zwecke große zahme Hähne, welche zu schlachten und zu essen streng untersagt war. Die Waffen, welche man bei ihnen bemerkte, waren starke, an der Spitze mit einem Haken, einer Fischgräte oder einem Dorne versehene und mit dem Safte eines gewissen Krautes vergiftete Pfeile, welche sie aus langen Blasrohren, die zugleich als Lanzen dienten, mit großer Sicherheit schossen. Die Nachrichten, welche man bereits auf der Insel Zebu über die Lage der Molukken erhalten hatte, wurden hier durch die Aussagen der Eingeborenen vollkommen bestätigt; besonders erfüllte aber die Kunde, daß die große Insel Borneo, welche schon durch die Fahrten der Portugiesen bekannt war, nur noch wenige Meilen entfernt sei, alle mit unaussprechlicher Freude und man ging, sobald die noch aus fünfzig Köpfen bestehende Mannschaft durch den Genuß hinlänglicher und guter Lebensmittel gesund und kräftig genug und für längere Zeit mit den nöthigen Vorräthen versehen war, wieder unter Segel. Schon an demselben Tag bekam man die ersehnte Insel zu Gesicht und ließ, nachdem man eine Strecke an der östlichen Küste hingesteuert war, nahe bei der Stadt Borneo die Anker fallen. Am folgenden Morgen kamen in einer schönen, am Vorder- und Hintertheile mit vergoldeten Schlangenköpfen verzierten und mit einer blauen und weißen Flagge geschmückten Pirogue unter dem Schalle von Trommeln und Dudelsäcken acht der Vornehmsten des Landes an Bord und überreichten ein mit einem Tuche von gelber Seide bedecktes Gefäß voll Betel und Areca nebst Jasmin und Orangeblüthen, um sie beim Kauen beizumischen, ferner zwei Käfige mit Hühnern, zwei Ziegen, mehrere Bündel Zuckerrohr und drei Krüge eines aus Reis bereiteten, sehr starken und schnell berauschenden Getränks, das so hell war wie Wasser und Arak genannt wurde.

Nachdem sie einige Zeit auf einem für sie ausgearbeiteten Teppiche gesessen und einige Gegengeschenke empfangen hatten, erhoben sie sich, umarmten die Matrosen und ruderten nach der Stadt zurück. Nach einigen Tagen erschienen wieder drei schön geschmückte Pirogen mit Musik; die darin befindlichen Leute grüßten, als sie sich den Schiffen näherten, indem sie ihre kleinen leinenen Mützen, welche kaum den Scheitel bedeckten, abnahmen, und überbrachten mehrere Gerichte von Reis, welche auf verschiedene Weise, theils als Kuchen mit Honig und Eiern, theils in Gestalt von Zuckerhüten, theils in langen, mit Blättern umwickelten Stücken, zubereitet waren. Nachdem ihr Gruß mit Kanonenschüssen erwidert worden war, sagten sie den Seefahrern im Namen des Königs, daß sie willkommen seien, daß sie sich mit dem nöthigen Vorrath von Holz und Wasser versehen und mit seinen Unterthanen so lange und so viel Handel treiben könnten, als sie wollten. Man beschloß hierauf, die freundliche Gesinnung des Königs sogleich zu erwidern und schickte den Kapitain Gonzalo Gomez d'Espinosa mit sieben Matrosen und mancherlei Geschenken, welche meist in bunten Kleidern und Mützen, Gläsern, Tassen, Schreibzeugen, Nadeln und andern Kleinigkeiten bestanden, an ihn ab. Als die Spanier das Ufer erreicht und einige Zeit auf weitere Befehle gewartet hatten, erschienen zwei mit Seide behangene Elephanten, von denen jeder ein hölzernes Schloß auf dem Rücken trug, und zwölf Männer, jeder mit einer Porzellanschale, um die Geschenke, welche die Fremdlinge überreichen wollten, zu tragen. Die Elephanten ließen sich auf die Kniee nieder, worauf die in den Schlössern befindlichen Krieger ausstiegen und den Spaniern ihren Platz einräumten. Diese zogen nun, von den herrlichen Thieren bequem getragen, durch mehrere Straßen, in welchen eine Menge mit langen Säbeln und Keulen bewaffneter Soldaten aufgestellt waren, zu dem Palaste, wo sie eine Treppe hinauf und in einen großen, mit Hofleuten angeführten Saal geführt wurden und sich auf einem Teppiche niedersetzten. Ringsum standen dreihundert Mann von der Leibwache, alle mit Dolchen bewaffnet, die sie mit der Spitze gegen die Schenkel gekehrt in den Händen hielten. Am Ende des Saales befand sich eine Thüre, welche mit einem

heruntergelassenen Vorhang geschlossen war, der aber alsbald aufgezogen wurde, so daß man in dem daranstoßenden Gemache den König sehen konnte, welcher, von seinen Frauen umgeben, mit einem kleinen Kinde an einem Tische saß und Betel kaute. Einer der Hofleute bemerkte nun den Abgesandten, daß es ihnen nicht erlaubt sei, selbst mit dem König zu sprechen, und daß sie sich, wenn sie etwas vorzubringen hätten, an ihn wenden möchten; er würde es dann einem Hofmanne von höherem Range und dieser dem in einem anstoßenden Zimmer befindlichen Minister sagen, welcher das Anliegen dann vermittelst eines durch ein Loch in der Wand angebrachten Rohres einem der vornehmsten Häuptlinge mitzutheilen habe, der es dem Könige melde. Die ungeduldigen Seeleute, welche kaum ihren Ernst zu bewahren wußten, erklärten nun, nachdem sie mit über dem Haupte zusammengefaltenen Händen noch drei Verbeugungen gemacht und dabei abwechselnd die Füße aufgehoben hatten, auf dem vorgeschriebenen Umwege, daß sie Abgeordnete des Königs von Spanien seien, welcher mit dem Beherrscher von Borneo in Frieden zu leben wünsche und kein anderes Verlangen habe, als auf der Insel Handel zu treiben; nach einiger Zeit erhielten sie die gnädige Antwort, daß diesem Begehren entsprochen werden solle, worauf der Vorhang wieder herabfiel und ihnen ein Frühstück von Gewürznägeln und Zimmet vorgesetzt wurde. Auf dem Rückwege übernachteten sie in der Wohnung des Ministers, nachdem sie mit Kalbfleisch, Hühnern, Kapaunen, Pfauen und Fischen reichlich bewirthet worden waren, in einem schönen Gemache, wo fortwährend zwei hohe Kerzen aus weißem Wachs auf silbernen Leuchtern und zwei große mit vier Dochten versehene Oellampen brannten, welche von zwei Wächtern unterhalten wurden.

Der König von Borneo, ein sehr dicker Mann von etwa vierzig Jahren, hieß Raja Siripada und war gleich einem großen Theile seiner Unterthanen ein Anhänger der Lehre Muhameds. Er ward nur von Frauen, welche die Töchter der vornehmsten Bewohner der Insel waren, bedient und hatte zehn Schreiber um sich, welche Alles, was er that und sprach, auf Baumrinden, welche an Feinheit dem Papiere nicht nachstanden,

aufschrieben. Den Palast verließ er nur, wenn er auf die Jagd ging. Außer diesem Palaste und einigen Wohnungen der vornehmsten Häuptlinge, sagt der Reisebericht, ist die Stadt Borneo ganz in das Meer hineingebaut und besteht aus fünfundzwanzigtausend Häusern, welche auf hohe Pfähle gestützt und ganz aus Holz erbaut sind. Sobald die Fluth eintritt, fahren die Frauen, welche die nothwendigen Einkäufe zu machen haben, in Kähnen durch die Straßen. Die hier umlaufende Münze, Pici (Pecie) genannt, besteht aus einer Mischung von Erz und ist in der Mitte durchbohrt, um sie an Faden zu reihen; auf der einen Seite hat sie eine aus vier Zeichen bestehende chinesische Inschrift. Das gewöhnliche, zwei Pfund schwere Gewicht heißt Cathil und zerfällt wieder in zwanzig Theile, welche Tabil heißen; zweihundert und drei Cathil machen einen Bahar. Ein Bahar Wachs kostete hundert und sechzig Cathil Erz, ein Bahar Salz achtzig Cathil, und sechs Schüsseln von Porzellan, damals in Europa noch eine große Seltenheit, ein Cathil Quecksilber. Die Waaren, welche die Insulaner vorzugsweise suchen, sind Eisen, Kupfer, Quecksilber, Glas, Zinnober, wollene Tücher und Leinwand, die höchsten Preise bezahlen sie aber für Fernröhre, welche ihnen bei ihren Seereisen wesentliche Dienste leisten. Ihre größten Fahrzeuge, welche sie Dschonken nennen, tragen eine eben so schwere und noch schwerere Last als die europäischen Seeschiffe, obschon die mit hölzernen Nägeln verbundenen Planken nur zwei Spannen über die Oberfläche des Wassers hervorragen und der obere Theil nur aus starkem Rohr besteht, das an den Seiten weit vorspringt, um das Gleichgewicht zu erhalten; aus demselben Rohre bestehen auch die Maste, an denen die aus Baumrinde verfertigten Segel, welche nicht zusammengelegt werden können, befestigt sind. — Die Erzeugnisse, welche am besten auf Borneo gedeihen und als Gegenstände des Handels dienen, sind Zimmet, Ingwer, Orangen, Zuckerrohr und Melonen; als das vorzüglichste Produkt gilt aber der Kampfer, eine Art Balsam, der zwischen der Rinde und dem Holze eines Baumes, welcher Capor heißt, hervorquillt. An Thieren hat die Insel ebenfalls Ueberfluß und es mögen hier nur die Elephanten, Pferde, Büffel, Schweine, Ziegen, Hüh-

ner und Enten namhaft gemacht werden. Unter andern Kostbarkeiten soll der König zwei Perlen besitzen, die so groß sind wie Hühnereier und so vollkommen rund, daß sie auf einem ganz ebenen Tische nicht still liegen können. Die Eingeborenen gehen, wie alle Bewohner der unter diesem Himmelsstriche liegenden Inseln, mit Ausnahme einer Schürze um die Hüften, nackt und essen, da sie den Satzungen Muhameds folgen, kein Schweinefleisch. Den Hintern waschen sie mit der linken Hand und bedienen sich deshalb derselben nie zum Essen, das Gesicht reinigen sie zwar mit der rechten, reiben aber nie die Zähne mit den Fingern. Eine ihrer auffallendsten Gewohnheiten ist die Regel, von Zeit zu Zeit Quecksilber zu trinken, weil sie glauben, daß dieses die Gesundheit erhalte und Krankheiten heile. Sie essen von keinem Thiere, welches nicht von ihnen selbst getödtet worden ist, und schlachten keines, ohne vorher die Sonne anzurufen. Den Hühnern schneiden sie die Spitzen der Flügel und die Haut unter den Füßen ab, denn sie dürfen sie nur nach Beobachtung dieser Förmlichkeit essen.

Als Espinosa mit seinen Leuten wieder glücklich die Schiffe erreicht hatte, stattete er dem Oberbefehlshaber genauen Bericht ab über alles, was er gesehen und gehört hatte; besonders aber machte er ihn auf die Menge der in der Stadt befindlichen Soldaten und auf die auf der Ringmauer des Palastes aufgepflanzten bronzenen und eisernen Kanonen, aus denen man sogar während seiner Anwesenheit einige Schüsse gethan hatte, aufmerksam und gab ihm den Rath, sich etwas weiter von der Stadt zu entfernen, welchen dieser auch sogleich befolgte. Bald darauf schickte man fünf Matrosen mit Waaren nach der Stadt, um dafür Wachs zur Verpichung der Schiffe einzutauschen, da man weder Theer noch Pech erhalten konnte. Als die Leute nach drei Tagen noch nicht zurück waren und um dieselbe Zeit sich zufällig ein Geschwader von hundert Kriegspiroguen in der Nähe der Schiffe vor Anker legte, so schöpfte man, wahrscheinlich mit Unrecht, Verdacht und fing, um einem Angriffe vorzubeugen, auf einige sich nähernde Dschonken zu feuern an, wodurch diese großen Schaden litten und viele Menschen getödtet wurden. An die Herstellung

eines freundlichen Verhältnisses war nun nicht mehr zu denken, man ging also unter Segel, um einen für die dringend nöthige Ausbesserung der Schiffe bequemen Ort zu suchen. Da man auf einer an der nördlichen Spitze Borneos liegenden kleinen unbewohnten Insel einen sicheren Hafen fand, so begann man unverzüglich die Arbeit, brachte aber, obgleich jeder nach Kräften half, bei dem Mangel der nöthigen Geräthschaften und Materialien zweiundvierzig Tage damit zu. Zum Glücke fehlte es auf dem Eilande nicht an Trinkwasser und Nahrungsmitteln. Unter den Thieren, welche auf demselben lebten, bewunderte man besonders eine Art sehr großer wilder Schweine (Babyrussas), welche sich im Meere tummelten und von einer Insel zur andern schwammen. Man tödtete eines, welches sehr dicke Fangzähne hatte und dessen Kopf zwei und eine halbe Spanne lang war; auch Krokodile und Schildkröten fing man und an Austern, allen Arten von Muscheln und vortrefflichen Fischen war großer Ueberfluß. Als das Seltsamste was man hier sah, erschienen jedoch Bäume, deren herunterfallende Blätter lebendig waren. Die Blätter glichen denen des Maulbeerbaumes, nur waren sie nicht so lang; der Stiel war kurz, und spitzig und neben demselben saßen zu beiden Seiten zwei Füße, auf welchen sie, wenn man sie berührte, fortliefen; zertritt man sie aber, so floß kein Blut heraus. Pigafetta bewahrte ein solches Blatt neun Tage in einer verschlossenen Schachtel auf und als er sie nach Verlauf dieser Zeit öffnete, ging es darin herum; er stellt deshalb die sonderbare Vermuthung auf, daß diese Blätter von der Luft leben; neuere Reisende haben nach genauerer Untersuchung gefunden, daß Pigafetta sich durch eine Heuschreckenart, deren vier lange Flügel so übereinander liegen, daß sie einem Blatte gleichen, habe irre führen lassen.

Als die Schiffe wieder segelfertig waren und man Juan Carvalho, welcher sich bei jeder Gelegenheit allzu eigenmächtige Handlungen erlaubte, abgesetzt und an seine Stelle Espinosa zum Oberbefehlshaber gewählt und die Führung der Vittoria Juan Sebastian del Cano, dem Steuermann der verbrannten Concepcion, anvertraut hatte, segelte man, um die Molukken aufzusuchen, nach der Angabe der Seeleute von Borneo ostsüdöstlich,

verfuhr aber auf dem ganzen Wege mit den begegnenden Dschonken, welche stets zwischen den Archipelen dieses Meeres segeln, auf die abscheulichste Weise, indem man sie beschoß und beraubte. Man kam noch an mehreren Inseln, von denen Zolo (Suluh) und Sanghir die bedeutendsten waren, vorüber, ohne sich bei ihnen aufzuhalten, und bekam endlich am 6. November vier ziemlich hohe Inseln, welche nach der Aussage des an Bord befindlichen Piloten von Magindanao die Molukken waren, zu Gesicht. Die Freude, nach einer mit so ungeheuern Mühseligkeiten und Gefahren verbundenen Reise von siebenundzwanzig Monaten das vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, läßt sich eher begreifen als schildern und man feuerte, um sie kund zu geben, eine Zeit lang mit allen Kanonen. Die von den portugiesischen Seeleuten verbreitete Nachricht, daß die Gewürzinseln in einem wegen seiner Untiefen und des beständig auf ihm schwebenden dichten Nebels fast unzugänglichen Meere lägen, erkannte man sogleich als eine absichtlich ausgesprengte Lüge, denn man fand grade das Gegentheil und ging am 8. November in dem Hafen einer der Molukken, welche Tadore (Tidor) hieß, dicht am Lande in einer Tiefe von zwanzig Faden vor Anker. Schon am folgenden Tage erschien Raja Manzor, der König von Tadore, ein wohlgebildeter Mann von etwa vierzig Jahren und von einnehmenden Gesichtszügen, und fuhr in einer Pirogue um die Schiffe. Sein Anzug bestand aus einem sehr feinen Hemde mit goldgestickten Aermeln, einem weißen Tuche, welches von dem Gürtel bis auf die Füße herabfiel, und einem über den Kopf hängenden, mit einem Blumenkranze geschmückten seidenen Schleier. Er saß unter einem seidenen, ihn ganz bedeckenden Sonnenschirme; vor ihm stand einer seiner Söhne mit dem königlichen Scepter und neben ihm auf jeder Seite ein Mann mit einer goldenen Schale voll Wasser, in welcher er die Hände wusch; zwei andere Männer hielten ihm kleine vergoldete Kästchen mit Betel vor. Auf die Einladung des Befehlshabers, welcher ihm in einer Schaluppe entgegenfuhr und ihn nach der üblichen Weise begrüßte, stieg er unbefangen an Bord, wo ihm alle die Hände küßten. Man führte ihn nach dem Hinterkastell, in welches er aber nur durch die oben angebrachte

Oeffnung hineingehen wollte, um sich nicht bücken zu müssen, wodurch er seiner Würde viel zu vergeben glaubte. Bei dem Eintritte in das Schiff hielt er fortwährend Mund und Nase zu, wegen des Speckgeruchs, gegen welchen er als Muhamedaner einen großen Abscheu zeigte. Auch bat er inständig, die noch an Bord befindlichen Schweine zu schlachten, was auch alsbald geschah, da er dafür eine reichliche Entschädigung an Ziegen und Geflügel anbot. Nachdem man ihn mit dem Zwecke der Reise bekannt gemacht hatte, erwiderte er, daß er und alle seine Unterthanen sich aufrichtig freuten, Freunde und Vasallen des Königs von Spanien zu werden; er würde, fuhr er fort, die von diesem abgesandten Leute wie seine Kinder aufnehmen und behandeln, sie möchten deshalb ans Land steigen und in den daselbst befindlichen Häusern, wie in ihrem Eigenthume, wohnen. Auf die Frage, ob Portugiesen im gegenwärtigen Augenblicke auf den Inseln seien, bemerkte er, daß vor wenigen Tagen ein portugiesisches Schiff mit einer Ladung Gewürznelken abgegangen sei und daß sich einzelne Portugiesen des Handels wegen an verschiedenen Küstenstellen der Molukken, aber nicht auf Tadore aufhielten. Als man den Wunsch äußerte, ebenfalls eine Ladung Gewürznelken einzukaufen, befahl er sogleich seinen Leuten, in Eile einen Schuppen für die Tauschwaaren zu bauen und versprach, wenn sich kein hinreichender Vorrath trockner Gewürznelken in seinem Gebiete vorfände, deren von der nahen Insel Bachian (Batschian), wo sie im Ueberflusse vorhanden seien, herbeischaffen zu lassen. Er schien den Protugiesen nicht sehr hold zu sein, und nicht ohne Ursache, wie man einige Tage später von dem Portugiesen Pero Afonso von Lourosa, welcher von der Insel Tarenate (Ternate) aus an Bord kam, erfuhr. Dieser Mann erzählte, daß Raja Manzor den portugiesischen Hauptmann Francisco Serrão, den Entdecker der Molukken, von welchem Magalhães, wie schon weiter oben erzählt wurde, die ersten Nachrichten über die Lage dieser Inseln erhielt, durch vergiftete Betelblätter aus dem Wege geräumt habe, weil er bei einem Streite auf die Seite des Königs von Tarenate, seines Feindes, getreten sei. Während der Unterhandlung erfuhr man denn auch, daß der König von Portugal, aufgebracht

über die von Magalhães geleitete Expedition, sogleich nach dem Abgange derselben nicht nur Schiffe nach den Küsten von Brasilien und nach dem Cap der guten Hoffnung geschickt, um ihr den Weg in das indische Meer abzuschneiden, sondern auch dem Gouverneur von Indien den gemessenen Befehl gegeben habe, ein starkes Geschwader nach den Molukken abgehen zu lassen, um den Spaniern die Landung zu wehren. Da aber um dieselbe Zeit die Türken eine Flotte gegen die portugiesischen Besitzungen rüsteten, so wäre es dem Gouverneur unmöglich gewesen, der ihm zugekommenen Weisung sogleich Folge zu leisten; ein großes Kriegsschiff mit zwei Reihen Kanonen, welches er später habe auslaufen lassen, habe nur bis Malacca kommen können, von wo es der Untiefen oder gefährlichen Strömungen und widrigen Winde wegen nach dem Hafen, wo es ausgelaufen, zurückgekehrt sei.

Da man keine Ursache hatte, an der Aufrichtigkeit des Königs von Tadore zu zweifeln, so ging man häufig ans Land, um Gewürznelken einzutauschen und sich mit den Eingeborenen zu unterhalten, von welchen man denn auch allmälig nähere Auskunft über den Zustand und die verschiedenen Erzeugnisse der Molukken erhielt. Nach der einstimmigen Aussage der Bewohner von Tadore hatten etwa zwanzig Jahre vor der Ankunft der Portugiesen die Mauren diese Inseln erobert und ihre Religion dahin verpflanzt. Früher fand man daselbst nur Wilde, welche sich gar nicht um die Nelkenbäume bekümmerten, weil sie ihren Werth nicht zu schätzen wußten; sie waren sehr zusammengeschmolzen und hatten sich bereits nach dem Innern zurückgezogen und mieden jeden Umgang mit den Eroberern. Die meisten dieser Papuas, wie man die Urbewohner nennt, lebten noch auf der Tadore gegenüberliegenden großen Insel Giailolo (Dschilolo) in den Gebirgen unter einem Könige, welcher Raja Papua hieß und große Schätze an Gold besitzen sollte. Diese Menschen wußten nichts von Religion, man müßte denn die Sitte, dem ersten Gegenstand, welchem sie des Morgens begegnen, während des ganzen Tages ihr Gebet darzubringen, als solche betrachten wollen. Die mauriſchen Ansiedler bekannten sich, wie schon bemerkt wurde, zur Lehre Muhameds, waren aber sehr abergläubisch und auf ihre

Frauen sehr eifersüchtig, obschon diese durch ihre Häßlichkeit fast Abscheu erregten. Ihre ganze Kleidung bestand aus einer Schürze von Baumrinde, welche sie durch Wässern und Klopfen so künstlich zu bereiten wußten, daß sie einem locker gewobenen Seidenstoffe glich. Ihre sehr einfachen Wohnungen standen, wie die zu Borneo, auf Pfählen und waren durch eine sie umgebende Hecke von Rohrstäben geschützt. Ihr gewöhnliches Brot bereiteten sie aus dem Holze eines der Palme ähnlichen Baumes (der Sagopalme), indem sie es, nachdem sie die darin steckenden schwarzen Dorne herausgezogen hatten, zu Mehl zerstampften. Sie nannten dieses Brot, welches ihnen auch als Mundvorrath auf ihren Seereisen diente, Sagu. Die Spanier kümmerten sich zu dieser Zeit noch wenig oder gar nicht um dieses köstliche Produkt, sondern spähten nur nach den Bäumen und Sträuchen, welche die Gewürze hervorbringen, nach der Zeit ihrer Reife und nach der Art und Weise, wie sie gewonnen werden. — Der Nelkenbaum, sagt der Reisebericht, erreicht eine ziemliche Höhe, obschon sein Stamm nicht dicker wird als der Leib eines Mannes. Die Rinde ist olivenfarbig und die Zweige, welche sich gegen die Mitte des Stammes weit ausbreiten, laufen nach dem Gipfel hin pyramidenförmig zu; die Blätter gleichen sehr denen des Lorbeerbaumes und die Nelken wachsen an dem Ende kleiner Zweige in Büscheln von zehn bis zwanzig; sie sind anfangs weiß; wenn sie reifen, röthen sie sich, und erst wenn man sie trocknet, werden sie schwarz. Man erntet sie zweimal des Jahres zur Zeit der Sonnenwenden, um Weihnachten und Johannis; die größte Hitze herrscht zur Zeit der Wintersonnenwende, weil alsdann die Sonne im Zenith steht. Wenn das Jahr heiß und trocken ist, so beträgt die Nelkenernte auf jeder Insel etwa drei bis vierhundert Bahar. Einen großen Grad von Vollkommenheit sollen die Nelken durch den Nebel erhalten, welchen man jeden Tag in Gestalt kleiner Wolken an den Bergen aufsteigen sieht. Blätter, Rinde und Holz des Baumes haben einen eben so starken Geruch und Geschmack als die Nelke selbst, und wenn man diese nicht zur rechten Zeit abbricht, so wird sie dick und hart und nur die Rinde bleibt daran brauchbar. Jeder Einwohner besitzt einige Nelkenbäume, deren Früchte er erntet, ohne

daß er nöthig hätte, ſich um die Pflege derſelben zu bekümmern. Die lange geglaubte Behauptung des Reiſeberichts, deſſen Beſchreibung als ziemlich genau gelten darf, daß der Nelkenbaum nur auf den Bergen gedeihe und ſogleich abſterbe, ſobald man ihn in die Ebene verpflanze, ſtützt ſich zwar, wie es ſcheint, auf die damalige Ueberzeugung der Eingeborenen, iſt aber unrichtig, wie die in der neueren Zeit von den Holländern angeſtellten Verſuche zur Genüge beweiſen. — Ein anderes koſtbares Erzeugniß der Molukken iſt die Muskatnuß, welche getrocknet der gewöhnlichen Nuß gleicht, die aber friſch und zur Zeit der Reife die Geſtalt und Farbe der Quitte hat. Der Ingwer, ein anderes Produkt dieſer Inſeln, wächſt nicht auf einem Baum, ſondern an einem Strauch, welcher ſpannenlange, den Rohrſproſſen ähnliche Schößlinge treibt, welche aber zu nichts taugen, denn nur die Wurzel iſt brauchbar und kommt getrocknet in den Handel; grün ſchmeckt ſie weit weniger ſcharf und man kann ſie ſtatt des Brotes eſſen. Außer der Gewürznelke, der Muskatnuß, dem Ingwer und dem Sago findet man auf den Molukken auch die meiſten Produkte der andern unter dieſem Himmelsſtriche liegenden Gegenden, nämlich Reis, Zuckerrohr, Kokosnüſſe, Feigen, Bananen, Mandeln von ungewöhnlicher Größe, Granatäpfel, eine pfirſichähnliche Frucht, Guyave genannt, Ananas, Kürbiſſe und Melonen. Von den nützlichen Thieren nennen wir nur die Ziegen, die Hühner und eine Art Bienen, größer als Ameiſen, welche ihren Honig, der von vorzüglicher Güte iſt, in Baumſtämmen zuſammentragen. Unter den Vögeln verdient außer den weißen und rothen Papageien, die, weil ſie die Worte, welche man ſie lehrt, deutlicher als alle anderen ausſprechen, ſehr geſucht ſind und theuer bezahlt werden, beſonders ein überaus ſchöner Vogel (der Paradiesvogel) Beachtung. Er hat die Größe einer Droſſel, einen kleinen Kopf, einen langen graden Schnabel, ein dunkles Gefieder und ſtarke Füße, welche eine Spanne lang und etwa ſo dick ſind, wie eine Schreibfeder. Der Schwanz, von welchem häufig einige Drahtfedern ausgehen, gleicht ebenfalls dem der Droſſel, die Flügel ſind lang und ſtark, die Seitenfedern, zarten, flatterigen Federbüſchen ähnlich, ſchimmern von verſchiedenen Farben und funkeln an den

Spitzen wie Edelsteine. Dieser Vogel, welcher, wie man (aber irrig) behauptet, nie die Erde berührt, nur mit dem Winde fliegt, und nie verdirbt und verfault, soll nach der Sage aus dem Paradiese stammen und heißt deshalb Manucodiata (Gottesvogel). Die früher verbreitete Meinung, daß er keine Beine habe, wurde durch die nach Asien und von da nach Europa gekommenen Exemplare, welchen man, um sie besser verpacken zu können, die Füße ausgerissen hatte, verbreitet. Eben so wenig Grund hat die Behauptung, daß sie nur von der Luft, vom Thaue und vom Geruche der Gewürze leben, denn sie fressen nach den Beobachtungen späteren Reisenden Muskatnüsse, die Früchte der Benjaminsfeige und sogar kleine Schmetterlinge. — Alle diese erwähnten Produkte und Merkwürdigkeiten findet man auf dem ganzen Archipel der Molukken; als die fruchtbarsten und besonders an Gewürznelken reichsten gelten jedoch Tarenate, Tadore, Mutir (Motyr) und Bachian.

Nachdem die Schiffe eine gute Ladung von Gewürznelken eingenommen hatten, traf man am 18. December Anstalten zur Abreise, und bereits waren die Anker gelichtet, als man mit Schrecken bemerkte, daß die Trinidad im untersten Boden einen starken Leck bekommen hatte; alle Bemühungen der Matrosen und der eingeborenen geschickten Taucher, ihn aufzufinden, waren vergeblich und es blieb kein andres Mittel, als das Fahrzeug auszuladen und auf den Strand zu bringen, um es auszubessern. Da es jedoch unklug schien, deshalb auch das andere Schiff so lange aufzuhalten und die gute Jahreszeit zu versäumen, so kam man überein, daß die Trinidad zurückbleiben und nach ihrer Ausbesserung wieder den Weg nach Osten nach den spanischen Besitzungen auf der Westküste Americas einschlagen, die Vittoria aber die Fahrt westwärts nach der Heimath fortsetzen solle. Die aus dreiundfünfzig Leuten bestehende und von Juan Carvalho befehligte Mannschaft der Trinidad bezog also ein von dem König bereitwillig zur Verfügung gestelltes geräumiges Haus am Strande, und die von Juan Sebastian del Cano geführte und mit sieben und vierzig Europäern und dreizehn Eingeborenen bemannte Vittoria ging am 21. December mit zwei Lotsen von Tadore unter Segel.

Um nicht des Nachts zwischen den vielen kleinen Inseln auf Untiefen zu stoßen, landete man auf der dreiundfünfzig Meilen von Tadore liegenden Insel Sulah. Ihre Bewohner, welche weder eine Religion noch einen König haben, sind Menschenfresser und gehen gänzlich nackt, mit Ausnahme einer kleinen, kaum zwei Finger breiten Schürze von Baumrinde um die Hüften. Auch die übrigen umher zerstreuten Inseln sollen von Menschenfressern bewohnt sein. Von Sulah aus erreichte man nach einer Fahrt von zehn Meilen die große Insel Buru (Buro), wo Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden waren, und legte sich dann, nachdem man einen fürchterlichen Sturm glücklich überstanden hatte, bei der Insel Mallua (jetzt Ombay) vor Anker, um die durch den Sturm arg beschädigten Seiten des Schiffes zu kalfatern. Einige Weiber, welche die Seefahrer bei ihrer Landung zuerst gewahrten, gingen mit dem Bogen in der Hand und mit drohender Miene auf sie los, ließen sich aber durch einige kleine Geschenke leicht besänftigen. Der Aufenthalt auf dieser Insel währte vierzehn Tage und da in den neueren Zeiten kein europäisches Schiff bei ihr anlegte, so sind die Nachrichten, welche Pigafettas Bericht über ihre Erzeugnisse und ihre Bewohner mittheilt, um so werthvoller. Man findet auf ihr Ziegen, Geflügel, Kokosnüsse, Wachs und zwei Arten Pfeffer, langen und runden. Der lange Pfeffer (Luli) hat Aehnlichkeit mit den Kätzchen der Haselstaude und die Pflanze, an welcher er wächst und deren Blätter denen der Maulbeerstaude gleichen, windet sich wie Epheu um die Baumstämme; der runde Pfeffer (Lada) wächst auf dieselbe Weise, hat aber ährenförmige Früchte wie der türkische Weizen und man streift, wie bei diesem, die Körner ab. Die Felder waren, so weit das Auge reichte, mit Pfefferstauden bedeckt, auch das Wachs, dessen man sich aus Mangel an Theer zum Kalfatern des Schiffes bedienen mußte, wurde so reichlich gewonnen, daß man fünfzehn Pfund davon für ein Pfund altes Eisen eintauschte. Die Bewohner von Mallua, die häßlichsten und rohesten Leute, welche man auf der ganzen Reise sah, sind Menschenfresser und gleichen eher wilden Thieren als vernünftigen Geschöpfen. Sie gehen gänzlich nackt und nur sehr wenige tragen eine Schürze von Baumrinde. Wenn sie in den

Krieg ziehen, so befestigen sie auf der Brust, auf dem Rücken und an den Seiten Stücke von Büffelhaut, mit Muscheln, Schweinszähnen und Ziegenschwänzen geschmückt, welche vorn und hinten herabhängen. Ihre Haare schürzen sie auf dem Wirbel in einen Knoten und befestigen diesen mit einem langzähnigen Kamme von Rohr; den Bart wickeln sie in Blätter und stecken ihn in einen Behälter von Schilf, eine Sitte, welche ihnen ein gar sonderbares und lächerliches Ansehen gibt. Ihre einzigen Waffen sind aus Rohr geschnitzte Bogen und Pfeile, und die nöthigen Lebensmittel tragen sie in Säcken, die sie aus Baumblättern verfertigen, mit sich. Nicht weit von Mallua soll eine ebenfalls sehr fruchtbare Insel, Arucheto genannt, liegen, deren Bewohner nur eine Spanne groß, aber mit Ohren eben so lang wie ihr ganzer Körper versehen seien, so daß ihnen, wenn sie schliefen, das eine als Lager und das andere als Decke diene. Merkwürdig ist, daß diese schon von den Geographen des Alterthums erwähnte Fabel, so wie die im Mittelalter weit verbreitete Sage von dem in dem großen Meerbusen von China lebenden riesigen Vogel Rukh (auf dem östlichen Archipel gewöhnlich Garuda genannt), und viele andere märchenhafte Erzählungen, welche die Spanier von den auf dem Schiffe befindlichen molukkischen Lootsen hörten, noch jetzt in Ostasien und auf den weiterhin auf dem großen Ozean zerstreuten Inseln im Munde des Volkes fortleben.

Von Mallua steuerte Cano nach der Insel Timor und landete hier wieder, um frische Lebensmittel für die weitere Reise einzunehmen, was ihm aber bei den übertriebenen Preisen, die man dafür, obschon sie im Ueberflusse vorhanden waren, forderte, nur dadurch gelang, daß er den ohne Argwohn an Bord gekommenen Häuptling eines Dorfes so lange festhielt, bis man ihm die nöthigen Vorräthe geliefert hatte. Die sehr schmale, aber sich von Osten nach Westen weithin erstreckende Insel ist dicht bevölkert und treibt starken Verkehr mit den Handelsschiffen von Malacca und Java, welche hier Wachs und Sandelholz holen. Das weiße Sandelholz gedeiht nirgends so vorzüglich wie auf Timor, doch muß man es, wie behauptet wird, bei gewissen Mondphasen schneiden, wenn es nichts von seiner Güte verlieren soll. Die Leute,

welche es fällen, ſehen nach ihrer einſtimmigen Ausſage während der Arbeit ſtets böſe Geiſter, über deren Erſcheinen ſie ſich ſo ſehr entſetzen, daß ſie jedesmal einige Tage krank werden; dieſes Unwohlſein, welches nicht in Abrede geſtellt werden kann, rührt jedoch von den ungeſunden Dünſten her, welche aus dem friſchgehauenen Sandelholze aufſteigen. Ein anderes Uebel, welches hier und auf faſt allen Archipelen dieſer Meeresgegend herrſcht und viele Menſchen martert, iſt die Krankheit des heiligen Hiob (wahrſcheinlich der Ausſatz), welche hier For Franchi (fränkiſche Krankheit) heißt. Die Bewohner von Timor, welche Heiden ſind, gehen nackt, ſcheinen aber ſehr putzſüchtig zu ſein, indem ſie den Hals, die Ohren und die Arme mit einer Menge von goldenen und meſſingenen Spangen, Ringen und Plättchen ſchmücken. Das Gold findet ſich auf dieſer Inſel ſehr häufig und meiſt in gediegenen Körnern, welche man auch im Verkehr als Münze benutzt. — Der Reiſebericht erzählt noch mancherlei Merkwürdigkeiten von den Inſeln, welche von Timor bis nach Malacca hin liegen, ſo wie von Siam, Cochinchina und China; da die Spanier aber dieſe Länder nicht ſelbſt beſuchten, ſondern nur durch die von Fabeln entſtellten Mittheilungen des molukkiſchen Lootſen Kenntniß von ihnen erhielten, ſo kann hier keine Rückſicht darauf genommen werden. — Am 11. Februar verließ Cano die Inſel Timor, ſteuerte, um den dieſe Meeresgegenden beherrſchenden Portugieſen auszuweichen, nach Südweſten hin und erreichte nach einer ſchnellen Fahrt das Vorgebirge der guten Hoffnung, an welchem er aber, da er des ſtürmiſchen Wetters wegen neun Wochen mit eingezogenen Segeln in der Nähe deſſelben zubringen mußte, erſt am 6. Mai vorüberkommen konnte. Die weitere Reiſe war des ungünſtigen Windes wegen nicht weniger beſchwerlich und da die Lebensmittel völlig aufgezehrt und bereits einundzwanzig Leute in Folge der ununterbrochenen Anſtrengung und ſchlechten Nahrung geſtorben waren, ſo ſah man ſich gezwungen, am 9. Juli bei San Jago, einer der von den Portugieſen beſetzten Inſeln des grünen Vorgebirgs, vor Anker zu gehen. Die Lüge, daß das Schiff ſich von einem ſpaniſchen Geſchwader, welches von den Küſten Americas komme, verloren habe und durch langes Umherirren Mangel an Mundvorrath leide,

wurde geglaubt und man erhielt gegen Tauschwaaren den nöthigen Bedarf an Reis. Die mit dem Abschlusse des Handels beauftragten Leute hörten während ihres Aufenthaltes am Lande zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß es Donnerstag sei, während man an Bord nach den regelmäßig geführten Tagebüchern erst Mittwoch hatte. Erst später überzeugte man sich, daß diese nach der glücklichen Heimkehr der Weltumsegler von den Gelehrten viel besprochene Erscheinung keineswegs auf einem Irrthume der Schiffstagebücher beruhte, sondern eine wirkliche, nicht abzuleugnende Thatsache war, deren Ursache, wie weiter unten bemerkt werden soll, die Astronomen bald ermittelten. — Die Landung auf San Jago wäre beinahe durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen, welcher einem Bewohner der Insel im Vertrauen erzählte, daß das Schiff, auf welchem er diene, das einzige noch übrige von dem Geschwader des längst von den Wilden erschlagenen Magalhães sei, verderblich geworden, denn die Schaluppe wurde, als sie zum dritten Male anlegte, um eine Ladung Reis einzunehmen, von dem portugiesischen Befehlshaber, welchem die Aussage des Matrosen sogleich hinterbracht worden war, festgehalten. Als der vorsichtige Cano diese Gewaltthätigkeit bemerkte und zugleich auf den im Hafen liegenden Caravellen verdächtige Bewegungen, welche auf einen Angriff schließen ließen, wahrnahm, ging er eiligst unter Segel, ohne sich weiter um die Schaluppe und ihre Mannschaft zu bekümmern. Auch jetzt noch blieb ihm das Wetter fast ununterbrochen ungünstig und es gelang ihm erst am 6. September 1522 in die Bai von San Lucar einzulaufen. Am 8. September ankerte die Vittoria unter dem Donner ihres sämmtlichen Geschützes bei dem Molo von Sevilla, nachdem sie nach ihrer Rechnung einen Weg von vierzehntausend vierhundert und sechzig Meilen zurückgelegt und in drei Jahren und vierzehn Tagen die Reise um die ganze Erde von Osten nach Westen gemacht hatte. Von sechzig Leuten, welche bei der Abfahrt von den Molukken an Bord gingen, erreichten nur achtzehn Sevilla und diese waren großentheils krank und von Mühseligkeiten jeder Art völlig erschöpft. Doch begaben sie sich schon am folgenden Tage, wie sie in der Zeit ihrer Noth angelobt hatten, im Hemde, mit nackten Füßen

und eine brennende Kerze in der Hand in die Kirche der heiligen Maria del Antigua, um dem Himmel für ihre glückliche Heimkehr zu danken. Juan Sebaſtian del Cano, welcher bald darauf eine Einladung an den Hof erhielt, wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und durch einen bedeutenden Gehalt auf Lebenszeit belohnt; auch ſeine Leute wurden ſämmtlich je nach ihrer Stellung reichlich und zu ihrer Zufriedenheit bedacht, zu nicht geringem Verdruſſe der meuteriſchen Mannſchaft des San Antonio, welche das Geſchwader am Eingange der Magalhäesſtraße heimlich verlaſſen hatte und bereits im März 1521 zu San Lucar angekommen war, wo aber ihre Lügen über den ſchlechten Fortgang der Expedition wenig Glauben fanden. Die Trinidad, welche, wie weiter oben erzählt wurde, auf Tadore hatte zurückbleiben müſſen, erwartete man lange vergebens; ein Theil ihrer Mannſchaft kam endlich zwei Jahre ſpäter auf einem portugieſiſchen Schiffe nach Spanien zurück und von ihr erfuhr man, daß ſie nach einem vergeblichen Verſuche, in öſtlicher Richtung die americaniſche Küſte zu erreichen, nach Erduldung unbeſchreiblicher Leiden wieder nach den Molukken zurückgekommen und daſelbſt nach Beſchlagnahme ihres ſehr beſchädigten und dem Untergange nahen Fahrzeuges als Gefangene behandelt und über Indien und das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Europa gebracht worden ſei.

So endete die erſte Reiſe um die Welt, ein Unternehmen wichtig und außerordentlich ſowohl durch die Entdeckungen, welche gemacht, und durch die Erfahrungen, welche geſammelt wurden, als auch durch die Folgen, welche es hervorrief. Nicht nur die Kugelgeſtalt der Erde, woran noch Manche zu zweifeln wagten, war jetzt durch die Erfahrung erwieſen, ſondern man hatte ſich auch überzeugt, daß ſie ganz vom Ozean umgeben werde und umſchiffbar ſei. Das größte Staunen erregte jedoch, wie bereits bemerkt wurde, die zu jener Zeit unbegreifliche und doch ſo leicht zu erklärende Erſcheinung, daß den Reiſenden auf ihrer Fahrt ein ganzer Tag verloren gegangen war, denn ſie zählten bei ihrer Ankunft in der Heimath nach ihrem Kalender den fünften September, während man daſelbſt den ſechſten zählte, und hatten alſo, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller mit Bedauern bemerkt, Freitags

Fleisch gegessen und Ostern am Montage gefeiert. Der Gewinn oder Verlust an Tagen auf einer Reise um die Welt erklärt sich am besten durch ein Beispiel. Wenn zwei Reisende von einem und demselben Orte abgehen, der eine nach Osten und der andere nach Westen, und jeder von ihnen täglich drei Grade zurücklegt, so wird dem ersten der Mittag jeden Tag um zwölf Minuten früher, dem andern aber um zwölf Minuten später kommen, dem ostwärts Gehenden also jeder Tag um zwölf Minuten kürzer, dem westwärts Gehenden aber um zwölf Minuten länger sein, denn der erste wird diese Zeit, weil ihm die Sonne täglich so weit entgegenkommt, gewinnen, der andere aber, da er mit der Sonne voranschreitet und diese ihm immer später aufsteigt, eben so viel verlieren. Haben nun beide nach dreißig Tagen neunzig Längegrade zurückgelegt, so hat der eine sechs Stunden gewonnen, der andere sechs Stunden verloren und während die Uhr des ersten sechs Uhr Morgens und die des zweiten sechs Uhr Abends zeigt, wird es an dem Orte, von welchem sie abgingen, Mittag sein. Setzen sie ihre Reise noch weitere dreißig Tage und neunzig Längegrade weit fort, so müssen sie unter dem hundert und achtzigsten Grade zusammentreffen und zwar wird es hier für beide, während es an der grade entgegengesetzten Stelle ihrer Abreise Mittag ist, Mitternacht sein, nur mit dem Unterschiede, daß der ostwärts Gehende sich schon am Ende des Tages, der westwärts Gehende aber erst am Anfang des Tages befindet. Beider Uhren zeigen deshalb dieselbe Stunde, ihre Kalender sind aber um einen ganzen Tag verschieden und weichen von dem ihres Ausgangspunktes um einen halben Tag ab. Diese Abweichung nimmt zu, so wie beide ihre Reise nach entgegengesetzter Richtung verfolgen, und muß neunzig Grade weiter, also unter dem zweihundert und siebenzigsten Grade von ihrem Wohnorte, drei Viertel eines Tages betragen. Haben sie endlich beide alle dreihundert und sechzig Grade der Länge durchwandert, so muß der Kalender des Orts, von welchem sie abgereist sind, zu der Zeit, wann sie wieder daselbst zusammentreffen, von ihrem Kalender um einen ganzen Tag abweichen und sie selbst müssen in ihrer Rechnung um zwei Tage von einander sein, obschon die Erde für den einen keinen Umschwung mehr oder weniger

gemacht hat, als für den andern. Dieſes Ergebniß muß natürlich immer daſſelbe ſein, mag man ſchnell oder langſam, in grader Linie oder auf Umwegen die Reiſe zurücklegen, wenn dieſe nur im Ganzen nach einer und derſelben Weltgegend hin, nach Oſten oder Weſten, gerichtet iſt. Seit der Erklärung dieſer anfangs auffallenden Erſcheinung wiſſen die Seefahrer, welche die Welt umſegeln, die Abweichung ihres Kalenders voraus und berichtigen ſie, ſobald ſie in Europa anlangen.

Francis Drake.

Die Auffindung der Molukken auf dem ſo lange für unmöglich gehaltenen Wege nach Weſten hin war zwar jetzt gelungen und ein Unternehmen vollbracht, welches die Welt mit gerechtem Staunen erfüllte, aber der eigentliche Zweck der Expedition, die Geltendmachung der Rechte der ſpaniſchen Krone auf dieſe bereits von den Portugieſen beſetzten Inſeln blieb unerreicht, und da die Hinderniſſe, welche ihr entgegenſtanden, unüberwindlich ſchienen, ſowohl wegen der großen Entfernung vom Mutterlande, als auch wegen der weit überlegenen und feſt gegründeten Macht der Gegner in dieſen Meeresſtrichen, ſo wurden die früher mit ſo feſtem Ernſte erhobenen Anſprüche, nachdem man durch eine zweite, von Don Francisco Garcia Joſre de Loaiſa, einem tüchtigen Seemann, geführte Expedition im J. 1525 noch einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, allmälich aufgegeben und die Gewürzinſeln im J. 1527 gegen eine beſtimmte Geldſumme förmlich an die portugieſiſche Krone abgetreten. Um jedoch nicht gänzlich der Herrſchaft auf dieſem Theile des Ozeans und den damit verbundenen Vortheilen zu entſagen, nahmen die Spanier die von ihnen entdeckten Philippinen, die ihnen Niemand ſtreitig machen konnte, in Beſitz und haben ſie bis jetzt behalten, während faſt alle ihre Eroberungen längſt in die Hände anderer Völker gefallen ſind. Durch die Fahrten nach den Philippinen, deren Wichtigkeit man erſt ſpäter nach Gebühr zu würdigen verſtand, wurden zwar nach und nach noch mehrere

Inſelgruppen des ſtillen Ozeans aufgefunden, der Eifer der ſpaniſchen Regierung, Schiffe auf Entdeckungen auszuſenden, erkaltete aber allmälig durch die für ſie ungünſtige Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe in Europa immer mehr und ſchon nach wenigen Jahrzehnten mußte ſie mit Schrecken wahrnehmen, daß nicht nur ihrer ſo lange unangefochtenen Herrſchaft auf den weſtlichen Meeren, ſondern auch ihren Beſitzungen und Anſiedlungen in der neuen Welt die größte Gefahr drohe, ohne dieſer mit der nöthigen Kraft begegnen zu können. Und doch waren dieſe Feinde jetzt nur noch einzelne kühne Seemänner aus dem Schoße einer Nation, die man ſeither wenig gefürchtet hatte, die ſich aber bald durch die ſchnelle Entfaltung ihrer Macht auf dem Ozean über alle übrigen Völker Europas erheben und die Früchte der von den Portugieſen und Spaniern gemachten Entdeckungen ernten ſollte. Die ſpaniſchen Anſiedler auf den Inſeln des Antillenmeeres und an den Küſten des americaniſchen Feſtlandes lebten in ſorgloſer Ruhe und ohne Ahnung irgend einer Gefahr, als Drake, der erſte dieſer unaufhaltſamen engliſchen Seehelden, welche nicht nur das atlantiſche Meer, nach Beute ſpürend, durchfurchten, ſondern auch durch die Magalhäesſtraße nach dem ſtillen Ozean vorzudringen wagten, unvermuthet erſchien und allenthalben Schrecken verbreitete.

Francis Drake, im J. 1545 zu Taviſtock in Devonſhire geboren, war der älteſte Sohn eines armen Schiffspredigers, welcher mit ſeiner zahlreichen Nachkommenſchaft in dem Kielraume eines alten Wachſchiffes wohnte und ſeinem geringen Einkommen durch die Barmherzigkeit der Matroſen nachhalf. Francis, ein kräftiger, munterer Knabe, wurde zum Seedienſte beſtimmt und kam ſehr frühe als Schiffsjunge auf eine Barke, welche an den engliſchen Küſten Handel trieb und zuweilen auch mit Waarenladungen nach Seeland und Frankreich hinüberging. Sein unermüdlicher Fleiß, ſein unerſchütterlicher Muth bei jeder Gefahr und die ungewöhnliche Klugheit, welche er in mancherlei ſchwierigen Verhältniſſen bewies, erwarben ihm die Liebe ſeines bereits alten Patrons in ſo hohem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Sir John Hawkins, ein Anverwandter, welcher ſich bis jetzt wenig um die arme Familie Drake bekümmert hatte, lenkte

jetzt seine Aufmerksamkeit auf den talentvollen Jüngling, der ein tüchtiger Seemann zu werden versprach, und ließ ihn in den nöthigen Vorkenntnissen unterrichten. Drake machte noch einige Reisen mit der ererbten Barke, da es ihm aber nicht länger behagte, an der Küste hinzuschleichen, so verkaufte er sie und ging als Proviantmeister auf ein großes, nach der Bai von Biscaja bestimmtes Handelsschiff; nach der glücklichen Beendigung dieser Fahrt machte er, kaum zwanzig Jahre alt, eine Reise nach Guinea und kurz darauf im J. 1565 eine andere mit dem Kapitän Lovel nach Westindien, wo er jetzt schon mit den übermüthigen Spaniern in feindliche Berührung gerieth. Nach seiner Heimkehr (1567) verkaufte er sein ganzes Besitzthum und schloß sich einer von Sir John Hawkins geleiteten Expedition an, welche nach der Küste von Guinea auf den Sclavenhandel auslief. Dem Geschwader, welches aus sechs Schiffen bestand, gelang es bald, sich eine Ladung Neger zu verschaffen, und die Theilhaber an dem Geschäft kamen überein, sie nach den südlichen Antillen zu bringen, wo man für sie die höchsten Preise zu erhalten gedachte; ein langandauernder Sturm zwang sie aber, an diesen Inseln vorüberzusegeln und in dem Hafen von S. Juan d'Ulloa an der Küste von Mexico Schutz zu suchen. Die Bewohner dieser spanischen Ansiedelung zeigten sich, um die ihnen verhaßten Fremdlinge sicher zu machen, zuerst freundlich, fielen aber bei einer günstigen Gelegenheit, die sich bald darbot, über sie her, beschossen mit ihrem sämmtlichen Geschütze die auf einen Kampf nicht vorbereiteten englischen Fahrzeuge und behandelten die Leute, welche in ihre Hände fielen, mit der abscheulichsten Grausamkeit. Dem besonnenen Drake gelang es zwar, mit dem von ihm befehligten Schiffe nach einem hartnäckigen Gefechte zu entkommen und sein Vaterland nach vielen Mühseligkeiten zu erreichen, aber seine ganze mühsam erworbene Habe war verloren und er brachte von seiner Reise nichts mit, als einen glühenden Haß gegen die Spanier und den festen Vorsatz, an ihnen so bald als möglich schreckliche Rache zu üben. Da die Zeitverhältnisse im Augenblicke zur Ausführung seines Vorhabens nicht günstig schienen, so nahm er vorerst Dienst auf einem Schiffe der königlichen Flotte und machte dann, als er sich

wieder einiges Vermögen erworben hatte, in den Jahren 1570 und 1571 im Einverständnisse mit mehreren Rhedern zwei Reisen nach Westindien, um die Lage, die Reichthümer und die Vertheidigungsmittel der spanischen Ansiedelungen auszukundschaften. Da er jeden Streit mit den Spaniern vermied und ihren offenen und hinterlistigen Angriffen klug auswich, so hatten seine Unternehmungen den glücklichsten Erfolg und brachten nicht nur großen Gewinn, sondern erwarben ihm auch eine so allgemeine Achtung, daß sich, als er jetzt seine Absicht, die spanischen Besitzungen in America anzugreifen und sie zur Vergeltung der häufig gegen englische Schiffe verübten Gewaltthätigkeiten zu plündern, öffentlich kund that, in kurzer Frist eine hinreichende Anzahl entschlossener Leute meldete, welche bereit waren, sich unter seiner Führung an dem gefahrvollen, aber Ruhm und Gewinn versprechenden Unternehmen zu betheiligen.

Am 24. Mai 1572 verließ Francis Drake mit zwei wohlausgerüsteten Fahrzeugen, von denen das eine von seinem Bruder John Drake befehligt wurde und welche zusammen drei und siebenzig Mann, Vorräthe für ein Jahr und drei Pinassen (kleine Rennschiffe), um auf ihnen in die Buchten und Flüsse eindringen zu können, an Bord hatten, den Hafen von Plymouth, berührte die canarischen Inseln und die südliche Küste von San Domingo und ging am 15. Juli in der Fasanenbai, nicht weit von der spanischen Colonie Nombre de Dios auf der Landenge von Panama, wo sich ihm ein drittes englisches Schiff freiwillig zugesellte, vor Anker, um von hier aus einen Angriff auf die Stadt zu versuchen, welche zu dieser Zeit in großer Furcht vor den zahlreichen, ihren grausamen Herrn entlaufenen Sclaven (gewöhnlich Maron-Neger genannt), die sich zwischen Panama und Nombre de Dios gesammelt und festgesetzt hatten, schwebte, am wenigsten aber einen Angriff durch englische Abenteurer erwartete. Am 28. Juli landete er mit dem größten Theile seiner Mannschaft des Nachts ohne Widerstand auf dem Strande vor der Stadt, wo sechs schwere Geschütze aufgepflanzt standen. Die dabei aufgestellte Wache ergriff sogleich die Flucht und bald vernahm man das verwirrte, von dem Lärme der Sturmglocken und dem Geraffel der Trommeln

begleitete Geschrei. Drake rückte, nachdem er einige Leute zum Schutze der Schiffe zurückgelassen hatte, keck in die Straßen, überwältigte ohne große Anstrengung die ihm entgegeneilenden bewaffneten Haufen und erreichte bald die Wohnung des Statthalters, in welcher man einen reichen Vorrath von Silberbarren fand. Bei diesem Anblicke erhoben die Matrosen ein unbändiges Freudengeschrei und schickten sich sogleich an, den alle ihre Erwartungen übertreffenden Schatz nach den Pinassen zu schleppen; Drake aber, welcher bei der bedeutenden Entfernung vom Strande mit schwerbeladenen Leuten einem Angriffe der sich wieder sammelnden feindlichen Truppen nicht mit Erfolg begegnen zu können glaubte, gestattete nicht, daß jeder sich mehr als eine Barre auflud, und eilte mit ihnen weiter nach dem Orte, wo, wie er erfahren hatte, das Gold, die Edelsteine und andere Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Obschon ein heftiger Regenguß ihre Waffen fast unbrauchbar machte, so drangen sie doch bis zu dem Gebäude, worin sich die Schätze befanden, vor und hatten bereits die Thüren erbrochen, als Drake plötzlich bewußtlos zu Boden sank. Man bemerkte erst jetzt, daß er bei dem Scharmützel eine tiefe Wunde im Schenkel erhalten, sie aber trotz des starken Blutverlustes verheimlicht hatte, um nicht seine Leute muthlos zu machen. Obschon er, nachdem die Wunde verbunden und das Blut gestillt war, bald wieder seiner Sinne mächtig wurde und seine Leute dringend bat, das Unternehmen nicht aufzugeben, so schätzten doch diese das Leben ihres Anführers höher als die glänzendste Beute und zogen sich in der besten Ordnung und ohne verfolgt zu werden, nach den Schiffen zurück. Nachdem Drake und seine Mannschaft sich auf einer der nahe bei der Stadt liegenden herrlichen Inseln wieder erholt hatten, wurde auf den Rath eines an Bord gekommenen und mit dem Zustande der spanischen Ansiedelungen genau vertrauten Negersclaven beschlossen, die reiche Colonie Cartagena in Neugranada zu überfallen und zu plündern. Bereits hatte man aber von Nombre de Dios aus die Küstenorte durch Signale gewarnt, und als das englische Geschwader vor Cartagena ankam, fand es die Bewohner zur Vertheidigung bereit und mußte sich mit der Hinwegnahme einiger mit Waaren beladenen Fahrzeuge begnügen.

Da seine Mannschaft zur genügenden Besetzung der Pinassen, welche sich als besonders brauchbar bewiesen, und der beiden großen Schiffe nicht ausreichte, so verbrannte er das eine der letzteren und ging in einer selten besuchten, aber an Lebensmitteln jeder Art reichen Bai, welcher er deshalb den Namen Plenty (Ueberfluß) beilegte, vor Anker, wo er sich einige Zeit verborgen hielt, um die Wachsamkeit der Spanier zu täuschen. Von hier aus unterhandelte er mit den Maron-Negern und schloß mit ihnen ein Bündniß, wodurch sich diese für den ihnen von den Engländern gegen ihre Unterdrücker zu leistenden Schutz verpflichteten, als Führer und Spione gegen die Spanier zu dienen. Während der Rast in der Plentybai lief die erfreuliche Nachricht ein, daß die spanische Flotte, welche jährlich die Ausbeute der peruanischen Bergwerke abhole, zu Nombre de Dios eingetroffen und die Caravane, welche die Schätze von Panama nach diesem Hafen bringe, bereits auf dem Wege sei. Obschon Drake durch die unter diesem Himmelsstriche herrschenden bösartigen Fieber viele seiner Leute und unter diesen auch seine beiden Brüder, John und Joseph, verloren hatte, so konnte er sich doch nicht entschließen, eine so reiche Beute aufzugeben, und brach am 3. Februar 1573 mit achtzehn seiner kräftigsten Matrosen und dreißig Maron-Negern auf, um die weite Strecke nach Panama durch das Innere des Landes, wo man vor jeder Entdeckung sicher sein durfte, zurückzulegen. Die trefflichsten Dienste leisteten auf diesem abenteuerlichen Zuge die Maron-Neger, welche als Führer dienten, das Gepäck trugen, durch die Geschicklichkeit, womit sie ihre Speere und Pfeile gegen das Wild zu handhaben wußten, für die nöthigen Lebensmittel sorgten und des Abends bequeme Laubhütten zum Schutze gegen die gefährliche Kühle der Nacht aufschlugen. Des Morgens brach man, sobald es dämmerte, auf, schritt bis gegen zehn Uhr möglichst rasch voran, rastete dann eine Stunde an dem Ufer eines Flusses und setzte den Marsch noch bis vier Uhr fort, worauf man sich an einer geeigneten Stelle, gewöhnlich in einem von Anhöhen geschützten Thale, wieder lagerte. Am dritten Tage erreichte man eine von den Maron-Negern an dem Abhange eines Hügels erbaute und durch einen Graben und Erdwälle gegen eine Ueberrumpelung geschützte

Stadt, welche etwa fünf und dreißig Meilen von Nombre de Dios und acht und fünfzig von Panama entfernt war. Die Einwohner, welche sich durch große Reinlichkeit auszeichneten und in ihrem Anzuge wenig von den Spaniern unterschieden, lebten hier ruhig im Schoße des Ueberflusses und hatten mancherlei Gebräuche der christlichen Religion, zu deren Annahme sie von ihren früheren Herren ohne weitere Lehre gezwungen worden waren, beibehalten. Sie empfingen die Engländer mit großer Freude und gewannen den Anführer derselben, welcher sie mit freundlicher Achtung behandelte und ihre geringfügigen Zwiste mit kluger Vorsicht schlichtete, besonders lieb. Am 11. Februar gelangte die kleine Schaar, nachdem sie eine mit dichtem Urwalde bedeckte Gegend durchwandert hatte, auf den Gipfel des sich über die Landenge hinziehenden Berggrates, welchen die Neger als den höchsten Punkt desselben bezeichneten. Sie führten den überraschten Anführer zu einem freistehenden Baume von ungewöhnlicher Höhe und Dicke und luden ihn ein, in eine auf demselben befindliche Laube mittelst bequemer Stufen, welche in dem Stamme angebracht waren, hinaufzusteigen. Drake sah von hier aus nicht nur die ihm bekannten Gewässer, von welchen er hergekommen war, sondern auch den stillen Ozean, das Ziel seiner heißesten Wünsche; er erhob freudetrunken seine Hände und bat den Himmel um den Segen für seinen Vorsatz, dieses unermeßliche, geheimnißvolle Meer bald mit einem englischen Schiffe zu durchfurchen. Man zog nun auf dem entgegengesetzten Abhange des Berges herab und schritt zwei Tage lang schnell durch ein offenes, mit hohem Grase bedecktes Land bis zu einem nicht weit von Panama entfernten Gehölze, in welchem man sich verbarg, um die Caravane zu erwarten. Sie ward schon nach kurzer Frist sichtbar und würde ohne Zweifel ganz in die Hände Drake's gerathen sein, wenn nicht einige seiner weniger vorsichtigen Gefährten aus Neugierde zu frühe aus dem Hinterhalte hervorgebrochen und dem Führer des spanischen Vortrabes aufgefallen wären. Dieser jagte im Galopp zurück, um den sich langsam bewegenden Zug der schwer beladenen Maulesel anzuhalten, und es gelang den Engländern nur, sechs mit Lebensmitteln und zwei mit Silber bepackte Thiere zu erhaschen, die übrigen,

welche das Gold und die Edelsteine trugen, entkamen glücklich nach Panama, von wo aus jetzt nach allen Richtungen Eilboten ausgeschickt wurden mit der Weisung an die Bewohner der auf der Landenge zerstreuten Orte, die ganze Gegend zu durchstreifen und den kecken Wegelagerern den Rückzug abzuschneiden. Drake erreichte aber, nachdem er eine sich bereits sammelnde Truppenabtheilung bei Vera-Cruz zerstreut und eine ihm begegnende reiche Fracht von Silberbarren aufgefangen hatte, glücklich seine Schiffe und kehrte, mit dem Erfolge seines Unternehmens zufrieden, nach England zurück, wo er am 9. August 1573 in den Hafen von Plymouth einlief und von der ganzen Bevölkerung mit großem Jubel empfangen wurde. Mit seltener Uneigennützigkeit benutzte er sogleich den größten Theil seiner sehr bedeutenden Beute zur Ausrüstung mehrerer Fregatten, welche er selbst nach Irland führte, um daselbst dem Grafen von Esser bei der Unterdrückung eines Aufstandes Hülfe zu leisten. Ein so edelmüthiges Benehmen konnte nicht unberücksichtigt bleiben, und die Königin Elisabeth, welcher er bald darauf vorgestellt wurde, versicherte ihn ihres besonderen Wohlwollens; sie billigte seinen großartigen Plan, in den südlichen Ozean vorzudringen und daselbst die Besitzungen der Spanier zu beunruhigen, und versprach ihm die nöthige Unterstützung. Es war ihm aber dennoch nicht vergönnt, jenes bis jetzt ausschließend von den Spaniern beherrschte Meer zuerst von allen Seefahrern seiner Nation zu besuchen; John Orenham, einer seiner liebsten Gefährten, welcher sich bei der Ueberrumpelung von Nombre de Dios durch seine Entschlossenheit und seinen Muth vortheilhaft ausgezeichnet hatte, war ihm vorausgeeilt. Während Drake in Irland kämpfte, rüstete Orenham ein kleines Schiff aus, bemannte es mit siebenzig Leuten und erschien im J. 1575 im Golfe von Mejico, um bei irgend einer reichen Ansiedelung eine Landung zu versuchen. Da man aber, des durch Drake erlittenen Verlustes eingedenk, allenthalben auf der Hut war und ein Angriff mit so geringer Mannschaft sicher ins Verderben geführt hätte, so erdachte er, um nicht ohne Beute heimzukehren, einen eben so sonderbaren als verwegenen Plan. Nachdem er sein Schiff in einer versteckten Bucht ans Land gezogen und mit Baum-

äſten bedeckt und das Geſchütz vergraben hatte, drang er mit ſeinen Leuten in das Innere des Landes vor und erreichte bald einen nach Süden hin ſtrömenden Fluß, auf welchem er mit einem ſchnell erbauten gebrechlichen Fahrzeug abwärts ſteuerte und in den ſtillen Ozean einlief. Er richtete ſeinen Lauf gradezu nach den Perleninſeln, eroberte daſelbſt zwei aus Peru kommende, mit Gold und Silber beladene Barken und kehrte dann nach dem Fluſſe zurück, von welchem er ausgegangen war. Während ſich hier ein heftiger Zank über die Theilung der Beute entſpann und bereits zu Thätlichkeiten gediehen war, erſchienen vier ſpaniſche Schiffe, fanden die ſchlecht verſteckte Beute, ohne daß die Streitenden es wahrnahmen, und führten ſie, ohne ſich der Gefahr eines Kampfes auszuſetzen, davon. Als die Freibeuter nach der Wiederherſtellung des Friedens ihre Schätze verſchwunden ſahen, eilten ſie, ohne ihre geringe Zahl zu berückſichtigen, tollkühn den rechtmäßigen Eigenthümern nach und fielen in einen Hinterhalt, wo ſie mit großem Verluſte geſchlagen und aus einander geſprengt wurden. Da auch ihr Schiff ſammt den Vorräthen und dem Geſchütz entdeckt worden war, ſo irrten ſie einige Zeit in den Wäldern umher, fielen aber allmälig in die Hände der ſpaniſchen Anſiedler; Orenham und die meiſten ſeiner Gefährten wurden nach Panama gebracht und daſelbſt als Räuber hingerichtet. So jämmerlich endeten die britiſchen Abenteurer, welche zuerſt den ſtillen Ozean befuhren.

Francis Drake hatte während dieſer Zeit mit Hülfe ſeiner Freunde und Gönner die Vorbereitungen zu ſeinem großen Unternehmen getroffen und ging am 13. December 1577 zu Plymouth mit einem trefflich ausgerüſteten Geſchwader von fünf Schiffen, welches hundert und vier und ſechzig Leute an Bord hatte, unter Segel. Um nicht den Verdacht der ſpaniſchen Regierung zu erregen, hatte er Alexandrien als Ziel der Reiſe angegeben; er ſegelte deshalb nach der Straße von Gibraltar; ſetzte aber von hier ſeinen Weg nach den Inſeln des grünen Vorgebirgs fort und richtete, nachdem er hier friſche Lebensmittel und Waſſer eingenommen, ſeinen Lauf nach dem Rio de la Plata. Am 14. April 1578 näherte er ſich nicht weit von der Mündung deſſelben der

Küste, da sich aber kein sicherer Landungsplatz zeigte, so steuerte er noch eine Strecke weiter nach Süden und ging, nachdem er einen fürchterlichen Sturm glücklich überstanden hatte, in einer schönen Bai vor Anker. In der ganzen Umgegend, welche sehr unfruchtbar schien, zeigte sich nirgends ein Bewohner und doch mußte diese Küstenstelle zuweilen von den Eingeborenen besucht werden, denn man fand in einigen dicht am Strande stehenden Hütten einen großen Vorrath getrockneter Vögel und darunter fünf Strauße (Tayus), deren Beine nicht dünner waren als eine Hammelskeule. Man sah auch öfter mehrere dieser Vögel vorübereilen, die nachsetzenden Matrosen konnten ihnen aber nie bis auf Schußweite nahe kommen, weil sie mit Hülfe ihrer Flügel schneller liefen als das schnellste Pferd. Da in dieser Bai weder genügendes Brennholz noch gutes Trinkwasser anzutreffen war, so verließ man sie nach einigen Tagen wieder und landete in einer weiter südlich folgenden Bucht bei mehreren von Robben und Pinguinen wimmelnden Eilanden. Da die Bewohner der gegenüberliegenden Küste in großen Schaaren nach dem Strande kamen und durch Aufheben der Hände zum Himmel und durch fröhliche Tänze ihre friedlichen Gesinnungen zu erkennen gaben, so ließ sich Drake mit mehreren Leuten zu ihnen übersetzen und wußte sie durch einige Geschenke so zutraulich zu machen, daß sie sich unter die Mannschaft mischten und von ihr unbedeutende Spielwaaren gegen ihre Speere und ihren aus bunten Federn, nicht ohne Geschmack zusammengesetzen Kopfputz austauschten. Zwei von ihnen nahmen dem Befehlshaber ohne Umstände seinen mit Tressen besetzten Hut vom Haupte und theilten die Beute, indem der eine den Hut und der andere die Tressen behielt. In ihren Wohnungen leben diese Leute völlig nackt, gehen sie aber aus, so hängen sie ein Thierfell über die Schultern, ohne jedoch ihren mit mancherlei Figuren bemalten Körper ganz damit zu bedecken. Ihre langen Haare wickeln sie um einen Büschel Straußfedern und stecken ihre aus Rohr gefertigten und mit einem scharfen Kiesel zugespitzten Pfeile hinein, um durch diese in ihren Bewegungen nicht gehindert zu werden; ihre aus starkem Holze gut gearbeiteten, etwa eine Elle langen Bogen tragen sie stets in der Hand. Von

der Kunſt, Fahrzeuge zu bauen, wiſſen ſie nichts und wagen ſich nicht einmal nach den in der Bucht zerſtreuten Eilanden, weshalb dieſe auch zum ungeſtörten Aufenthaltsorte unzähliger Pinguine und Seehunde geworden ſind. Nachdem man einen hinreichenden Vorrath von Seehundfleiſch, welches man ſehr ſchmackhaft fand, eingenommen und das kleinſte Schiff des Geſchwaders, welches nicht ſtark genug war, den Gefahren dieſer ſtürmiſchen Meeresſtriche zu trotzen, auseinander genommen und als Brennholz vertheilt hatte, wurde die Reiſe bis zur Bai S. Julian fortgeſetzt, in welche man am 20. Mai einlief, um der durch das fortdauernd ungünſtige Wetter ermüdeten Mannſchaft eine längere Erholung zu gönnen und den Anfang der beſſern Jahreszeit abzuwarten. Die Eingeborenen, welche ſogleich herankamen, waren bei weitem dicker und größer als der ſtärkſte Mann der Expedition, zeigten ſich indeſſen friedlich, bis ein Matroſe unvorſichtig einen derſelben mit einem Pfeile verwundete, worauf ſich ein heftiger Kampf entſpann, welcher zwei Engländern das Leben koſtete, ehe man von den Feuergewehren, welche ſich im Boote befanden, Gebrauch machen konnte; die Wirkung derſelben ſetzte übrigens die Wilden in ſolche Furcht, daß ſie fortan ſich nicht mehr dem Landungsplatze zu nähern wagten. Nicht weit von demſelben entdeckte man bei einem Streifzuge den Galgen, an welchen Magalhäes während ſeines Aufenthaltes an dieſer Stelle die Empörer, welche ſich der Fortſetzung der Reiſe widerſetzten wollten, hatte aufknüpfen laſſen. Auch Drake nahm hier eine Hinrichtung vor, welche aber, da ſie nicht durch die Noth geboten wurde, in keiner Weiſe gerechtfertigt werden kann und einen Flecken auf den Ruhm des ſonſt ſo ausgezeichneten Seefahrers wirft. Thomas Doughty, der zweite Befehlshaber des Geſchwaders, ein Mann von anerkannter Fähigkeit, ward nach wiederholten Zwiſtigkeiten mit dem Admiral böswilliger Abſichten und des Verraths gegen dieſen vor einem gehorſamen Kriegsrathe angeklagt und zum Tode verurtheilt. Man hat mancherlei Vermuthungen zur Entſchuldigung dieſer ſchändlichen That aufgeſtellt und ſogar behauptet, der Untergang Doughty's, welcher bei irgend einer Gelegenheit den Grafen von Leiceſter, den Günſtling der Königin, beleidigt hatte, ſei be-

reits vor der Abreise von Plymouth beschlossen gewesen und Drake habe blos als Werkzeug der Rache gedient; aber aus dem Eifer und der Eile, mit welchem dieser die Rechtssache betrieb, geht zur Genüge hervor, daß ihm selbst nicht wenig daran lag, den an Talent ihm gleichstehenden und deshalb mit wachsender Eifersucht betrachteten Gefährten möglichst bald auf die Seite zu bringen.

Nachdem man noch ein Schiff, um die übrigen besser zu bemannen, zerschlagen hatte, verließ das jetzt nur aus drei Fahrzeugen bestehende Geschwader am 17. August den Hafen S. Julian und erreichte am 20. die Magalhäesstraße, welche es trotz des schlechten Wetters in der sehr kurzen Zeit von siebenzehn Tagen durchsegelte. Man fand in der Meerenge, deren Breite zwischen einer und vier Meilen wechselt, viele sichere und mit gutem Trinkwasser versehene Häfen, in welchen man aber der großen Tiefe wegen nicht vor Anker gehen konnte, wenn nicht ein in dieselben mündender Fluß oder ein Felsen es möglich machte, denn die fast ohne Unterlaß gegen einander wüthenden Stoß- und Wirbelwinde drohten an den nicht vollständig geschützten Stellen jeden Augenblick die größte Gefahr. Die Ufer erhoben sich zu beiden Seiten zu steilen, von Wolken oder Schnee bedeckten Bergen und würden einen noch traurigeren Anblick geboten haben, wenn nicht eine unmittelbar über dem Strande und in den wenigen Thälern sich hinziehende frische Pflanzendecke dem Auge von Zeit zu Zeit einen wohlthuenden Ruhepunkt gegönnt hätte. Das in sein Winterkleid gehüllte Land mußte übrigens Drake und seinen von Kälte und Schnee geplagten Leuten in weniger freundlichem Lichte erscheinen, als neueren Seefahrern, welche während der Sommerzeit denselben beschwerlichen Weg zurücklegten. Erst nahe am Ausgange der Straße stieß man auf einige Eingeborene, welche in einem kleinen, künstlich in der Gestalt eines halben Mondes aus Baumrinden mittelst starken Riemen von Seehundfell zusammengefügten Kahne mit großer Schnelligkeit in einen Seitencanal ruderten. Der Mannschaft einer Schaluppe, welche ihnen nachgeschickt wurde, gelang es, sie zu erreichen und einen freundlichen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Die elenden Wohnungen dieser ungewöhnlich kleinen, aber kräftigen Wilden (Pescherähs) bestanden aus

mehreren ſchief in die Erde geſchlagenen, an der Spitze durch ein Schilfſeil verbundenen und mit Robbenfellen überzogenen Pfählen; die wenigen darin ſichtbaren Hausgeräthe waren eben ſo ärmlich und ſämmtlich, ſogar die Gefäße zur Aufbewahrung der Lebensmittel und des Waſſers, aus Baumrinde geſchnitzt. Die Meſſer, deren ſie ſich zu dieſer Arbeit bedienten, waren die Schalen ſtarker, etwa zwanzig Zoll langer Muſcheln, welche ſie ſo trefflich zu ſchärfen verſtanden, daß ſie damit nicht nur das härteſte Holz, ſondern auch Knochen ohne große Mühe zur beliebigen Form ſchnitten. — Drake bemerkte zuerſt, daß die weſtliche Mündung der Straße nicht durch zwei Feſtländer, ſondern durch eine Gruppe ſehr nahe bei einander liegender Inſeln gebildet wurde, und gewann die durch traurige Erfahrungen ſpäterer Reiſenden hinlänglich beſtätigte Ueberzeugung, daß die Fahrt durch dieſelben, ſowohl wegen der Menge und Verſchlingung der Kanäle, als auch wegen der daſelbſt faſt ohne Unterlaß wüthenden Stürme mit großen Beſchwerlichkeiten und Gefahren verbunden ſein müſſe. Ein wüthender Orkan ergriff auch ſein Geſchwader und ſchleuderte es zweihundert Meilen nach Weſten oder, wenn man einem andern freilich ſehr unwahrſcheinlichen Berichte Glauben ſchenken will, nach dem Südpole hin, bis zu einer ſo hohen Breite, daß die Nächte nur zwei Stunden lang waren. Nachdem der Sturm ſich gelegt hatte, kehrte Drake mit zwei Schiffen nach der weſtlichen Mündung der Magalhäesſtraße zurück, um hier das dritte, welches von dem Geſchwader getrennt worden war, zu erwarten, man hörte aber nie wieder etwas von demſelben. Eine mit acht Leuten bemannte und nur auf einen Tag mit Lebensmitteln verſehene Schaluppe verlor ebenfalls durch einen Windſtoß das Schiff, zu welchem ſie gehörte, und da ſie daſſelbe nach langem Umherſuchen nicht mehr fand, ſo kehrte ſie durch die Meerenge nach dem Rio de la Plata zurück, wo die von Hunger und Elend dem Tode nahe Mannſchaft, als ſie ohne genügende Vorſicht ans Land ging, von den Wilden angegriffen wurde. Vier der Unglücklichen fielen ſogleich, den vier andern gelang es, nach einer etwa drei Meilen von der Küſte entfernten Inſel zu entkommen, wo noch zwei von ihnen an ihren Wunden ſtarben und die Schaluppe

an einem Felsen scheiterte. Die beiden überlebenden, Peter Carver und William Pitcher, blieben zwei Monate in diesem Schlupfwinkel und nährten sich während dieser Zeit von Krabben, Aalen und citronähnlichen Früchten; da sie aber keinen Tropfen Trinkwasser auftreiben konnten, so waren sie genöthigt, ihren eigenen Urin zu trinken, bis sie endlich so glücklich waren, eine etwa zehn Fuß lange Planke der zertrümmerten Schaluppe aufzufinden, auf welcher sie sich festbanden und nach der Küste steuerten, die sie aber erst nach einer mühevollen Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten erreichten. Pitcher warf sich sogleich an einem kleinen Bache nieder und trank trotz der Warnung seines klügeren Gefährten mit solcher Gier, daß er wenige Stunden darauf starb. Carver setzte seinen Weg fort und begegnete bald darauf einigen Eingeborenen, welche ihn wohlwollend in ihr Dorf führten und, nachdem er mehrere Jahre bei ihnen gelebt hatte, zu der nächsten portugiesischen Ansiedelung geleiteten, von wo er über Portugal im J. 1586 nach seiner Heimath zurückkam.

Während Drake an der westlichen Ausfahrt der Magelhäesstraße in einer wenig sicheren Bai mit den zur Fortsetzung der Reise nöthigen Vorbereitungen beschäftigt war, erhob sich von Neuem ein heftiger Sturm, riß sein Schiff von den Ankern los und jagte es vor sich her bis zur südlichen Spitze der neuen Welt, wo der atlantische Ozean und das Südmeer ihre Wogen vermischten und eine unendliche Wasserfläche bildeten, auf der weder ein Festland noch eine Insel zu finden war. Drake, welcher auf diese Weise unfreiwillig der Entdecker des Vorgebirgs wurde, welches ein halbes Jahrhundert später statt seines Namens, den es billig tragen sollte, die Benennung Cap Hoorn erhielt, landete, sobald es ihm das Wetter erlaubte, bei einer Inselgruppe, welche er Elisabethinseln nannte, und fand hier Schutz gegen einen der fürchterlichsten Orkane, die er erlebt hatte. Die Bewohner dieser Inseln, welche fast nur von Fischen lebten und in ihren leichten, mit Rudern versehenen Kähnen die zahllosen Kanäle beständig durchkreuzten, schienen von der Natur sehr vernachlässigt, bewiesen sich aber als friedliche, gutmüthige Leute und selbst die Frauen kamen mit ihren Kindern, welche sie in Robbenfelle gewickelt auf dem

Rücken trugen, ohne Mißtrauen an Bord. Nachdem man eine Menge guter Fische gegen Kleinigkeiten eingetauscht hatte, segelte man nach dem Orte zurück, wo das andere Schiff geblieben war, fand es aber nicht mehr, denn es war bereits auf dem Wege nach England, wo es im Juni 1579 wohlbehalten eintraf. Drake, welcher jetzt nur noch über ein einziges Schiff zu gebieten hatte, legte der Bucht, in welcher er von dem andern getrennt worden war, den Namen Parting of Friends (Trennung der Freunde) bei und setzte seine Reise in nördlicher Richtung an der Küste von Chili bis zu der Insel Mocha fort, von wo aus er seine Angriffe auf die spanischen Ansiedlungen zu beginnen beschloß. Von einem eingeborenen Piloten geführt, drang er zuerst in den Hafen von Valparaiso ein, nahm ein großes mit Wein und Gold befrachtetes Schiff und plünderte ohne Widerstand die Stadt, deren Bewohner bei seiner Annäherung, von panischem Schrecken ergriffen, entflohen waren. Bei dem peruanischen Flecken Tarapaca, wo man eine Quelle frischen Wassers suchte, stießen die Matrosen auf einen schlafenden Spanier, an dessen Seite eine Last Silberbarren lag; sie nahmen die letzteren, ohne den Mann zu wecken, plünderten sechs mit Silber beladene Lamas, welche ihnen weiterhin begegneten und schleppten die Beute ungefährdet auf das Schiff. Die Abenteurer, welche, durch übertriebene Gerüchte von den Reichthümern Perus irre geführt, den Ertrag an reinem Silber von hundert Pfund dieses Bodens auf fünfundzwanzig Schillinge berechneten, sahen durch diesen glücklichen Raub ihre unsinnigen Erwartungen beinahe erfüllt und der Erfolg ihrer spätern Unternehmungen trug nicht wenig dazu bei, sie in ihrer Ansicht zu bestärken. Von Valparaiso aus waren zwar bereits Eilboten abgeschickt worden, um die Plünderung der Stadt dem Vizekönige von Peru zu melden und die Küstenorte zu warnen, aber Drake hatte ihnen, da die Verbindung zu Land sehr langsam und unvollkommen war, einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen und nahm in der Nähe von Arica zwei mit edeln Metallen beladene Schiffe, welche an nichts weniger als an einen Angriff dachten. Am 15. Februar 1579 drang er in den Hafen von Callao, wo siebenzehn Fahrzeuge und darunter einige mit Silberbarren befrachtete, vor

Anker lagen, trieb diese, nachdem er das Werthvollste herausgenommen, weil er befürchtete, von ihnen verfolgt zu werden, auf den Strand und machte dann Jagd auf den Cacafuego, ein großes Schiff, welches, wie ihm verrathen wurde, den königlichen Antheil der jährlichen Ausbeute an Gold, Silber und Edelsteinen an Bord hatte und vierzehn Tage vor seiner Ankunft abgegangen war. Er setzte alle Segel bei, erreichte noch glücklich das sich schwer und langsam bewegende Lastschiff und nahm es nach geringer Gegenwehr. Dreizehn Kisten mit gemünztem Silber, achtzig Pfund Gold und sechsundzwanzig Tonnen Silberbarren, zusammen ein Werth von etwa hundertundfünfzig tausend Pfund Sterling, waren der Lohn seiner Anstrengung.

Die Rachelust der kühnen Corsaren war jetzt vollkommen befriedigt und die in kurzer Zeit gemachte Beute überstieg so sehr jede Erwartung, daß man ernstlich zu überlegen anfing, wie die Rückfahrt nach der Heimath am sichersten und schnellsten einzurichten sei. Da man mit Gewißheit voraussetzen durfte, daß die spanische Regierung auf die Nachricht von den an den reichsten Küstenpunkten der neuen Welt verübten Plünderungen nicht gesäumt haben werde, ein wohlbewaffnetes Geschwader nach der Magalhäesstraße zu schicken, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, so faßte Drake einen Entschluß, welcher mehr als alle seine Raubzüge gegen die Spanier von der Größe seines Geistes, der Kraft seines Willens und seinem vor keinem Wagniß zurückbebenden Muthe zeugt. Er wollte in nordöstlicher Richtung einen Weg nach Europa auffinden und die von den Geographen seiner Zeit so viel besprochene Frage, ob das atlantische Meer und der stille Ozean auch im Norden durch eine Straße verbunden seien, lösen. Nachdem er auf dem kleinen westlich von dem Golfe Dolce an der Küste von Guatemala liegenden Eilande Cano, in dessen Nähe ihm noch eine Caravelle, auf der sich ein Brief des Königs von Spanien an den Statthalter der Philippinen und einige Fahrkarten der Südsee, für ihn ein höchst wichtiger Schatz, fanden, in die Hände gefallen war, sein Schiff ausgebessert und mit dem nöthigen Wasservorrath versehen hatte, steuerte er, ohne irgendwo beizulegen, vierzehnhundert Meilen weit nach Nordwesten und

beharrte, obschon die Kälte hier bereits so stark war, daß alle Mundvorräthe gefroren, immer noch auf seinem Vorhaben, in nordöstlicher Richtung das americanische Festland zu umsegeln; als er aber unter dem achtundvierzigsten Grade nördlicher Breite noch nicht das Ende desselben erreichte und die Kälte mit jedem Tage unerträglicher wurde, so sah er sich gezwungen, seinen Plan aufzugeben und umzukehren. Er lief nun dicht an der gebirgigen, mit Schnee bedeckten Küste hin, bis er zehn Grade weiter südlich einen bequemen Hafen antraf, in welchen er, da das schwerbeladene Schiff einen Leck bekommen hatte, einlief. Während man sich anschickte, einen Theil der Fracht auszuladen und am Strande Wohnungen für die Mannschaft herzurichten, eilten die Eingeborenen in großen Schaaren herbei und drückten auf unverkennbare Weise ihr Erstaunen über das Erscheinen der fremden Gäste aus. Ihr Benehmen verrieth indessen keine feindliche Absicht; einer von ihnen näherte sich in einem Canot, während er mit den sonderbarsten Geberden und mit solcher Schnelligkeit, daß ihm öfter der Athem ausblieb, eine lange Rede hersagte, dem Schiffe und überreichte mittelst eines langen Stockes einen Büschel schwarzer Federn und ein Körbchen mit Blättern eines Krautes, welches er Tabak nannte. Das Freundschaftsbündniß zwischen den Briten und den Eingeborenen war auf diese Weise geschlossen und wurde, so lange man vor Anker lag, nicht einen Augenblick getrübt. Die Wilden, obschon an ein rauhes Klima gewöhnt, schienen nicht unempfindlich gegen die Kälte zu sein, denn sie froren in ihren warmen Pelzen und hüllten sich behaglich in die wollenen Stoffe, welche man ihnen zum Geschenke machte. Drake, stets vorsichtig, ohne Mißtrauen zu zeigen, ließ die am Ufer aufgeschlagenen Zelte mit einem Pfahlgehege umgeben und dann mit Ernst die Arbeiten an dem Schiffe beginnen. Jeden Kunstgriff, um die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Eingeborenen auf sich zu ziehen, verschmähend, benahm er sich gegen sie, so oft sie ihn besuchten, mit dem offenen Wohlwollen eines von Natur gutmüthigen und über alle Furcht erhabenen Mannes und erwarb sich dadurch bald ihre Achtung. Schon nach wenigen Tagen schickte der Hioh (Häuptling) des Landes Boten mit Geschenken und ließ um die Erlaubniß, das

Lager besuchen zu dürfen, bitten, welche ihm gern und mit der Bemerkung gewährt wurde, daß er mit aller gebührenden Rücksicht solle behandelt werden. Drake traf sogleich Anstalten zu seinem Empfange und stellte seine ganze Mannschaft in vollem Waffenschmucke in Reihe und Glied auf. Der Häuptling säumte nicht lange, von der ehrenvollen Einladung Gebrauch zu machen und kam mit einem großen Gefolge, den Träger des aus schwarzem Holze gearbeiteten und mit einer Kette von Knochen umwundenen Scepters, einen sehr stattlichen Mann, an der Spitze, langsam heran. Als der Zug das Lager erreicht hatte, machte er Halt und mehrere Redner sprachen nach einander sehr lange und mit vielem Feuer. Nach jedem Satze, der eine wichtige Bemerkung enthielt und mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben wurde, fiel das Gefolge mit dem Rufe: oh! oh! ein, um seine Bestätigung kund zu geben. Nach Beendigung dieser Förmlichkeit fing der Häuptling mit allen seinen Leuten an zu singen und zu tanzen, näherte sich dabei dem Admiral und setzte ihm, indem er ihn als Hioh begrüßte, seine Krone, einen mit bunten Federn geschmückten Goldreif, auf das Haupt. Die Briten betrachteten diese Höflichkeitsbezeugung als eine förmliche Huldigung und ergriffen im Namen ihrer Königin von dem Lande Besitz. Als sich der Hioh wieder entfernt hatte, erschienen die Eingeborenen in großer Anzahl und beschenkten ihre Gäste mit wohlschmeckenden Wurzeln und Fischen, welche sie in sehr künstlich geflochtenen und wasserdichten Körbchen trugen. Drake verlor jetzt selbst durch diese gutmüthige Annäherung jedes Mißtrauen und machte mit mehreren Leuten einen Ausflug nach dem nächsten, etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernten Wohnorte der Eingeborenen, von welchen sie mit Jubel empfangen und nach Kräften bewirthet wurden. Man bemerkte bei ihnen keine Waffen als elende Bogen und Pfeile, durch welche kaum ein völlig Nackter leicht verwundet werden konnte. Die Erdhöhlen, in welchen sie auf Binsenhaufen um ein großes Feuer lagen, hatten flache Dächer aus Baumästen und Erde, in deren Mitte sich eine Oeffnung befand, welche zugleich als Rauchfang und als Thüre diente. Die Männer waren in ihrer Behausung gewöhnlich nackt, die Weiber aber in einen

aus feinen Binſen gewobenen Ueberwurf gehüllt. Die Umgegend des Dorfes ſchien ſehr fruchtbar und reich an Wild; beſonders bemerkte man ſehr viele Hirſche und begegnete allenthalben einer Art kleiner Kaninchen, welche den Boden nach allen Richtungen hin unterwühlten und den Anbau deſſelben faſt unmöglich machten.

Nachdem Drake ſein wiederhergeſtelltes Fahrzeug mit Mundvorräthen für längere Zeit verſehen und zum Zeichen der Beſitznahme des Landes, das er Neu-Albion nannte, welches aber jetzt Californien heißt, eine Säule mit dem Namen der Königin und dem engliſchen Wappen errichtet hatte, ging er am 17. Juli wieder in See und nahm, da ihm die Fahrt um die ſüdliche Hälfte der neuen Welt bei ſeinen geringen Streitkräften unſicher ſchien, ſeinen Weg nach den Molukken, um dieſen zuerſt die britiſche Flagge zu zeigen und dann um das Cap der guten Hoffnung nach der Heimath zurückzukehren. Er ſegelte acht und ſechzig Tage, ohne Land zu erblicken und erreichte erſt am 30. September die Ladronen, deren Bewohner das ſchon von Magalhães an ihnen bewunderte Diebstalent auch jetzt wieder auf eine glänzende Weiſe bewieſen, bis man ſie, da keine gütliche Mahnung Erfolg hatte, von dem Schiffe warf und, als ſie es mit Gewalt beſteigen wollten, mit dem Geſchütze zurückwies. Man bemerkte an dieſen Leuten mancherlei ſonderbare Gewohnheiten, welche man bei andern Wilden noch nicht wahrgenommen hatte. Die Nägel an ihren Fingern ließen ſie ſo lang wachſen, daß ſie ſich derſelben als Waffen hätten bedienen können. Die rund geſchnittenen Ohrlappen, welche ſie durch ſchwere Gewichte ausdehnten, hingen ihnen faſt bis auf die Schultern herab und ihre Zähne waren ſo ſchwarz wie Ebenholz, was von einem Kraute, das ſie beſtändig kauten, herrührte. — Nach der Abfahrt von den Ladronen blieb der Wind fortwährend ſo ungünſtig oder ſchwach, daß man erſt am 3. November die Molukken zu Geſicht bekam. Zu Ternate, wo Drake vor Anker ging, wurde er von dem Könige der Inſel, welcher ſeit einiger Zeit das portugieſiſche Joch abgeſchüttelt hatte, ſehr freundlich empfangen und erhielt die Erlaubniß, Gewürznelken gegen andere Waaren auszutauſchen. Nach einem kurzen Aufenthalte, während deſſen er jedoch mit dem Könige einen

Handelsvertrag abschloß, setzte er die Reise fort bis zu einer kleinen Insel südlich von Macassar, wo er wieder längere Zeit verweilen mußte, um das Schiff, welches am 5. Januar 1580 durch einen Windstoß auf eine Sandbank geschleudert worden war und nur durch den Verlust von acht Kanonen und eines Theiles der kostbarsten Waaren, welche man über Bord warf, gerettet werden konnte, auszubessern. Von hier aus segelte Drake ohne weiteren Unfall und ohne an einem Orte länger, als zur Einnahme des nöthigen Trinkwassers erforderlich war, anzulegen, mit fast stets günstigem Winde und lief am 26. September 1580 wohlbehalten in den Hafen von Plymouth ein, welchen er vor zwei Jahren und zehn Monaten verlassen hatte. Ein großer Theil der mitgebrachten Schätze mußte freilich auf die Vorstellung des bereits wohlunterrichteten spanischen Gesandten von der Regierung, so ungern sie es auch that, mit Beschlag belegt und den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben werden, aber er behielt noch überflüssig genug, um die Erwartungen seiner Gönner, welche die Schiffe ausgerüstet hatten, nicht nur zu befriedigen, sondern sogar weit zu übertreffen. Die Königin bewies, nachdem sie den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge geleistet hatte, dem glücklichen Corsaren ihre Achtung und Zufriedenheit auf mannigfaltige Weise; sie schlug ihn sogar zum Ritter und speiste zu Deptford bei ihm an Bord. Das Schiff, auf welchem die Briten ihre erste Fahrt um die Welt glücklich vollbracht hatten, wurde viele Jahre in diesem Hafen als Merkwürdigkeit aufbewahrt, und als man das Wrack nicht mehr gegen den Einfluß der Witterung zu erhalten vermochte, verfertigte man aus den Trümmern einen Stuhl und übergab ihn feierlich der Universität zu Oxford, wo er sich noch befindet.

Nur kurze Zeit gönnte sich Drake die nöthige Ruhe; schon im J. 1585 finden wir ihn wieder mit einem bedeutenden Geschwader bei den Inseln des grünen Vorgebirgs und in den westindischen Gewässern, wo er schonungslos die spanischen Ansiedelungen plünderte und verbrannte und den Verkehr mit dem Mutterlande fast gänzlich unterbrach. Auf der Heimath berührte er Virginien und ordnete die Verhältnisse der dort angelegten Colonie,

welche dem Untergange nahe war. Kaum zu Plymouth angelangt, übernahm er den Befehl über einen Theil der englischen Flotte, welche die berühmte, unüberwindliche Armada vernichtete, eilte nach der entscheidenden Schlacht nach der Bai von Cadiz, steckte die darin Schutz suchenden Fahrzeuge in Brand und nahm mehrere reich befrachtete Kauffahrer, welche ihm auf der hohen See vergeblich zu entfliehen versuchten. Zum Gegenadmiral ernannt, beunruhigte er im J. 1589 die spanische Küste und verbreitete unter den spanischen Seefahrern einen solchen Schrecken, daß sich wohlbewaffnete Schiffe bei der bloßen Nennung seines Namens ergaben. Da Spanien eine neue, noch größere Flotte, als die vertilgte unüberwindliche, auszurüsten begann und die englische Küste anzugreifen drohte, schlug er, um diesen Plan zu vereiteln, der Königin eine Expedition nach Westindien vor, welche alle früheren durch den Erfolg verdunkeln sollte. Sein Vorhaben fand Beifall; da aber die Abfahrt des Geschwaders durch mancherlei Hindernisse verzögert wurde, so ging die günstigste Zeit unbenützt vorüber und der spanischen Regierung, welche von dem gefährlichen Anschlage Kunde erhalten hatte, gelang es, an den wichtigsten Punkten ihrer Besitzungen genügende Vertheidigungsanstalten zu treffen. Die Landung auf den kanarischen Inseln gewährte deshalb nicht den sicher erwarteten Vortheil, und als das Geschwader vor Porto-Rico ankam, ward es mit einem so nachdrücklichen Geschützfeuer begrüßt, daß es sich zurückziehen mußte. Drake rächte sich zwar durch die Plünderung mehrerer Küstenorte, kränkte sich aber über die ungewohnte Niederlage so sehr, daß er, als auch der Angriff auf die Stadt Panama mißlang, von einem schleichenden Fieber ergriffen wurde, an welchem er am 30. December 1596 starb. — Drake war nicht nur einer der kühnsten und glücklichsten, sondern auch der tüchtigsten Seemänner seiner Zeit, denn er war in allen Zweigen der zum Seewesen gehörenden Wissenschaften wohl bewandert und versäumte bei seinen abenteuerlichen Raubfahrten keine Gelegenheit, diese nach Kräften zu erweitern. Obschon von kleiner Körpergestalt, wußte er doch durch sein offenes, freundliches Benehmen, durch die Lebhaftigkeit seines Blickes und durch eine nicht gewöhnliche Gabe der Rede Jeden

leicht für sich zu gewinnen. Seine Feinde warfen ihm Eitelkeit, Stolz und Ruhmredigkeit vor, seine Thaten berechtigten ihn aber hinlänglich, seinen Werth nicht allzu gering anzuschlagen. Die Behandlung seiner Untergebenen kann keine hochmüthige und schroffe gewesen sein, denn alle liebten und achteten ihn und folgten unbedingt und gern seinen Befehlen. Auch seine Freigebigkeit wird Niemand bezweifeln wollen, denn er gab nicht nur den Bedürftigen mit vollen Händen, sondern rüstete sogar Schiffe zum Vortheile seines Vaterlandes und zur Demüthigung der Feinde desselben aus. Zu den verdienstlichsten Unternehmungen, zu welchen er sein bedeutendes Vermögen verwendete, gehört ferner die Erbauung der zwanzig Meilen langen Wasserleitung, welche Plymouth mit gutem Trinkwasser versorgt; den größten Dank der europäischen Menschheit aber erwarb er sich unstreitig durch die Einführung eines jetzt unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittels, der Kartoffel, welche er im J. 1586 aus Virginien nach England brachte, von wo sie sich allmälig fast über alle Länder der alten Welt verbreitete. Ob der Tabak, dessen Gebrauch er ebenfalls zuerst seinen Landsleuten zeigte, eine ebenso dankenswerthe Gabe war, wollen wir nicht untersuchen, daß aber dieses Kraut für die ungeheure Anzahl derjenigen, welche sich an den Genuß desselben gewöhnt haben, noch weniger entbehrlich ist, als die Kartoffel, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen.

Francis Drake's Raubfahrt in dem südlichen Ozean war eine eben so unerwartete als bedenkliche Erscheinung für die spanische Seemacht, welche diese Meeresstriche ausschließend zu beherrschen glaubte und nichts weniger fürchtete, als dort Schiffen eines anderen Volkes zu begegnen, da man absichtlich so fürchterliche Gerüchte über die unüberwindlichen Gefahren und Schwierigkeiten der Magalhäesstraße verbreitet hatte, daß man selbst die verwegensten Seeleute von einem Versuche, sich in dieselbe zu wagen, hinreichend abgeschreckt zu haben glaubte. Diese Schranke war jetzt von einem kecken Abenteurer ohne Mühe durchbrochen, und da zu erwarten stand, daß sein Wagniß, welches ein so glänzender Erfolg krönte, nicht ohne Nachahmung bleiben werde, so sann die spanische Regierung auf Mittel, diesem verhaßten

Treiben schnell ein Ende zu machen und ihre reichen Besitzungen an der westlichen Küste des südamericanischen Festlandes für die Zukunft vor Unglück und Plünderung zu schützen. Da die Südspitze der neuen Welt noch von keinem spanischen Seefahrer gesehen oder umschifft worden war, so erschien ihr nach reiflicher Ueberlegung die Sperrung der Magalhäesstraße durch eine stark befestigte und gut besetzte Ansiedelung als geeignetste und sicherste Maßregel. Die auf falschen Voraussetzungen beruhenden Berichte Pedro Sarmientos, eines galizischen Seemannes, welcher im J. 1579 von dem peruanischen Hafen Callao aus die erwähnte Straße besucht und sie genauer durchforscht hatte, trugen nicht wenig zu diesem Entschlusse bei, welcher mit großer Eile und mit einem sehr bedeutenden Kostenaufwande ausgeführt wurde. Sarmiento, zum Oberbefehlshaber der neuen Kolonie ernannt, verließ im J. 1581 mit einer herrlich ausgerüsteten Flotte von drei und zwanzig Schiffen, welche weit über 3000 Leute an Bord hatte, Cadiz, erreichte aber nur mit drei Schiffen und etwa 400 Mann den Ort seiner Bestimmung; die übrigen gingen bei dem fortwährend stürmischen Wetter zu Grunde oder kehrten, nachdem sie von dem Geschwader getrennt worden waren, nach Spanien zurück. Die Festung wurde an einer geeigneten Stelle (53° 35′ Br. 70° 20′ L.) nahe bei der Mündung eines mit gutem Trinkwasser hinlänglich versehenen Flusses (des Sedger) sehr unvollkommen erbaut und zu Ehren des Königs San Felipe genannt; schon in kurzer Zeit überzeugte man sich aber, daß die Ansiedler weder unter diesem kalten, stürmischen Himmelsstriche aushalten, noch sich selbst durch den Anbau des Landes die nöthigen Lebensmittel verschaffen konnten; der Zweck der kostspieligen Ansiedelung, die Schließung der Meerenge, mußte überdieß unerreicht bleiben, da die Durchfahrt, wo sie am schmalsten ist, doch wenigstens eine Meile in der Breite hat und also unmöglich durch das Geschütz eines Forts gesperrt werden kann. Sarmiento, welcher eigensinnig genug war, trotz aller dieser Mißstände seinen Plan nicht aufzugeben, entschloß sich, selbst nach Spanien zu gehen, um dort die nöthige Unterstützung nachzusuchen, fiel aber nach mancherlei ihm durch Stürme bereiteten unglücklichen Abenteuern einem britischen Corsaren in die

Hände, welcher ihn nach England brachte. Er erhielt zwar später seine Freiheit wieder, fand aber, als er nach Spanien zurückkam, an dem Könige, welcher bereits von der wahren Lage der Dinge genau unterrichtet war, einen sehr ungnädigen Herrn; die von ihm erbetene Unterstützung wäre übrigens auch zu spät gekommen, die Bewohner von San Felipe waren bereits entweder durch Hunger und Krankheit umgekommen oder hatten sich nach einem mildern Himmelsstriche zu retten gesucht.

Wie wenig die Bemühungen der Spanier, die Meerenge durch eine Festung zu sperren, selbst wenn diese in dem besten Vertheidigungszustande gewesen wäre, genützt haben würden, beweisen zur Genüge die kecken Fahrten englischer Corsaren, welche ohne Scheu vor jedem Hindernisse Drake's Spur folgten und an den Küstenpunkten der neuen Welt, welche den meisten Gewinn versprachen, landeten, sie mochten befestigt sein oder nicht. Thomas Cavendish, einer der kühnsten derselben, welcher im Juli 1586 mit drei Schiffen und hundert und sechs und zwanzig Leuten an Bord in See gegangen war, berührte bei seiner Fahrt durch die Magalhäesstraße die Ansiedelung San Felipe und fand daselbst noch einen einzigen Spanier, welcher bis jetzt sein Leben mit Mühe gefristet hatte und nähere Auskunft über das Schicksal seiner Gefährten gab. Die Ansiedler waren nach Sarmiento's Abreise drei Jahre unter den größten Entbehrungen beisammen geblieben, da sie aber von den Feldern, welche sie während dieser Zeit sorgfältig bestellten, keinen Ertrag erzielten und die mitgebrachten Vorräthe endlich völlig aufgezehrt waren, so erlagen sie allmälig dem Hungertod bis auf zwanzig Männer und drei Weiber, welche, von Verzweiflung getrieben, mit Ausnahme des einzigen, welchen die Briten antrafen, nach dem Rio de la Plata aufbrachen, auf dem weiten und beschwerlichen Landwege aber wahrscheinlich zu Grund gingen. Cavendish nahm die Geschütze der Festung, welche man in den Sand vergraben hatte, und den letzten der Ansiedler an Bord, steuerte nach der Südsee, wo er die reichen Küstenstädte Payta und Puna plünderte und das von den Philippinen kommende und mit großen Schätzen befrachtete Admiralschiff Santa Anna hinwegnahm, und kehrte dann über die Ladronen, Philippinen,

Molukken, Borneo und das indiſche Meer um das Cap der guten Hoffnung nach England zurück, wo er am 9. September 1588 in den Hafen von Plymouth einlief. Er hatte zu ſeiner Reiſe um die Welt elf Monate weniger als Magalhães und acht Monate weniger als Drake gebraucht und ſich auf der ganzen Fahrt als einen ſehr tüchtigen Seemann bewährt. Seine Beobachtungen über die Winde, über die verſchiedene Höhe der Ebbe und Fluth und über die Strömungen trugen nicht wenig zur Erweiterung der nautiſchen Kenntniſſe ſeiner Zeit bei und haben zum Theil jetzt noch ihre Geltung. Er machte auch zuerſt die Bemerkung, daß die Entfernung von Java bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung, welche auf den portugieſiſchen Karten zu mehr als zweitauſend Meilen angegeben war, nur achtzehnhundert und fünfzig betrage und veranlaßte dadurch eine doppelte Berichtigung in den geographiſchen Schätzungen, indem ſich auf der einen Seite die Entfernung von dem Cap bis zu dem öſtlichen Archipel verringerte, auf der andern Seite aber der Raum zwiſchen den Molukken und dem americaniſchen Feſtlande vergrößerte. — Cavendiſh, welcher ſich auf ſeiner Raubfahrt ein Vermögen erworben hatte, welches groß genug war, um dafür, wie ſich einer ſeiner Zeitgenoſſen ausdrückt, eine ſchöne Grafſchaft kaufen zu können, verſuchte, ſtatt ſich damit zu begnügen, durch eine zweite Reiſe, welche er im J. 1591 mit einem Geſchwader von fünf Schiffen unternahm, daſſelbe noch zu vermehren, aber das Glück entzog ihm jetzt ſeine Gunſt, weil er ſie allzu unbeſcheiden in Anſpruch nahm. Zwar erreichte er nach einem faſt ununterbrochenen Kampfe mit heftigen Stürmen den weſtlichen Ausgang der Magalhäesſtraße, hier aber empörte ſich, da die Lebensmittel zu Ende gingen und kein Ende der Mühſeligkeiten abzuſehen war, die ganze Mannſchaft und zwang ihn, nach der Heimath zurückzukehren. Der Verdruß über dieſen unerwarteten Unfall untergrub ſeine durch übermäßige Anſtrengung ſchon geſchwächte Geſundheit vollſtändig und er ſtarb am 4. Juli 1593 an der braſilianiſchen Küſte. Durch den unglücklichen Ausgang dieſer mit ſo großen Erwartungen unternommenen Expedition erkaltete auf einige Zeit der Eifer der britiſchen Seefahrer für ſolche Unternehmungen und viele der tüchtigen

Matrosen, welche unter Drake und Cavendish gedient hatten, traten, da ihnen das Vaterland keine Gelegenheit zur Fortsetzung des gewohnten abenteuerlichen Piratenlebens bot, in fremde Dienste.

Pedro Fernandez de Quiros.

Der Streit zwischen Spanien und Portugal über den Besitz der Molukken erhielt durch die Heimkehr der von Sebastian del Cano geführten Vittoria, mit welcher nähere Nachrichten über die Lage derselben einliefen, neue Nahrung und man fand sich veranlaßt, zu Badajoz eine Zusammenkunft zu halten, um ihn zu schlichten. Da aber die Bevollmächtigten beider Reiche von der Richtigkeit ihrer Ansprüche überzeugt waren und diese aus vorgelegten Charten zu beweisen suchten, so blieben die Unterhandlungen ohne Erfolg. Portugal verstärkte seine Macht auf den Gewürzinseln und Spanien rüstete, um sein Recht geltend zu machen, ein Geschwader von sechs Schiffen aus, welches unter dem Befehle des Don Francisco Garcia Jofre de Loaisa im Juli 1525 den Hafen von Coruña verließ und nach einer mühseligen, fast vier Monate dauernden Fahrt durch die Magalãesstraße in den stillen Ozean einlief. Es hatte auf demselben noch keine große Strecke zurückgelegt, als es von einem fürchterlichen Sturme überfallen und getrennt wurde. Zwei kleine Schiffe, eine von Jago de Guevara geführte Patache (Rennjacht) und ein anderes Fahrzeug, geriethen dadurch in eine verzweifelte Lage, da sie keine Lebensmittel an Bord hatten, sondern ihren täglichen Bedarf von dem Admiralschiffe bezogen. Unter solchen Umständen hielt Guevara den Versuch, nach der amerikanischen Küste zurückzusteuern, für die einzige Möglichkeit sich zu retten, und schlug im Einverständniß mit der Bemannung beider Fahrzeuge die Richtung nach Neuspanien ein. Man fristete längere Zeit einzig und allein mit den Vögeln, welche man auf dem Takelwerk fing, das Leben, da der Fischfang wegen der Tiefe des Meeres unmöglich war. Auf der Patache befanden sich zufällig ein Hahn und eine Henne, und

als man sich den wärmeren Breitegraden näherte, legte die letztere täglich ein Ei. Der Befehlshaber des anderen Schiffes bot Guevara für die beiden Thiere tausend Dukaten, dieser lehnte aber den Handel ab und bestimmte die Eier zur Labung der Kranken. Nachdem man einige Wochen lang mit musterhafter Geduld Hunger und Mühseligkeiten jeder Art ertragen hatte, erblickte man endlich Land; die Küste war aber so flach und die See brach sich an den vor ihr liegenden Riffen mit solchem Ungestüm, daß man nicht wagen durfte, ihr mit den Schiffen zu nahe zu kommen. Die Noth zwang indessen zu den verzweifeltsten Maßregeln und Juan de Arrayzaga, der Schiffskaplan, faßte den großmüthigen Entschluß, sich zur Rettung Aller zu opfern und in einem leeren Kasten von den Wogen an den Strand werfen zu lassen. Da sich an demselben bereits eine große Anzahl bewaffneter Eingeborener gesammelt hatten, deren Absicht sich nicht errathen ließ, so versah sich der kühne Schiffer mit einigen Geschenken, um einen feindlichen Anfall dadurch abzuhalten, und nahm von seinen Gefährten Abschied. Noch hatte er nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er mit dem Kasten umschlug und in die Tiefe des Meeres begraben worden wäre, wenn nicht einige der ihn beobachtenden Wilden sich in die Brandung gewagt und den vergebens mit den Wogen Ringenden ans Ufer gezogen hätten. Der Gerettete wurde bald seiner Sinne wieder mächtig, konnte aber, als er sich so unvermuthet von etwa zwanzigtausend mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Männern umringt sah, seine Todesangst nicht niederkämpfen, bis einer der Häuptlinge, auf ein in der Nähe errichtetes Kreuz deutend, ihm die Worte „Santa Maria!" zurief. Arrayzaga, wie aus einem schweren Traum erwacht, faßte wieder Muth und erfuhr zu seiner nicht geringen Freude, daß er sich zu Tecoantepec an der Küste von Mejico befinde. Er suchte nun die mißliche Lage der Schiffe begreiflich zu machen, worauf man ihnen ohne Säumen einen sicheren Hafen zeigte und sie reichlich mit Lebensmitteln versah. Guevara brach sogleich auf und begab sich zu Hernando Cortez, welcher bereits von Spanien aus von der Expedition Loaisas unterrichtet war und sich jetzt auf die Nachricht von dessen durch den Sturm erlittenen Verlust be-

eilte, ihm eine kleine Verstärkung nachzusenden. Alvaro de Sayavedra, ein tüchtiger Seemann und einer der ersten, welche die ungeheuern Vortheile einer Durchstechung der Landenge von Panama begriffen, ging bereits am 31. October 1526 zu Catacuanejo, einem Hafen an der Westküste von Mejico, unter Segel und nahm, wie Loaisa, genau die von Magalhães eingeschlagene Richtung, weshalb auch seine Fahrt keine neue Entdeckung zur Folge gehabt hätte, wenn er nicht durch einen Sturm nach anderen Meeresstrichen geschleudert worden wäre. Auf dieser Irrfahrt gelangte er (unter 11° N. Br. und 189° L.) am Tage der heiligen drei Könige (6. Januar 1527) zu einem Haufen kleiner Inseln, welchen er den Namen Königsinseln beilegte und die wahrscheinlich eine der Gruppen sind, welche jetzt Udirick und Tagai heißen und zu dem Mulgravearchipel gehören. Die Bewohner waren groß, kräftig gebaut, hatten schwarzes schlichtes Haar, welches sie mit einem großen Hute bedeckten, und ein sehr bärtiges Gesicht. Ihre Kanots waren schön und kunstreich gearbeitet, eben so die bunt geflochtenen Matten, womit sie den untern Theil des Körpers bedeckten, und die langen Rohrlanzen, welche sie selten aus den Händen legten. Sie benahmen sich indessen sehr friedlich und verkauften gern ihre Kokos- und Pandanusfrüchte gegen unbedeutende Spielwaaren. Sayavedra lichtete nach einem kurzen Aufenthalte wieder die Anker, berührte Magindanao und erreichte ohne weiteren Unfall die Molukken, wo er seine Landsleute mit den Portugiesen in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt fand. Die letzteren waren nicht wenig über die Nachricht, daß er von der mejicanischen Küste komme, erstaunt und schenkten seiner Aussage, daß er einen zweitausend Meilen breiten Ozean quer durchschnitten habe, kaum Glauben, so wenig klar waren noch zu jener Zeit die Vorstellungen über die Beschaffenheit der andern Erdhälfte und die Möglichkeit einer Verbindungsstraße zwischen der neuen Welt und dem ostasiatischen Archipel, welche bald darauf so regelmäßig von spanischen Schiffen befahren wurde und auf welcher über zwei Jahrhunderte lang die ungeheuern Schätze, welche den Neid der Welt erregten, von Manilla nach Acapulco wanderten. — Als Sayavedra vernahm, daß Loaisa, welchem er

Beistand leisten sollte, schon, ehe er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, gestorben sei, und sich bald von der Unmöglichkeit eines erfolgreichen Kampfes mit den Portugiesen überzeugte, so nahm er seine auf allen Gewürzinseln zerstreuten Landsleute an Bord und verließ am 3. Juni 1528 Tidor, um nach Mejico zurückzukehren. Durch eine Windstille, welche bald nach seiner Abreise eintrat, kam er weiter nach Süden, als seine Absicht war, und gelangte auf diese Weise zu mehreren Inseln, welchen er den Namen Goldinseln beilegte und die zu einer der zahlreichen Gruppen gehörten, welche die große, aber jetzt noch wenig bekannte Insel Neuguinea, die bereits früher von arabischen und portugiesischen Schiffen berührt wurde, an der nordwestlichen Seite umgeben. Die Eingeborenen, gewöhnlich Papuas oder Australneger genannt, hatten krauses Haar und gingen völlig nackt, sie schienen äußerst wild und eher bereit, von ihren guten Schwertern und andern mit Eisen beschlagenen Waffen Gebrauch zu machen, als einen freundlichen Verkehr anzuknüpfen. Eben so unbändig zeigten sich die Bewohner einiger andern weiterhin liegenden Eilande an der Küste Neuguineas, doch gelang es, drei derselben auf das Schiff zu locken und zu entführen. Man steuerte jetzt wieder mehr nördlich nach der gewohnten Fahrstraße und hatte bereits die Linie durchschnitten, als sich ein heftiger Nordwind erhob, welcher so lange anhielt, daß man sich gezwungen sah, nach Tidor zurückzukehren und eine bessere Jahreszeit abzuwarten. Im J. 1529 lichtete Sayavedra zum zweiten Male die Anker zur Heimfahrt, wurde aber auf dieser Reise eben so wenig vom Wetter begünstigt, als auf der ersten. Er berührte, durch Stürme gezwungen, wieder die Goldinseln, steuerte dann nach Nordosten und entdeckte auf diesem Wege eine von mehreren kleinen Eilanden umgebene Insel (8° 40′ N. Br. 197° 59′ L.), welcher er, weil die Bewohner, die ihn mit Steinwürfen empfingen, große Bärte trugen, den Namen Insel der Bärtigen (Barbados) beilegte, und weiterhin (10° 15′ N. Br. 205° 22′ L.) eine Gruppe flacher Eilande, welche er die niedrigen (Bassos) nannte. Obgleich er schon hier, wo er mit den Eingeborenen während eines längeren Aufenthaltes in freundlichem Verkehr blieb und mit Fischen und Kokosnüssen reichlich versehen wurde,

sich sehr unwohl fühlte, so setzte er doch in der Hoffnung, bald die mejicanische Küste zu erreichen, die Reise fort, starb aber schon, als er kaum den Wendekreis erreicht hatte, und da jetzt wieder ungünstiges Wetter einfiel, so kehrte das Schiff nach Tidor zurück, von wo die Mannschaft von Fernando de la Torre im J. 1537 auf einem portugiesischen Fahrzeuge nach Europa gebracht wurde. — Obschon die spanische Regierung, durch diese wiederholten erfolglosen Versuche entmuthigt, keine weiteren Anstrengungen zur Besitznahme der Molukken machte und endlich ihre Ansprüche auf dieselben gegen eine Geldentschädigung aufgab, so säumte sie doch nicht, ihre wohlerworbenen Rechte auf die übrigen von ihren Seefahrern entdeckten Inseln geltend zu machen. Sie ließ deshalb im J. 1542 in dem mejicanischen Hafen Navidad ein Geschwader von sechs Schiffen ausrüsten und unter dem Befehle des erfahrenen Seemannes Ruy Lopez de Villalobos nach den von Magalhães entdeckten Inseln segeln, um sie in Besitz zu nehmen und auf einer derselben eine Ansiedelung zu gründen. Obschon der eigentliche Zweck der Reise wegen der hartnäckigen Weigerung der Bewohner des Lazarusarchipels, mit den Spaniern einen Verkehr anzuknüpfen, nicht erreicht wurde, so hatte sie doch die Auffindung vieler Inseln zur Folge, deren Lage aber wegen der ungenauen Angaben des Reiseberichtes nur vermuthet werden kann. Die bedeutendsten Inseln, welche Villalobos zuerst sah und Santo Tomas, Nublada (die Wolkenbedeckte), Rocapartida (gespaltener Felsen), del Coral (Koralleninsel), San-Esteban (St. Stephan), los Jardines (die Gärten), los Matalotes (die Matrosen) und los Arrecifes (die Riffe) nannte, gehören jedoch ohne Zweifel zu den verschiedenen Gruppen des großen Archipels der Carolinen. Villalobos starb im J. 1564 nach unsäglichen Leiden auf der Insel Amboina und seine Gefährten kamen nach langem Umherirren durch die Vermittelung der Portugiesen über Indien nach der Heimath zurück. Miguel Lopez de Legazpi, welcher mit dem Auftrage, den, wie man glaubte, von Villalobos nicht mit dem nöthigen Ernst erfaßten Plan um jeden Preis zu verwirklichen, im J. 1564 den Hafen von Navidad mit vier wohlausgerüsteten Schiffen verließ, wurde mehr vom Glücke begünstigt, denn er ent-

deckte auf seiner Fahrt nicht nur mehrere zu der Gruppe der Marianen und zu dem Mulgravearchipel gehörende Inseln, sondern gründete auch auf der Insel Zebu, deren Bewohner er für den vierzig Jahre früher an Magalhães verübten Mord auf die unmenschlichste Weise züchtigte, eine Ansiedelung und bemächtigte sich der großen Insel Manilla, deren gleichnamige Hauptstadt er als Mittelpunkt der spanischen Besitzungen auf den Philippinen erklärte. Auch die Heimfahrt auf dem stillen Ozean, welche noch keinem seiner Vorgänger gelungen war, vollbrachte er ohne Schwierigkeit, indem er dem klugen Rathe seines ersten Piloten Andres de Urdaneta, bis zu dem 36. Breitegrade und noch weiter nördlich zu steuern, um die daselbst fast beständig wehenden Nordwestwinde zu gewinnen, folgte. Von dieser Zeit an schlugen die Schiffe auf der Reise von den Philippinen nach der Westküste Americas regelmäßig diesen Weg ein, wodurch die ausschließend des Handels wegen unternommenen Fahrten fortan zwar weniger von dem Zufall abhingen und sicherer und schneller wurden, aber auch keine Veranlassung zu weiteren Entdeckungen gaben, auf welche jetzt einzelne kühne Seefahrer auf Befehl der spanischen Regierung, welche die Versuche der Engländer und Holländer, sich wenigstens einen Theil der auf dem großen Ozean zerstreuten herrlichen Inselgruppen anzueignen, mit Mißgunst betrachtete, ausgeschickt wurden. Der kenntnißreichste, umsichtigste und zugleich glücklichste dieser Seefahrer ist unstreitig Fernandez de Quiros und man hat ihn nicht mit Unrecht den spanischen Cook genannt.

Pedro Fernandez de Quiros, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich in Galizien und nicht, wie Manche ohne hinreichenden Grund annehmen, in Portugal geboren, widmete sich, wie man wohl auch bei dem gänzlichen Mangel an bestimmten Nachrichten über seine Jugendzeit behaupten darf, sehr frühe dem Seewesen und machte, wie aus einzelnen Andeutungen in seinen Schriften hervorgeht, seine ersten Reisen auf den Handelsschiffen, welche jedes Jahr von Acapulco nach Manilla und andern Inseln der Philippinengruppe und von da zurück gingen. Die Vermuthung, daß er sich auch auf dem Geschwader befunden habe, mit welchem Alvaro de Mendaña im J. 1568 seine erste

Fahrt machte, auf der er mehrere Inseln der Salomonskette und des Archipels von Santa Cruz entdeckte, läßt sich auf keinen genügenden Beweis stützen und beruht wohl nur auf einer Verwechselung mit der siebenzehn Jahre später unternommenen zweiten Reise Mendaña's, auf welcher Fernandez de Quiros als erster Pilot bereits sein glänzendes Talent entwickelte und von welcher deshalb, so weit es die Unklarheit des noch vorhandenen unvollständigen Berichts zuläßt, das Bemerkungswürdigste mitgetheilt werden soll. Das Geschwader, welches eine Menge verdächtiger Männer und Weiber, die man auf diese Weise am besten aus Peru fortschaffen zu können gedachte, und die nöthigen Geräthschaften zur Gründung einer Kolonie auf den Salomonsinseln an Bord hatte, verließ am 11. April 1595 den Hafen von Callao und erreichte nach einer Fahrt von zwei Monaten eine noch nicht bekannte Insel, bei welcher es aber nicht vor Anker ging, weil die sehr zahlreichen und, wie es schien, sehr kräftigen und muthigen Bewohner es in ihren Canots mit Steinwürfen angriffen und kaum durch die furchtbare Wirkung der Feuergewehre zurückgetrieben werden konnten. Da man bald noch mehrere andere Inseln wahrnahm, welche sehr steil und mit Bergen und Felsen bedeckt waren, so legte man der ganzen Gruppe zu Ehren des Statthalters von Peru, Marques de Mendoza, den Namen las Marquesas de Mendoza (die Marquisen Mendozas) bei, der ihr bis jetzt in der etwas unklaren Abkürzung Marquesas geblieben ist. Am 25. Juli landete man auf der zugänglichsten und auch später am häufigsten besuchten dieser Inseln, welche man Santa Cristina nannte, die aber jetzt wieder ihren ursprünglichen Namen Tahuata trägt. Die Eingeborenen drängten sich sogleich in dichten Schaaren herbei, ohne feindliche Absichten zu verrathen; als man aber auf einige von ihnen, welche mehrere Wassertonnen hinterlistig nahmen und mit denselben davon liefen, Feuer gab, überschütteten sie die Spanier mit einem Steinregen und zogen sich, als man mit den Waffen auf sie eindrang, nach dem dicht an die Küste stoßenden Gebirge zurück, wo sie während der ganzen Nacht ein fürchterliches Geschrei erhoben; am folgenden Morgen näherten sie sich jedoch wieder, überreichten Kokosnüsse und andere Früchte

und machten verschiedene Zeichen des Friedens, welchen sie auch von nun nicht mehr brachen. Nach wenigen Tagen kamen sie schon an Bord und schlossen mit den Matrosen eine so innige Freundschaft, daß diese kein Bedenken trugen, mit ihnen nach ihren Wohnungen zu gehen und das Innere der Insel zu durchstreifen, wodurch sie Gelegenheit fanden, sich genauer über die Beschaffenheit und die Erzeugnisse des Bodens, so wie auch über die Sitten und Einrichtungen der Bewohner zu unterrichten. Wir theilen ihre in dem Reiseberichte niedergelegten Wahrnehmungen mit, ergänzen sie aber durch die Bemerkungen späterer Reisenden, sowohl um ein sprechenderes Bild von dem Zustande dieser Inselgruppe und ihrer Bewohner entwerfen zu können, als auch um störende Wiederholungen zu vermeiden.

Die sämmtlichen Inseln des Marquesasarchipels gehören, wie bereits bemerkt wurde, zu den höheren Inseln des Australozeans und sind von theils bewaldeten, theils kahlen Bergen durchschnitten, zwischen welchen sich sehr gut bewässerte Thäler hinziehen. Der Mittelpunkt jeder Insel besteht aus einem Haufen über einander geschichteter Felsmassen, welche eingestürzten Thürmen gleichen; im Allgemeinen ist der Boden im Gebirge steinig, am Strande sandig und nur in den Thälern mit einer fruchtbaren Decke überzogen. Das Klima ist sehr heiß, aber nicht ungesund; Gewitter sind höchst selten, und nur im Winter fallen die tropischen Regen; treffen diese nicht zur rechten Zeit ein, so bleibt die Vegetation gänzlich zurück und es entsteht die fürchterlichste Hungersnoth, da man nie daran denkt, Vorräthe für die Zeit des Mangels zu sammeln. Von Thau weiß man nichts und die Luft ist so wenig mit Feuchtigkeit geschwängert, daß nasse Wäsche während der Nacht trocknet, wenn man sie auch nicht auf dem Boden ausbreitet, sondern in Haufen liegen läßt. — Unter den Nahrungspflanzen nimmt die Brodfrucht die erste Stelle ein und sie soll hier dicker und köstlicher sein, als auf irgend einer andern Inselgruppe Australiens; weniger häufig ist die Cocospalme, und ihre Frucht nicht so schmackhaft als anderwärts; außerdem findet man noch, obgleich ebenfalls nicht im Ueberflusse, die Yam- und Tarawurzel, die Batate, das Zuckerrohr, mit dessen Behandlung man jedoch

nicht wohl umzugehen weiß, den Taumelpfeffer, aus welchem man die Kawa, ein berauschendes Getränk, dessen ekelhafte Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll, kaut, Kastanien, aus denen man Brennöl preßt, Kürbisse, Aepfel, Ingwer und die meisten übrigen Erzeugnisse der Südseeinseln. Von vierfüßigen Thieren kennt man nur das Schwein und die Ratte; das erstere, etwas kleiner als das europäische, ist die beliebteste Leckerspeise, zu der andern greift man nur zur Zeit der größten Noth. — Die Bewohner der Marquesas oder, wie man sie jetzt gewöhnlich nach ihrem Entdecker nennt, des Mendañasarchipels, deren Zahl sich auf etwa fünfzigtausend Seelen belaufen mag, gehören zu der Malaienrasse und zu den schönsten Stämmen des Australozeans und zeichnen sich besonders durch die schönen Verhältnisse ihrer Formen und durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge aus. Die natürliche Farbe ihres eben so schlanken als gutgebauten und kräftigen Körpers ist ziemlich licht, jedoch nur bei dem weiblichen Geschlecht, welches den europäischen Frauen an Schönheit wenig nachgibt, wenn ihm auch die bezaubernde Anmuth der letzteren fehlt. Die Haut der Männer ist weit dunkler und nicht selten schwarz, was aber nur von der übrigens sehr regelmäßigen und geschmackvollen Tätuirung und von der Einreibung verschiedener Farben herrührt. Beide Geschlechter gehen mit Ausnahme eines schmalen Gürtels von Maulbeerrinde, dessen Enden zwischen den Schenkeln durchgezogen werden, gewöhnlich gänzlich nackt und nur selten hängen sie einen Mantel von Matte oder ein Stück Zeug, welches ihnen bis zu den Lenden herabreicht, über die Schultern. Täglich wird der Körper mit Kokosöl eingerieben, wodurch er zwar Geschmeidigkeit und Glanz, aber auch einen unerträglichen Geruch erhält. Das meist schwarze, manchmal auch braune oder blonde, nie aber rothe, ebenfalls mit Kokosöl stark getränkte Haar schlingen die Frauen dicht am Hinterkopfe in einen Knoten, die Männer binden es nur an zwei Stellen in hörnerähnliche Locken und scheeren sorgfältig die übrigen Theile des mit einem Aufsatze von schwarzen Vogelfedern oder einem Reife von Perlmutter oder weichem Holze gezierten Hauptes. In die mit einem Schweinszahne aufgerissenen Ohren werden mit Sand gefüllte Muscheln

gehängt und am Halſe trägt man häufig Ringkragen von Schweinszähnen oder von weichem, durchaus mit rothen Bohnen beſetzten Holze oder eine mit ſolchen Bohnen beſteckte Kugel von der Größe eines Apfels. Die Frauen ſind gewöhnlich nur an den Armen, Händen, Ohrläppchen und Lippen tätuirt, die Männer aber am ganzen Körper und zwar auf eine ſo ſchöne, ſinnreiche und geſchmackvolle Weiſe, wie man ſie auf keiner andern Inſel Auſtraliens wiederfindet. Dieſe Tätuirung gibt, je nachdem ſie kunſtreich iſt, bei ihnen daſſelbe Anſehen, wie bei uns ein mehr oder minder prächtiges Kleid, und obſchon dieſer Schmuck auf keine perſönliche Auszeichnung hindeutet, ſo iſt er doch nur den Vornehmen eigen, weil nur dieſe ihn zu bezahlen im Stande ſind. Das Geſchäft der Tätuirung wird von eigenen Leuten verrichtet, deren einziger, aber keineswegs geringer Erwerb in der Ausübung dieſer Kunſt beſteht. Wer von ihnen den meiſten Geſchmack mit der größten Zierlichkeit verbindet, wird am eifrigſten geſucht und am glänzendſten bezahlt, da die Wahl des Künſtlers auch wirklich nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden kann, denn wenn die Tätuirung mißlingt, ſo muß der Verunzierte ſein ganzes Leben hindurch den Schaden und den Hohn tragen. Zum Tätuiren bedient man ſich der Flügelknochen des Tropikvogels, welche man an dem einen Ende gradlinig oder halbmondförmig, breit oder ſchmal, je nachdem ſie zur Arbeit nöthig ſind, zuſchneidet und kammartig auszackt. Der Tätuirmeiſter ſteckt dieſe kammartig zugeſpitzten Knochen in ein fingerdickes Bambusſtäbchen und ſchlägt mit einem andern Stäbchen ſo gelind und geſchickt auf dieſes, daß die Spitzen kaum durch die Haut dringen, auf welcher er vorher die Hauptſtriche der einzuſtechenden Figuren gezeichnet hat. Dringt nun das Blut durch die feinen Stiche, ſo wird in dieſe eine aus dem verkohlten Kerne der auf den Marqueſas wachſenden Brennnuß und mit etwas Waſſer bereitete dicke Farbe eingerieben, worauf an der tätuirten Stelle eine leichte Entzündung und ein Schorf entſteht, unter welchem, wenn er nach einigen Tagen abfällt, das unauslöſchbare bläuliche oder ſchwarzblaue Bild erſcheint. Man beginnt das Tätuiren der Knaben mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre und legt zuerſt nur den Grund zu den Hauptfiguren

an Bruſt, Rücken, Armen und Schenkeln, und zwar ſo, daß man nicht eher, als bis ſich der Schorf der erſten Figur abgelöſt hat, mit der folgenden anfängt. Jede einzelne Zeichnung erfordert auf dieſe Weiſe drei bis vier Tage und die erſte Sitzung dauert gewöhnlich drei bis vier Wochen. Während dieſer Zeit iſt der Knabe tabu, das heißt, er wohnt in einem beſonderen Gemache, darf nicht ausgehen und eben ſo wenig von irgend Jemand, der nicht ausdrücklich vom Tabu ausgeſchloſſen iſt, beſucht werden, darf nur des Mittags und des Abends eſſen und nicht viel trinken, weil man dadurch einer ſtärkeren Entzündung vorzubeugen glaubt. Der Künſtler erhält vor und nach ſeiner Arbeit als Belohnung mehrere Schweine, deren Anzahl ſich nach dem Reichthum der einzelnen Perſonen richtet. Iſt einmal der Anfang mit der Tätuirung gemacht, ſo werden fortan alle drei oder ſechs Monate, zuweilen auch in noch größeren Zwiſchenräumen den Hauptzeichnungen Nebenfiguren und Verſchönerungen hinzugefügt und es verſtreichen wohl dreißig bis vierzig Jahre, ehe der ganze Körper durchaus ſeinen regelmäßigen Schmuck erhalten hat. Männer vornehmen Standes, welche Vermögen genug beſitzen, um die häufigen Ausgaben an Schweinen für den Tätuirmeiſter beſtreiten zu können, ſind über und über ſo ſehr mit Zeichnungen bedeckt, daß man die einzelnen Figuren nicht mehr unterſcheiden kann und der Körper ein negerartiges Ausſehen hat, was aber nach den Begriffen dieſer Wilden als der höchſte Grad von Schönheit gilt. Die Tätuirung der weniger bemittelten Perſonen geſchieht in gemeinſchaftlichen Tabuhütten, in welchen acht bis zehn auf einmal aufgenommen und je nach der Bezahlung mehr oder weniger zierlich bepunktet werden. Die ärmſten Leute, meiſtens Fiſcher, welche nicht ſo viel aufbringen können, um ſich ein künſtliches Kleid anzuſchaffen, bleiben untätuirt und haben deshalb eine weit lichtere, faſt weiße Hautfarbe.

Ueber die geſellſchaftliche Einrichtung, die Religion und die Geſetze der Bewohner der Marqueſasinſeln haben wir nur ſehr dürftige Nachrichten. Von einem Könige oder wie man ein über Alle herrſchendes Oberhaupt nennen mag, wiſſen ſie jedoch nichts und ſelbſt die Häuptlinge (He-ka-ai) der einzelnen Bezirke, deren

Vorzug einzig und allein in dem Besitze größeren Reichthums an Brodfruchtbäumen und Kokospalmen besteht, haben keinen großen Einfluß und man folgt ihren Befehlen und Mahnungen nur, wenn man will oder Schutz und Nahrung von ihnen verlangt, in welchem Falle denn eine Art Vasallenverhältniß eintritt. Die Handhabung der Gerechtigkeitspflege steht ihnen ebenfalls nicht zu, denn jeder verschafft sich selbst Recht, so schnell und so gut er vermag. Schlägt einer den andern todt, was wahrscheinlich bei Naturmenschen von so ungezügelten Leidenschaften nicht selten vorkommt, so erhebt sich die ganze Familie des Erschlagenen im offenen Kampfe gegen den Mörder und rastet nicht, bis sie diesen selbst oder einen seiner Angehörigen getödtet hat, worauf aber alle Feindschaft augenblicklich zwischen den streitenden Parteien aufhört. Die Gesetze, durch welche Vergehen verhütet werden sollen, bestehen hauptsächlich in dem Tabu, indem der damit belegte Gegenstand für alle oder für einzelne heilig und unberührbar wird. Von dieser abergläubischen Sitte hängen auch ihre religiösen Ansichten, wenn man die Furcht vor unsichtbaren Geistern und Gespenstern so nennen darf, ab. Die Priester, Taua genannt, sind vor allem tabu, eben so ihre sämmtlichen Habseligkeiten, welche von Niemand als dem Besitzer berührt werden dürfen. Tabu sind ferner für Jeden die Häuptlinge, die Krieger, welche einen Feind getödtet haben, jedoch nur auf acht Tage, die Begräbnißplätze (Morais), der Kopf jedes Einzelnen, auf welchen deshalb ein anderer, und wäre es selbst der Vater, nicht einmal die Hand legen darf, und der Brodfruchtbaum, welcher jedem Kind sogleich nach der Geburt geschenkt oder gepflanzt wird; für die Weiber sind die größten Leckerbissen, das Fleisch von Menschen und Schweinen, mit seltenen Ausnahmen, tabu, eben so alle Geräthschaften und Kleidungsstücke, deren sich der Mann bedient. Wer ein Tabu verletzt, gilt als ein schlechter Mensch (Kikino) und wird der gerechten Strafe seines Verbrechens, Krankheiten oder plötzlichem Tode oder andern durch die bösen Geister (Aruan) herbeigeführten Plagen nicht entgehen; von den Tauas darf man nicht einmal nachtheilig sprechen, denn sie erfahren jedes Wort durch die ihnen dienstbaren Geister und wissen durch diese schnelle Rache zu üben.

Die Macht der Tauas ist überhaupt unbeschränkt und Niemand wagt, ihren Befehlen zu widersprechen. Erkrankt ein Taua, so bricht man heimlich gegen die Bewohner eines feindlichen Bezirks auf und fängt je nach der Beschaffenheit des Unwohlseins einen, zwei oder mehrere derselben, um sie als Opfer für die Genesung des Priesters zu schlachten und zu verzehren; wird dieser hierauf gesund, so ist die Sache abgethan; wo nicht, so wird das Opfer für ihn wiederholt; stirbt er endlich gar, so nimmt der ganze Stamm Antheil an dem Kampfe gegen den Feind und setzt ihn so lange fort, bis die gehörige Anzahl von Opfern geschlachtet und verzehrt ist. Die unbezwingliche Lüsternheit nach Menschenfleisch ist ein Hauptzug in dem Charakter der Bewohner des Marquesasarchipels und wie sanftmüthig und freundschaftlich sie auch im Allgemeinen sein mögen, so lassen sie doch keine Gelegenheit unbenützt, um die größte ihrer Leidenschaften befriedigen zu können. In der Regel geschieht dies indessen nur auf Kosten ihrer Feinde, denn nur bei der äußersten Hungersnoth verstehen sich einzelne Männer dazu, ihre Weiber und Kinder zu schlachten und sich mit dem Fleische derselben zu sättigen. Die erschlagenen Feinde werden gewöhnlich nur auf dem Morai (Begräbnißplatze) der Priester verzehrt und diese, welche vor allen nach Menschenfleisch lüstern zu sein scheinen, nehmen fast ohne Ausnahme Theil an dem Mahle; ja sie reizen sogar, wenn ihnen lange kein solches geboten wird, unter mancherlei Vorwänden die jungen Männer ihres Bezirkes zum Angriffe auf einen benachbarten Stamm. Die Krieger schmücken sich, sobald sie in den Kampf ziehen, an Händen und Füßen mit einer Menge bunter Federn und hängen um die Hüften die Schädel der von ihnen früher erschlagenen Feinde. Zu Wasser liefern sie sich nie eine Schlacht, sondern versuchen an der Insel, deren Bewohner sie angreifen wollen, zu landen und auf festem Boden im Handgemenge ihre Sache auszufechten. Ueberhaupt können sie nicht als gute Schiffer gelten und das Meer ist ihnen zuwider, weshalb sie auch keine besondere Sorgfalt auf den Bau ihrer Canots verwenden. Diese sind etwa zwanzig bis dreißig Fuß lang, nur einen Fuß breit und tragen höchstens sechs bis sieben Menschen; um das Umschlagen zu verhüten, bedient man sich, wie auf vielen

andern Inseln der Südsee, des Auslegers oder befestigt mehrere Fahrzeuge neben einander. Die Breter zur Erhöhung der Seitenwände sind mit Kokosfasern zusammengenäht, die Fugen und Oeffnungen mit Moos verstopft und mit dem Harze des Brodbaums überstrichen; außer dem Steuerruder und den Ruderschaufeln führt man gewöhnlich noch ein dreieckiges, aus Matten verfertigtes Segel, womit man aber nicht geschickt umzugehen weiß. Schlägt das Canot um, so springen alle schnell heraus, drehen es, nebenher schwimmend, leicht wieder auf die andere Seite und schöpfen in wenigen Minuten mit den Händen das Wasser aus, worauf die Fahrt, ohne daß man weiter von einem solchen Unfalle spricht, fortgesetzt wird. Die Geschicklichkeit dieser Wilden, sowohl der Männer als auch der Frauen und Kinder, im Schwimmen erregt wirklich die größte Bewunderung und übertrifft so sehr jede Vorstellung, daß man fast glauben sollte, der Mensch sei ursprünglich dazu bestimmt, im Wasser zu leben. Sie verrichten jede willkürliche Handlung im Wasser nicht weniger leicht als auf dem Lande, bleiben fast an einem und demselben Platze in aufrechter Stellung, indem sie nur die Füße bewegen, und so, daß nur Kopf und Schultern sichtbar sind, stehen, schlagen dabei Kokosnüsse auf und verzehren sie und bringen jeden beliebigen Gegenstand große Strecken weit fort, ohne ihn naß werden zu lassen. Eine Bucht umgehen sie nie, selbst die Frauen nicht, sondern stürzen sich von dem Ufer, wie hoch und steil es auch sein mag, mit ihren kleinen Kindern und den Habseligkeiten, welche sie grade bei sich tragen, auf dem Rücken, herab, um den kürzeren Weg einzuschlagen; das Schwimmen scheint sie überhaupt wenig oder gar nicht zu ermüden, denn sie können beinahe den ganzen Tag im Wasser zubringen. Wenn sie zu Wasser einem auf einer andern Insel wohnenden Feinde ins Land fallen, so thun sie es in größerer Anzahl, ziehen sie aber gegen einen benachbarten Stamm aus, so gehen sie gewöhnlich nur in einzelnen kleinen Haufen und wählen am liebsten einen trüben Regentag, weil an einem solchen die meisten Leute sich mit dem Fischfange, der bei schlechtem Wetter am ergiebigsten ist, beschäftigen und man auch einen Hinterhalt nicht so leicht entdecken kann, wie bei hellem Himmel und bei

Sonnenschein. Die Waffen, deren sie sich im Kampfe bedienen, sind Lanzen, an beiden Enden scharf zugespitzte Wurfspieße, schwere Keulen von schön geglättetem Kasuarinaholze und eine von Kokosfasern geflochtene Schleuder, welche sie um den Kopf schlingen und die dem Unkundigen eher als ein Schmuck, denn als eine Angriffswaffe erscheint. Während des Treffens springen und hüpfen sie und machen unaufhörlich allerlei Bewegungen, weil sie auf diese Weise den Wurfspießen und geschleuderten Steinen leichter ausweichen zu können glauben. Die Schlachten sind übrigens höchst selten sehr blutig, denn häufig zieht man sich schon zurück, wenn nur ein einziger gefallen ist. Der Sieger schneidet dem Feinde, welchen er getödtet hat, sogleich den Kopf ab, erweitert die Oeffnung des Hinterhauptknochens und trinkt das Blut und das Gehirn aus. Den Schädel reinigt er sorgfältig von allem Fleische und ziert ihn mit Schweinshaaren, um ihn auf späteren Kriegszügen als Zeichen seiner Tapferkeit am Gürtel zu tragen. Die übrigen Theile des Gefallenen werden gemeinschaftlich mit den Kampfgenossen auf dem Morai, welches für das ganze weibliche Geschlecht tabu ist, behaglich verzehrt.

Nach dem Fleische der erschlagenen Feinde ist die erste Lieblingsspeise der Bewohner der Marquesas das Schweinefleisch; keine Heirath wird vollzogen, kein Kind geboren, keine Leiche bestattet, kein Vornehmer tätuirt, kein Tanz und kein sonstiges Vergnügungsfest angestellt, ohne ein oder mehrere Schweine zu schlachten, obschon diese auf dem ganzen Archipel nicht sehr häufig sind; man ißt sie, in heißen Steingruben gebraten, gewöhnlich ohne Salz, an dessen Gebrauch die Eingeborenen nicht gewöhnt sind, oder mit etwas Seewasser übergossen. Fische, Krebse und Hühner verzehrt man weniger gern, wenn an der gewöhnlichen, aus dem Pflanzenreiche gewonnenen Nahrung, an Brodfrucht, Kokosnüssen und Bananen, kein Mangel ist. Die auf beinahe allen Südseeinseln als Hauptnahrungsmittel dienende und das Getreide und die Kartoffeln ersetzende Brodfrucht wächst an einem hohen, dickstämmigen schattenreichen Baume und hat ungefähr die Gestalt und die Größe einer Kokosnuß oder einer Melone; sie kann aber nicht roh, sondern nur gekocht, geröstet oder gebraten genossen werden. Der Geschmack

ist, je nachdem sie auf die eine oder die andere Art zubereitet wird, verschieden, läßt sich aber im Allgemeinen am besten mit dem Geschmacke eines aus dem feinsten Mehle mit Zusatz von Butter, Eiern, Milch und Zucker gebackenen Kuchens vergleichen. Die gewöhnliche Art, sie zu braten, ist sehr einfach; man legt nämlich ein in den Boden gemachtes Loch mit breiten glatten Steinen aus und unterhält in demselben ein lebhaftes Feuer; sind die Steine hinreichend erhitzt, so wird die Grube sorgfältig von Kohlen und Asche gereinigt, die in Bananenblätter eingewickelte Brodfrucht zwischen Bambusstäben hineingelegt, mit heißen Steinen und Erde bedeckt und nach einer bestimmten Zeit wieder herausgenommen. Das auf diese Art zart gebratene und nachher mit einer aus geschabten Kokosnüssen gepreßten Milch zubereitete und sehr beliebte Gericht heißt Waikai und ist wirklich so schmackhaft, daß es auch der an eine feine Küche Gewöhnte mit Lust genießt. Auch einfach am Feuer geröstet und mit Wasser oder Kokosmilch vermischt bietet die Brodfrucht eine wohlschmeckende Speise, welche man Kakuh nennt. Frisch läßt sich die reife Brodfrucht nur wenige Tage aufbewahren, man schneidet sie deshalb, wenn sie, was nicht immer der Fall ist, im Ueberflusse gedeiht, in kleine Stücke und wirft sie in große, mit breiten Steinen ausgelegte Gruben, worin sie bald in Gährung übergeht und zu einem wahren Sauerteig wird, der sich Monate lang hält. Die Eingeborenen tragen dieses Nahrungsmittel, Popoi genannt, in zusammengerollten Klumpen, als die gewöhnlichste aller Speisen, allenthalben mit sich. Wird dieser Popoi mit Wasser vermischt, so erhält man ein Getränk, welches vollkommen den Geschmack einer guten fetten Buttermilch hat, sehr kühlend und erfrischend und jedenfalls der Gesundheit weit zuträglicher ist, als der berauschende Kawa, welcher den Bewohnern der meisten Inseln Australiens so viele Uebel verursacht. Dieses ekelhafte, besonders bei den Häuptlingen und Reichen beliebte Getränk wird fast überall auf dieselbe Weise und unmittelbar vor dem Genusse aus dem Taumelpfeffer bereitet. Einer der Vornehmsten der versammelten größeren oder kleineren Gesellschaft zerlegt die Wurzel dieser Pflanze mit einer Art in kleine Stücke, welche von den übrigen mittels scharfer Muschel-

schaalen sorgfältig gereinigt werden. Sodann vertheilt man die Stücke zum Kauen, wo möglich unter die jungen Leute, welche noch gute Zähne und einen reinen Mund haben. Diese legen das zerkaute Stück auf ein Blatt und werfen es damit in einen Napf, worin ein Mann das Gekaute mit hinzugegossenem Wasser und einer großen Menge von Fasern von einem Baume, der Fow heißt, zusammenknetet. Diese Masse, mit denselben Fasern umwickelt und zu einer zwei Zoll langen Rolle geformt, wird ausgepreßt und der herausrinnende Saft ist der Kawa. Nach dem ersten Auspressen wird frischer Fow in den Napf geworfen und dieselbe Verfahrungsweise so lange wiederholt, bis kein Kawasatz weiter vorhanden ist. Die kleinen Becher, woraus man das Getränk zu sich nimmt, werden, so wie man sie braucht, aus Bananenblättern geformt und sind eben so leicht und schnell zu haben, wie die Schüsseln von Pisangblättern, worauf sie ihre Speisen legen. Ihre Art zu essen ist nicht sehr einladend, denn sie gebrauchen blos ihre Finger, greifen hastig zu und schieben das erhaschte Stück mit großer Gierigkeit in den Mund; ihre Hände halten sie jedoch immer sehr reinlich und waschen sie vor und nach jeder Mahlzeit. — Auch in ihrem Haushalte herrscht große Reinlichkeit, da diese durch bestimmte Tabugesetze streng vorgeschrieben ist. Ihre Wohnungen, je nach der Familie oder dem Reichthume der Besitzer an Größe verschieden, gleichen von außen einem europäischen Häuschen von einem Stockwerke, haben aber keine Fenster und sind an der hinteren Seite zehn bis zwölf Fuß hoch, während die Höhe der Vorderseite kaum drei bis vier Fuß beträgt. Vier fest in die Erde eingerammelte starke Pfähle, über welchen Querstangen liegen, bilden das Hauptzimmerwerk eines solchen, gewöhnlich fünf und zwanzig Fuß langen und sechs bis acht Fuß breiten Hauses. Die Seitenwände bestehen aus dünnen Bambusstäben von gleicher Dicke, die in einer Entfernung von etwa einem halben Zoll in senkrechter Richtung, oft sehr niedlich, an einander gereiht und von innen mit Palmblättern behängt und mit Farrnkräutern durchflochten sind, um den Luftzug zu hindern; das Dach bilden einige Lagen von Brodbaumblättern, welche vollkommen hinreichen, die Bewohner auch bei den in Strömen

herabfallenden Tropenregen zu schützen. Der an der vordern Wand befindliche Eingang ist so niedrig wie diese, was unter einem Himmelsstriche, wo man keine Kälte zu befürchten hat, und bei einem so großen Menschenschlage sehr auffallend erscheint, aber bei fast allen rohen und uncultivirten Völkern vorkommt. Jede Wohnung, welche gesund sein soll, steht auf einer aus gut zusammengefügten Steinen erbauten Erhöhung, von welcher bei den heftigen Regengüssen das Wasser abläuft, ohne schädliche Feuchtigkeit zurückzulassen; der Boden des innern Raums ist der Länge nach durch einen Balken in zwei ungleiche Theile geschieden, von denen der vordere schmale mit Steinen sauber gepflastert, der hintere aber mit weichem Grase und Strohmatten bedeckt ist und der ganzen Familie zur Schlafstelle dient. Die Wände sind mit Geräthschaften, Waffen und Zierrathen behängt, die kostbarsten Sachen werden aber in einem abgesonderten kleinen Gemache an einer Seite der Hütte aufbewahrt und den Blicken des Neugierigen nicht blos gestellt. Die größeren Häuser, worin eine zahlreiche Familie gemächlich leben kann, werden von den Männern und Weibern mit Beihülfe ihrer Nachbarn und Freunde gemeinschaftlich erbaut; befaßt sich aber der Mann allein mit der Errichtung einer Hütte, so ist diese fortan für alle Weiber tabu und darf von ihnen unter keiner Bedingung betreten werden. Jeder Wohlhabende besitzt wenigstens eine solche von seiner Wohnung etwas abgesonderte Tabuhütte, welche zugleich zum Speisesaale (Popoi tabu) dient, wo er in ungestörter Ruhe seine Schweine verzehrt, ohne seine Frau daran Theil nehmen zu lassen, welche nur bei seltenen Gelegenheiten und aus Großmuth und Gefälligkeit ein Stückchen dieses leckeren Gerichts erhält. Jede neuerbaute Wohnung muß von einem Taua eingeweiht werden, indem dieser nach einer feierlichen Rede und nachdem er eine reichliche Mahlzeit von Schweinefleisch und andern guten Speisen zu sich genommen hat, die erste Nacht darin schläft, wodurch sie gegen alle bösen Geister, die sich später hineinschleichen könnten, geschützt wird.

Ein gutes Mahl darf überhaupt bei keiner wichtigen Handlung dieser frohsinnigen und stets zu Vergnügungen geneigten Naturmenschen fehlen, und die reichen Häuptlinge rechnen es sich

zur Ehre, diesen Hang zu nähren und zu befriedigen, indem sie zu bestimmten Zeiten den weniger vermögenden Theil der Bevölkerung bewirthen; besonders stellen sie zur Zeit der Hauptreife der Brodfrüchte in jedem Thale große Volksfeste an, zu welchen sie schon lange vorher Schweine, Kokosnüsse, Bananen und mehrere Arten wohlschmeckender Wurzeln einsammeln und aufsparen, um sie bei dieser Gelegenheit recht verschwenderisch austheilen zu können. Zu den vorzüglichsten öffentlichen Festen gehören die Tänze, welche jedoch weniger in schneller regelmäßiger Bewegung des Körpers von einer Stelle zur andern, als in wunderlichen Sprüngen, mannigfaltigem Geberdenspiele und in raschen Schwingungen der Arme und Hände bestehen. Die Tanzplätze, welche sich in den ebensten Gegenden der Thäler befinden, haben eine Länge von wenigstens hundert Klaftern und sind mit glatten, mehrere Fuß breiten Steinen so dicht und sauber belegt, daß ein europäischer Werkmeister sich einer solchen Arbeit nicht zu schämen brauchte. Auch für diese Plätze gilt das Tabu und zur Zeit der großen Tanzfeierlichkeiten werden alle Feindseligkeiten zwischen den Bewohnern der verschiedenen Thäler eingestellt; doch sind die fremden Gäste stets vorsichtig und erscheinen nie ganz unbewaffnet, auch halten sie sich alle an der einen Seite des Tanzplatzes beisammen, um sich im Nothfalle gemeinschaftlich besser vertheidigen zu können; denn es bedarf nur des begeisternden Aufrufs eines menschenfleischhungrigen Taua, um die Lustbarkeit sogleich in einen Kampf umzuwandeln. Alle, welche dem Tanzvergnügen beiwohnen, Männer sowohl als Frauen, erscheinen mit den besten Kostbarkeiten, welche sie besitzen und wozu hauptsächlich ein Schmuck von Schwanzfedern des Tropikvogels und ein mit sechs solcher Federn verzierter Ring, welcher an den Mittelfinger jeder Hand der Tänzer gesteckt wird und den Schwingungen der Arme eine besondere Anmuth verleiht, gehören. Außerdem schmücken andere von Haaren und Federn künstlich zusammengeflochtene Zierrathen den Kopf, die Ohren, den Hals, die Hände, die Hüften und die Füße. Die Musik bei diesen Tanzfesten besteht in wildem Geschrei und dem Gelärm mehrerer, zum Theil sehr großer Trommeln, welche die Gestalt eines auf Füßen stehenden Fasses, etwa vier Fuß Höhe

und zwei Fuß im Durchmesser haben und sehr sauber gearbeitet und mit der Haut eines Haifisches überzogen sind. Die Gesänge der Insulaner, welche man häufig hört, sind sehr eintönig und haben alle, sie mögen bei Hochzeiten, Todesfällen, Schlachten oder Trinkgelagen ertönen, eine und dieselbe Melodie; sie klingen schleppend und brummend, düster und melancholisch und gehen durchaus aus Molltönen. Gewöhnlich begleiten sie dieselben durch einen taktmäßigen, sehr lauten Schall, den sie dadurch hervorbringen, daß sie den nackten linken Arm dicht an den Körper andrücken und mit der rechten Hand in die zwischen die Rippen und der innern Seite des Ellenbogengelenkes entstehende Hölung schlagen. Auf Kriegszügen und bei Schlachtgesängen bedient man sich außer der Trommel einer Trompete, welche aus einem großen Kinkhorn besteht und mit den Haaren erschlagener Feinde geschmückt ist; als Mundstück dient eine kleine Kokosschale oder die Hülse der Oelnuß, welche man an der unteren aufgeschliffenen Spitze, die zugleich das Ende ist und die enge Mündung zu dem innern hohlen, gewundenen Raume darbietet, befestigt. Der beliebteste Gesang der Insulaner, welchen sie gewöhnlich des Nachts bei Festlichkeiten anstimmen, ist die Siegeshymne, wodurch sie ihre Freude über die Erlegung eines zu verzehrenden Feindes ausdrücken und welche in der Uebersetzung eines des zu dem großen malaiischen Sprachstamme gehörenden Dialekts dieser Wilden kundigen französischen Matrosen, welcher längere Zeit auf Nukahiwa, einer der größten Inseln des Archipels, lebte, hier mitgetheilt werden soll. Sie lautet, wie folgt:

Wo ist das Licht?
Auf Tahuata.
Wozu das Licht?
Zu braten den Feind.
Laßt uns Feuer anreiben!
Wir haben Feuer;
Wir wollen ihn braten;
Wir haben ihn.
Er wollte entfliehen;
Nun ist er todt.
Die Schwester weint,
Seine Eltern weinen,
Seine Töchter weinen,
Erster, zweiter, dritter, vierter,
Fünfter, sechster, siebenter,
Achter, neunter, zehnter Tag.

Der Gegenstand des Gesanges ist unstreitig die bildliche Darstellung eines kriegerischen Schauspiels. Ein Wilder sieht bei Nacht

Feuer auf einer feindlichen Insel und fragt seine Gefährten: „Wo ist das Feuer?" Sie antworten: „auf der Insel Tahuata", und drücken dadurch ihre Ueberzeugung aus, daß einer der Ihrigen, der im Kampfe gefallen, jetzt gebraten und gespeist wird. Sie denken nun sogleich an das Wiedervergeltungsrecht, beschließen es an einem ihrer gefangenen oder erschlagenen Feinde zu üben und verlangen deshalb Feuer, um ihn zu braten. Sie freuen sich jetzt noch in der Erinnerung der vollbrachten Heldenthaten und rufen alle Nebenumstände in das Gedächtniß zurück. Doch auch das Gefühl des Mitleidens und der Menschlichkeit erwacht; man denkt an die traurigen Folgen und an den Eindruck, den der Tod des Erschlagenen auf seine Frau und Kinder, auf seine Eltern und seine Familie haben muß. Die am Schlusse des Gesangs hergezählten Tage sollen vielleicht andeuten, wie lange man mit dem Vorrath von Menschenfleisch versehen ist. In dem Ganzen liegt Vieles, was den Nationalcharakter dieser Wilden, die sonderbare Mischung von Gutem und Bösem, welche in ihnen vereinigt ist, verräth. Uebrigens machen der nächtliche Gesang, verbunden mit dem taktmäßigen Klatschen, und der Anblick des Feuers, um welches sie liegen, in der Ferne einen so wilden, halb melancholischen, halb verzweiflungsvollen Eindruck, daß man sein eigenes Grablied zu hören glaubt. — Ein nicht minder großes Vergnügen als der Tanz und Gesang gewährt ihnen das Stelzenlaufen, in welcher Kunst sie es weiter gebracht haben als irgend ein anderes Volk auf der ganzen Welt. Bei ihren großen öffentlichen Festen stellen sie Wettrennen auf Stelzen an, wobei immer einer dem andern in den Weg zu kommen und sich auf einem Beine im Gleichgewichte haltend, mit dem andern den ihm Begegnenden während des Laufes umzuschlagen sucht. Der zu Boden Fallende wird von den Zuschauern mit endlosem Gelächter und Gespötte verfolgt.

Alle Festlichkeiten und Vergnügungen dieser Art finden gewöhnlich bei der Verheirathung der Häuptlingstöchter statt; dabei werden möglichst viele Schweine geschlachtet und Freunde und Bekannte zu dem Schmause eingeladen, welcher wenigstens zwei bis drei Tage dauert. Die Männer dürfen nach Belieben so viele

Weiber nehmen, als sie wollen oder ernähren können, begnügen sich aber, wenige Ausnahmen reicher Häuptlinge abgerechnet, mit einer einzigen. Die Heirathen sind mit keinen Schwierigkeiten verbunden und sobald zwei Leute übereingekommen sind, mit einander zu leben, so ist nichts weiter nöthig, als daß der Bräutigam den Schwiegereltern ein Geschenk macht, welches diese durch eine entsprechende Gabe als Zeichen ihrer Zufriedenheit erwidern. Die Ehe wird aber auch eben so leicht wieder aufgelöst, sobald sie dem einen oder dem andern Theile nicht mehr gefällt. Die Kinder bleiben nach der vorausgegangenen Uebereinkunft entweder bei dem Vater oder bei der Mutter; im Allgemeinen scheint indessen dieser Punkt am wenigsten in Anschlag zu kommen, da gänzliche Gleichgültigkeit zwischen Eltern und Kindern herrscht und die letzteren, sobald sie ihre Nahrung zu suchen im Stande sind, sich selbst und ihrem guten Glücke überlassen bleiben. Die Männer beschäftigen sich mit dem Fischfange, wozu sie sich sehr künstlich aus Perlenmuscheln geschnittener und an Schnüren von Baumrindefasern gebundener Angeln oder großer aus demselben Stoffe verfertigter Netze bedienen, mit dem Anbaue der Nahrungspflanzen und der Verfertigung der Waffen und der wenigen Werkzeuge, deren sie zu ihren Handarbeiten bedürfen. Diese waren früher, ehe ihnen von den Seefahrern eiserne Geräthschaften zugebracht wurden, ein scharf zugespitzter Stein, der als Bohrer diente, ein Beil aus Basalt oder einem andern harten, schwarzen Steine, der sich bei ihnen häufig findet, und ein Messer aus dem Zahne eines Haifisches, welchem sie eine so gute Schneide zu geben verstanden, daß sie sich damit sogar den Bart abnehmen konnten. Die Weiber sind weit fleißiger als die Männer, welche den größten Theil des Tages mit Faulenzen oder Essen zubringen; sie müssen für den ganzen Haushalt sorgen, alles, was zur Kleidung und zum Schmucke gehört, herbeischaffen, die Matten, die zum Schlafen und zur Bedeckung nöthig sind, verfertigen, die Schnüre zum Fischfange drehen und sogar beim Baue der Wohnungen behülflich sein, wenn diese nicht tabu für sie sein sollen. Alle Zeuge, die zu der nothdürftigen Bekleidung dienen, sind sehr geschickt aus Baumrinde verfertigt und unterscheiden sich in gröbere, welche

meist aus den Fasern des Brodbaumes bestehen und ein graues Ansehen haben, und in feinere, welche blendend weiß sind und zu denen man die Fasern des Papiermaulbeerbaumes braucht. — Bei dieser einfachen, behaglichen Lebensweise erfreuen sich diese Insulaner der besten Gesundheit und erreichen ein ziemlich hohes Alter. Stirbt Jemand, so wäscht man die Leiche sogleich rein, legt sie auf ein von Bambusrohr aufgeschlagenes und mit einem neuen Stücke Zeug bedecktes Gerüste, hüllt sie in mehrere neue Tücher und schlachtet wenigstens die Hälfte der Schweine, welche die Familie besitzt. Sodann sagt man dem Taua und dem Häuptlinge des Thals, so wie auch den Verwandten und Freunden den Todesfall an und ladet sie auf den folgenden Tag zur Leichenfeierlichkeit ein. Hinter dem Gerüste, auf welchem der Verstorbene liegt, wird bei der Ankunft der Gäste eine Matte ausgespannt und mehrere mit Stücken von weißem Zeuge gezierte Stäbe aufgerichtet. Der Taua erscheint zur bestimmten Stunde mit mehreren Trommelschlägern und hält eine lange, in einer nur den Priestern geläufigen und allen übrigen unverständlichen Sprache abgefaßte Rede unter beständiger Rührung der Trommeln, durch deren Lärmen wahrscheinlich die bösen Geister abgehalten werden sollen, dem Todten Schaden zuzufügen. Nach dieser Förmlichkeit fangen die ungeduldigen Gäste sogleich an, die Schweine, die Brodfrüchte und den Popoi zu verzehren und hören nicht eher auf, als bis der letzte Bissen verschlungen ist. Dem Taua fallen die Schweinsköpfe als Antheil zu und dem Häuptling des Thales muß, wenn er der Einladung nicht folgt, das Hintervierthеil eines Schweines nach Hause geschickt werden, weshalb dieser seinen Vortheil dabei findet, in der Regel nicht zu erscheinen. Nach dem Schmause müssen die nächsten Anverwandten die Leiche mehrere Monate lang Tag und Nacht bewachen und sie täglich mit Kokosöl stark einreiben, wodurch sie vor Fäulniß bewahrt und nach einem bestimmten Zeitraume in eine Mumie verwandelt wird, welche man dann in einige mit demselben Oele getränkte Tücher wickelt und auf einem besonderen Gerüste in dem Familienmorai beisetzt. Das Morai ist tabu und die Verehrung, welche man den Todten beweist, so groß, daß man sich leicht geneigt fühlen dürfte, bei diesen

in ihren übrigen religiösen Ansichten so rohen Insulanern ein dunkles Gefühl von der Fortdauer des Lebens jenseits des Grabes vorauszusetzen, woraus man auch das Bestreben der einzelnen feindlich gegen einander gesinnten Stämme, sich wechselseitig die Mumien aus den Morais zu stehlen, und die Sorgfalt eines jeden Stammes, bei einem bevorstehenden feindlichen Einfalle in sein Gebiet, die Leichen sorgfältig zu verbergen, erklären könnte.

Ueber den Charakter der Bewohner des Mendañaarchipels läßt sich aus dem Mitgetheilten kein anderes Urtheil feststellen, als daß sie im Ganzen alle Tugenden und Fehler derjenigen Völker besitzen, welche sich noch nicht über den Naturzustand erhoben haben, und daß Vieles, was der gebildete Mensch mit Recht verabscheut, bei ihnen durch Herkommen und Sitte geheiligt ist und ihnen nicht gradezu als Laster angerechnet werden darf. Darin stimmen jedoch alle Seefahrer überein, daß sie, obgleich äußerst sinnlich und leichtsinnig, sehr sanftmüthig, freundschaftlich und zuvorkommend sind und die Tücke, welche sie gegen einzelne fremde Gäste beweisen, gewöhnlich durch den Uebermuth und die Unklugheit der letzteren hervorgerufen wurde. Auch Mendaña fand die Eingeborenen, nachdem der mit ihnen durch einen Zufall entstandene Zwist beigelegt war, in ihrem Benehmen durchaus aufrichtig und stets bereit, ihm nach Kräften zu dienen, weshalb er sich auch bemühte, ihnen einige Begriffe von der christlichen Religion beizubringen und bei seiner Abreise (am 28. Juli) mehrere Kreuze am Strande errichten ließ. Von den Marquesasinseln aus setzte Mendaña seine Reise immer nach Westen hin fort, um die von ihm auf seiner ersten Fahrt entdeckten Salomonsinseln wieder aufzufinden. Er sah auf dem von ihm eingeschlagenen richtigen Wege, über dessen Länge er aber sehr im Irrthume war, zuerst zwei zu dem Archipel der Schifferinseln gehörende Eilande, denen er die Namen San Bernardo und Solitaria beilegte, welche sie noch tragen, und näherte sich am 7. September einer sehr hohen, im Innern dicht bewaldeten Insel, auf welcher er, obschon die mit Felsen umgebene Küste sehr unsicher schien und ein hoher, feuerspeiender Berg die Mannschaft mit Schrecken erfüllte, zu landen beschloß. Während man einen sicheren Ankerplatz suchte,

ruderten in etwa funfzig kleinen Canots, von denen je zwei und zwei zusammengebunden waren, eine Menge von Eingeborenen, welche beständig schrien und die Hände bewegten, heran und kreuzten längere Zeit um das Geschwader, ohne sich jedoch bereden zu lassen, an Bord zu kommen. Der Befehlshaber, welcher die Insel für eine der in der That nicht mehr sehr weit entfernten Salomonsgruppe hielt, redete die Eingeborenen in der auf derselben üblichen und von ihm auf seiner früheren Reise erlernten Sprache an, wurde aber eben so wenig verstanden, als er selbst die an ihn gerichteten Worte eines alten hageren Mannes verstand, welcher der Häuptling zu sein schien und auf dessen Ruf alle zugleich ihre Bogen ergriffen und die Schiffe mit einem Pfeilregen überschütteten. Als man ihnen sogleich mit einem tüchtigen Feuer aus dem kleinen Gewehr, wodurch mehrere von ihnen todt niedergestreckt wurden, antwortete, entflohen sie in wilder Eile, erneuerten aber die Feindseligkeiten, als man am folgenden Tage vor Anker ging und einige Leute ans Land setzte. Zwar kamen sie später auf wiederholte Einladungen an Bord und vertauschten mancherlei Lebensmittel gegen Spiegel und Spielwaaren, man durfte ihnen aber nicht trauen, denn sie ließen keinen günstigen Augenblick vorübergehen, um ihre, wie es schien, unwillkommenen Gäste zu überfallen oder ihnen heimtückisch Schaden zuzufügen. Die Spanier nannten die Insel, nachdem sie sich endlich überzeugt hatten, daß sie keine der Salomonsinseln sein könne, Santa Cruz, welche Benennung ihr nicht nur geblieben, sondern auch mit Recht auf die ganze sie umgebende Gruppe übergegangen ist, obschon dieser der bekannte Seefahrer Carteret, welcher sie im J. 1767 wieder auffand und für eine neue Entdeckung hielt, den Namen Queen Charlotte's Islands (der Königin Charlotte Inseln) beilegte, welcher aber, als man seinen Irrthum erkannte, alsbald wieder aufgegeben wurde. Da Mendaña nach einer so langen Fahrt daran zweifelte, je wieder zu den Salomonsinseln, denen er so nahe war, zu gelangen, so beschloß er auf Santa Cruz eine Ansiedelung zu gründen und fing an, die Insel zu durchstreifen, um sich von der Beschaffenheit und den Erzeugnissen ihres Bodens zu überzeugen und den Charakter und die Sitten und Gebräuche der Bewohner

genauer kennen zu lernen. Er fand den schwarzen schwammigen, theils auf Kalkstein, theils auf vulkanischen Trümmern ruhenden Boden ungemein fruchtbar und die Vegetation sehr üppig. An gutem Trinkwasser fehlte es nicht und obschon die Insel mit Korallenriffen umgeben war, so zeigte sie doch einige gute Baien und Häfen, in denen auch größere Schiffe sicher vor Anker gehen konnten. Außer kleinen Schweinen gewahrte man keine vierfüßigen Thiere, unter dem zahlreichen Geflügel fielen besonders die Hühner, die Enten und die Tauben auf; Fische waren im Ueberflusse dicht an der Küste vorhanden und dienten nebst verschiedenen Schaalthieren vorzugsweise zur animalischen Nahrung der Bewohner; in dem Pflanzenreiche richtete man nur die Aufmerksamkeit auf die eßbaren Früchte, unter denen die Brodfrucht, obgleich bei weitem nicht so schmackhaft wie auf den Marquesas, die Kokosnüsse, mehrere Arten von Pisang und gute Bataten besonders willkommen waren. — Die Eingeborenen sind, wie aus dem Reisebericht hervorgeht, in bedeutender Anzahl über den ganzen Archipel verbreitet, wohnen aber doch größtentheils an der Küste, weil sie daselbst am leichtesten und reichlichsten ihre liebste Nahrung finden. Sie gehören theils zu der reinen Rasse der Papuas, theils stellen sie sich als Mischlinge von Papuas und Malaien dar; die letzteren sind nur olivenfarbig und von weniger unangenehmem Ansehen, die ersteren aber völlig schwarz, haben eine breite plattgedrückte Nase und wulstige Lippen, krauses, wolliges Haar, eine düstere und widrige Gesichtsbildung und bei einer langen Gestalt doch schmächtige Arme und Beine, und tragen mithin alle unterscheidende Merkmale der Papuarasse an sich. Wahrscheinlich ist der Urstamm der Papuas auch auf dieser Inselgruppe einheimisch, mischte sich aber mit dahin verschlagenen Malaien, durch welche Vermischung das jetzige Geschlecht erzeugt wurde. Die Männer gehen, mit Ausnahme eines um die Hüften geschlungenen Streifens von Watte, vollständig nackt und schnüren, wie es bei allen Papuas Australiens Sitte ist, den Bauch ein. Das Tätuiren ist bei ihnen ebenfalls üblich, doch gewöhnlich nur auf dem Rücken, während der übrige Körper weiß, roth und schwarz angemalt und das Haar des halbgeschorenen Hauptes blond gefärbt

und mit rothen Blumen geziert wird. In den durchbohrten Naſen und Ohren tragen ſie Schildpattringe, um die Arme und Beine Schnüre von kleinen Goldkörnern und Muſcheln und an dem aus Baumbaſt oder Schilf gedrehten Gürtel eine Menge von Korallen, Fiſchzähnen, Kugeln von ſchwarzem Holze und Schildchen von Perlmutter. Die Weiber, deren man nur ſehr wenige ſieht und die, wie es ſcheint, in großer Zurückgezogenheit bleiben müſſen, ſind vollſtändiger gekleidet, als die Männer; ſie tragen einen bis auf die Knie herabfallenden Rock und ein Tuch, welches den Kopf und den ganzen übrigen Körper einhüllt. Die ganze Bevölkerung lebt in Dörfern, von denen jedes aus etwa zwanzig Familien beſteht, beiſammen. Jede in zwei Gemächer abgetheilte und mit einem Dache von Palmblättern verſehene Wohnung ruht, um ſie gegen das Waſſer, ſo wie auch gegen Schlangen und anderes Ungeziefer zu ſchützen, auf einem ſtarken Pfahl und iſt ſo weit vom Boden entfernt, daß man auf einer Leiter hinaufſteigen muß. In jedem Dorfe ſieht man außer den Privatwohnungen zwei größere Gebäude, von denen das eine, wie die darin aufgeſtellten, übrigens ſchlecht geſchnitzten Götzenbilder beweiſen, dem Dienſte der Religion gewidmet iſt, das andere, im Inneren mit Pfeilenbündeln ausgeſchmückte, ohne Zweifel zum Sitze der die Ordnung handhabenden höchſten Gewalt dient. Die Regierungsform iſt, wie es ſcheint, monarchiſch, denn die Häuptlinge ſtehen in ungewöhnlichem Anſehen und entſcheiden über Frieden und Krieg. Ueberhaupt ſtehen dieſe Inſulaner auf einer höheren Stufe der Bildung als die übrigen Stämme der Papuas, und denken ſchon weiter als an die Bedürfniſſe des nächſten Augenblicks; ſie beſitzen wohlunterhaltene, mit ſteinernen Mauern eingefriedigte Pflanzungen von Kokospalmen, Piſang, Bataten und andern zur Nahrung beſtimmten Vegetabilien, betreiben den Fiſchfang mit Netz und Angel nicht ohne Geſchick und Einſicht und verſtehen, die zum Haushalte nöthigen Geräthſchaften zweckdienlich und ſchön zu verfertigen. Ihre Canots beſtehen theils aus einem einzigen ausgehöhlten Baumſtamme, theils aus mehreren genau zuſammengeſetzten Stücken, haben Segel von Matten und einen Ausleger und ſind ſo groß, daß ſie bequem dreißig Mann faſſen

und zu weiteren Reisen, welche diese regsamen Leute nicht selten unternehmen, gebraucht werden können. In der Mitte dieser Fahrzeuge liegen stets die Waffen in guter Ordnung, daß man sie sogleich ergreifen kann; sie bestehen aus Bogen, wozu man ein starkes Rohr verwendet, und gefiederten Pfeilen, die man mit einem scharfen Knochen oder den Stacheln der in diesen Gewässern sehr häufigen Rochen zuspitzt, aber nicht, wie man anfangs glaubte, vergiftet, aus plumpen Schwertern von Holz, Keulen, Wurfspeeren und Schleudern, womit diese Insulaner auf eine sehr große Entfernung genau treffen. Mit ihrer ungewöhnlichen Gewandtheit in der Führung der Waffen verbinden sie einen unerschütterlichen Muth und weichen auch bei dem größten Verluste nicht leicht zurück. An ihrer hartnäckigen Ausdauer und dem festen Entschlusse, zudringlichen, in ihren Forderungen unverschämten und übermüthigen Gästen nicht eine einzige Spanne Boden abzutreten, scheiterte Mendaña's Plan, eine Ansiedlung auf Santa Cruz zu gründen, so vollständig, daß der Verdruß seine schon sehr geschwächte Gesundheit gänzlich untergrub und ihm eine schwere Krankheit zuzog, an welcher er am 18. October 1595 starb.

Fernandez de Quiros, welchem er bereits auf seinem Krankenlager den Oberbefehl über das Geschwader übertragen hatte, zeigte sich dieser ehrenvollen Auszeichnung vollkommen würdig, und es gelang seiner Festigkeit nicht nur, die nöthige Zucht unter der unwilligen Mannschaft aufrecht zu erhalten, sondern ihr auch wieder hinreichenden Muth zur Ueberwindung unbesiegbar scheinender Hindernisse einzuflößen. Da er wohl begriff, daß auf Santa Cruz für eine Ansiedlung, wenn ihm auch die Gründung einer solchen durch Gewalt gelingen würde, kein Heil zu finden sein könne, so lichtete er, obschon die arg beschädigten Schiffe kaum die See zu halten vermochten und die Vorräthe fast gänzlich aufgezehrt waren, sogleich die Anker und schlug den Weg nach den Philippinen ein, wo er in den bereits im blühenden Zustande befindlichen spanischen Colonien Beistand oder wenigstens einen sicheren, mit Lebensmitteln versehenen Rastplatz für seine dem Hungertode nahen Leute zu finden hoffen durfte. Er berührte auf seiner vom Wetter fortwährend begünstigten Fahrt

die Ladronen und lief am 11. Februar 1596 glücklich in den Hafen Cavite auf der Insel Manilla ein, wo die für den Salomonsarchipel bestimmten Ansiedler sich größtentheils häuslich niederließen und sich später mit ihrem Loose gänzlich zufrieden zeigten. Quiros kehrte, nachdem er auf diese Weise die Reste der Expedition in Sicherheit gebracht hatte, im folgenden Jahre nach Peru zurück, stattete dem Vizekönige Don Luis de Velasco, Mendoza's Nachfolger, Bericht über die Ergebnisse seiner Bemühungen ab und bat ihn, ihm zur Ausrüstung eines neuen Geschwaders behülflich zu sein, um die Entdeckungen Mendaña's weiter zu verfolgen. Er entwickelte ihm seine wahrscheinlich auf der letzten Reise gewonnene Ansicht von dem Vorhandensein und der wirklichen Lage eines großen südlichen Festlandes, eine Ansicht, welche die Geographen und Seeleute jener Zeit zwar bereits viel beschäftigte, aber ohne ihnen recht klar werden zu wollen, da sie blos auf der Voraussetzung beruhte, daß die Erhaltung des Gleichgewichts der Erdkugel ein solches Land erheische. Die Aufsuchung desselben war auch noch keinem Seemanne eingefallen und erst die Entdeckung von Santa Cruz veranlaßte den nachdenkenden Piloten Quiros zu der Vermuthung, daß man einen Theil des Australcontinents gefunden habe, oder diesem doch nahe gekommen sei. Die Erörterung dieser großen geographischen Frage, welche erst in der neueren Zeit durch die Reisen Cooks und Surviles ihre Lösung fand, erregte zwar die Aufmerksamkeit des Vizekönigs in hohem Grade, da er aber durch die Gewährung der zu einem Unternehmen von immer noch zweifelhaftem Erfolge erforderlichen Geldmittel seine Befugnisse zu überschreiten glaubte, so schickte er den vielversprechenden Seemann mit Empfehlungsschreiben nach Madrid an den Hof und unterstützte durch einen sehr günstigen Bericht dessen Gesuch. Philipp III. nahm es sogleich mit großem Wohlwollen auf und obgleich er das Australland für einen schönen Traum gehalten haben mag, so ließ er es doch von seiner Seite an schmeichelhafter Aufmunterung, die ja leicht die Entdeckung anderer mit Reichthümern angefüllter Inseln zur Folge haben konnte, nicht fehlen. Quiros, mit den nöthigen Vollmachten versehen, kehrte alsbald nach Peru zurück, um in Lima drei

zur Ausführung seines Vorhabens taugliche Schiffe nach seiner eigenen Angabe bauen zu lassen. Auch die Ausrüstung wurde unter seiner Aufsicht nach der Aussage sachkundiger Augenzeugen bis auf den kleinsten Gegenstand so musterhaft besorgt und das Geschwader mit Geschütz, Schießbedarf und Mundvorrath so reichlich versehen, daß man die glänzendsten Erfolge von dieser Expedition erwarten durfte, welche, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, bestimmt war, dem Himmel Seelen und Spanien neue Königreiche zu erwerben. Die Wünsche der Religion und Politik blieben zwar unerhört, aber die Erdkunde verdankt dieser Reise die Auffindung einer so bedeutenden Anzahl von Inseln, daß fortan der stille Ozean nicht mehr, wie man seit Magalhães gewohnt war, als eine große Wasserwüste betrachtet werden konnte.

Pedro Fernandez de Quiros verließ am 21. December 1605 den Hafen von Callao und durchlief in westsüdwestlicher Richtung eine Strecke von mehr als tausend Meilen, ohne Land zu sehen; erst am 26. Januar 1606 gewahrte er unter 25° S. Br. eine etwa vier Meilen große, aber sehr niedrige und unbewohnte Insel, ging jedoch, obschon sie mit Gras bedeckt und, wie es schien, mit Trinkwasser, woran man großen Mangel litt, versehen war, weil man keinen Ankerplatz finden konnte, an ihr vorüber, um mehrere Gruppen von Eilanden, welche allmälig am Horizonte auftauchten, zu untersuchen. Die erste, welcher er begegnete und die von Schaaren unzählbarer Vögel umschwärmt war, nannte er Encarnacion, die zweite, welche etwa dreißig Meilen im Umfange hatte, San-Juan-Bautista, die dritte San-Elmo und die vierte las Coronadas (jetzt unter dem Namen Duke of Gloucester bekannter); da sie aber alle mit Korallenriffen umgeben, unzugänglich und unbewohnt waren, so mußte er trotz des stürmischen Wetters seinen Weg fortsetzen. Eben so wenig Trost gewährten ihm zwei andere Gruppen, welche er an den folgenden Tagen sah und denen er die Namen San Miguel und La Conversion de San-Pablo beilegte. Alle diese Inselgruppen, welche, las Coronadas ausgenommen, jetzt noch ihre alten Benennungen tragen und fast sämmtlich öde und unbewohnt sind, gehören zu dem Archipel der niedrigen Inseln, welcher den Madreporen seinen

Urſprung verdankt und im Laufe unberechenbarer Jahrtauſende ſich allmälig über die Oberfläche des Meeres erhob und eine fruchtbare Decke gewann. Die einzelnen Gruppen, ohne Ausnahme von kreisförmiger Geſtalt, ſind ſteil aus dem Abgrunde aufſteigende Tafelberge und werden von einem Meere beſpült, in welchem das Senkblei keinen Grund findet. Die Oberfläche der Tafel ſteht unter Waſſer, über welches nur ein ſie rings umgebender Damm bei der Ebbe hervorragt; dieſer Damm, gewöhnlich Riff genannt, trägt auf ſeinem Rücken die Sandbänke, welche ſich nach und nach durch Anſpülungen auf der Windſeite und auf den ausſpringenden Winkeln des Madreporengebäudes gebildet haben und allmälig zu Inſeln geworden ſind. Die Arbeit der Madreporen dauert in den Tropengegenden immerdar fort und obſchon das Ergebniß derſelben erſt in Jahrtauſenden ſichtbar wird, ſo erheben ſich doch fortwährend neue Maſſen aus dem Waſſer und geben der Nachwelt Gelegenheit zu neuen, aber unfruchtbaren Entdeckungen. So wie die einzelnen Sandbänke auf den Riffen ſich ſo hoch über den Waſſerſpiegel erhoben haben, daß ſie abtrocknen, ſo entſteht allmälig durch den Samen, welche Anſchwemmung und die Vögel herbeiführen, in dem Schlamme eine Vegetation und es bildet ſich durch die Verweſung der Pflanzen allmälig eine fruchtbare Decke, welche ſich mehr und mehr erweitert und endlich bewohnbar würde, wenn nicht das dieſe Eilande umgebende höchſt gefährliche Meer ſie faſt gänzlich unzugänglich machte. Die Brandung an den Riffen iſt ſo fürchterlich, daß ſelbſt bei ruhigem Wetter die Landung nur möglich wird, wenn man ſo glücklich iſt, eine nach dem inneren Meere führende Lücke zu finden; ein Sturm bei trübem Wetter, ſagt ein neuerer Seefahrer, iſt in dieſer Gegend des Ozeans der unvermeidliche Untergang eines Schiffes und ſelbſt die genaueſte Karte könnte keine Rettung bringen, da die Strömung ſtark, das Land niedrig und der Wind zu heftig iſt, um zurück zu laviren, wenn man das Unglück hätte, einem Riffe zu nahe zu kommen. Die Tiefe des Meeres iſt ſchon in der Entfernung von einigen hundert Faden nicht mehr zu ergründen und das Senkblei kann daher nicht zeitig genug vor der Gefahr warnen; auch ſind die Anker ohne Nutzen, denn ſchon dicht an der

Küste findet man fünfzig Faden Tiefe und gleich darauf schon gar keinen Grund mehr. — Der ganze Archipel zeigt nirgends Berge und kaum hie und da einen niedrigen, vom Winde zusammengewehten Sandhügel. Süßes Wasser in Quellen und Bächen findet sich deshalb nirgends, doch erhält man beim Aufgraben des Bodens in geringer Tiefe ziemlich reines und genießbares Regenwasser, welches sich auf dem Gesteine sammelt. Das Klima ist dasselbe wie in allen Tropenländern, die Hitze wird aber durch das Meer und die ungehindert über alle diese Gruppen hinstreichenden Winde sehr gemäßigt. Die Vegetation ist deshalb zwar frisch, aber äußerst arm, und nur auf den wenigen schon mit dickerem Pflanzenboden überzogenen Eilanden gedeihen die Kokospalme und der Pandanus. Vierfüßige Thiere fehlten ursprünglich wohl gänzlich, denn die jetzt auf einigen bewohnten Gruppen vorhandenen Schweine und eine Art von Hunde, welche nicht bellen und gegessen werden, sind wohl von andern Inseln des Australozeans und die zahlreichen Ratten von europäischen Schiffen eingebracht. Bei diesem Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln kann die Bevölkerung, welche sich auf den größeren Inseln niedergelassen hat und ohne Zweifel der Malaienrasse angehört, nur sehr dünn sein. Die wenigen Leute, welche man meist nur von Bord der Schiffe aus beobachten konnte, waren von kräftiger Gestalt und rothbrauner Hautfarbe; sie gingen völlig nackt und glichen in ihrem Benehmen, in ihrer Sprache und in ihren Sitten und Gebräuchen, in so weit man diese an einigen kühnen Männern, welche sich in ihren Canots über die Riffe nach den vorübersegelnden Fahrzeugen wagten, kennen zu lernen Gelegenheit hatte, am meisten den Bewohnern des nahen Gesellschaftsarchipels, von wo auch wohl die ersten Ansiedler durch einen Zufall gekommen sind. Im Allgemeinen sind sie noch sehr wenig bekannt, da die Landung an diesen Inseln, welche ohnehin nur sehr wenige Erfrischungen darbieten, wie schon bemerkt wurde, sehr schwierig und nur bei durchaus günstigem Wetter möglich ist.

Auch Quiros wagte nicht, obschon seine Vorräthe an Wasser und Holz fast gänzlich erschöpft waren, zu nahe zu kommen, sah aber zu seiner nicht geringen Freude am folgenden Tage wieder

eine Insel, welche nicht nur von bedeutendem Umfange, sondern auch, wie der allenthalben aufsteigende Rauch bewies, stark bewohnt war. Das kleinste Fahrzeug, welches vorauslief, um einen Landungsplatz aufzusuchen, konnte nirgends eine Bucht finden und mußte an einer offenen Stelle auf unsicherem Felsengrunde vor Anker gehen. Da die Eingeborenen sich bereits an dem Strande versammelt hatten und die fremden Gäste durch Zeichen zu sich einluden, so setzte man ein Boot aus, welches aber trotz der größten Anstrengung der fürchterlichen Brandung wegen nicht anlegen konnte. Schon war man im Begriff, zurückzukehren und den Schiffen, welche bereits einige Tage den empfindlichsten Mangel an Wasser litten, die betrübende Nachricht zu bringen, als Francisco Ponce, ein junger muthiger Mann ärgerlich aufsprang und sich mit den Worten, er wolle lieber seinen Kopf an den Felsen zerschellen, als bei solcher Noth seiner Gefährten schimpflich zurückkehren, sich in die Brandung stürzte und nach der Küste schwamm, von wo die über seine Keckheit erstaunten Wilden ihm entgegen kamen und ihn unter vielen Liebkosungen, welche er zu erwiedern suchte, unter eine am Ufer befindliche Baumgruppe trugen. Als die übrigen Matrosen dies sahen, folgten noch mehrere seinem Beispiele und wurden eben so sorgsam und wohlwollend empfangen. Die Wilden waren sämmtlich bewaffnet, theils mit langen, an der Spitze im Feuer gehärteten Speeren, theils mit Säbeln von Eisenholz oder Keulen; ihre Wohnungen standen im Schatten dichter Wäldchen von Kokospalmen, Bananen und anderer Bäume, deren Früchte ihnen nebst den in Menge vorhandenen Fischen als Nahrung dienten. Sie gingen völlig nackt, hatten eine bräunliche Hautfarbe und waren schlank und wohl gebaut. Als es Nacht wurde, schwammen die Spanier wieder zu ihrem Boote; mehrere Eingeborene, welche sie begleiteten, freuten sich ungemein über die Messer, Glasperlen und andere Kleinigkeiten, welche man ihnen schenkte, ließen sich aber auf keine Weise bewegen, mit an Bord zu gehen. Der Befehlshaber beschloß auf diese Nachricht, während der Nacht in der Nähe der von so freundlichen Leuten bewohnten Stelle zu bleiben und am folgenden Tage mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, gewahrte aber schon am

frühen Morgen zu seinem nicht geringen Verdrusse, daß ihn die Strömung acht Meilen weiter geführt hatte; man befand sich jedoch, wie man sich bald überzeugte, noch an der Küste derselben Insel und war bald so glücklich, einen besseren Landungsort auszuspähen. Nahe dabei dehnte sich ein dichtes Gehölz aus, in welches man eindrang, um die Wohnungen der Wilden und dann mit Hülfe derselben gutes Trinkwasser aufzusuchen, man fand aber nur einen runden, mit kleinen Steinen eingefaßten freien Platz, in dessen Mitte ein Haufen größerer Steine in Gestalt eines Altars an einen hohen Baum angelehnt war, von dessen Aesten große Büschel Palmblätter auf den Altar herabhingen. Nachdem man an dieser offenbar dem Götzendienste geweihten Stelle ein Kreuz errichtet hatte, setzte man die Nachforschungen fort, fand aber nur einige Pfützen mit untrinkbarem Brackwasser; man löschte deshalb den Durst mit der Milch von Kokosnüssen und nahm einen guten Vorrath derselben mit an Bord. Ein anderer Haufen der Mannschaft, welcher den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte, stieß auf eine alte, aber noch sehr rüstige und muntere Frau, welche der Aufforderung, in das Boot zu steigen, ohne sich zu weigern oder Furcht zu verrathen, folgte und sich ruhig nach den Schiffen bringen ließ, wo man ihr Kleider und zu essen gab. Sie nahm alles mit großem Vergnügen an, worauf der Befehlshaber sie wieder ans Land zu setzen befahl und ihr den Auftrag gab, ihren Landsleuten zu sagen, daß die fremden Gäste als Freunde gekommen seien und mit ihnen im guten Einverständnisse zu leben wünschten. Die Alte führte die sie begleitenden Leute sogleich nach der Küstenstelle, wo sich die Wohnungen befanden, und denen sich zu derselben Zeit mehrere schmale Piroguen näherten, deren Segel aus der Rinde junger Palmbäume verfertigt und auf ein Dreieck von starken Rohren ausgespannt waren. Die darin befindlichen Wilden gingen, sobald sie ihre Fahrzeuge auf den Strand gezogen hatten, den Spaniern entgegen und waren nicht wenig erstaunt, in der Mitte derselben die ihnen wohlbekannte Alte in einem so stattlichen Aufzuge zu finden. Der voranschreitende Häuptling, ein kräftiger, wohlgewachsener Mann mit hoher Stirne, breiten Schultern und einer Art Krone von kleinen, sehr zarten Federn auf dem Kopfe,

wurde eingeladen, mit an Bord zu kommen und die für ihn bestimmten Geschenke in Empfang zu nehmen. Er stieg, ohne sich lange zu bedenken, in das Boot; kaum hatte sich aber dieses einige Schritte vom Strande entfernt, als die furchtsameren Begleiter des Häuptlings in das Wasser sprangen und zurückschwammen; er selbst wäre ihnen gefolgt, wenn man ihn nicht zurückgehalten und mit Gewalt, so sehr er auch mit Händen und Füßen widerstrebte, zu Quiros gebracht hätte, der ihn mit freundlicher Aufmerksamkeit behandelte und alsbald reichlich beschenkt zu seinen Landsleuten zurückschickte, welche bereits ihre Waffen ergriffen hatten und die Gefangennehmung ihres Gebieters an den auf der Insel sorglos umherstreifenden Spaniern zu rächen gedachten. Sie beruhigten sich aber schnell, als sie den Häuptling fröhlich aus dem Boote springen und die fremden Männer umarmen sahen. Quiros, welcher von ihm die Versicherung erhalten hatte, daß er weiter nach Westen hin zu großen Ländern gelangen würde, ging, nachdem er der Insel, welche keine andere ist als das vielberühmte Tahiti, den Namen Sagittaria beigelegt hatte, wieder unter Segel und verfolgte die ihm angedeutete Richtung, auf welcher er auch schon an den folgenden Tagen zwei andere Inseln entdeckte, welche er Fugitiva und Peregrina nannte, welche jetzt aber wieder ihre ursprünglichen Benennungen Tethuroa und Maitea führen und, wie Tahiti, zum Gesellschaftsarchipel gehören. Da sie schwer zugänglich schienen, so segelte er an ihnen vorüber, um bei einer andern Insel, die am 2. März sichtbar wurde und, wie die aufsteigenden Rauchsäulen bewiesen, bewohnt war, beizulegen und frisches Wasser, an welchem man einen fast unerträglichen Mangel litt, einzunehmen. Der Empfang, welcher ihm daselbst wurde, war aber gegen alle Erwartung sehr unfreundlich, denn etwa hundert Wilde von sehr lichter Hautfarbe und überhaupt die schönsten, welche man bis jetzt angetroffen hatte, umringten in kleinen aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Canots, von denen jedes vier bis fünf Leute trug, die Schiffe und schwangen drohend ihre Wurfspieße, ohne sich durch einige ihnen zugeworfene Lebensmittel und Kleidungsstücke besänftigen oder durch den Knall einer Flinte, welche man ohne Kugel abfeuerte, zurückschrecken zu lassen.

Als man eine wohlbewaffnete Schaluppe aussetzte, griffen sie dieselbe an und ließen von wiederholten hartnäckigen Versuchen, sie zu versenken, nicht eher ab, bis man das Geschütz gegen sie spielen ließ und mehrere von ihnen tödtete und verwundete, worauf sie in großer Verwirrung die Flucht ergriffen. Diese Züchtigung hatte sie indessen nicht klüger und nachgiebiger gemacht, denn als man am folgenden Tage einen Theil der Mannschaft an die Küste schickte, um Trinkwasser und Brennholz aufzusuchen, widersetzten sie sich der Landung und wichen nur der furchtbaren Wirkung des Feuergewehrs. Man rückte nun in Schlachtordnung nach einem nahen Dorfe, in welchem man aber nur einige Greise antraf, welche mit brennenden Fackeln in den Händen um Frieden und Schonung baten und durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die rüstigen Männer sich nach einem nicht weit entfernten See zurückgezogen und ihre Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht hätten. Einer der Greise erbot sich, eine Quelle mit gutem Trinkwasser zu zeigen, und da man seit mehreren Tagen den fürchterlichsten Durst litt, so folgten ihm, wie bedenklich es auch schien, sogleich mehrere Leute. Als die entflohenen Wilden die Fremdlinge in so geringer Anzahl herankommen sahen, gingen sie ihnen freundlich entgegen und schienen ihr früheres Benehmen zu bereuen; besonders waren die Frauen unerschöpflich in Schmeicheleien und umarmten ihre Gäste wiederholt. Diese freuten sich ihrer Seits nicht wenig über diese unerwartete günstige Wendung der Dinge und waren nicht minder erstaunt, unter einem so heißen Himmelsstriche Frauen von so blendend weißer Hautfarbe und so reizendem Aeußeren, daß sie die meisten spanischen Schönheiten beschämt haben würden, zu finden. Man änderte deshalb den Namen Isla Matanza (Mordinsel), welchen man zuerst dem Eilande wegen des wüthenden Angriffes seiner Bewohner auf das Geschwader beigelegt hatte, in Isla de la gente hermosa (Insel des schönen Volks) um; jetzt nennt man die ganze Gruppe, wozu sie gehört und welche einen Theil des Schifferarchipels bildet, San Bernardo. Da die Quelle, welche der Mannschaft von dem Greise gezeigt wurde, so spärlich floß, daß es sich nicht der Mühe lohnte, Anstalten zum Füllen der Wasserfässer zu treffen, und mehrere Haufen von Wilden,

welche von einer anderen Seite herkamen, die Feindseligkeiten erneuerten, so zog man sich fechtend zurück und ging wieder unter Segel, um die von Mendaña entdeckte Insel Santa Cruz, welche, wie man wußte, unter derselben Breite lag, unter der man sich eben befand, alsbald zu erreichen und die dringend nöthigen Vorräthe an Holz und Wasser, welche man daselbst in Fülle anzutreffen hoffte, einzunehmen. Am 5. April gewahrte man ein hohes Land, welches man, da es sich in der Ferne sehr schwarz und verbrannt darstellte, für einen Vulcan hielt; als man sich ihm aber am anderen Morgen näherte, erkannte man in ihm mit freudiger Ueberraschung eine mit herrlichen Bäumen bedeckte und, wie die zahlreichen Wohnungen vermuthen ließen, gut bevölkerte Gruppe von Eilanden und lief in eine bequeme und sichere Bai ein. Da die ans Ufer geschickte Schaluppe vortreffliches Trinkwasser, Kokosnüsse, Bananen, Kohlpalmen, Zuckerrohr und andere Lebensmittel im Ueberflusse fand, so beschloß man, hier einige Zeit zu verweilen und mit den Eingeborenen einen freundlichen Verkehr anzuknüpfen. Der Häuptling, ein kräftiger Mann, mit funkelnden Augen und Verstand verrathendem Gesichtsausdrucke, kam alsbald an Bord und seine Unterthanen beeilten sich, die Schiffe mit den Erzeugnissen ihres Bodens so reichlich zu versorgen, daß auf lange Zeit kein Mangel an Lebensmitteln zu befürchten war. Die undankbaren Gäste vergalten nach ihrer Gewohnheit diese sie aus so großer Verlegenheit rettende Aufnahme durch den Raub mehrerer armen Wilden, um sie später als Dollmetscher zu gebrauchen, und verließen, nachdem sie einen Angriff der mit Recht erbitterten Eingeborenen durch ihr Geschütz zurückgewiesen hatten, die Insel, welcher sie den Namen Taumaco beilegten. Sie gehört, so wie eine andere nicht weit davon entfernte, welche man Tucopia nannte, aber nicht betrat, zu der in den Archipel von Santa Cruz mit einbegriffenen Duffgruppe und wurde seitdem von keinem Seefahrer wieder besucht.

Tumay, der Häuptling auf Taumaco, hatte einigemal von mehr als sechzig andern in der Nähe befindlichen fruchtbaren und gut bevölkerten Inseln erzählt und hinzugefügt, daß weiterhin in südlicher Richtung ein sehr großes Land liege. Als man sich genauer nach dem Umfange desselben erkundigte, öffnete er seine

Arme, ohne ſie wieder zuſammen zu thun, wodurch er zu erkennen geben wollte, daß es keine Grenzen habe. Dieſe Andeutungen belebten von neuem den Eifer des nach der Entdeckung des Auſtralcontinents begierigen Quiros und da das Geſchwader jetzt hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen war, ſo ſteuerte er erwartungsvoll nach Süden. Am 25. April tauchte wieder grade vor ihm am Horizonte eine hohe Inſel auf und bald darauf zeigte ſich zu ſeiner freudigen Ueberraſchung eine andere Küſte im Weſten und eine dritte, ſehr ausgedehnte, von hohen Bergen überragte im Südoſten. Man beſchloß zuerſt die ſüdlich liegende Inſel zu unterſuchen, fand ſie aber an dem Punkte, wo man ſie erreichte, ſchlecht, ſteil und von tiefen Schluchten durchbrochen, aus welchen ſich reißende Bäche tobend in das Meer ſtürzten. Hie und da gewahrte man umzäunte Pflanzungen, aus welchen die Eingeborenen nach dem Strande liefen und den Schiffen, nachdem ſie dieſelben einige Zeit ſtaunend betrachtet hatten, mit Palmzweigen Zeichen gaben, näher zu kommen. Als ſie nach vergeblichem Warten endlich ihre Canots beſtiegen und, ohne eine böſe Abſicht zu verrathen, nach dem Geſchwader ruderten, ſchickte man ein Boot mit zwanzig wohlbewaffneten Leuten nach der Küſte, um ſich von ihrer Beſchaffenheit und der Geſinnung ihrer Bewohner zu überzeugen. Man fand eine Menge Schweine, Pataten, Ignamen und andere Lebensmittel, da aber kein ſicherer Ankerplatz für das Geſchwader zu erſpähen war und die tückiſch lauernden Wilden nur eine Gelegenheit abzuwarten ſchienen, um von ihren Bogen und Pfeilen Gebrauch zu machen, ſo verließ man die Inſel, der man als einer guten Vorbedeutung des nahen Auſtralcontinents den ſchön klingenden Namen Nueſtra Señora de la Luz (Unſere liebe Frau vom Licht) beilegte, die aber jetzt Pic de l'Etoile heißt, ſteuerte nach der im Südoſten ſichtbaren Küſte, welche einem großen Lande anzugehören ſchien, und lief am 1. Mai in eine tiefe, ſichere Bai ein, in welcher man an einer bequemen Stelle, wo zwei breite Flüſſe mündeten, die Anker fallen ließ. Die Eingeborenen ſchienen über die Ankunft ſo unerwarteter Gäſte nicht ſehr vergnügt und als eine Abtheilung der Matroſen landete, kam ihnen ein Häuptling an der Spitze ſeiner Krieger entgegen

und befahl ihnen durch leicht verständliche Zeichen, sich unverweilt wieder einzuschiffen. Als man auf seine Mahnung nicht achtete, zog er einen Strich in den Sand, mit der Andeutung, diesen nicht zu überschreiten; als auch dieses Verbot nicht fruchtete, erfolgte sogleich ein dichter Pfeilregen und man sah sich genöthigt, von dem Feuergewehr Gebrauch zu machen, worauf die Wilden nach dem nahen Gebirge zurückwichen. Da die gesammte Mannschaft sehr der Ruhe und Erholung bedurfte, so schlug man an dem Strande Hütten auf, von welchen aus man Streifzüge nach dem Innern machte und auf jede Weise versuchte, mit den Eingeborenen in friedlichen Verkehr zu treten; diese waren aber zu sehr erbittert, um sich auf Unterhandlungen einzulassen, und wiederholten ihre Angriffe, so oft sich eine Gelegenheit bot. Obschon man bei diesem Stande der Dinge wenig Ruhe hoffen durfte, so legte Quiros dennoch, nachdem er das Land, welches er wirklich für den Australcontinent hielt und deshalb Australia del Espiritu Santo (Südland des heiligen Geistes) nannte, für die spanische Krone förmlich in Besitz genommen hatte, den Grund zu einer Ansiedelung, welche den Namen Nueva Jerusalem führen sollte. Die Bai nannte er nach dem Tage der Entdeckung Sant Yago y San Felipe und den Hafen Vera Cruz, wie beide noch heißen. Welche Vortheile sich Quiros von der Besitznahme der Tierra del Espiritu santo versprach, geht aus der Denkschrift, welche er an Philipp III. über seine Entdeckung richtete, genugsam hervor. Das neuaufgefundene Land, bemerkt er darin sogleich von vorn herein, ist gewiß so groß, als Europa und Kleinasien bis an das caspische Meer zusammengenommen, und macht mindestens den fünften Theil der Erdoberfläche aus. Die Eingeborenen, deren Anzahl jedenfalls sehr bedeutend sein muß, sind von verschiedener Farbe; und man sieht sowohl gänzlich weiße und gänzlich schwarze, als auch olivenfarbige und mulattenartige. Einige haben schwarze, lange und weiche, andere dichte, krause und wollenartige Haare, woraus man schließen kann, daß hier eine Vereinigung und Vermischung verschiedener Völkerstämme stattfand. Sie wissen nichts von Künsten und haben weder Städte, noch Gesetze, noch ein gemeinsames Oberhaupt; dabei leben sie mit einander in beständiger Fehde; sie

sind deshalb sehr kampflustig und verstehen ihre Bogen und Pfeile, welche sie jedoch nicht vergiften, so wie ihre Wurfspieße von hartem Holze vortrefflich zu führen. Sie legen ihre Waffen nie ab, weder wenn sie in ihren Wäldern und Bergen umherstreifen, noch wenn sie in ihren leichten Canots an der Küste beutesuchend hinfliegen, woraus sich muthmaßen läßt, daß sie mit ihren Nachbarn fortwährend in Krieg verwickelt sind. Indessen zeigen sie sich bei freundlicher Behandlung sanft, lenksam und dankbar, und haben viel Sinn für muntere Unterhaltung und ein besonderes Vergnügen am Tanze. Ihre ganze Bekleidung besteht in einem Stücke Zeug, welches von dem Gürtel bis auf die Mitte der Hüften herabreicht; den Körper halten sie äußerst reinlich, so wie auch ihre aus Holz erbauten, mit Palmblättern bedeckten Wohnungen, und bearbeiten emsig ihre in Beete abgetheilte und eingefriedigte Fruchtgärten. Sie besitzen mancherlei Kunstfertigkeit, verstehen den Marmor zu poliren, irdene Töpfe und hölzerne Löffel zu verfertigen, Zeuge aus Baumbast zu weben, Messer, Scheeren, Sägen, Pflugschaaren und andere Werkzeuge aus Perlmutter zu schneiden und die Perlen, welche sie in Schnüren am Halse tragen, zu durchbohren. Große Sorgfalt verwenden sie auf die Ausschmückung ihrer Begräbnißplätze und der Orte, wo sie ihre Götter verehren; durch Zerstörung oder Verunreinigung derselben würde man sie sich zu den unversöhnlichsten Feinden machen. Ihr Brot bereiten sie ohne große Mühe aus einer eben so nahrhaften, als wohlschmeckenden, etwa eine Elle langen und eine halbe Elle dicken Wurzel, indem sie dieselbe am Feuer rösten. Die Luft ist auf dem ganzen Archipel gemäßigt und gesund, der Boden fruchtbar und fast allenthalben zum Anbaue geeignet. Marmor, Bruchsteine, Ziegelthon und Bauholz fehlen nirgends und an manchen Orten findet man sogar Salzquellen. Der liebliche Gesang kleiner Vögel erfreut das Herz und mit Wohlbehagen lustwandelt man unter den wohlriechenden Blumen, denn man hat sich nicht vor Krokodilen, Schlangen und anderem giftigen Gewürm zu fürchten, ja man sieht unter diesem glücklichen Himmelsstriche weder Ameisen, noch Raupen, noch anderes lästige Ungeziefer. Nur im Westen ist das Land ungemein hoch und zeigt mehrere

Gebirgsreihen, die schon vom Gestade an steil aufsteigen; nach allen andern Richtungen hin begegnet das Auge anmuthigen, dichtbewaldeten Hügeln, zwischen welchen sich lachende Thäler ausbreiten. Von den Bergen und Hügeln herab strömen klare Bäche und bewässern die Gefilde; in die große Bai, wo die Schiffe vor Anker lagen, münden zwei Flüsse, welche die Namen Jordan und San Salvador erhielten und von denen der erste eben so breit ist, wie der Guadalquivir. Die Ufer dieser Flüsse sind mit Bäumen und Gesträuchen besetzt und bezaubernd schön; überhaupt ist die ganze Gegend so entzückend, daß sie gewiß in America und Europa kaum eine ihr gleiche findet. Die Bai mit ihrem breiten ebenen Gestade bietet, da sie gegen alle Winde geschützt ist, den sichersten Ankerplatz, wo sich zugleich die Schiffe mit dem vorzüglichsten Trinkwasser und den besten Lebensmitteln hinlänglich versehen können, denn der Boden bringt die wohlschmeckendsten Früchte, Bataten, Ignamen, Papas, Platanen, Orangen, Citronen, Kokosnüsse, Mandeln und viele unbekannte Früchte im Ueberflusse und fast ohne Bearbeitung hervor; ferner findet man Aloe, Ebenholz, Zuckerrohr, Kürbisse, Rüben, Bohnen, Hanf, Mastix, Ingwer, Pfeffer, Zimmet und wahrscheinlich auch Gewürznelken, von edeln Metallen hauptsächlich Silber, von vierfüßigen Thieren Schweine und, wie man versichert, im Innern auch größeres Vieh, von Geflügel Hühner, Tauben, viele Arten von Papagaien und andere Vögel, deren anmuthiger Gesang von Tagesanbruch bis zum späten Abend erschallt. Wachs und Honig muß man in Fülle gewinnen können, da man häufig großen Bienenschwärmen begegnet. Jedenfalls besitzt dieses unter einem so herrlichen Himmelsstriche liegende Land noch größere Schätze, da man sich aber den sehr einfältigen und mit den wichtigsten Bedürfnissen gebildeter Menschen gänzlich unbekannten Eingeborenen nur schwer und in manchen Dingen gar nicht verständlich machen konnte, so war es nicht möglich, zuverläßige Auskunft, besonders über das Innere des Landes, zu erhalten.

Die Beschaffenheit des sogenannten Australcontinents des heiligen Geistes, welcher bekanntlich nichts weniger als ein Festland, sondern nur die größte Insel des sich von 13° 15′ bis 20° 3′

S. Br. und von 184° 8′ bis 187° 50′ L. ausbreitenden Heiliggeistarchipels ist, wurde erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von mehreren englischen und französischen Seefahrern, besonders von Bougainville, Cook und Bligh, genauer erforscht. Nach deren Berichten, aus denen wir hier das Wesentlichste zur Ergänzung der von Quiros mit so glänzenden Farben entworfenen Schilderung mittheilen wollen, sind die Inseln dieses Archipels, deren Anzahl sich auf sieben und dreißig beläuft, wahrscheinlich Bruchstücke eines vor undenklicher Zeit durch die Wirkung vulkanischer Kräfte zerrissenen Landes, denn viele Berge zeigen deutlich, daß sie einst gebrannt haben, und einige sind jetzt noch in Thätigkeit. Der Boden ist, wie auf allen vulkanischen Inseln, höchst fruchtbar, hat aber vor vielen andern den Vorzug, daß es ihm nirgends an gutem Wasser fehlt. Das Klima, im Sommer ungemein heiß, wird bei der hohen Lage durch Land- und Seewinde abgekühlt, im Winter ist es bei stets bewölktem Horizont sehr gemäßigt. Das Thierreich scheint nicht reicher, wie auf den andern Inseln Australiens, und von Vierfüßern bemerkt man nur Schweine, Vampyre und Ratten; selbst der Hund, sonst überall der Gesellschafter des Menschen, fehlt; etwas besser bestellt ist das Geschlecht der Vögel; von Hausgeflügel findet man nur das Huhn, das andere Gefieder ist sehr scheu, woraus man den Beweis ziehen kann, daß die Eingeborenen eifrig auf es Jagd machen; an Fischen, besonders den in diesen Meeresstrichen gewöhnlichen, haben alle Inseln Ueberfluß; vorzüglich üppig aber entfaltet sich das Pflanzenreich und außer den schon von Quiros angeführten Arten sieht man hier den Riesen unter allen australischen Bäumen, den sogenannten heiligen Feigenbaum, dessen Wurzeln zwölf bis fünfzehn Fuß über den Boden hervorragen und dessen Stamm, der neun bis zwölf Fuß im Durchmesser hat, mit den Wurzeln eine Höhe von hundert und fünfzig Fuß erreicht und dreißig bis vierzig Fuß lange Zweige austreibt. Was Quiros von edeln Metallen und Perlen sagt, mag zu den Uebertreibungen seines Berichts gehören, denn die neueren Reisenden haben von diesen Dingen keine Spur gesehen. — Die Eingeborenen, deren Anzahl sich etwa auf zweimal hunderttausend Seelen belaufen mag, von denen drei Viert-

theile auf die Hauptinseln Espiritu santo, Mallicolo, Ambrym und Tanna kommen, gehören im Allgemeinen zu der Rasse der Papuas, doch sollen auf einigen Eilanden auch Leute von der Malaienrasse anzutreffen sein, wodurch die Behauptung des Entdeckers, daß hier die Menschenrassen gemischt seien, bestätigt wurde. Auch die Dialekte sind auf den verschiedenen Inseln verschieden, obschon sie in einer und derselben Sprache wurzeln mögen. Am härtesten klang sie auf der Insel Mallicolo, und die meisten, fast nur aus Mitlauten bestehenden Wörter waren für den Europäer schwer oder gar nicht auszusprechen; so hieß einer der Mallicolesen, mit denen man in Berührung kam, Mbrr, ein anderer Mmbrrm. Der Körperbau dieser Wilden bleibt sich nicht auf allen Eilanden ganz gleich, denn während die Mallicolesen klein sind und so schmächtige Glieder haben, daß sie sich in dieser Hinsicht schon den Eingeboren Neuhollands nähern, sind die Bewohner von Espiritu santo, Tanna und andern Eilanden stämmiger und muskelhafter; nirgends aber sieht man einen eigentlich fetten Mann. Die Gesichtszüge aller dieser Insulaner drücken sich stark aus, die etwas platt gedrückte Nase fällt ins Breite, der Blick der sehr großen Augen ist sanft und offen, das Haar schwarz und nur bei einzelnen in das Braune fallend, dabei dick, straubig und wollig und am Barte gekräuselt. Die Weiber sind klein und häßlich und kaum in der Jugend mit einigen Reizen begabt. Ueber die religiösen Ansichten dieser Wilden hat man bis jetzt nichts weiter erfahren können, als daß sie am frühen Morgen, wahrscheinlich um das höchste Wesen zu begrüßen, einen feierlichen Gesang anstimmen; vielleicht befinden sich auch ihre heiligen Orte, wo sie ihren Gottheiten dienen und Opfer darbringen, in den dichten Wäldern, zu denen sie noch keinem der sie besuchenden Seefahrer, und wenn sie sich auch in allen andern Verhältnissen freundlich und zuvorkommend bewiesen, Zutritt gestatteten. Eben so wenig weiß man von ihrer Regierungsverfassung, die jedoch höchstens in einem patriarchalischen Verbande besteht; nicht nur jedes Dorf, sondern sogar jede Familie ist, wie es scheint, unabhängig und eine Vereinigung findet wohl nur statt, wenn es der gemeinschaftliche Vortheil oder die Vertheidigung gegen einen Feind verlangt. Erst

wenn ein Krieg wirklich zum Ausbruch kommt, wählen ſie aus ihrer Mitte den Mann, welcher als der tapferſte und klügſte gilt, zum Anführer; man bemerkte zwar auch im Frieden eine Art Häuptlinge, dieſe hatten aber einen ſo unbedeutenden Einfluß, daß Niemand in ſeinem Thun ſich weiter um ſie kümmerte oder ihnen den geringſten Dienſt leiſtete. Die Begriffe von Eigenthum ſcheinen hier klarer und entſchiedener zu ſein, als auf irgend einem andern Archipel der Südſee, denn jede Familie betrachtet ihre Hütte, ihre Geräthſchaften und ihre Pflanzungen als ihr allein und ausſchließend angehörig, und die Achtung für fremdes Beſitzthum zeigt ſich in ihrer Abneigung gegen Diebſtahl und in der Sorgloſigkeit, womit ſie ihre Habſeligkeiten vor ihren Wohnungen aufhängen. Dieſe ſind äußerſt einfach und eigentlich nur große, etwa neun bis zehn Fuß hohe, eben ſo breite und dreißig bis vierzig Fuß lange Dächer, welche auf neben einander ſtehenden Pfählen ruhend ſchon von der Erde aus nach oben ſchräg zuſammenlaufen und mit dichten, dem Winde und Regen undurchdringlichen Matten belegt, an beiden Seiten aber offen oder doch nur durch eine Hürde von Rohr und Geſtrüppe verſchloſſen ſind. Im Innern findet man weder Geſchirr noch Hausrath, nur die Schlafſtelle iſt mit groben Matten, der übrige Boden mit trockenem Graſe belegt, das Dach aber von innen durch das Feuer, welches man bei rauher Witterung oder zur Bereitung der Speiſen anzündet, durchaus mit einem dicken Ruße überzogen. Vor jeder Hütte ſieht man drei in den Boden eingerammelte und durch Sparren mit einander verbundene Baumſtämme, auf denen man die Kokosnüſſe trocknet und an welchen man auch die wenigen zum Haushalte dienenden Geräthſchaften, Aexte von ſchwarzem Baſalt, aus Rohr geflochtene Körbe, kleine Käſtchen mit Farben und Oel, zum Bemalen und Einſalben des Körpers, und Kalebaſſen zum Trinken, aufhängt. Die Nahrungsmittel beſtehen größtentheils aus Vegetabilien, da, wie ſchon bemerkt wurde, die Thiere ſehr ſelten und auch die Fiſche, ſo reich auch dieſe Meeresgegend an ihnen iſt, des ungünſtigen Wetters wegen ganze Monate hindurch nicht zu haben ſind. Die Pflanzungen, worin hauptſächlich Brodfrüchte, Kokosnüſſe, Yams, Piſangs und Arumwurzeln mit der

größten Sorgfalt gezogen werden, liegen neben den Wohnungen und sind gewöhnlich mit zwei Fuß hohen steinernen Mauern eingefaßt, da häufig ihre Vertheidigung nöthig wird, denn auf diesem Archipel herrscht ein ununterbrochener Krieg, indem nicht nur die verschiedenen Inseln, sondern sogar die auf einer und derselben Insel wohnenden Stämme einander befehden. Da sie alle beinahe gleich tapfer und kampfgeübt sind, so sind die Schlachten häufig sehr blutig und deshalb der Zunahme der Bevölkerung äußerst nachtheilig. Die Gefangenen werden nicht als Sclaven gebraucht, sondern bei dem großen Mangel an animalischer Nahrung von den Siegern begierig verzehrt. Die gewöhnlichen Waffen sind neun bis zehn Fuß lange, aus einem knotigen Stecken verfertigte und an dem oberen Ende mit einer dreikantigen Spitze und Widerhaken versehene Wurfspieße, welche mit einer Schlinge, die der Kämpfer um die Hand und den Schaft windet, geschleudert werden und mit solcher Kraft dahersliegen, daß sie auf eine Entfernung von zwanzig Schritten einen vier Zoll dicken Pfahl durchdringen, ferner aus Kokosfasern gedrehte Schleudern, welche Jeder, sobald er nur seine Hütte verläßt, um den Arm oder den Leib gewunden, nebst den dazu gehörigen, in ein Blatt gewickelten Steinen bei sich trägt, vier Fuß lange Keulen von dem harten Kasuarinaholz, an dem Knopfe mit Stacheln versehen und im Handgemenge von fürchterlicher Wirkung, trefflich geglättete, aus starkem elastischen, dem Mahagony ähnlichen Holze oder Kasuarina geschnitzte Bogen mit Sehnen aus starken Kokosfasern, und vergiftete, mit Widerhaken versehene Pfeile, weshalb der Schütze die Gefahr, die ihm selbst durch das Zurückschnellen der Bogensehne droht, durch eine Handkrause, die er nie ablegt, zu beseitigen gezwungen ist. Bogen und Pfeile sind vorzüglich die Waffen jüngerer Leute, im kräftigen Mannesalter hält man es für anständiger, sich des Wurfspießes und der Keule zu bedienen. Weniger sorgfältig, als die Waffen, sind die Canots dieser kriegerischen Wilden gearbeitet; sie haben, wie die der meisten übrigen Papuasstämme, einen Ausleger, dreieckige, mit der breiten Seite nach oben und der Spitze nach unten gekehrte Segel, sehr schlechte, wenig wirkende Ruder und tragen höchstens zwanzig Mann. Der

Boden besteht aus einem langen ausgehöhlten Blocke; aus diesem aufsteigende und mit Stricken von Kokosfasern zusammengehaltene Planken bilden die Seitenwände, welche von außen zwar geglättet, aber nicht, wie bei den meisten Bewohnern der Südseeinseln, bemalt oder verziert sind. Die Eingeborenen sämmtlicher Eilande des Heiliggeistarchipels werden im Allgemeinen als vernünftige, gutherzige und gastfreundliche Menschen geschildert und als weit entfernt von der Rohheit und Wildheit der meisten andern Stämme der Papuas; vielleicht liegt die Ursache dieser auffallenden Erscheinung hauptsächlich in dem Umstande, daß ihre gewöhnliche Speise weniger aus Fleisch, als aus Vegetabilien besteht. Für ihre Angehörigen, besonders für ihre Kinder, offenbaren sie eine große Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und ehren sehr das Alter. Unter sich selbst sind sie ehrlich und redlich und auch gegen Fremde, so lange diese sie nicht durch ungebührliche Behandlung zum Zorne reizen, offenherzig und zutraulich, keineswegs aber zudringlich; die Tannesen besitzen sogar so viel Stolz, daß sie nie unaufgefordert zu den vor Anker liegenden Schiffen kommen; die Mallicolesen dagegen knüpfen selbst gern Verkehr an und sind weit geselliger und geschwätziger, aber auch gewandter und klüger. Männer und Weiber gehen, mit Ausnahme einer Schürze von Matte, völlig nackt; das nie bedeckte Haupthaar binden sie entweder in einen mit Federn verzierten Schopf zusammen, oder theilen es, was besonders bei den Tannesen Sitte ist, in kleine Flechten von der Stärke einer Taubenfeder und umwickeln diese mit einem zähen Pflanzenstengel, so daß nur an dem einen Ende eine kleine Spitze herausſieht, was dem Kopfe bei dem dicken und kurzen Haarwuchse ein stachelschweinartiges Ansehen gibt. Der Gebrauch, die Nasenknorpel zu durchbohren und Knochen oder Steine in die Oeffnung zu stecken, ist allgemein; diese vermeintlichen Zierrathen tragen jedoch eben so wenig zur Verschönerung des Körpers bei, als die Bänder von an einander gereihten Muscheln, welche schon in früher Jugend um den Oberarm gelegt werden und allmälig fast mit dem Fleische, das sich über sie erhebt, zusammenwachsen; besser schmücken die nur leicht angelegten Ringe und Ketten von Schildpatt. Das Tätuiren ist nicht Sitte, dagegen bemalt man

häufig das Gesicht mit rother und schwarzer und den Körper mit einer gelben wohlriechenden Farbe. Die Weiber, zurückhaltender und züchtiger als auf irgend einer Insel der Südsee, leben in großer, fast sclavischer Unterwürfigkeit und sind weit mehr die Dienerinnen als Lebensgefährtinnen der Männer. Auf ihnen lastet, da der Mann sich nur mit dem Krieg und der Jagd beschäftigt und die übrige Zeit im süßen Nichtsthun verbringt, das ganze Hauswesen; sie müssen die Hütten bauen, die Pflanzungen anlegen und unterhalten, das nöthige Brennholz herbeitragen, die Speisen aus Vegetabilien auf verschiedene Weise bereiten, worin sie keineswegs ungeschickt sind, die Matten weben und die Kinder erziehen. Die Knaben kommen indessen sehr früh unter die besondere Aufsicht des Vaters, um sich in der Führung der Waffen zu üben; den Anfang macht man mit der Schleuder, dann lehrt man sie mit Bogen und Pfeilen umgehen und zuletzt gibt man ihnen den schweren Wurfspieß in die Hand, den sie im sechzehnten Jahre schon mit Sicherheit und Kraft zu schleudern verstehen. Außer den Waffenübungen sind Musik, Tanz und Gesang die liebsten Zerstreuungen der Jünglinge und Männer; die musikalischen Instrumente bestehen in der Trommel, der Trompetenmuschel und in der Panflöte, deren acht Rohrpfeifen stufenweise kleiner werden und eine ganze Octave ausmachen; der Gesang klingt einfach und ernsthaft, aber harmonisch; die Art und Weise des Tanzes zu beobachten, hatte man noch nicht Gelegenheit, da die Insulaner sich stets bemühten, die Fremden durch Güte, durch List und, wenn es nöthig war, durch Gewalt von den Orten, wo sie ihre Feste feierten und ihre Götter verehrten, abzuhalten.

Das fortwährend feindliche Benehmen der Bewohner von Espiritu santo gegen die ersten Fremdlinge, welche auf ihrer Insel landeten, scheint ebenfalls ihren Hauptgrund in dem vorwitzigen und rücksichtslosen Eindringen derselben in ihr Besitzthum gehabt zu haben, und so große Mühe sich später Quiros gab, ein freundliches Verhältniß einzuleiten, um die Zukunft seiner Ansiedelung zu sichern, so würde es ihm doch schwerlich gelungen sein, wenn auch nicht ein unvorhergesehener Zufall ihn auf immer aus dem Heiliggeistarchipel entfernt hätte. Als er nämlich die Küste ge-

nauer unterſuchen wollte, führte ihn ein heftiger Sturm ſo weit auf das hohe Meer hinaus, daß er bei fortwährend ungünſtigem Winde nicht mehr die Bai von Santa Cruz zu erreichen vermochte und ſich gezwungen ſah, ſeinen Weg nach der mejicaniſchen Küſte zu nehmen. Auch Luis Vaez de Torres, der zweite Befehlshaber des Geſchwaders, verließ, nachdem er längere Zeit vergebens auf die Zurückkunft des verſchwundenen Schiffes gewartet hatte, mit allen Anſiedlern von Neujeruſalem, welche es nicht wagen konnten, den Eingeborenen die Spitze zu bieten, am 11. Juni 1606 die Tierra del Eſpiritu ſanto und nahm ſeine Richtung nach Südweſten; als er aber bis zum ein und zwanzigſten Breitegrade gekommen war, ohne Land zu ſehen, ſteuerte er wieder nach Nordweſten, um zu den Philippinen zu gelangen und dort der ſehr ermüdeten Mannſchaft vor der Heimkehr einige Ruhe zu gönnen. Auf dieſem noch nie befahrenen Wege berührte er die öſtliche Spitze der großen Inſel, welche jetzt Neuguinea heißt, ſah nach Süden hin eine ſich weithin ausdehnende Küſte (Neuholland), ſegelte durch die Straße, welche dieſe von der erwähnten Inſel trennt und jetzt ſeinen Namen trägt, und erreichte glücklich Manilla. Quiros war unterdeſſen am 23. November 1606 in dem Hafen von Acapulco angekommen und ſäumte nicht, ſich nach Spanien einzuſchiffen, wo er einen glänzenden Bericht über die Beſchaffenheit des von ihm aufgefundenen Auſtrallandes abſtattete und um die zur Verfolgung ſeiner Entdeckungen und zur Unterſtützung der von ihm gegründeten Pflanzſtadt nöthigen Mittel nachſuchte, aber an dem für großartige Ideen nicht mehr empfänglichen Hofe kaum Gehör fand. Erſt nach mehreren Jahren erhielt er die Erlaubniß, zu Lima auf Koſten der Regierung ein kleines Geſchwader auszurüſten; er machte ſich, von großen Hoffnungen erfüllt, ſogleich auf nach dem Orte ſeiner Beſtimmung, ſtarb aber, ehe er dieſen erreichen konnte, im J. 1614 zu Panama.

Quiros war der letzte ſpaniſche Seefahrer, welcher, begeiſtert von einem beſtimmten großartigen Plan, kühn die Verwirklichung deſſelben erſtrebte und, wenn ihm die gebührende Unterſtützung durch die Regierung ſeines Vaterlandes geworden wäre, auch gewiß den wirklichen Auſtralcontinent entdeckt haben würde; mit

ihm erloſch der unternehmende Geiſt, welcher Colombo nach den Antillen und Cortez in die Hauptſtadt des mächtigen Reiches der Azteken geführt hatte.

Jakob Lemaire.

Während Spaniens ſo lange gefürchtete und als unüberwindlich betrachtete Seemacht durch die Kühnheit der engliſchen Corſaren bereits ſo manche Demüthigung erfahren und ſo große Verluſte erleiden mußte, war die Verbindung Portugals mit ſeinen reichen Beſitzungen im öſtlichen Aſien ungeſtört geblieben, als aber im J. 1580 das tückiſche Schickſal die Kronen beider Reiche auf dem Haupte Philipps II., des böſen Geiſtes des Südens, wie ihn die Zeitgenoſſen mit vollem Recht nennen, vereinigte, wurden die Portugieſen, deren Heldengeiſt bereits zu erlöſchen anfing, mit in das Verderben hinabgeriſſen und mußten in kurzer Zeit den mühſamen und blutigen Erwerb ſo vieler Jahre in die Hände eines Volkes übergehen ſehen, von deſſen Daſein ſie früher kaum Kenntniß genommen hatten. Die Holländer, des unerträglichen Druckes der ſpaniſchen Statthalter müde, ergriffen die Waffen und errangen im hartnäckigen Kampfe gegen den mächtigſten Herrſcher Europas ihre Unabhängigkeit. Der Ozean, in bedrängnißvoller Zeit oft ihre einzige Zuflucht, ward bald ihr vertrauteſter und zuverläßigſter Bundesgenoſſe, und kaum vergingen einige Jahrzehnte, als er ſchon ſtolz ihre ſiegreichen Schiffe nach allen Welttheilen trug. Eingedenk des bittern Unrechts und der ſchmachvollen Verfolgungen, welche ſie von der pyrenäiſchen Halbinſel aus ſo lange hatten erdulden müſſen, und geſtachelt von glühendem, durch die Glaubensverſchiedenheit unverſöhnlich gewordenen Nationalhaß, übten ſie eine fürchterliche Wiedervergeltung, indem ſie den Feind an der empfindlichſten Seite angriffen und ſeine ſchutzloſen Beſitzungen in den andern Welttheilen, die Hauptquelle ſeiner Reichthümer, allmälig an ſich riſſen. Francis Drake und Thomas Cavendiſh hatten durch ihre glücklichen Raubfahrten,

auf welchen sie unermeßliche Schätze erbeuteten, ein gefährliches Beispiel gegeben, allzu verlockend, um nicht bei den unternehmenden Rhedern Hollands Nachahmung zu finden. Zuerst rüsteten einige reiche Kaufleute, wahrscheinlich von Mellish, dem Piloten des schon erwähnten Cavendish, veranlaßt, ein Geschwader von vier Schiffen aus, um in der Südsee auf die spanischen Kauffahrer Jagd zu machen. Oliver van Noort, ein tüchtiger Seemann von Utrecht, welchem man den Oberbefehl anvertraut hatte, ging im September 1598 unter Segel, erreichte aber, da er auf seiner Fahrt durch Stürme, Krankheiten und mancherlei andere Unfälle öfter aufgehalten worden war, erst nach fünfzehn Monaten die Magalhäesstraße, wo er mehrere Baien genauer untersuchte und mit den Patagoniern, welche ihm in keiner Weise als so fürchterliche Riesen erschienen, wie sie von den spanischen Reiseberichten geschildert worden waren, mehrfach in Berührung kam. Nachdem er einige Schiffe an der Küste von Peru genommen, sich aber in seiner Erwartung, bedeutende Schätze darin zu finden, getäuscht hatte, segelte er nach den Molukken, um in diesen von den Portugiesen beherrschten Meeresstrichen sein Glück zu versuchen. Auf den Ladronen ward er mit dem tausendstimmigen Rufe hiero! hiero! (Eisen! Eisen!) empfangen und die Begierde dieser Insulaner nach diesem Metalle war so groß, daß die zahllosen Canots, in welchen sie sich um das Geschwader drängten, einander überfuhren und umstürzten. Nur mit Mühe konnte man diese zudringlichen Wilden in gebührender Zucht halten und überwachen, da sie, von ihrem außerordentlichen Hange zum Stehlen und Betrügen hingerissen, alles, was man nicht festhielt, sogar die Degen aus der Scheide, hinwegnahmen und damit unter dem Wasser so lange fortschwammen, bis sie sich in Sicherheit befanden. Nachdem van Noort bei den Philippinen, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen schwimmenden Eismassen begegnete, mehrere mit Lebensmitteln befrachtete Fahrzeuge gekapert hatte, traf er auf zwei große spanische Kauffahrer, welche kurz vorher Manilla verlassen hatten, um nach Mexico zu segeln, und griff sie sogleich an, obschon sie ihm an Geschütz und Mannschaft weit überlegen waren. Die Spanier, vom Glücke begünstigt, behielten anfangs

die Oberhand und stiegen schon tapfer fechtend zu ihm an Bord, als er in dieser mißlichen Lage mit gewohnter Geistesgegenwart zu einem verzweifelten Mittel seine letzte Zuflucht nahm und seinen Leuten zurief, entweder die Feinde hinauszuwerfen oder gewärtig zu sein, daß er augenblicklich sich mit allen in die Luft sprenge. Gleich gereizten Löwen stürzten nun die Holländer auf ihre Gegner, welche bereits den Sieg errungen zu haben glaubten, warfen sie auf ihre Schiffe zurück und bohrten eins derselben in Grund, worauf das andere sich durch schnelle Flucht dem Kampfe entzog. Van Noort war zwar siegreich aus diesem Gefechte hervorgegangen, da er aber seine ganze Mannschaft auf fünf und dreißig noch dienstfähige Leute zusammengeschmolzen sah, so hielt er es für rathsam, für jetzt keine weiteren Angriffe auf die Besitzungen und Kauffahrer der Feinde zu wagen, sondern den Heimweg zu suchen. Um nicht in der Magalhäesstraße und an der Küste Brasiliens wieder viele Monate durch Stürme und ungünstiges Wetter zu verlieren, zog er es vor, über Indien zurückzukehren, berührte Borneo, wo er beinahe der Tücke der Eingeborenen als Opfer gefallen wäre, und Java, umsegelte glücklich das Vorgebirg der guten Hoffnung und lief am 26. August 1601 in den Hafen von Rotterdam ein. Seine Reise, die erste eines holländischen Seefahrers um die Welt, hatte drei Jahre gedauert, war aber, so sehr der bei jeder Gelegenheit bewiesene Muth des Befehlshabers und der Mannschaft Anerkennung verdiente und fand, sowohl in Beziehung auf die Länder- und Völkerkunde, als auch auf die Handelsverhältnisse ohne besondere Ergebnisse. Auch die Expedition des Admirals Joris Spilbergen, welche im Dienste der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft während der Jahre 1614 bis 1617 in die Südsee und nach den Molukken, wo sich die Holländer bereits festgesetzt hatten, unternommen wurde, hatte keine Entdeckung zur Folge, da sie nach der Vertilgung eines an der Küste von Peru kreuzenden spanischen Geschwaders den gewohnten Weg über die Ladronen nach den Philippinen nahm und, nachdem sie die Vertreibung der Portugiesen von den Molukken bewirkt hatte, nach Holland zurückkehrte, wo sie im Juli 1617, ohne ein einziges von den sechs Schiffen, aus welchen sie

bestand, verloren zu haben, auf dem Terel eintraf. Das der holländisch-ostindischen Compagnie von den Generalstaaten gewährte Vorrecht, ausschließend den Verkehr mit Indien über das Cap und durch die Magalhäesstraße betreiben zu dürfen, wirkte längere Zeit störend auf den Fortgang der Entdeckungen in der Südsee, da die Kauffahrer an nichts weniger, als an solche dachten und auf dem kürzesten Weg ihr Ziel zu erreichen suchten, bis endlich grade diese unbillige Beschränkung zur Aufsuchung einer neuen, nicht verbotenen Straße zu den, wie es schien, unerschöpflichen Quellen des Reichthums antrieb und bald auch wirklich die Entdeckung einer solchen durch die wohlberechnete Unternehmung des tüchtigen Seefahrers Lemaire veranlaßte.

Jakob Lemaire, über dessen frühere Lebensverhältnisse und Bestrebungen sich keine Nachrichten finden, war der Sohn Isaak Lemaire's, eines zu Amsterdam wohnenden, sehr vermögenden und in den Wissenschaften, besonders in der Erdkunde nicht unbewanderten Kaufmannes, welcher mit nicht geringem Aerger die Schätze des fernen Ostens auf so leichte Weise einer bevorzugten Gesellschaft zufließen sah und unermüdlich auf Mittel sann, wie das bestehende Gesetz, welches man nicht zu verletzen wagen durfte, umgangen werden könne. Die wiederholten Versuche, an der nördlichen Hälfte der neuen Welt eine Durchfahrt nach dem andern Ozean aufzufinden, waren gescheitert und die Hoffnung, ein solches Unternehmen doch gelingen zu sehen, war allmälig so schwach geworden, daß nicht leicht noch Jemand sich bewegen lassen konnte, einem ähnlichen Plane Zeit und Geld zu opfern. Isaac Lemaire richtete deshalb seine Blicke nach Süden und da ihm, wie man wohl voraussetzen darf, aus dem längst zu London veröffentlichten Berichte über Francis Drake's Reisen bekannt war, daß dieser Seefahrer beinahe die südliche Spitze des Feuerlandes erreicht und nur ein unermeßliches Meer vor sich gesehen hatte, so erwachte in ihm die Ueberzeugung, daß man die Magalhäesstraße durch die Umschiffung der Südhälfte Americas umgehen und, ohne dem Wortlaute der Privilegien der holländisch-ostindischen Compagnie zu nahe zu treten, das längst erstrebte Ziel erreichen könne. Er theilte seine Ansicht Willem Kornelisz Schouten,

einem vielerfahrenen Seemanne von Hoorn mit, und als sie auch bei diesem Beifall fand, brachte er durch seinen Einfluß eine Anzahl reicher Handelsleute zusammen, welche mit gemeinschaftlichen Mitteln den Versuch zu wagen beschlossen. Die Generalstaaten, welche man von dem Vorhaben, einen neuen Weg nach der Südsee aufzusuchen, in Kenntniß setzte, ohne jedoch die Richtung desselben, welche man als Geheimniß betrachtet wissen wollte, anzugeben, ertheilten der Gesellschaft sogleich das Vorrecht, vier Reisen auf dem neuen Wege, welchen man entdecken würde, machen zu dürfen, ehe einem andern Schiffe erlaubt sein solle, ihn zu befahren. Nachdem man sich auf diese Weise einen dem Wagniß entsprechenden Gewinn für die Zukunft gesichert, rüstete man möglichst schnell zwei Schiffe, die Eendracht, ein starkes Fahrzeug mit neunzehn Kanonen und fünf und sechzig Mann, und den Hoorn, eine Galliote mit acht Kanonen und zwei und zwanzig Mann, und ernannte Jakob Lemaire, den Sohn Isaacs, welcher die größte Geldsumme vorgeschossen hatte, zum Befehlshaber und Willem Kornelisz Schouten zum Piloten. Am 14. Juni 1615 segelte das kleine Geschwader aus dem Terel, landete, um frisches Wasser einzunehmen, im August an der Sierra-Leona-Küste, wo man gegen einige Glaskorallen über dreißigtausend Stück Limonien eintauschte, und nahm dann die Richtung grade nach der Magalhäesstraße. Am 5. October vernahm man am Vordertheile der Eendracht ein prasselndes Geräusch und sah, als man erschrocken nach der Stelle eilte, das Meer mit Blut gefärbt. Da Niemand, wie man sich sogleich überzeugte, von Bord gefallen war, so vermochte man das Räthsel nicht zu lösen, bis man später bei der Kielholung des Schiffes an dessen Seite den Zahn eines Narwal wahrnahm, welcher durch sämmtliche Verkleidungen durchgedrungen und in einem an dieser Stelle befindlichen Balken stecken geblieben war. Ohne diesen glücklichen Zufall würde das Schiff in große Gefahr gerathen und gesunken sein. Bis jetzt wußte außer Lemaire und Schouten Niemand das Ziel der Reise, und als man, nachdem die Linie passirt war, die Mannschaft unterrichtete, daß man nach der Südsee segele, um an Gold und andern Schätzen reiche Länder zu entdecken, war sie in der Hoffnung einer guten

Belohnung vollkommen zufrieden und versprach dem Befehlshaber unter allen Verhältnissen unbedingten Gehorsam. In dem Puerto deseado, wo man, als man die Küste Patagoniens glücklich erreicht hatte, vor Anker ging, brach auf dem Hoorn Feuer aus und verzehrte ihn gänzlich. Die Eendracht nahm die Mannschaft an Bord und setzte, obgleich der Verlust sehr schmerzlich war und jetzt bei einem vorkommenden Unfalle kein rettendes Begleitungsschiff Zuversicht und Trost gewährte, allein die Reise in südlicher Richtung fort. Am 13. Januar 1616 kam man an dem Eingange der Magalhäesstraße vorüber und entdeckte, als man an der Küste der Tierra del Fuego hinsteuerte, in östlicher Richtung ein kaum acht Meilen von derselben entferntes kleineres Land, welchem man aus Höflichkeit gegen die vereinten Staaten der Republik den Namen Staatenland beilegte. Man lief stets nach Süden weiter und sah, so weit das Auge reichte, immer noch eine mit tiefen Einschnitten hohe Küste hinziehen. Am Abend des 25. Januar erhob sich der Wind frisch aus Norden und trieb das Schiff schnell vor sich her; die Wogen gingen während der ganzen Nacht sehr hoch und die blaue Farbe des Wassers ließ eine bedeutende Tiefe und die Nähe des großen Südmeeres vermuthen. Eine Menge Seemöven von der Größe eines Schwans, mit breiten Füßen und weißem und schwarzem Gefieder, setzten sich auf das Takelwerk und ließen sich von den Matrosen mit der Hand fangen. Nach einem heftigen Sturme, gegen welchen man vier und zwanzig Stunden mit der größten Anstrengung zu kämpfen hatte, sah man die hohe Küste noch in Nordwest und erreichte bei einer empfindlichen Kälte und einem fürchterlichen Hagelwetter am 29. zwei kleine Eilande oder vielmehr nackte dürre Felsen, welche man zu Ehren eines angesehenen, holländischen Staatsmannes Barnefeldinseln nannte. Man steuerte darauf nach Westnordwest und gewahrte am Abend wieder ein von hohen, schneebedeckten Bergen überragtes Land, welches in ein spitzes Vorgebirg auslief, dem man zur ewigen Erinnerung an die Vaterstadt des Piloten Schouten den Namen Cap Hoorn beilegte. Mit Hülfe eines guten Windes und einer starken Strömung lief man jetzt schnell nach Westen hin und verlor bald die Küste aus dem Gesicht. Die See ging fortwährend

hohl und das Wetter war sehr schlecht und veränderlich, trotz dem aber die Freude auf dem Schiffe sehr groß, denn man hatte jetzt, da man bis zum 59° 25′ S. Br. vorgerückt war, ohne Land zu entdecken, die Ueberzeugung gewonnen, daß das Cap Hoorn die südliche Spitze der neuen Welt sein müsse und jenseits desselben keine weitere Schranke die Fahrt nach dem stillen Ozean hindere. Man feierte deshalb unter Sturm, Hagel und Regen ein großes Fest, legte dem Meeresarm, durch welchen man gekommen war, den Namen Lemairestraße bei, den er noch trägt, und steuerte dann in nordwestlicher Richtung nach der Insel Juan Fernandez, weil man glaubte, dort der ermüdeten und bereits am Scorbut leidenden Mannschaft einige Erholung verschaffen zu können. Diese Insel, welche man ganz umfuhr, war fast allenthalben mit einer schönen Vegetation bedeckt, da aber einer plötzlich eingetretenen Windstille wegen die Landung nicht möglich war, so mußte man sich damit begnügen, einige Leute in dem großen Boote an die Küste zu schicken, um sich von der Beschaffenheit derselben zu überzeugen. Sie fanden in einer sichern Bai, von welcher aus man ein fruchtbares, von hohen Bäumen beschattetes Thal übersah, einen bequemen Ankerplatz, in dessen Nähe klare Wasserbäche in das Meer fielen und gute Fische in solcher Menge vorhanden waren, daß man sie fast mit den Händen greifen konnte; in einiger Entfernung gewahrten sie auch Seelöwen und im Grunde des Thales Ziegen und Schweine. Ihr Bericht, welcher durch einige Tonnen frisches Wasser und eine Ladung trefflicher Fische noch mehr Nachdruck erhielt, erfüllte die kranke Mannschaft mit neuem Muthe, da aber die größten Anstrengungen, um vor Anker zu kommen, vergeblich waren, so sah man sich genöthigt, die Reise fortzusetzen.

Sobald man den Wendekreis erreicht hatte, wurde der Wind günstig und man legte jeden Tag eine bedeutende Strecke zurück. Da am 9. April eine Menge Seevögel das Takelwerk umflatterte, so setzte man in der sicheren Erwartung, bald auf Land zu stoßen, die Schaluppe in Stand, um wenigstens, wenn man auch keinen Ankerplatz antreffen sollte, Trinkwasser und frische Lebensmittel herbeischaffen zu können, da der Scorbut bereits die Hälfte der

Mannschaft ergriffen und schon mehrere Leute, unter denen sich auch Lemaire's Bruder befand, hingerafft hatte. Am folgenden Tage erblickte man eine niedrige Insel von geringem Umfange und mit einem See in der Mitte; die Matrosen, welche mit der Schaluppe auf ihr landeten, fanden kein Trinkwasser, sondern nur Regenpfützen, und keine anderen Thiere als einige stumme Hunde, ein Beweis, daß diese Insel früher bewohnt war. Die Holländer nannten es deshalb Hondeneiland und segelten, da man keinen Vortheil von ihm ziehen konnte, alsbald weiter. Am 14. tauchten wieder ähnliche flache Inseln am Horizonte auf und gegen Abend näherten sich in einem kleinen Canot vier nackte und durchaus mit rother Farbe bemalte Wilde mit langem schwarzen Haare und luden durch Zeichen ein, mit ihnen ans Land zu gehen, man konnte sich aber in keine weitere Unterhaltung mit ihnen einlassen, da sie von der Anrede, die man in verschiedenen asiatischen Sprachen an sie richtete, kein Wort verstanden. Da man dicht am Ufer noch keinen Grund fand und man die Absicht der in großer Anzahl am Strande versammelten Eingeborenen nicht durchschauen konnte, so blieb man während der Nacht unter Segel und steuerte am andern Morgen an einer andern Stelle wieder nach dem Land, von wo mehrere nackte Wilden durch Zeichen zu verstehen gaben, man möge zu ihnen kommen. Als ihre Einladung unberücksichtigt blieb, so sprangen drei von ihnen in ein Canot und ruderten bis in die Nähe des Schiffes, von wo aus man ihnen Messer und Glasforallen zuwarf, nichts konnte sie aber bewegen, an Bord zu kommen. Am begierigsten schienen sie nach Eisen zu haschen, denn während man sich ihnen verständlich zu machen suchte, gaben sie sich die größte Mühe, die großen Bolzen, womit die Planken befestigt sind, herauszuziehen, und geriethen, als ihnen dieses nicht gelang, in sichtbare Wuth; einer von ihnen wagte sich sogar auf die Gallerie, zog mehrere Nägel aus den Kajütenfenstern und versteckte sie in sein langes Haar. Diese Wilden hatten keine andere Bekleidung, als ein Stück Matte um die Hüften, waren aber vom Kopfe bis zu den Füßen mit schlechtgerathenen Gestalten von Schlangen, Drachen und andern abenteuerlichen Ungethümen bemalt; der Grund der Farbe war blau

und glich den Brandflecken, welche das Schießpulver zurückläßt. Man reichte ihnen einen Becher mit Wein in das Canot, welchen sie behaglich austranken, aber nicht zurückgaben. Da man indessen, außer ihrer unbezwinglichen Lust zu stehlen, keine weitere Tücke an ihnen bemerkte, so schickte man ein Boot mit vierzehn bewaffneten Leuten ans Land; kaum aber hatten diese das Ufer betreten, als dreißig mit dicken Keulen versehene Wilde aus dem nahen Walde hervorstürzten und den Matrosen die Gewehre aus den Händen zu winden und das Boot auf den Strand zu ziehen versuchten. Als jedoch ein wohlgerichtetes Feuer aus den Musketen einige zu Boden streckte und andere verwundete, ergriffen die übrigen die Flucht. Man bemerkte jetzt, daß sie außer den Keulen noch eine andere, an dem einen Ende mit Stacheln besetzte Waffe und Schleudern, womit sie ziemlich große Steine, aber nicht mit besonderem Geschick warfen, mit sich führten; Bogen und Pfeile sah man bei ihnen nicht. Als der Kampf sich zum Nachtheil der Wilden wendete, kamen einige Weiber herbeigelaufen, packten die Männer, welche länger Widerstand leisten wollten, an der Gurgel und schrieen wie toll, wahrscheinlich um die Allzukühnen der augenscheinlichen Gefahr, welche sie zu Wittwen zu machen drohte, zu entziehen. Da das Meer um die ganze Insel, deren Mittelpunkt ebenfalls ein See bedeckte und die keine anderen Lebensmittel als wenige Kokosnüsse und Löffelkraut zu bieten schien, so tief war, daß nirgends ein Ankerplatz aufgefunden werden konnte, so legte man ihr den Namen Sondergrond (Ohnegrund) bei und steuerte nach einem andern Eilande, welches man in nicht sehr großer Entfernung wahrnahm. Es gewährte aber fast eben so wenig Trost, denn man sah darauf keine lebende Seele und nur eine Reihe Palmbäume, welche einen das Innere bildenden See umgaben. Das mit Mühe und Gefahr landende Boot fand indessen gute Muscheln, einige wohlschmeckende Kräuter und, wornach man am sehnsüchtigsten verlangte, mehrere Tonnen Trinkwasser in einer Pfütze, weshalb man den elenden Korallenfelsen mit dem Namen Waterland (Wasserland) beehrte. Am folgenden Morgen bekam man wieder eine ähnliche niedrige Insel zu Gesicht, an welcher sich aber die Wogen noch furchtbarer brachen.

Da das nach dem Strande geschickte Boot außerhalb des Riffes bleiben mußte, so schwammen einige Matrosen ans Land und gingen in ein nahes Gehölz; da sie aber hier einen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Wilden bemerkten, so zogen sie sich in Eile zurück. Bald darauf erschienen mehrere Wilden am Ufer, welche zwar keine feindlichen Absichten verriethen, aber auch keine Lust zeigten, an Bord zu kommen. Während des kurzen Aufenthalts bei dieser Insel wurde das Schiff mit einem ungeheuern Schwarme von Fliegen bedeckt und mehrere Tage so hartnäckig verfolgt, daß man Gesicht und Hände kaum durch die sorgfältigste Verhüllung gegen ihre schmerzlichen Stiche zu sichern vermochte. Man gab ihr deshalb den Namen Vliegheneiland. Alle diese unfruchtbaren und nur zum Theil bewohnten Korallenfelsen, welche man im Laufe weniger Tage entdeckte, gehören zu dem Archipel der niedrigen Inseln und tragen noch, mit Ausnahme der Insel Sondergrond, welche jetzt gewöhnlich Tiukea heißt, die ihnen von Lemaire und Schouten beigelegten Benennungen.

Ein starker Regen, welcher bald nach der Abreise von der Fliegeninsel fiel, half endlich dem quälenden Mangel an Trinkwasser ab und man setzte den Weg in der Richtung des von Quiros aufgefundenen Landes fort, jedoch in beständiger Furcht, gegen eine der vielen niedrigen Inseln anzulaufen, welche man nicht eher wahrnahm, als bis man ihnen ganz nahe war. Am 9. Mai entdeckte man ein Fahrzeug, welches von Süden nach Norden grade vor dem Schiffe vorübersegelte; da diese Erscheinung auf der hohen See nicht wenig auffiel und auf mehrfaches Anrufen keine Antwort erfolgte, so setzte man ein bewaffnetes Boot aus, welches die möglichst schnell davon eilende Barke, die man für eine spanische hielt, nur mit Mühe einholte und mit Flintenschüssen begrüßte. Jetzt erst erkannte man mit Bedauern, daß man sich sehr geirrt hatte, denn mehrere von den Kugeln getroffene Wilde erhoben nebst ihren Weibern und Kindern ein großes Jammergeschrei, während die übrigen sich mit ihren Habseligkeiten ins Wasser stürzten und schwimmend zu retten suchten. Man fischte die meisten von ihnen glücklich wieder auf und brachte sie an Bord, wo man sie freundlich behandelte und zu trösten suchte,

ohne jedoch von Allem, was sie erwiederten, auch nur ein einziges Wort zu verstehen. Sie hatten eine rothe Hautfarbe und waren vom Kopf bis zu den Füßen mit Kokosöl gesalbt; ihre Kleidung bestand aus kleinen, Taschentüchern ähnlichen Stücken Zeug, welche sie um die Hüften schlangen und womit sie zum Schutze gegen die Sonnenhitze Haupt und Schultern bedeckten. Bei den Weibern war das Haar kurz abgeschoren, bei den Männern aber lang und glänzend schwarz gefärbt. Das Fahrzeug, in welchem sich etwa fünfundzwanzig Personen befanden, erregte durch seine starke Bauart und seine zweckmäßige Einrichtung am meisten das Erstaunen der Holländer. Es bestand aus zwei trefflich gearbeiteten langen Canots, welche in der Mitte durch Bretter so mit einander verbunden waren, daß ein nicht unbedeutender Raum zwischen ihnen blieb. Vorn und hinten liefen sie in lange Schnäbel aus, deren schön geglättete Bedeckung so dicht war, daß kein Wasser eindringen konnte; in dem Vordertheile des einen Canots stand ein Mast mit einem Besansegel, der aus Matten zusammengenäht und so bequem eingerichtet war, daß er den Wind, mochte dieser herkommen, woher er wollte, fassen konnte; das aus Binsen geflochtene Tauwerk war nicht dicker und eben so stark als das aus Hanf gedrehte der europäischen Schiffe. Auf den Verbindungsbrettern zwischen den beiden Canots erhob sich eine aus Stroh erbaute Hütte, welche den Weibern und Kindern als Aufenthaltsort diente. Auf diese Weise legen die kecken Wilden große Strecken auf dem offenen Meere zurück, ohne Compaß, ohne andere Lebensmittel als einen kleinen Vorrath von Kokosnüssen, und ohne ein anderes Werkzeug als einige aus Knochen oder Perlenmutter verfertigte Angeln zum Fange der ihnen unentbehrlichen Fische. Als man sie gegen Abend ihr Fahrzeug wieder besteigen ließ und mit einigen Geschenken Abschied von ihnen nahm, richteten sie ihren Lauf nach Südost, wohin man ihnen am nächsten Morgen folgte. Schon nach wenigen Stunden gewahrte man eine hohe Insel und südlich von derselben eine andere niedrigere, aber weit längere. Ein kleines, sehr schnell segelndes und gut gelenktes Canot näherte sich alsbald und man warf ihm ein Tau mit einer Tonne zu, um mit Hülfe desselben besser an

Bord gelangen zu können; die Wilden aber, welche den Zweck der ihnen dargebotenen Tonne nicht erriethen, banden sie los und befestigten einige Kokosnüsse und Fische an das Tau. Eben so wenig verstanden die Holländer die wohlgemeinten Winke der Wilden, ihnen nach einem guten Hafen auf der südlicheren Insel zu folgen, und gingen, da sie keine sichere Bai fanden, an der Spitze der nächsten vor Anker. Diese bestand aus einem einzigen zuckerhutförmigen Berge und war bis zum Gipfel mit Kokospalmen bewachsen, weshalb man ihr den Namen Kokoseiland beilegte. Die Eingeborenen kamen, nachdem sie mehrere weiße Flaggen zum Beweise ihrer friedlichen Gesinnung aufgesteckt hatten, sogleich an Bord und beeiferten sich, die mitgebrachten Kokosnüsse und andere Erzeugnisse ihres Bodens gegen eiserne Nägel und Glasperlen auszutauschen; da sie vier bis fünf Nüsse für einen Nagel gaben, so sammelte man in kurzer Zeit einen sehr großen Vorrath ein. Die Wilden, von denen das Schiff in kurzer Zeit gänzlich bedeckt war, ließen während ihres Handels keine Gelegenheit unbenutzt, um sich, ehe man es bemerkte, mancherlei Gegenstände heimlich anzueignen und damit ans Ufer zu schwimmen. Da man den friedlichen Verkehr nicht durch strenge Bestrafung der Diebe stören wollte, so ging ihre Dreistigkeit bald so weit, daß sie die Kugeln von dem Geschütze fortschleppten, den Matrosen Kleider und Bettdecken hinwegnahmen, dem Koche das Messer aus der Hand rissen und endlich sogar Anstalten trafen, sich der Schaluppe zu bemächtigen, worauf man sich genöthigt sah, sie vom Schiffe zu jagen. Als am nächsten Morgen ein Boot nach der südlicheren Insel steuerte, um daselbst einen bessern Ankerplatz zu suchen, wurde es in der Nähe derselben von einer Menge kleiner Kanots umringt und von den darin befindlichen, mit schweren Keulen bewaffneten Wilden angegriffen; vergebens feuerte man, um sie zu schrecken, einige Gewehre in die Luft ab; sie erwiderten den unschädlichen Knall durch lauten Hohn und Herausforderungen und ergriffen erst, als ihnen durch den schnellen Tod einiger ihrer von Kugeln getroffenen Krieger die furchtbare Wirkung der Feuerwaffe klar wurde, die Flucht. Am folgenden Tage kamen viele Eingeborene der Insel, bei welcher der Kampf stattgefunden

hatte, friedlich an Bord und brachten einige Schweine, Kokosnüsse, Bananen und andere Früchte und mehrere mit Trinkwasser gefüllte Gefäße als Geschenke ihres Häuptlings, den sie Latov nannten. Bald darauf erschien dieser selbst und wurde zu seiner nicht geringen Ueberraschung unter dem Schalle der Trompeten und Trommeln empfangen; er neigte vor dem Befehlshaber dreimal das Haupt und legte die Geschenke, welche man ihm reichte, auf dasselbe, wahrscheinlich zum Zeichen des Dankes; seine Begleiter durchstöberten unterdessen, nachdem sie sich vor den Officieren niedergeworfen und deren Füße geküßt hatten, das Schiff, untersuchten die Stärke desselben, indem sie mit Steinen an die Wände schlugen, und bewunderten alles, was sie sahen. Auf Latovs Einladung, nach der von ihm beherrschten Insel zu kommen, lichtete man die Anker, war aber nicht wenig erstaunt, als man nahe bei der bezeichneten Landungsstelle von einer Flotte unzähliger Kanots umringt und mit einem Hagel von Steinen angegriffen wurde. Ein gut gerichtetes Feuer aus den Geschützen, welche man mit Flintenkugeln und alten Nägeln lud, schreckte zwar die treulosen Wilden sogleich zurück, da man aber nicht für räthlich hielt, sich bei dem schlechten Gesundheitszustand der geringen Mannschaft in einen weiteren Kampf mit einem an Zahl so sehr überlegenen Feinde einzulassen, so entfernte man sich möglichst schnell von der Insel, welcher man den Namen Verraaderseiland beilegte, und setzte die Reise fort.

Die beiden von Lemaire entdeckten Inseln, Kokos, jetzt auch Boscawen genannt, und Verraaderseiland, gehören zu dem Schifferarchipel und kommen im Allgemeinen in ihrer natürlichen Beschaffenheit mit demselben überein. Sämmtliche Inseln dieses Archipels erheben sich ziemlich hoch über den Wasserspiegel und sind vulkanischen Ursprungs, wie die häufig sichtbare Lava und das allenthalben vorkommende Basaltgestein zur Genüge beweisen. Der Boden entwickelt die üppigste Vegetation und der schönste Baumwuchs erstreckt sich bis zum Gipfel der Berge hinauf, welche sich von der Mitte des Landes in sanften Abstufungen bis zu dem von Korallenfelsen und Klippen umgürteten Gestade herabsenken und zahlreichen Bächen und kleinen Flüssen, welche gleich Silber-

ſtreifen die reizenden Gefilde durchziehen und befruchten, ihren Urſprung geben. Sichere Häfen finden ſich überall und die Kanäle, welche die einzelnen Inſeln von einander ſcheiden, ſind ſo tief, daß die größten Schiffe ſich ungehindert darin bewegen können, und nur das hier gewöhnlich unruhige und häufig ſtürmiſche Meer gebietet Vorſicht. Gern legt der müde Seefahrer bei dieſen herrlichen, ſchwimmenden Gärten ähnlichen Eilanden an, denn er findet gutes Trinkwaſſer und wohlſchmeckende Lebensmittel im Ueberfluß. Von vierfüßigen Thieren ſind zwar nur Schweine und Hunde vorhanden, aber beide in ſehr großer Anzahl; unter dem Gefieder machen ſich beſonders Papagaien, Tauben, Droſſeln, Wachteln und Hühner, auf deren Zucht die Eingeborenen große Sorgfalt verwenden, bemerkbar. Das Meer iſt dicht an den Küſten außerordentlich reich an Fiſchen; doch werden dieſe weniger geſucht, da die allenthalben vortrefflich gedeihenden köſtlichen Brodfrüchte, Kokosnüſſe, Mandeln, Gujaven, Piſangs und das an den Ufern der Flüſſe wild wachſende Zuckerrohr hinreichende und ohne Mühe zu erlangende Nahrung gewähren. Die ſchon aus dieſer Urſache ſehr zahlreichen Bewohner des ganzen Archipels gehören zu dem weitverbreiteten Stamme der Malaien, wie ſchon ihre Sprache, ein Dialekt des Malaiiſchen, hinlänglich beweiſt. Sie ſind unſtreitig der größte und am beſten und kräftigſten gebaute Menſchenſchlag des Auſtralozeans; ihr gewöhnlicher Wuchs beträgt fünf Fuß und neun bis elf Zoll, aber ſie fallen weniger durch ihre Größe, als durch die rieſigen Verhältniſſe der verſchiedenen Theile ihres Körpers auf. Selbſt die kleinſten von ihnen, welche bei einer Höhe von fünf Fuß und vier Zoll für Zwerge gelten, entwickeln eine ſolche phyſiſche Kraft, daß ſich ein ſtarker Europäer, welcher ungefähr dieſelbe Größe hat, unmöglich mit ihnen zu meſſen vermag. Nervichte Arme, eine breite Bruſt und gewaltige Beine und Schenkel geben ihnen faſt allen das Anſehen von Athleten. Die Männer bemalen oder bepunkten den ganzen Körper ſo ſorgfältig, daß man ſie in der Ferne für bekleidet hält, obſchon ſie faſt gänzlich nackt einhergehen und nur um die Hüften einen Gürtel von Seegras tragen, welches ihnen bis auf die Kniee herabhängt und ſie den Flußgöttern, wie ſie die

Fabel schildert, ähnlich macht. Ihre langen, in Zöpfe geflochtenen Haare schlagen sie rings um den Kopf in die Höhe und vermehren dadurch noch die Wildheit ihres fast nur Zorn oder Erstaunen verrathenden Gesichtsausdrucks. Der geringste Zwist, welcher unter ihnen entsteht, endet mit derben Hieben, die sie mit Stöcken von hartem Holze, oder mit der Keule, oder, wenn sie sich in ihren Fahrzeugen befinden, mit der Pagaie (dem Ruder) führen und ohne Zweifel manchem der Kämpfer das Leben kosten; die Narben, womit fast alle bedeckt sind, können nur die Folge dieser häufigen Gefechte sein. Diese Streitlust scheint jedoch nicht auf sämmtlichen Inseln des Schifferarchipels gleich unbändig, sondern bei einigen Stämmen durch eine höhere Stufe der Cultur gemildert zu sein; besonders scheint die südliche Gruppe zu dieser Ausnahme zu gehören, denn mehrere Seefahrer, welche daselbst vor Anker gingen, schildern die Eingeborenen als sehr muntere und freundliche Leute, auch fanden sie dieselben nicht bemalt und bepunktet, sondern vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem künstlich gewebten Zeuge bekleidet. Als die wildesten bezeichnet man die Bewohner der mittleren Gruppe, welche auch unter dem Namen der Baumansinseln bekannt ist; selbst die Weiber, ebenfalls kräftige, hohe Gestalten, zeigen nur in der Jugend einige Anmuth; sie verlieren schon vor dem Ende ihres Frühlings den Ausdruck der Sanftheit und erregen dann durch ihr rohes, gemein unanständiges und äußerst freches Benehmen Ekel. Sie gehen wie die Männer, mit Ausnahme des Schilfgürtels gänzlich nackt und ihr einziger Schmuck besteht in einem in die Haare geflochtenen grünen Bande oder einem Blumenkranze.

So roh und abschreckend im Allgemeinen in ihren Sitten diese Insulaner sind, so verrathen sie doch in manchen Dingen unverkennbare Fortschritte in der Cultur. Sie wohnen in herrlichen, gewöhnlich in einem Gehölze von Fruchtbäumen und am Rande eines Baches erbauten Dörfern beisammen und verwenden eine nicht geringe Sorgfalt auf die bequeme Einrichtung und Ausschmückung des Innern ihrer Hütten. Diese liegen gewöhnlich in einem Kreise um einen üppig grünen Rasenplatz, sind, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen, etwa zwei Fuß über den Boden

erhöht und, um die in der meisten Zeit des Jahres so nöthige Kühlung zu erhalten, ringsum mit künstlich aus Bast verfertigten Vorhängen versehen, welche regelmäßig auf der Windseite aufgezogen und auf der Sonnenseite herabgelassen werden. Die mit Kokosblättern dicht belegte Bedachung ruht auf einer Reihe sehr sauber gearbeiteter Baumstämme, wie auf Säulen, und gewährt hinreichenden Schutz gegen Stürme und Regen. Im Innern, wo gewöhnlich mehrere Familien in einzelnen vergitterten Gemächern beisammenwohnen, herrscht die größte Reinlichkeit; die feinen Matten, welche als Schlafstätte dienen, sind auf dem festgestampften Boden ausgebreitet und die wenigen, aber schön und zweckmäßig gearbeiteten Hausgeräthe an den Wänden aufgestellt. Die Kunstfertigkeit, welche diese Wilden in der Verfertigung mancher zum Haushalte nöthigen Geräthschaften entwickeln, erregt wirklich um so mehr Bewunderung, da sie sich keiner eisernen Werkzeuge bedienen und nicht einmal großen Werth auf dieselben legen. Ein Hohlbeil aus einem eben so dichten als feinen Basalte und ein aus demselben Steine zugerichtetes Messer reichen ihnen hin, um die schönsten hölzernen Gefäße und Schüsseln, welche sammt den Füßen und Handhaben aus einem Stücke bestehen, zu schnitzen und so schön zu glätten, daß sie mit dem feinsten Firnisse überzogen zu sein scheinen. Ein solches Werk, zu dessen Vollendung ein geschickter europäischer Arbeiter mehrere Tage brauchen würde, muß die Insulaner, welche freilich den Aufwand an Zeit gar nicht in Anschlag zu bringen brauchen, Monate kosten. Eben so sauber gearbeitet sind ihre Zeuge, welche sie aus einem wirklichen, von einer bastartigen Pflanze gewonnenen Faden verfertigen und zwar ohne Weberschiffchen, sondern nur durch einfachen Durchzug mit der Hand. Dieses Gewebe ist so biegsam und fest wie unsere Leinwand, und dient hauptsächlich zu den Segeln der Piroguen, mit welchen sie, so leicht und unvollkommen sie auch gebaut sind, weite Reisen unternehmen. Ueberhaupt entwickeln sie in der Schifffahrtkunde mehr Einsicht und Gewandtheit als die meisten andern Australier, weshalb man auch mit Recht dem von ihnen bewohnten Archipel den Namen Schifferinseln beigelegt hat. Man sieht sie fast nie anders als auf ihren Fahrzeugen, und den Weg

von einem Dorfe zum andern machen sie immer zu Wasser und nie zu Fuß, weshalb auch alle ihre Wohnorte an kleinen Buchten oder dicht am Ufer der Flüsse erbaut sind. Im Schwimmen zeigen sie ebenfalls eine erstaunliche Fertigkeit und sie scheinen ihre Piroguen fast nur mitzuführen, um von Zeit zu Zeit darin auszuruhen; auch füllen sich diese, wenn nicht deren zwei, was gewöhnlich auf weiteren Reisen der Fall ist, mit einander verbunden sind, bei der geringsten falschen Bewegung mit Wasser, und man sieht alle Augenblicke die darin sitzenden Leute herausspringen, um die umgeschlagenen Fahrzeuge wieder zu heben und das Wasser auszuschöpfen. Die Waffen, welche sie fast stets bei sich tragen, bestehen aus einer schweren Keule (Pättu) von hartem Holze mit einer so scharfen Schneide, daß ein einziger Schlag den festesten Schädel zu zertrümmern vermag, und in Schleudern, womit sie zwei- bis dreipfündige Steine mit einer unbegreiflichen Kraft und Sicherheit auf eine bedeutende Entfernung werfen. Bogen und Pfeile bemerkte man nur auf einigen Inseln und namentlich auf solchen, deren Bewohner in der Kultur schon weiter vorangeschritten waren. Kleine Wurfspieße, welche man hie und da sah, scheinen zur Jagd größerer Fische zu dienen; gewöhnlich aber fischt man mit Wurfnetzen und mit Angeln, welche aus Perlmutter und weißen Muscheln sehr kunstreich gearbeitet und an Schnüren befestigt sind. Während des Kampfes gehorchen alle den Befehlen eines Anführers; zur Friedenszeit scheint aber das Ansehen der zahlreichen Häuptlinge, welche sich nur dadurch vor ihren Unterthanen auszeichnen, daß sie statt des Schilfgürtels ein kurzes Röckchen von Leinwand um die Hüften tragen, sehr gering zu sein, denn obschon sie, wie mehrere Seefahrer bemerken, bei vorkommenden Gelegenheiten und besonders beim Tauschhandel die Ordnung zu handhaben suchten und nach allen Seiten derbe Prügel austheilten, so leistete man ihnen doch keinen Augenblick Folge und Jeder that, was ihm beliebte. Von geistlichen Vorstehern, von Religion und religiösen Gebräuchen konnte man trotz aller Aufmerksamkeit nichts bemerken, auch gewahrte man nirgends einen Tempel oder einen Morai.

Nachdem die Holländer noch einmal bei einer andern Insel

dieſes Archipels, welche ſie, weil ſie daſelbſt gutes Trinkwaſſer zu finden hofften, Goede Hoop (gute Hoffnung) nannten, beigelegt und die heimtückiſchen Bewohner, welche ſich des ans Land geſchickten großen Bootes zu bemächtigen ſuchten, gezüchtigt hatten, ſetzten ſie ihre Reiſe fort, nahmen aber, da ſie in der ſeither eingehaltenen ſüdweſtlichen Richtung kein größeres Land finden zu können glaubten, ihren Lauf nach Nordweſten. Am 19. Mai entdeckte man wieder zwei nahe bei einander liegende mit Kokospalmen bewachſene Eilande von mäßiger Höhe und ging, nachdem man ſich ſo lange vergebens nach Ruhe und friſchen Lebensmitteln geſehnt hatte, endlich bei einer derſelben nach einem kurzen Kampfe mit den Eingeborenen, welche das die Küſte unterſuchende Boot angriffen, in der Mündung eines kleinen Fluſſes an einer ſichern Stelle, wo man von dem Schiffe aus mit dem Geſchütze die Umgegend beſtreichen konnte, vor Anker. Ein freundliches Verhältniß wurde jedoch bald hergeſtellt und der Areki (Häuptling) der Inſel ſchickte ſogar einige ſeiner angeſehenſten Leute als Unterpfand des Friedens an Bord. Um dieſes zuvorkommende Benehmen mit gleichem Vertrauen zu erwidern, ließ man den Bootsmann Aris Claasz mit einigen Gefährten ans Land gehen, um dem Areki einen Beſuch abzuſtatten und einen Tauſchhandel einzuleiten. Der Häuptling empfing ſeine Gäſte mit großer Achtung, indem er das Geſicht auf ſeine gefalteten Hände legte, ſich faſt bis auf den Boden bückte und in dieſer Stellung beinahe eine halbe Stunde blieb, worauf er ſich erhob und Claasz die Hände und Füße küßte. Ein neben ihm ſitzender Mann, wahrſcheinlich ſein Miniſter, weinte wie ein Kind und ſprach dazwiſchen ſehr viel, wovon man aber nichts verſtand. Beim Schluſſe ſeiner Rede zog er die Füße, worauf er bis jetzt geſeſſen hatte, unter dem Hintern hervor, legte ſie auf die Schultern und wälzte ſich mit ſo ſonderbaren Geberden auf dem Boden, daß die Holländer über dieſe Art und Weiſe, ſeine Ehrfurcht kund zu geben, ſich kaum des Lachens enthalten konnten. Von allen Geſchenken, welche man dem Areki reichte, gefiel ihm am beſten ein weißes Hemd und er gab ſogleich dagegen vier Schweine und die Erlaubniß, mit zwei bewaffneten Booten in den Fluß einzulaufen, um

den Bedarf an Trinkwasser einzunehmen. Da er selbst bei dieser Arbeit gegenwärtig blieb und seine neugierigen Unterthanen nicht nur zurückwies, sondern auch einen derselben, welcher einen Säbel stahl, streng bestrafte, so bot sich keine Veranlassung zu einer feindlichen Berührung. Selbst die Eingeborenen vermieden sorgfältig eine solche, denn ihre Furcht vor den Feuerwaffen überstieg allen Glauben, seitdem auf Verlangen des Häuptlings das Geschütz abgefeuert worden war. Der Donner desselben hatte einen solchen Schrecken verbreitet, daß die ganze Bevölkerung nach dem Innern in die Wälder entfloh und nur mit Mühe beruhigt und wieder herbeigelockt werden konnte. Einige der Vornehmsten der Insel, welche sich muthiger als die übrigen zeigen wollten, kamen zuerst wieder an Bord, um die innere Einrichtung des Schiffes zu sehen; man führte sie in die Kajüte des Kapitäns, wo sie ihre Verwunderung über die Geräthschaften, besonders über eine Uhr, eine kleine Glocke und einen Spiegel, kund gaben und einen zinnernen Löffel gegen zwei Schweine austauschten. Sie waren alle kräftige, stattliche Leute, benahmen sich sehr anständig und würdevoll und verabschiedeten sich mit vielen Verbeugungen und Förmlichkeiten. Am folgenden Tage ging Lemaire selbst ans Land, wo ihn der Häuptling auf dem Boden liegend und mit gefaltenen Händen empfing und dann in sein Belai (Haus) führte, um ihn daselbst zu bewirthen. Der Kapitän ließ, nachdem er auf einer Matte Platz genommen und sein Gefolge um sich geordnet hatte, zum Beweise seiner Freude über die so gastliche Aufnahme, die Trompeter blasen. Bei den ersten Tönen sprangen die Eingeborenen eben so entsetzt als verwundert auf und schrieen einstimmig „awo, awo!"; bald aber fanden sie so großes Gefallen an der ihnen völlig neuen Musik, daß man die Stücke nicht oft genug wiederholen konnte. Während dieser Unterhaltung trat der vornehmste Mann der Insel herein, näherte sich ernsten Blickes und gemessenen Schrittes den Fremden, lief aber, als er dicht vor diesen stand, zurück, sprach einige Worte sehr schnell und in befehlendem Tone, machte dann einen verwegenen Sprung in die Luft und ließ sich plötzlich auf den Hintern fallen, so daß er mit kreuzweise unterschlagenen Füßen dasaß. Die Holländer, welchen

dieſe feierliche Begrüßung galt, konnten trotz der lachenerregenden Geberden nicht umhin, die Gewandtheit des Mannes zu bewundern, denn der keckſte europäiſche Tanzmeiſter hätte auf dem aus unebenen Steinen beſtehenden Boden die Beine zerbrochen. Nachdem man ein einfaches Mahl, welches aus einer limonienartigen Frucht und einem aus einer Wurzel bereiteten Getränke beſtand, eingenommen hatte, brach man wieder auf; der Häuptling ſchmückte Lemaire bei dem Abſchiede mit ſeiner eigenen aus rothen und grünen Papagaienfedern beſtehenden Krone und erhielt als Gegengeſchenk einen kugelförmigen Spiegel, den er mit ſichtbarer Freude betrachtete und ſogleich an einem Balken ſeines Belai aufzuhängen befahl. Als man den Wunſch äußerte, noch mehr Schweine zu bekommen, bedauerte der Häuptling, daß deren nur wenige auf der Inſel vorhanden ſeien, und die Umſtehenden drückten ſich mit wehmüthigem Geſichte die Bäuche zuſammen, um anzudeuten, daß ſie ſelbſt nicht ſatt zu eſſen hätten. Auf dem Rückwege nach dem Strande wurden, da es während des Beſuches geregnet hatte, Matten vor Lemaire und ſeinem Gefolge ausgebreitet und der Häuptling entfernte ſich erſt, als die Schaluppe abſtieß, mit vielen Verbeugungen. Von nun an gingen die Matroſen öfter ans Land, um ſich nach dem Klange der Trompeten mit Tanzen zu beluſtigen, worüber die Eingeborenen ſtets aus vollem Halſe lachten. Man fiſchte auch häufig mit dem Netz und da der Fang ſehr ergiebig war, ſo überreichte man gewöhnlich einen Theil der Fiſche dem Häuptling und ſeinen Söhnen, welche ſie gänzlich roh mit Kopf und Eingeweiden verzehrten und Brot und Wein, womit man ihnen eine große Leckerei zu bereiten glaubte, weit vorzogen. Als eines Tages mehrere der Offiziere ſich anſchickten, einen Ausflug nach dem Innern der Inſel zu unternehmen, ſchloß ſich ihnen der Häuptling zuvorkommend als Führer an und geleitete ſie auf einem ſehr ſchmalen und ſchwierigen Fußpfade nach einer Anhöhe. Sie gewahrten von hier aus aber nur mit Gehölz bedeckte und, wie es ſchien, unbewohnte Gegenden und unfruchtbare Thäler, welche deutlich die Spuren häufiger Ueberſchwemmungen zeigten; an vielen Stellen bemerkten ſie eine rothe Erde, womit ſich die Inſulanerinnen das Geſicht bemalen. Da

sie keine Lust spürten in einem so öden Lande weiter vorzudringen, so kehrten sie bald, nachdem sie in dem Schatten einer Kokospalmengruppe gerastet und sich mit einigen Nüssen, welche der Bruder des Häuptlings, ein trefflicher Kletterer, selbst von den Bäumen herabholte, erfrischt hatten, um. Auf dem Rückwege zeigte man ihnen in dichtem Gebüsche versteckte Höhlen, in welche sich die Greise, Weiber und Kinder bei den feindlichen Einfällen der Bewohner anderer nahe gelegenen Inseln verbergen. Der Häuptling bat die Holländer, auf ihrer weiteren Fahrt seine Feinde zu züchtigen, was diese auch versprachen, obschon sie nicht daran dachten, Wort zu halten. Ueberhaupt suchte er, trotz seiner ununterbrochenen Gastfreundlichkeit, aus Furcht, die Fremdlinge möchten ihm die Herrschaft rauben und sich seines Gebietes bemächtigen, die Abfahrt derselben auf alle Weise zu beschleunigen und konnte, als man Anstalten dazu traf, seine Freude so wenig mäßigen, daß er in lauten Jubel ausbrach und eine Menge Schweine als Abschiedsgeschenk herbeibringen ließ. Lemaire erwiderte diese Freigebigkeit mit einigen kupfernen Bechern, Messern, alten Nägeln und Glasperlen und legte der Insel, wo er eine so gastliche Aufnahme gefunden hatte, zum Andenken an die Stadt, aus welcher die meisten Leute seiner Mannschaft stammten, den Namen Hoorn bei. Sie gehört zu der Gruppe, welche jetzt gewöhnlich der Fidschiarchipel heißt, ist aber höher und gebirgiger als die übrigen südlich von ihr liegenden meist niedrigen Eilande und nicht, wie diese, von so vielen Riffen umgeben, welche die Schifffahrt höchst schwierig und gefährlich machen, weshalb auch die Nachrichten über diesen ganzen Archipel bis jetzt äußerst mangelhaft sind und wenig mehr bieten, als man durch Lemaires Expedition erfährt. Das Klima ist selbst auf den höheren bewaldeten Inseln mild und die meisten in den Australländern einheimischen Früchte gedeihen auch hier, obgleich man ihnen keine besondere Pflege widmet und lieber ärmlich lebt, als Feldbau treibt. Das vorzüglichste und jetzt einträglichste Erzeugniß des Fidschiarchipels ist das Sandelholz, welches in der neusten Zeit meist von nordamerikanischen Schiffern, die sich mit dieser gefährlichen Meeresgegend am vertrautesten gemacht haben, abgeholt und nach China, wo man es sucht und theuer bezahlt,

gebracht wird. Von vierfüßigen Thieren bemerkten die Seefahrer Schweine, Hunde, Vampyre und Ratten in Menge, von Gefieder einen Papagai mit schönen rothen Federn, welche einen der vorzüglichsten Artikel des Tauschhandels mit dem benachbarten Tongaarchipel bilden, und das Huhn wild und als Hausthier, und unter den Amphibien die Schildkröte; Fische sind dicht an der Küste im Ueberfluß vorhanden und scheinen die gewöhnlichste animalische Nahrung darzubieten. Die sehr zahlreichen Bewohner der Fidschiinseln gehören zu der Malaienrasse und haben einen schlanken kräftigen Körperbau und eine ziemlich dunkle Hautfarbe. Sie sind treffliche Schwimmer und Fischer, führen die Waffen eben so tapfer als gewandt, beweisen in mancherlei Arbeiten eine bewunderungswürdige Kunstfertigkeit und stehen überhaupt auf einer weit höheren Stufe der Bildung als die Eingeborenen anderer in derselben Meeresgegend liegenden Inselgruppen. Das Bepunkten ist nur bei den Weibern Sitte, welche sich auch das Haar roth färben und Hals und Brust mit Kokosöl salben; die Männer schlitzen das linke Ohr auf und zerren die Ohrläppchen so lange, daß sie fast bis auf die Schultern herabhängen, auch durchbohren sie die Nasenflügel und stecken, wenn sie in den Kampf ziehen, zwei sehr lange Federn hinein, die über den Backen liegend einem ungeheuern Schnurrbarte gleichen und ihnen ein äußerst kriegerisches, grimmiges Ansehen geben, welches noch durch die Walfischbarten, die sie als Schmuck am Halse tragen, durch eine besondere abenteuerliche Schlachtkleidung und durch das bunt gemalte Gesicht bis zur Wildheit gesteigert wird. Ihre Waffen bestehen in schweren, mit Walfischbarten künstlich ausgelegten Keulen, langen mit Gräten vom Stachelrochen zugespitzten Wurfspießen, Schleudern, Bogen und Pfeilen. Da die Häuptlinge fast fortwährend mit einander im Zwiste leben, so sind blutige Schlachten, in welchen sich ihre Krieger mit der größten Wuth hinmorden, sehr häufig, die Behauptung einiger Missionäre jedoch, daß sie die erschlagenen Feinde verzehren, beruht wohl auf einem Irrthume. Nicht selten liefern sie sich auch Seegefechte und wagen sogar manchmal Landungen auf den nächsten Inseln der Tongagruppe, wo man große Furcht vor ihnen hegt. Ihre

Piroguen, welche sie mit Ruder und Segel trefflich zu führen verstehen, sind nicht so lang aber breiter als die auf den übrigen Südseeinseln üblichen Fahrzeuge und aus wohlgezimmerten Planken eines sehr vorzüglichen, dem Wurmfraße nicht unterworfenen Holzes mit nicht geringer Geschicklichkeit zusammengefügt; eben so meisterhaft weben und sticken sie ihre Matten und selbst ihre irdenen Töpfe und übrigen Gefäße und Hausgeräthe muß sogar der an schöne Formen gewöhnte Europäer als etwas Vorzügliches gelten lassen. In der Wundarzneikunde haben sie sich einen weithin verbreiteten Ruf erworben, und die Tongaer kommen zu ihnen, um sich in dieser Kunst auszubilden. Ueber die Religion der Fidschier hat man bis jetzt nichts Zuverläßiges erfahren können, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie keine Götter verehren und keine religiösen Gebräuche beobachten, und man darf eher annehmen, daß sie die Fremdlinge von ihren heiligen Orten listig abhalten. Die Regierungsform ist, wie aus allen Berichten hervorgeht, das malaiische Lehnssystem. Eine oder mehrere Inseln stehen unter unumschränkten Herrschern, welche die Häuptlinge, denen die Verwaltung der einzelnen Bezirke anvertraut ist, aus den Edeln des Volkes wählen. Wer nicht das Glück hat, Häuptling zu sein oder zu dem Adel zu gehören, ist Leibeigener oder Sclave und lebt in der strengsten Abhängigkeit. Die Wohnungen der Fidschier liegen nicht, obschon ihre Zahl sehr groß ist, in Flecken oder Dörfern beisammen, sondern sind auf weite Strecken hin zerstreut. Desto fester halten die einzelnen Familien zusammen und die Männer behandeln ihre Weiber mit Aufmerksamkeit, obschon diese sehr häßlich sind und schnell altern. Die Trauer um den Verlust eines bedeutenden Familiengliedes oder eines Häuptlings äußert sich auf die grellste Weise; die Männer zerreißen sich den Kopf mit Haifischzähnen, schlagen sich das Gesicht blutig und zerstechen sich den Körper mit Speeren; die Weiber aber hacken sich den kleinen Finger ab. Jedes traurige und fröhliche Ereigniß endigt sich mit einem Feste, wobei der Kawa eben so wenig geschont wird als auf den übrigen Inseln Australiens.

Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen, während dessen sich sämmtliche Kranke auf dem Schiffe wieder völlig erholt hat-

ten, verließen die Holländer die bequeme, gastliche Bai, welcher sie den Namen Eendracht beilegten, segelten, ohne vor Anker zu gehen, in nordwestlicher Richtung an vielen mit einer herrlichen Vegetation bedeckten zum Salomonsarchipel gehörenden Inseln vorüber und erreichten am 25. Juni ein ziemlich hohes anmuthiges und mit Kokospalmen bepflanztes Eiland. Die Eingebornen, welche durch ihre gänzlich schwarze Hautfarbe auffielen, griffen die starkbemannte, einen Ankerplatz suchende Schaluppe mit Steinen an, die sie mit ihren Schleudern mit solcher Sicherheit und solchem Nachdrucke warfen, daß man sich sogleich des Feuergewehres bedienen mußte, um sie zurückzutreiben. Nachdem das Schiff einen Kanonenschuß weit vom Ufer bei der Mündung eines Flusses die Anker hatte fallen lassen, näherten sich viele Wilde in ihren Piroguen, waren aber weder durch freundliche Geberden noch durch Geschenke zu bewegen, einen Verkehr anzuknüpfen, sie antworteten im Gegentheile auf jede ihnen durch Zeichen verständlich genug gemachte Einladung, an Bord zu kommen, mit Geschrei und Drohungen; auch bemerkte man, daß sie während der ganzen Nacht längs der Küste Wache hielten. Am folgenden Tage erschienen sie in größerer Anzahl, mit Schleudern, Speeren, Keulen und hölzernen Säbeln bewaffnet, und fuhren einigemal um das Schiff herum, dessen sie sich, wie es schien, zu bemächtigen gedachten. Man suchte sie zuerst durch Geschenke, die man ihnen zuwarf, zu freundlicheren Gesinnungen zu bewegen, und gab ihnen zu verstehen, daß sie Schweine, Hühner, Kokosnüsse und sonstige Lebensmittel herbeibringen möchten, um sie gegen andere Waaren auszutauschen. Ohne diese Andeutungen auch nur im Geringsten zu beachten, wiederholten sie ihre Fahrten um das Schiff noch einigemal und griffen es dann von allen Seiten mit Steinen und Wurfspießen an. Aergerlich über die unbändige Rohheit dieser Leute ließ man das grobe Geschütz auf sie spielen, wodurch viele von ihnen verwundet und mehrere ihrer Piroguen in Grund gebohrt wurden. Sie ergriffen nun alle in großer Eile die Flucht und wagten fortan keinen weiteren Angriff, verstanden sich aber, obschon sie öfter an Bord kamen, eben so wenig dazu, Lebensmittel zu liefern; sie ließen sogar lieber

ihre im Kampfe gefangenen Landsleute unausgelöst, als daß sie die für ihre Freigebung geforderten Schweine und Kokosnüsse herbeibrachten. Und doch konnten sie an letzteren keinen Mangel haben, da man vom Schiffe aus allenthalben die schönsten Gruppen von Kokospalmen gewahrte. Das stark bevölkerte und, wie es schien, auch an andern Nahrungsmitteln reiche Eiland, welches die Holländer St. Johannes nannten und das man jetzt gewöhnlich auf den Charten unter dem Namen Saint Jean eingetragen findet, liegt an der Ostseite der zu dem Archipel von Neubritannia gehörenden großen Insel Neuireland, welche Lemaire und Schouten ebenfalls sahen, aber für keine neue Entdeckung, sondern irrig für das bereits von den Portugiesen und Spaniern aufgefundene Land Neuguinea hielten. Neuireland, so wie die nordwestlich von ihr sich erstreckende andere große Insel, sammt den beide sie umgebenden kleinen Eilanden, sind hoch und mehr oder weniger von Bergketten durchzogen, welche sich nach den Küsten hin allmälig abdachen und einem sandigen, durch viele Einschnitte unterbrochenen Strande Raum lassen. Kleine Flüsse und wasserreiche Bäche durchströmen die Gefilde und steigern die Tragbarkeit des ohnehin sehr fruchtbaren vulkanischen Bodens bis zu einem ungewöhnlich hohen Grade. Die Kokosnuß, die Brodfrucht, verschiedene Arten Aloe, die Muskatnuß, das Zuckerrohr, der Pimentpfeffer, die Sagopalme und andere Nahrungspflanzen gedeihen an der ganzen Küste hin in großer Fülle und die Wälder, welche das ganze Land bedecken, in die man aber bis jetzt noch nicht vorgedrungen ist, scheinen ebenfalls nur aus Bäumen zu bestehen, welche eßbare Früchte tragen, und sind mit Papagaien, Turteltauben, Kakadus und anderem zum Theil nur hier einheimischen Gefieder bevölkert. Von vierfüßigen Thieren bemerkte man nur Schweine und Hunde, von Fischen, Reptilien und Insecten aber eine große Menge. Die zahlreichen zu der Rasse der Papuas gehörenden Bewohner des ganzen Archipels haben einen dicken runden Kopf, kurze, krause und schwarze Haare, welche aber der Wolle nicht so nahe kommen als die der Neger, einen ziemlich starken Bart, ein breites Gesicht, schwarze Zähne, aber keine wulstige Lippen, eine nur wenig geplätschte Nase und überhaupt kein unangenehmes Aeußeres,

welches aber durch die häßliche Schminke, womit sie das Gesicht in weißen und rothen Streifen bestreichen, und durch die wenigstens vierzölligen Stöckchen oder ganzen Reihen von Zähnen, welche sie durch Nasenknorpel und die gewöhnlich bis auf die Schultern herabhängenden zerissenen Ohrlappen stecken, entstellt ist. Die Weiber bedecken ihre Blöße nur in der Mitte des Körpers durch ein Baumblatt, welches an einem Gürtel von Baumrinde befestigt ist; die Männer gehen völlig nackt; sie sind besser gewachsen als die meist unansehnlichen Weiber, sehr stark und dabei gewandt und kriegerisch. Außer dem Nasen- und Ohrenschmuck tragen sie über den Armgelenken und Ellenbogen Ringe von Elfenbein und um die Lenden Gürtel von kleinen Muscheln, auf dem Kopfe aber eine Mütze von gemalter Baumrinde, häufig auch mehrere solcher Mützen, welche durch Bindfaden zusammengehalten werden und dem in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Europa beliebten hohen Damenkopfputze gleichen, über einander. Wollen sie Jemand ihre Achtung beweisen, so nehmen sie diese Mütze vom Haupte und legen ihre gefaltenen Hände oder auch Baumblätter auf dasselbe. Die meisten haben an der Seite einen kleinen aus Binsen geflochtenen Korb oder eine Kalebasse hängen, worin sie eine Art Kalk aufbewahren, womit sie den Betel oder Pfeffer, welchen sie beständig kauen, bestreuen; in demselben Behälter bergen sie auch den weißen, gelben oder rothen Puder, womit sie ihre verschiedentlich geschnittenen und mit Kokosöl gesalbten Haare bestreuen. Schon die ersten Besucher des Archipels bemerkten, daß die Art und Weise der Färbung der Haare und des Gesichts, so wie auch der Schmuck des ganzen Körpers nicht bei allen Eingeborenen gleich war, und schlossen daraus nicht mit Unrecht auf einen Unterschied der Stände. Das ganze Volk scheint sich in Adel und Gemeine zu theilen und der erstere sogar sehr anmaßend zu sein; die aus ihm gewählten Häuptlinge führten bei jeder Gelegenheit das Wort und stießen ihre geringeren Begleiter mit Verachtung zurück. Bei den Angriffen auf das Schiff befanden sie sich stets an der Spitze und gaben mit an Gehorsam gewöhntem Ernste nach allen Seiten hin ihre gemessenen Befehle; auch nach der Herstellung des Friedens legten sie nicht

ganz ihr wildes Benehmen ab und ließen deutlich genug merken, daß sie wenig Werth auf die Freundschaft ihrer Gäste legten und nur durch die Furcht vor der schwergefühlten Wirkung des Geschützes von einem noch trotzigeren Benehmen gegen dieselben abgehalten wurden. Geschenke, besonders an eisernen Geräthschaften und Nägeln, nahmen sie indessen mit Vergnügen an, erwiederten sie aber nie. Die Sprache, welche man von ihnen an Bord sprechen hörte, unterschied sich von dem Dialekte anderer Papuasstämme merklich durch größeren Ausdruck und feinere Gliederung; auch scheint sie sich zur Poesie zu eignen und die Gesänge, welche die Eingeborenen bei ihren Zusammenkünften öfter anstimmten, klangen zwar sehr einförmig aber durchaus nicht unmelodisch; über den Inhalt der Gesänge konnte man eben so wenig erfahren als über die Religion der Insulaner, denn nie bemerkte man, daß sie ein Gebet oder religiöse Gebräuche verrichteten. Ihre liebste Beschäftigung schien schon damals, wie die Holländer zu ihrem nicht geringen Verdruß erfuhren, der Kampf zu sein und jetzt noch gelten sie als die tapfersten Krieger unter den Papuas dieses Meeresstriches. Ihre Waffen bestehen aus fünf bis sechs Schuh langen, mit einer Spitze von vulkanischem Glase versehenen Speeren, aus Wurfspießen von hartem Holze, schweren Keulen, hölzernen an dem Griffe verzierten Schwertern, Schleudern und Bogen und Pfeilen; im Handgemenge bedienen sie sich auch häufig der Zähne und zerfleischen ihre Feinde auf die fürchterlichste Weise. Ihre Kriegspiroguen, welche aus einem einzigen Stamme mit vielen Zierrathen geschnitzt und nicht selten an neunzig Fuß lang sind, fassen über dreißig Leute, führen aber keine Segel, sondern werden von der darin sitzenden Mannschaft fortgerudert. Zum Fischfang bedienen sie sich leichterer Kanots mit Auslegern, welche sieben bis neun Mann fassen und mit ihren aus Matten verfertigten Segeln die Wogen pfeilschnell durchschneiden. Sie fischen mit Netzen und leichten Spießen, womit sie die in ihren Bereich kommende Beute mit wunderbarer Sicherheit zu treffen wissen. Netze und Taue sind sehr stark und sauber gearbeitet und erfüllen vollkommen ihren Zweck. Auf den Bau ihrer Wohnungen scheinen sie weniger Sorgfalt zu verwenden, denn man ge-

wahrte nur elende, längs des Strandes auf Pfählen stehende Hütten.

Da man von diesen ungastlichen Wilden auf keine Weise Lebensmittel erhalten konnte, so setzte man nach einem Aufenthalte von kaum zwei Tagen die Reise fort, fand aber an der ganzen Küste, welche sich weit hin erstreckte, und an einigen nördlich von ihr liegenden kleinen Eilanden keine bessere Aufnahme. Hie und da zerbrachen zwar die Wilden zum Zeichen des Friedens ihre Speere über dem Kopf, nicht ein einziger aber verstand sich dazu, irgend ein Erzeugniß seines Landes zum Tausche herbeizubringen. Bei einer etwa zwei Meilen langen Insel, welcher man den Namen Moses beilegte und die wohl keine andere ist, als die kleine Squally, nördlich von Neuhannover, wurde das Schiff sogar wieder mit Steinen und Wurfspießen angegriffen und die ersteren kamen mit solcher Heftigkeit herangeflogen, daß sie an den Masten, von denen sie Splitter hinwegrissen, zersprangen und die Matrosen, von denen einer, der erste auf der ganzen Reise, verwundet wurde, nöthigten, von dem Verdecke in die Kajüte zu flüchten. Einige der Wilden setzten sich in ihrer Einfalt auf zwei vor dem Schiffe hängende Anker und ruderten mit ihren Pagaien aus allen Kräften, um es auf den Strand zu bringen. Man sah lange ruhig den närrischen Anstrengungen dieser wüthenden Leute zu, in dem Augenblicke aber, wo sie den Sieg errungen zu haben glaubten und sich anschickten, an Bord zu steigen, feuerte man das Geschütz ab, wodurch viele von ihnen getödtet und verwundet wurden; die übrigen ergriffen darauf heulend die Flucht und wagten fortan nicht mehr in die Schußweite zu kommen. Nach einer Fahrt von etwa zwanzig Tagen, auf der man eine Menge kleinerer und größerer Eilande, darunter auch den Archipel, welcher jetzt die Admiralitätsgruppe heißt, entdeckte, aber nicht berührte, näherte man sich endlich der nordöstlichen Küste von Neuguinea bei einem Haufen kleiner Eilande, welcher jetzt den Namen Dampiergruppe führt; man lavirte einige Zeit vor einer, wie die zahlreichen Wohnungen vermuthen ließen, stark bevölkerten, mit schönen Kokospflanzungen bedeckten und von einem in voller Thätigkeit befindlichen Vulkan überragten

Insel. Mehrere Eingeborene, ebenfalls Papuas, aber von den auf der Mosesinsel wohnenden durch ihre Sprache verschieden, näherten sich in kleinen bedeckten Piroguen und brachten Kokosnüsse und einige Schweine, die sie aber nur zu sehr hohen Preisen abließen. Sie hatten kurze krause Haare, trugen Ringe in der Nase und in den Ohren, Federnschmuck auf dem Kopfe und an den Armen, und an Schnüren hängende Schweinszähne um den Hals und auf der Brust. Ihr Aussehen war ekelerregend, noch scheuslicher aber als die Männer erschienen die wenigen Weiber, welche man zu Gesicht bekam; sie schlichen, beständig Betel kauend, mit ihren Kindern auf dem Rücken gleich Affen daher und waren fast nur an dieser gebeugten Haltung von den Männern zu unterscheiden; alle hatten häßliche Gesichtszüge, magere Schenkel und Arme und dicke Bäuche wie Tonnen, außerdem litt jede noch an einem besonderen Gebrechen, die eine war mit einem Höcker begabt, die andere hinkte, die andere schielte und wieder eine andere hatte geschwollene Arme und Beine, und man zog hieraus den Schluß, daß die Luft auf dieser Insel sehr ungesund und verbunden mit der Feuchtigkeit der dicht am Strande auf Pfählen stehenden Wohnungen die Ursache so vielfacher Mißgestaltung sein müsse. Man segelte von hier aus dicht an der Küste Neuguineas hin und schickte öfter eine bewaffnete Schaluppe nach dem Lande, um es näher zu untersuchen und Lebensmittel einzutauschen; da dieß aber nicht immer gelang, so fingen die erbitterten Matrosen öfter Händel mit den Küstenbewohnern an, welche sich indessen unerschrocken zur Wehre setzten und einigemal sogar die zudringlichen Gäste zurückschlugen. Auf dieser Fahrt berührte man zwei Inseln, welche jetzt noch wie damals in der Sprache der Eingeborenen Moa und Arimoa heißen, steuerte durch eine Inselgruppe, die man zu Ehren des Kapitäns Schouteninseln nannte, und entdeckte endlich die nördliche Spitze von Neuguinea, welcher man in der frohen Hoffnung, bald das Ziel der Reise zu erreichen, den Namen Kap Goede Hoop beilegte. Man berührte noch die Molukken Ternate und Tidor und ließ am 28. October 1616 vor Jakatra (jetzt Batavia), der Hauptstadt der Insel Java und dem Mittelpunkte der holländischen

Besitzungen, die Anker fallen. Die Freude Lemaires und seines Piloten Schouten über den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens wurde indessen nur allzubald durch ein Ereigniß getrübt, welches sie eben so unerwartet als unverdient überraschte. Jan Cohen, der Präsident des Rathes von Indien, beschied sie schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft zu sich und erklärte ihnen im Namen der indischen Compagnie, daß sie durch die Uebertretung des Verbots, ohne Erlaubniß dieser privilegirten Handelsgesellschaft durch die Magalhäesstraße zu gehen, der persönlichen Haft und ihr Schiff und sämmtliche darin befindliche Waaren der Confiscation verfallen seien. Vergebens behaupteten sie, eine neue Straße aufgefunden zu haben, man glaubte ihrer Aussage nicht oder wollte ihr nicht glauben, da man das Monopol der Compagnie für gefährdet hielt. Sie konnten nur mit Mühe die Begünstigung erlangen, daß man sie auf der grade nach Europa segelnden Flotte der Compagnie nach der Heimath schickte, um dort Klage zu führen. Dem tiefgekränkten Lemaire ward nicht das Glück, sein Vaterland wiederzusehen; er starb am 22. Januar 1617 auf der Reise in der Nähe der Insel Mauritius; Schouten ward zwar in Holland mit gebührender Anerkennung seiner Verdienste empfangen, seine Klage auf Entschädigung scheint aber unberücksichtigt geblieben und an dem damals fast unbegrenzten Einflusse der indischen Compagnie gescheitert zu sein.

Abel Janssen Tasman.

Die von Lemaire aufgefundene Straße, welche jetzt noch seinen Namen trägt, oder vielmehr der von ihm gelieferte Beweis der Umschiffbarkeit des amerikanischen Festlandes, hatte indessen die Aufmerksamkeit der Generalstaaten der vereinigten Niederlande in so hohem Grade erregt, daß sie dem Admiral Jakob l'Hermite, welcher mit einer aus elf Schiffen bestehenden, starken Flotte zur Verheerung der spanischen Besitzungen an der Küste Perus im J. 1623 auslief, den gemessenen Befehl ertheilten, den neuen

Weg einzuſchlagen und ſeine Beſchaffenheit genauer zu unterſuchen. Er fand die Angaben Lemaires, die Manche noch immer zu bezweifeln wagten, vollkommen beſtätigt, umſegelte im Februar 1624 das Kap Hoorn und erſchien am 8. Mai auf der Höhe von Callao, wo er während der Vorbereitungen zu einem Angriff auf dieſe reiche ſpaniſche Stadt ſtarb. Der Viceadmiral Schapenham, ein eben ſo unfähiger als grauſamer Mann, ſegelte, nachdem er, ohne den geringſten Gewinn davon zu ziehen, einige Küſtenorte in Brand geſteckt und die abſcheulichſten Frevel verübt hatte, nach Weſten, berührte die Diebsinſeln und landete auf Java; von hier ſchlug er den Heimweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung ein, ſtarb aber, ehe er daſſelbe erreichte. Auf ſeiner Fahrt über den Auſtralozean konnte er die Erdkunde mit keiner neuen Entdeckung bereichern; da er von der gewöhnlichen, ſchon von ſo Vielen eingehaltenen Straße nicht abzuweichen wagte. Unterdeſſen hatten andere holländiſche Seefahrer, welche mit weniger Lärm und geringerem Aufwand ausliefen und deren Namen nicht einmal bekannt ſind, bedeutende Entdeckungen gemacht und beſonders die Küſten des großen Auſtralcontinents, welchem mit Recht der jetzt immer mehr verſchwindende Name Neuholland beigelegt wurde, enthüllt. Als die ruhmreichſte aller dieſer Fahrten muß jedoch unſtreitig die Expedition Abel Tasmans, welche auf Befehl Vandiemens, des einſichtsvollen Generalgouverneurs auf Java, unternommen wurde, betrachtet werden.

Abel Janſſen Tasman, ein bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigter Seemann, von deſſen Lebensverhältniſſen man nicht mehr weiß, als daß er im Dienſte der holländiſchen Compagnie ſtand, verließ mit zwei gut ausgerüſteten Schiffen am 14. Auguſt 1642 Batavia und ſegelte zuerſt eine große Strecke nach Süden, worauf er eine ſüdöſtliche Richtung einſchlug und am 24. November eine hohe Küſte entdeckte, die er für die ſüdlichſte Spitze Neuhollands hielt und nach ſeinem Gönner Vandiemen nannte. Erſt in der neueren Zeit hat ſich dieſe Spitze als eine von dem Auſtrallande durch eine Meerenge getrennte Inſel von nicht unbedeutendem Umfange erwieſen, und die Benennung Tasmanien, womit ſie jetzt von vielen Geographen bezeichnet wird, verdient

um so mehr allgemein zu werden, als eine andere große Küstenstrecke an der nordwestlichen Seite Neuhollands bereits den Namen Vandiemen führt. Tasman schickte einige Leute ans Land, um dessen Beschaffenheit genauer zu untersuchen; sie sahen daselbst mehrere sehr dicke, wenigstens sechzig Fuß hohe Bäume, in deren Stämme in Zwischenräumen von fünf bis sechs Fuß Stufen gehauen waren, um auf den Gipfel klettern zu können. Daraus und aus den an vielen Orten aufsteigenden Rauchsäulen schlossen sie, daß diese Küste bewohnt sein müsse, wagten aber nicht, weiter nach dem Inneren vorzudringen, da sie auch Fußtapfen von wilden Thieren wahrnahmen. Am 2. Dezember umsegelte man die Südspitze der Insel, lief noch einige Zeit in nördlicher Richtung an ihr hin und steuerte dann ostwärts, um den Salomonsarchipel aufzusuchen. Bereits am 14. entdeckte man wieder eine sich weithin erstreckende hohe Küste, deren Berge in dichte Wolken gehüllt waren; man bemerkte weder Menschen noch Rauch und obschon das ganze Land einen äußerst traurigen Anblick bot und ganz unfruchtbar zu sein schien, so ging man doch in einer vollkommen sicheren Bai vor Anker. Nach dem Untergange der Sonne bemerkte man Lichter am Strande und bald darauf vier Piroguen, welche grade nach den Schiffen steuerten. Die darin befindlichen Eingeborenen verriethen nicht die geringste Furcht vor den ihnen unbekannten Gästen, sondern riefen sie, als sie nahe genug waren, mit lauter, rauher Stimme an und begleiteten ihr Geschrei mit dem Schalle eines Instruments, welches am meisten einer Posaune glich. Die Holländer antworteten ihnen mit einer ähnlichen Musik und nachdem diese etwas sonderbare Art von Begrüßung einigemal wiederholt worden war, kehrten die Eingeborenen, da es unterdessen völlig Nacht geworden war, nach dem Ufer zurück. Am folgenden Morgen wiederholten sie ihren Besuch und richteten an die an Bord zu ihrem Empfange bereit stehenden Leute mehrere einzelne Worte; da man diese aber nicht verstand und nicht erwiedern konnte, so hielten sie sich in ziemlicher Entfernung, ohne die Zeichen, durch die man sie einlud, auf die Schiffe zu kommen, zu beachten. Am meisten fiel die äußerst rauhe Stimme dieser Leute auf, die doch nicht viel größer und

ſtärker ſchienen als ein gutgewachſener Europäer; ſie waren mit Ausnahme einer Schürze von Baumwollenzeug oder geflochtenem Baſt völlig nackt und hatten eine gelblich braune Hautfarbe; ihre langen ſchwarzen Haare trugen ſie auf dem Scheitel in einen Schopf gebunden, aus welchem eine große weiße Feder hervorragte. Ihre Fahrzeuge beſtanden aus langen, je zwei und zwei zuſammengebundenen und mit Sitzbänken belegten Canots, welche mit kurzen, oben ſcharf zugeſpitzten Rudern fortgetrieben wurden. Da dieſe Leute keine feindlichen Abſichten zu hegen ſchienen, ſo ankerten die Holländer näher an der Küſte, hatten aber bald Urſache, ihr allzugroßes Vertrauen zu bereuen; denn als ein Boot zur Ueberbringung von Befehlen von einem Schiffe zum andern fuhr, wurde es unerwartet ſchnell von mehreren Canots angegriffen und umgeſtürzt; da die darin befindlichen Matroſen nicht mit Waffen verſehen waren, ſo fielen einige unter den Keulenſchlägen der tückiſchen Wilden, den übrigen gelang es, ſich ſchwimmend an Bord zu retten. Da man nun an die Herſtellung eines friedlichen Verkehrs nicht mehr denken konnte und doch ſich auch der weit vorgerückten Jahreszeit wegen mit der Verfolgung und Züchtigung der Eingeborenen, die indeſſen nach einem zweiten Angriffe, bei dem ſie die Wirkung des Geſchützes empfindlich genug gefühlt hatten, ſich nicht mehr ſehen ließen, nicht aufhalten wollte, ſo ging man ſogleich unter Segel, ſteuerte möglichſt nahe an dem Lande, welchem man zur Ehre der Generalſtaaten den Namen Staatenland beilegte, welches aber jetzt Neuzeeland heißt, weiter, und kam in eine tiefe Bucht (wahrſcheinlich die Cooksſtraße); da man aber nicht zu der Ueberzeugung gelangen konnte, daß man ſich wirklich in einer Durchfahrt befinde, ſo kehrte man nach dem früheren Landungsplatz, welcher den Namen Moordenaars-Bay (Mörderbai) erhielt, zurück, und nahm dann längs der Küſte den Lauf nordwärts. Am 5. Januar 1643 erreichte man die nordweſtliche Spitze des Landes und eine davor liegende kleine Inſel, welche man, da man einige Erfriſchungen anzutreffen hoffte, ganz umkreiſte, ohne jedoch eine Spur von Anbau wahrzunehmen; die Eingeborenen, welche man hie und da in Haufen und mit Stöcken und Keulen bewaffnet auf den Anhöhen

ſtehen ſah und die von ſehr hohem Wuchſe zu ſein ſchienen, ſtießen ein gewaltiges Geſchrei aus und machten, wenn ſie ſich fortbewegten, auffallend große Schritte. Man fand auch einen Fluß mit ſüßem Waſſer, die Brandung war aber ſo ſtark, daß man keine Landung verſuchen konnte. Sowohl das Eiland als auch die ihm gegenüber liegende Spitze tragen noch die Benennungen Drie-Koningen-Eiland (Dreykönigsinſel) und Maria van Diemen, welche ihnen Tasman beilegte.

Da er der ſehr ermüdeten Mannſchaft auf dem ungaſtlichen Staatenlande nicht, wie er beabſichtigte, einige Erholung hatte verſchaffen können, ſo vertröſtete er ſie auf die von Lemaire entdeckten fruchtbaren Inſeln Kokos und Hoorn, wo man jedenfalls, wenn man auf dem Wege dahin keine zum Aufenthalte geeignete Entdeckung mache, vor Anker gehen würde, und ſetzte ſeine Fahrt in nordöſtlicher Richtung fort, ohne in zwölf Tagen eine Spur von Land wahrzunehmen; am 19. Januar aber befand man ſich im Angeſicht eines mit hohen Felſen bedeckten Eilandes, welchem man den Namen Pylſtaart (Pfeilſchwanz) beilegte, weil ungeheure Schwärme von Tropikvögeln, welche bei den Holländern dieſen Namen führen, auf ihm niſteten; da es aber kaum drei Meilen im Umfang hatte und dürr und unfruchtbar zu ſein ſchien, ſo lief man es, in der Hoffnung, bald freundlichere Küſten zu finden, nicht an. Zwei Tage darauf entdeckte man auch wirklich zwei mit einer herrlichen Vegetation prangende, nur durch einen anderthalb Meilen breiten Kanal von einander getrennte Inſeln und ließ bei der nördlichen die Anker fallen. Tasman, hoch erfreut über die Fülle der daſelbſt vorhandenen Lebensmittel, nannte ſie Amſterdam; jetzt führt ſie ihren einheimiſchen Namen Tongatabu und gehört, ſo wie auch das Eiland Pylſtaart, zu dem Tonga- oder Freundſchaftsarchipel; auch die der ſüdlicheren Inſel von den Holländern beigelegte Benennung Middelburg hat der einheimiſchen Eua weichen müſſen. Sogleich nach der Landung kamen drei Eingeborene in einer kleinen Pirogue bis dicht an die Schiffe; ſie waren faſt gänzlich nackt, von ſehr brauner Hautfarbe und ſchienen etwas größer, als ein Europäer von gewöhnlichem Wuchs. Als ein Stück Leinwand, welches man ihnen zuwarf,

in das Meer fiel und unterſank, ſprang ihm ſogleich einer der Wilden nach und brachte es, nachdem er unbegreiflich lange unter dem Waſſer geblieben war, wieder zum Vorſchein, worauf er es, wie es ſchien, um ſeinen Dank auszudrücken, einigemal auf ſeinen Kopf legte. Daſſelbe thaten ſeine Gefährten mit zwei großen Nägeln, einem Halsbande von Glasperlen und andern Kleinigkeiten, welche man ihnen reichte; als Gegengeſchenk gaben ſie eine Angelleine und eine ſardellenartig geſtaltete Harpune von Schildpatte. Man zeigte ihnen eine alte Kokosnuß und ein Huhn und ſuchte ihnen durch Zeichen begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel einzutauſchen wünſche; ſie ſchienen aber weder dieſe Andeutungen, noch die Wörter, die man aus mehreren Sprachen Ozeaniens an ſie richtete, zu verſtehen und entfernten ſich. Ihre Erzählung von dem Benehmen der fremden Gäſte mußte jedenfalls auf ihre Landsleute einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht haben, denn am folgenden Morgen erſchienen große Schaaren derſelben mit weißen Tüchern in den Händen; als man ebenfalls einige weiße Flaggen aufhißte, ruderten ſogleich mehrere Canots nach den Schiffen und vier junge ſchöne Männer ſtiegen zu Tasman an Bord, um ihm, wie man aus ihren Gebehrden errathen zu können glaubte, im Namen des Häuptlings der Inſel ein aus Baumbaſt verfertigtes Stück Zeug zu überbringen. Er füllte ein Glas mit Wein und leerte es, um ihnen zu zeigen, daß das Getränk nicht ſchädlich ſei; darauf füllte er es wieder und reichte es ihnen; ſie tranken aber nicht, ſondern goſſen den Wein aus und nahmen das Glas mit. Nach ihnen erſchienen die Eingeborenen in immer größerer Anzahl und brachten Kokosnüſſe, Jynamen, Bananen, Schweine, Geflügel und andere Lebensmittel, um ſie gegen Stücke Leinwand, Nägel und Glasperlen zu vertauſchen. Sie zeigten ſich über den Handel nicht weniger vergnügt als die Holländer, welche ſich um den billigſten Preis große Vorräthe lang entbehrter Speiſen verſchafften. Ein Greis, welcher nach der Ehrfurcht, die man ihm bezeugte, von hohem Range zu ſein ſchien, begriff endlich auch die wiederholte Nachfrage nach friſchem Waſſer und deutete nach einem ſchönen Thale, wo man, wie ſeine Gebehrden verſtändlich genug ausdrückten, aus reichlichen Quel-

len gutes Trinkwaſſer ſchöpfen könne. Unter den Weibern, welche ebenfalls ohne Scheu an Bord ſtiegen, zeichneten ſich die jüngeren durch ein ſehr angenehmes Aeußeres aus; bei den älteren bemerkte man mit nicht geringem Erſtaunen, daß ihnen an beiden Händen der kleine Finger abgeſchnitten war, ohne über dieſe ſonderbare Erſcheinung Auskunft erlangen zu können. Als beide Schiffe durchaus mit den fröhlichen Wilden angefüllt waren, ließ Tasman eine der größten Kanonen löſen, worüber zwar alle nicht wenig erſchraken, aber ſogleich, da ſie keine nachtheiligen Folgen des Knalles wahrnahmen, ihre frühere Heiterkeit und Zuverſicht wieder erlangten. Der Verkehr mit dieſen Naturmenſchen ohne Argwohn und Falſchheit, bei welchen man keinerlei Art von Waffen bemerkte, war im beſten Gange, als eines der Schiffe durch einen Windſtoß losgeriſſen und nach der hohen See getrieben wurde; das andere ſah ſich genöthigt, ihm am nächſten Morgen zu folgen, und da die Heftigkeit des Windes die Rückkehr ſehr ſchwierig gemacht haben würde, ſo zog man, obgleich nur ungern, vor, die Reiſe fortzuſetzen. Schon nach wenigen Stunden erreichte man wieder eine zu demſelben Archipel gehörige Gruppe anmuthiger Inſeln und ging bei der größten derſelben, welcher man den Namen Rotterdam beilegte, die aber in der Sprache der Eingeborenen Annamocka heißt, vor Anker. Mehrere Leute, welche ans Land gingen, um Trinkwaſſer aufzuſuchen, fanden die Bewohner eben ſo freundlich wie auf Amſterdam, und eben ſo reichliche Erfriſchungen; ſie ſahen auch nach allen Seiten hin regelmäßig angelegte und eingefriedigte Pflanzungen, deren trefflich gepflegte Bäume mit den köſtlichſten Früchten belaſtet waren. Der Verkehr war ſchnell angeknüpft und die Wilden, welche an Bord kamen, zeigten ſich weder durch Körpergeſtalt, noch in Gewohnheiten und Benehmen von den Bewohnern der Inſel Amſterdam verſchieden. So gutmüthig ſie waren, ſo unwiſſend ſchienen ſie auch zu ſein, und von Gott und Gottesverehrung verriethen ſie keine Spur, doch waren ſie deshalb nicht frei von abergläubiſchen Gewohnheiten; ſo bemerkte man einigemal, daß ſie Waſſerſchlangen, welche in die Nähe ihrer Canots kamen, fingen, ehrfurchtsvoll auf ihren Kopf legten und dann wieder in das Meer

ſetzten; auch tödteten ſie keine Fliegen, obſchon dieſe in ungeheurer Menge vorhanden waren und ſie durch ihre arg ſchmerzenden Stiche nicht wenig plagten. Als einer der Matroſen in ihrer Gegenwart zufällig eine Fliege todt ſchlug, zeigten ſie ſämmtlich, obſchon man ſie ſonſt nie zornig ſah, großen Unwillen. — Tasman ſetzte, nachdem beide Schiffe einen für längere Zeit ausreichenden Vorrath an Lebensmitteln eingenommen hatten, ſeine Fahrt nach Nordweſten hin fort, entdeckte mehrere Inſeln des ſchon von Lemaire berührten Fidſchiarchipels, welchen er den Namen Prinz Willemsinſeln beilegte, den ſie aber bereits wieder mit andern Benennungen vertauſcht haben, richtete dann ſeinen Lauf nach Neuguinea, unterſuchte mehrere Punkte und Inſeln an der nördlichen Seite dieſes Landes und lief am 15. Juni 1643 wieder in den Hafen von Batavia ein. Seine Reiſe, welche neun Monate und einige Tage gedauert hatte, war ſehr glücklich und äußerſt reich an wichtigen Entdeckungen. Durch die Umſchiffung Neuhollands hat er die Grenzen des Auſtrallandes, welches die Geographen jener Zeit ſehr weit nach Süden hin ausdehnten, beſtimmt, und zuerſt Staatenland und die bedeutendſten Inſeln des Tongaarchipels in die Erdkunde eingeführt; ſeine Anſicht, daß Staatenland nur einen Theil eines großen, bis zur Südſpitze Amerikas reichenden Continents bilde, erwies ſich freilich ſpäter als Irrthum; die Angaben der Lage der von ihm wirklich beſuchten Küſten ſind aber ſo auffallend genau, daß ſie jetzt noch, wenn man den durch die zu ſeiner Zeit allgemein angenommene fehlerhafte Beſtimmung des um 4^{0} 21′ zu weit nach Oſten gerückten Vorgebirgs der guten Hoffnung veranlaßten Unterſchied abzieht, kaum einer Verbeſſerung fähig ſind. Der glänzende Erfolg dieſer Expedition bewog die oſtindiſche Geſellſchaft, Tasman im J. 1644 zum zweiten Male nach der Südſee zu ſenden, um die Küſten der von ihm aufgefundenen Länder genauer zu unterſuchen; die Ergebniſſe dieſer Fahrt wurden aber ſorgfältig verheimlicht, woraus ſchon hervorgeht, daß ſie nicht unbedeutend geweſen ſein können. Tasman zeigte ſich auf ſeinen Reiſen als einen Mann von Verſtand und Herz, und man zollt ſeinen wirklich großen Verdienſten eine noch bereitwilligere Anerkennung als den meiſten ſeiner be-

rühmten Vorgänger und Nachfolger auf dem Felde der Entdeckungen, weil er die Bewohner der von ihm berührten Inseln als einfache, auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehende Naturmenschen mit der größten Schonung und Freundlichkeit behandelte und sich nie durch Habgierde zu Grausamkeiten verleiten ließ, welche so viele Unternehmungen nach Ozeanien schänden. Selbst wenn die Wilden in Folge ihrer Rohheit ihn ohne alle Ursache angriffen und ihm Schaden zufügten, so ließ er sich doch nie von den ersten Bewegungen seines gerechten Zornes hinreißen, sondern folgte seiner ruhigen, bei allen seinen Handlungen vorwaltenden Besonnenheit. Kein holländischer Seefahrer hat auf einer so kurzen Seereise so viel geleistet, wie er, und er verdient in jeder Beziehung die Anerkennung seiner Landsleute, welche die von ihm gemachten Entdeckungen auf einer im Stadthause zu Amsterdam befindlichen steinernen Weltkarte in erhabener Arbeit verewigten.

Jakob Roggeween.

Durch so unerwartet glänzenden Erfolg aufgemuntert, schickte die ostindische Compagnie in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts noch öfter Schiffe auf Entdeckungen nach der Südsee, da aber die Ergebnisse derselben aus kleinlichem Handelsgeiste sorgfältig verheimlicht wurden, so läßt sich jetzt der Antheil der Holländer an der Erweiterung der Erdkunde nicht mehr genau ermitteln und der ihnen gebührende Ruhm entgeht ihnen durch ihre eigene Schuld. Ihr Eifer erkaltete indessen allmälig durch mancherlei Verhältnisse und die Reihe ihrer Seefahrer, welche sich die Auffindung neuer Länder zum Ziele ihrer Unternehmungen setzten, schließt mit Jakob Roggeween, welcher durch beharrliches Ansuchen die westindische Handelsgesellschaft, der das Glück bei ihren Kämpfen gegen die Spanier auf den Antillen nicht hold sein wollte, durch die Aussicht auf die Erlangung ungeheurer Schätze bewog, eine kleine Flotte von drei Schiffen auszurüsten, um das große, wie man glaubte, von Tasman berührte Süd-

land, in welchem man eine Fülle von edeln Metallen zu finden hoffte, aufzusuchen.

Jakob Roggeween, im J. 1669 in der Provinz Zeeland geboren, kam sehr frühe nach Batavia, wo er, nachdem er verschiedene Punkte Indiens in Angelegenheiten der ostindischen Compagnie besucht hatte, die Stelle eines Rathes an dem Gerichtshofe bekleidete. Sein Vater, welcher im Dienste der westindischen Compagnie stand, hatte dieser schon den Plan einer Entdeckungsreise nach dem großen Südlande mitgetheilt, da aber der Krieg mit Spanien allzugroße Hindernisse in den Weg legte, so konnte sie erst von seinem Sohne, der nach dem Tode des Vaters in dessen Stelle trat, unternommen werden. Roggeween verließ am 21. August 1721 den Texel und berührte auf der Richtung nach der Südspitze der neuen Welt eine große Insel, welcher er, weil er sie für eine neue Entdeckung hielt, den Namen Australbelgien beilegte, die aber zu den lange vorher von französischen und englischen Seefahrern entdeckten und besuchten Malouinen oder Falklandsinseln gehört. Nach der Umschiffung des Caps Hoorn steuerte er westnordwestlich und bekam am ersten Ostertage eine Insel von nicht unbedeutendem Umfange zu Gesicht, welcher er den Namen Paaschen (Ostern) beilegte, den sie noch trägt, obschon die Entdeckung derselben, wie Manche behaupten, nicht ihm, sondern dem englischen Corsaren Eduard Davis, welcher sie schon im J. 1687 gesehen haben soll, zugestanden werden darf. Die Bewohner kamen sogleich nach der Landung zutrauungsvoll an Bord und nahmen die Kleinigkeiten, welche man ihnen schenkte, mit großem Vergnügen an; eine ganz außerordentliche Freude verursachte ihnen die Musik und so oft man aufspielte, nahmen sie sich jubelnd bei den Händen und fingen an zu springen und zu tanzen. Durch einen unglücklichen Zufall oder vielmehr durch die Unvorsichtigkeit eines der rohen Matrosen wurde aber schon am zweiten Tage nach der Landung einer der harmlosen Wilden durch einen Flintenschuß getödtet, wodurch sich augenblicklich ein solcher Schrecken ihrer bemächtigte, daß sie sämmtlich in ihre Canots sprangen und in Eile entflohen. Als man nun, um den Verkehr wieder anzuknüpfen, ans Land ging, drängten sich die

Insulaner in solcher Menge und mit solchem Ungestüm an den Strand, daß man sich nur mit der größten Mühe Bahn brechen konnte. Man machte alsbald mit einer unbegreiflichen Grausamkeit von dem Feuergewehre Gebrauch und tödtete mehrere der gänzlich unbewaffneten und nur von Neugierde getriebenen Eingeborenen, welche nun ein einstimmiges herzzerreißendes Jammergeschrei erhoben und die unheimlichen Gäste durch eine Menge von Lebensmitteln jeder Art, die sie von allen Seiten herbeischleppten, wieder zu besänftigen suchten. Das freundliche Verhältniß wurde auch bald durch wechselseitige Geschenke wieder hergestellt und bis zur Abreise nicht mehr gestört. Roggeween schildert in seinem Berichte die Insel, ihre Bewohner und ihre Erzeugnisse mit den glänzendsten Farben, geräth aber dadurch mit den Aussagen neuerer Reisenden, welche weder die Insel so reizend, noch die Bewohner so gutmüthig fanden, vielfach in Widerspruch; wir wollen versuchen, die zerstreuten Nachrichten in möglichst kurzer Fassung zusammen zu stellen und sie, in so weit es möglich, mit einander in Einklang zu bringen.

Die Osterinsel oder Waihu, wie sie bei den Eingeborenen heißt, welche einen Umfang von etwa sechs Meilen hat und vereinzelt (unter 27° 5′ 30″ S. Br. und 267° 47′ L.) in dem ungeheuern Australozean liegt, scheint seit ihrer Entdeckung durch Erdbeben oder andere Naturerscheinungen wesentliche Veränderungen erlitten zu haben, denn während es ihr jetzt gänzlich an Holz fehlt, war sie noch bei Roggeweens Besuch mit schönen Wäldern bedeckt. Ihre vulkanische Beschaffenheit kann keinem Zweifel unterliegen, da man jetzt noch deutlich das Innere eines mächtigen, aber längst erloschenen und nun mit Pflanzungen bedeckten Kraters wahrnimmt und alles Gestein der Insel aus mehr oder weniger compacter Lava besteht. Sie bildet ein fast gleichschenkliges Dreieck und erhebt sich nach dem Innern immer mehr bis zu hohen Gebirgen, die indessen des Anbaues nicht unfähig sind, denn man sah selbst die steilsten Abhänge in regelmäßige Felder abgetheilt, von denen viele in voller gelber Blüthe standen. Das Klima ist so mild, daß die Bewohner keiner Kleider bedürfen; Regen scheint von Zeit zu Zeit regelmäßig einzutreffen, welcher

auch um so weniger entbehrt werden kann, da Flüsse, Bäche und Quellen gänzlich fehlen und das nöthige Trinkwasser aus Sümpfen und Lachen, welche das Regenwasser bildet, genommen werden muß. Die Flora ist auf dem steinichten Boden nicht sehr reich; Brotfrucht und Kokos fehlen, dagegen findet man den Pisang, die süße Batate, das Arum, die Yam, das Zuckerrohr, die Curcuma, den Flaschenkürbis und noch mancherlei andere Gewächse, welche von den Eingeborenen sorgfältig angebaut und benutzt werden. Von vierfüßigen Thieren scheint kein einziges einheimisch zu sein, denn die Ratte hat sich erst durch den Besuch der fremden Schiffe eingenistet; Landvögel bemerkte man nicht, und selbst das Huhn, das einzige Hausthier, welches während der Anwesenheit der Holländer noch in großer Menge zu bekommen war, ist jetzt nur einzeln und spärlich vorhanden; Schaalthiere, Muscheln und Seeschnecken sind nicht selten, aber an Fischen ist das die Insel umwogende Meer sehr arm, welche Erscheinungen zusammengenommen deutlich genug auf gewaltsame Erschütterungen und Veränderungen dieses Erdfleckes hinweisen. — Die Bewohner desselben, deren Anzahl sich nach Einigen auf zweitausend belaufen, nach Andern kaum siebenhundert betragen soll, gehören zu der malaiischen Rasse, unterscheiden sich aber in der Gesichtsbildung, wenn man von der in das Gelbliche spielenden Hautfarbe absieht, nur wenig von den Europäern überhaupt und von den Spaniern fast gar nicht. Die Hautfarbe bleibt sich indessen, was auffallend erscheint, bei allen nicht völlig gleich, denn während sie bei der Mehrzahl so wie angegeben beschaffen ist, zeigt sie sich bei manchen fast schwarz und bei andern beinahe weiß, was wohl den Schluß auf eine Mischung verschiedener Rassen erlauben dürfte, wodurch denn auch die so sehr von einander abweichenden Behauptungen der Seefahrer, welche bis jetzt mit ihnen in Berührung kamen, ihre Erklärung fänden; denn während diese sie als hagere Menschen von winziger Gestalt, mit schmalem und magerem Gesichte und kleinen schwarzbraunen Augen schildern, rühmen jene ihren schlanken, ja fast riesigen Wuchs, ihre Anmuth und Schönheit und ihre ausdrucksvollen Züge. Diese und jene stellten ihr Urtheil wohl nur nach einzelnen, Ausnahmen

bildenden oder von einer andern Raſſe abſtammenden Perſönlichkeiten feſt, denn im Allgemeinen iſt der Körperbau dieſer Inſulaner nur mittelmäßig und überſchreitet kaum die Höhe von vier Fuß, ihre Geſtalt fällt aber durch die richtigen Verhältniſſe angenehm in die Augen. Hauptthaar und Bart ſind dünn, gewöhnlich ſchwarz und nur bei wenigen blond. Das andere Geſchlecht vereint, wie ſich einige Beobachter ausdrücken, mit dieſer gefälligen Körperbildung große Anmuth in den Umriſſen der Glieder, Sanftmuth und Feinheit in den Zügen und ein offenes, ſehr einnehmendes Weſen; andere wollen indeſſen nur Weiber ohne Reiz und Anmuth, mit breiten dunkelroth gefärbten Geſichtern und wulſtigen Lippen geſehen haben. Alle ſtimmen indeſſen darin überein, daß beide Geſchlechter einer dauerhaften Geſundheit genießen und ohne Gebrechen ein hohes Alter zu erreichen ſcheinen. Männer und Weiber gehen mit Ausnahme einer kleinen Schürze um die Hüften gewöhnlich gänzlich nackt oder werfen höchſtens ein Stück gelbes oder weißes Baſtzeug über die Schultern, welches ihnen bis zur Hälfte der Schenkel herabfällt; den Kopf bedecken ſie entweder mit kleinen Hüten von Rohr und Stroh oder ſchmücken das bald länger, bald kürzer abgeſchnittene Haar mit friſchen Laubkränzen, ſeltener mit ſchwarzen Federn; manche, wie es ſchien, vornehmere Leute, trugen dicht anliegende, ſchön gearbeitete, vorn mit einer geſchliffenen Muſchel verzierte Halsbänder. Sehr unvortheilhaft für ihr Ausſehen iſt die Sitte, die Ohren zu durchbohren und die Oeffnungen durch ſpiralförmig gerolltes Rohr ſo unmäßig zu erweitern, daß die Ohrläppchen bis auf die Schultern herabhängen; weniger entſtellend iſt die übrigens nur bei den Männern übliche ins Bläuliche ſpielende Tätuirung, welche in breiten Linien den Lauf der Muskeln kunſtreich begleitet und zuweilen ſogar auf dem bräunlichgelben Grunde der Haut eine dem Auge nicht unangenehme Wirkung hervorbringt. — Während des Aufenthaltes der Holländer auf Waihu zeigten ſich die Bewohner trotz der grauſamen Behandlung, welche ihnen ohne alle Urſache widerfuhr, ſtets gaſtfreundlich, gutmüthig und zuvorkommend; andere Seefahrer, welche ſie ſpäter beſuchten, ſprechen nicht rühmend von ihrem Charakter und ſchildern mit ſichtbarem Aerger ihren

unverbesserlichen Hang zum Diebstahl, ohne zu bedenken, daß dieses Laster bei Naturmenschen, die ganz andere Begriffe von Eigenthum haben und sich, was ihnen gefällt, anzueignen suchen, nicht als solches betrachtet werden darf oder doch milder beurtheilt werden muß. Keinesfalls sollte man, wie Manche gethan haben, behaupten, daß diese Wilden, welche nicht mehr und nicht weniger Fehler haben mögen als die Bewohner der übrigen Südseeinseln, ärgere Heuchler seien als der abgefeimteste europäische Betrüger, daß ihre Liebkosungen und Schmeicheleien als baare Verstellung betrachtet werden müßten und daß ihr Gesicht nie ihre wirkliche Empfindung und Gesinnung ausdrücke. Daß sie übrigens allmälig zurückhaltender und mißtrauischer gegen die sie besuchenden Gäste geworden sind, wird keinen Vernünftigen befremden, welcher weiß, daß amerikanische Schiffe wiederholt nur deswegen bei ihnen landeten, um sie mit Gewalt als Sclaven nach andern Inseln zum Behuf des Robbenschlages zu schleppen.

Ueber die Religion der Waihuaner hat man bis jetzt keine zuverläßige Auskunft erlangen können, doch scheint bei ihnen dieselbe Vielgötterei zu herrschen, welche man bei den übrigen Stämmen des Australozeans antrifft, und der Hauptgegenstand ihrer Verehrung sind ebenfalls die Morais (Begräbnißplätze), welche sie mit großer Sorgfalt herrichten und unterhalten. Ein solches Morai besteht aus einer etwa achtzig Fuß langen und zwölf Fuß breiten, auf einem acht Fuß hohen Mauerwerke von rothem vulkanischen Steine ruhenden, mit großen viereckigen Platten belegten horizontalen Fläche, auf welcher eine Reihe kolossaler Bildsäulen, welche den oberen Theil des menschlichen Körpers darstellen, aufgerichtet sind. Diese Bildsäulen, deren ganze Höhe etwas über vierzehn Fuß beträgt, sind aus Lava nicht ohne Geschick gehauen, besonders ist der mit einem cylinderförmigen Schmuck bedeckte Kopf nicht übel gebildet, wenn man die abscheuliche Ohrenverlängerung, welche sich auch die Götzen gefallen lassen müssen, ausnimmt. Unmittelbar unter der Bildsäulenreihe, Hanga genannt, befindet sich ein geräumiges Gewölbe, in welches man von der Seite des Steindammes aus durch einen sehr schmalen Gang gelangt und worin man menschliche Gerippe und Gebeine

aufgeschichtet steht. Diese Begräbnißorte gehören indessen sicher einer früheren kräftigeren Generation an, denn die jetzige Bevölkerung hat nicht mehr den Muth und die Ausdauer, mit ihren unvollkommenen Werkzeugen und bei ihrer geringen Anzahl so großartige Werke, welche eine große Menge von Arbeitern erfordern, zu unternehmen, sondern häufen nur Steinpyramiden auf die einzelnen Gräber ihrer verstorbenen Verwandten. Die Morais bleiben übrigens fortwährend Gegenstand ihrer Verehrung und Roggeweens Leute bemerkten einigemal, daß sie Feuer anzündeten und den Götzen Opfer darbrachten; auch wollten sie bei diesem religiösen Gebrauche, der gewöhnlich des Morgens stattfand, jedesmal einen ganz weißen Mann, welcher große, runde, weiße Pflöcke als Schmuck in den Ohren trug, gesehen haben und schlossen aus seinem gemessenen Benehmen und der Unterthänigkeit, welche man ihm bewies, daß er ein Priester sein müsse. Wahrscheinlich nahmen sie als solchen den Erih (Häuptling) des zu jedem Morai gehörenden Dorfes, denn die ganze Insel theilt sich in eben so viele Bezirke oder Gemeinden, als es Morais darauf giebt. Ob der Einzelne aber, wie Manche behaupten, kein Grundeigenthum besitze und der Boden und die Erzeugnisse eines jeden Bezirkes Gemeingut der Bewohner desselben seien und ob Alle die Weiber in Gemeinschaft besitzen, mag dahingestellt bleiben; daß die Begriffe von Ehe jedenfalls nicht sehr ängstlich sind, beweist das von den Männern gar nicht beachtete freie Benehmen der Weiber gegen die auf der Insel landenden Fremden. Ob sie bei ihren Eheherren in einigem Ansehen stehen oder ob sie nur als einflußlose Dienerinnen die Geschäfte des Haushaltes besorgen, bemerken die Reisenden nicht. Daß sie bei der Bestellung des Bodens thätig sein müssen, darf man wohl mit Bestimmtheit annehmen, denn der Feldbau wird von diesen Wilden, die ihre Nahrung fast einzig und allein aus dem Pflanzenreich ziehen, mit nicht geringer Sorgfalt und nicht ohne Einsicht betrieben. Auf ihren sich bis auf die Berghöhen erstreckenden und in regelmäßige längliche Vierecke eingetheilten Pflanzungen reißen sie zuerst das darauf wuchernde Unkraut aus, verbrennen es und verwenden die Asche als Dünger; darauf stechen sie mit spitzigen

Hölzern Löcher in den auf dieſe Weiſe und ohne Ackerinſtrumente beſtellten Boden und ſtecken in dieſe die ſchon erwähnten Nahrungspflanzen. Da kein Waſſer auf der Inſel zu finden iſt, ſo hängt der Ertrag der Ernte von den regelmäßigen Regen ab, welche auch ſelten auszubleiben ſcheinen; iſt dieſes aber ein oder mehrere Jahre der Fall, ſo entſteht fürchterlicher Mangel, welcher nothwendig eine ſchnelle Verminderung der Bevölkerung zur Folge haben muß, da die Fiſche in der nächſten Umgebung der Inſel nicht ſehr häufig ſind und zur Ernährung ihrer Bewohner nicht ausreichen, weshalb ſie in ſolchen Mißjahren ihre Zuflucht ſogar zu Seetang und jetzt auch manchmal zu Ratten nehmen, vor welchen ſie doch den größten Abſcheu haben. Manche wollen behaupten, daß dieſe Inſulaner nichts vom Fiſchfang verſtänden und denſelben auch nicht betrieben, weil man bei ihnen weder Netze noch Angeln bemerkte; wer wollte aber die Möglichkeit in Abrede ſtellen, daß ſie ſich der Fiſche auf eine andere Art bemächtigen, da ſie vorzügliche Schwimmer ſind und die ſtärkſte Brandung nicht fürchten. Ihre Speiſen bereiten ſie ſehr einfach, indem ſie dieſelben in Löchern, die mit glühenden Steinen ausgelegt werden, braten; ein anderes Getränk als Waſſer hat man bei ihnen nicht wahrgenommen; fehlt ihnen der Regen und trocknen die Pfützen aus, ſo trinken ſie ohne Nachtheil und ohne Erbrechen Seewaſſer, an das ihr Magen gewöhnt iſt. — Ihre Wohnungen, welche nicht einzeln, ſondern in Dörfern beiſammen liegen, beſtehen aus kleinen Sparren, welche mit einem Flechtwerk von Binſen verbunden und mit Lehm überſtrichen werden; das Dach bildet künſtlich ineinander geſchlungenes Zuckerrohr. Eine ſolche, etwa funfzig, zuweilen ſogar dreihundert Fuß lange, aber nie über zehn bis zwölf Fuß breite Hütte hat die Geſtalt eines umgeſtürzten Bootes und im Inneren mehrere Abtheilungen, in denen die aus dem Papiermaulbeerbaum verfertigten ſehr weichen Matten liegen, welche als Betten dienen. Zwiſchen dieſen leichten Hütten erheben ſich in allen Dörfern auch ſteinerne Häuſer, worin man ſich wahrſcheinlich nur in der ſchlechten Jahreszeit aufhält, oder welche vielleicht auch von Häuptlingen und angeſehenen Leuten bewohnt werden. Sie ſind länglichrund und von Lavablöcken nicht ohne

Geschick aufgeführt; ihre Länge beträgt ungefähr vierundzwanzig, die Breite sechs und die Höhe sieben Fuß; die Mauer, von nicht unbedeutender Dicke, hat nur an einer der langen Seiten eine kleine niedrige Oeffnung, durch welche man hineinkriecht und die zugleich als Fenster und als Thüre dient. Ein unterirdisches Gewölbe, worin man die Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahrt, befindet sich so nahe dabei, daß man es im Auge behalten kann, und daneben ist die Steingrube, worin die Speisen bereitet werden. Außer einigen aus Binsen geflochtenen Körben und irdenen Töpfen, worin die Speisen aufgetragen werden, sieht man in den Wohnungen keine Geräthschaften, aber doch nur weil sie als überflüssig betrachtet werden und keineswegs aus Mangel an Geschicklichkeit sie herzustellen, denn diese Wilden verrathen in der Bereitung ihrer zur Kleidung dienenden Zeuge und ihrer Matten eine nicht zu verachtende Kunstfertigkeit. Die Behauptung der ersten Besucher der Insel, daß ihre Bewohner nie Krieg führten, weil sie keine Waffen zu verfertigen verständen, hat sich ebenfalls als irrig erwiesen, und spätere Seefahrer fanden nicht nur tüchtige Streitkolben von starkem Holze und Speere mit Spitzen aus Lavaglas, sondern erfuhren auch, daß die einzelnen Erihs sehr häufig miteinander in Fehden begriffen seien. Weniger geschickt zeigen sich die Waihuaner in dem Baue der Canots, aber doch nur weil es ihnen an tauglichen Baumstämmen fehlt und sie nur das zu gewissen Jahreszeiten an ihre Küste geschwemmte Floßholz dazu benützen können. Sie verfahren deshalb dabei mit der größten Sparsamkeit und hauen die Fahrzeuge nicht aus den ganzen Stämmen, sondern setzen sie aus einzelnen Planken, die sie mit Stricken verbinden, zusammen. Ein solches Canot, das etwa acht Fuß lang ist und an den Seiten kleine Ausleger hat, faßt höchstens vier Leute, welche es mit großer Schnelligkeit fortzurudern und geschickt zu lenken verstehen. Die Canots scheinen nicht sehr zahlreich zu sein, denn so groß auch die Menschenmenge sein mag, welche sich bei der Ankunft fremder Schiffe am Strande versammelt, so können, obgleich die Handelslust Aller gleich groß ist, doch nur Wenige, welche so glücklich sind ein Fahrzeug zu besitzen, an Bord gelangen.

Roggeween hatte die Absicht, einige Tage auf die nähere Untersuchung der Insel zu verwenden, allein ein heftiger Westwind riß zwei seiner Schiffe von den Ankern los und trieb sie nach der hohen See, wodurch er gezwungen wurde, ihnen zu folgen und seine Reise nach Westen hin fortzusetzen. Nach einer Fahrt von fast einem ganzen Monate gerieth er zwischen eine Gruppe sehr niedriger Inseln, wo eines seiner Schiffe scheiterte und die andern sich nur mit großer Anstrengung wieder frei machten. Er legte den einzelnen Eilanden die Namen Karlshoff, Aurora, Vesper, Zusters (Schwester), Broeders (Brüder) und schadelyke (gefährliche) Eilandes bei, welche sie aber nur zum Theil behalten haben. Sie gehören alle zu dem Archipel der niedrigen Inseln, welcher noch jetzt der ihn umgebenden Riffe wegen von den Seefahrern als die gefährlichste Stelle des Australozeans betrachtet wird. Die Bewohner, welche sich sehr wild und kriegerisch zeigten, erklärt Roggeween als die größten und kräftigsten Leute, welche er auf seiner ganzen Reise sah. Am 1. Juni entdeckte er wieder eine hohe Insel, welche gleich einem prächtigen Garten aus den Wogen auftauchte, da man aber keinen sicheren Ankerplatz finden konnte und sich doch gern einige, besonders den Kranken nöthige Erfrischungen verschaffen wollte, so ließ man zwei wohlbewaffnete Schaluppen in See, um ans Land zu gehen. Sobald die Eingeborenen dieses Vorhaben bemerkten, kamen sie in großen Schaaren und mit langen Spießen bewaffnet an den Strand, um sich der Landung zu widersetzen; lange mühete man sich vergebens ab, über die das Ufer begrenzenden Klippen zu kommen, bis endlich einige kecke Matrosen in die See sprangen und unter dem gutgerichteten Feuer ihrer Gefährten in den Schaluppen ans Land schwammen, wo sie die Wilden, welche vor den Kugeln erschrocken zurückgewichen waren, durch freundliche Geberden und durch Spiegel und andere Spielereien, die sie ihnen als Geschenke darboten, wieder herbeilockten und ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie Erfrischungen zu haben wünschten. Die gutmüthigen Naturkinder, welche jetzt glaubten, die fremden Gäste seien durch den Hunger zum Besuche ihrer Insel gezwungen worden, führten sie mitleidig weiter nach dem Innern

des Landes und leisteten ihnen hülfreich Hand bei der Plünderung ihrer Felder, bis sie zwölf Säcke mit den köstlichsten Früchten gefüllt hatten. Die Holländer fanden den Boden allenthalben äußerst fruchtbar und mit Pflanzungen bedeckt; aus manchen mißverstandenen Andeutungen der sie mit der zuvorkommendsten Gastfreundlichkeit bedienenden Wilden vermutheten sie sogar, daß das Innere des Landes edle Metalle berge, und erregten, als sie mit ihrer Beute an Bord zurückkamen, nicht wenig die Neugier ihrer zurückgebliebenen Genossen. Am folgenden Tage ging ein großer Theil der Mannschaft ans Land, sowohl um noch mehr Lebensmittel einzusammeln, als auch in der Absicht, die Beschaffenheit des Bodens genauer zu untersuchen. Als man sogleich auf den Häuptling der Insel stieß, beschenkte man ihn mit Spiegeln und Korallen, welcher dieses zwar sehr gleichgültig annahm, aber durch ein Geschenk an Kokosnüssen erwiederte. Er trug am Hals und an den Armen Bänder von Perlenmutter, welche weit kostbarer schienen als der Schmuck seiner Unterthanen, der ebenfalls, aber bei weitem nicht so kunstvoll, aus Muschelschalen verfertigt war. Die Eingeborenen, mit denen man an diesem und dem vorhergehenden Tage in Berührung kam, waren sämmtlich schöne Leute von starkem, untersetztem Körperbau, wohl gewachsen, sehr schnell und gewandt in allen ihren Bewegungen und voll Leben. Ihre schwarzen, mit Kokosöl gesalbten Haare hingen ihnen in langen, dichten Flechten um den bunt bemalten Körper. Die Männer trugen keine andere Kleidung als um die Lenden ein kleines Tuch, welches zwischen den Schenkeln durchgezogen war, die Weiber aber hatten fast den ganzen Körper in einen weichen, seidenartigen, aus Baumbast verfertigten Stoff eingehüllt. Sie drängten sich mit der ihrem Geschlechte eigenen unbezähmbaren Neugierde um die wunderbaren Fremdlinge, bewunderten die weiße Hautfarbe derselben und befühlten sie unter den zärtlichsten Liebkosungen vom Kopfe bis zu den Füßen. Die Holländer füllten ungehindert wieder ihre Säcke und drangen immer weiter nach dem Inneren vor. Plötzlich aber wurden sie, wahrscheinlich als sie sich einem heiligen Orte näherten, von den Eingeborenen verlassen und der Häuptling gab ihnen mit seinem

Stabe ein Zeichen, nicht weiter voran zu gehen. Als dieſe aber ohne alle Rückſicht auf die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſich an die wohlgemeinte Warnung nicht kehrten und mit unbedachtem Uebermuthe ihren Weg fortſetzen wollten, erfolgte von allen Seiten ein Steinhagel, worauf ſie, obſchon er wenig Schaden verurſachte, ſogleich mit Flintenſchüſſen antworteten, durch welche der Häuptling und viele der dichtgedrängten Wilden fielen. Darüber erbittert, ſtürzten ſich die letzteren mit ſolchem Ungeſtüm auf die Holländer, daß dieſe mit Zurücklaſſung einiger Todten und mit Wunden bedeckt die Flucht ergreifen mußten und nur mit großer Anſtrengung ihre Schaluppen erreichen konnten. Da nach dieſem Unfalle Niemand mehr ans Land zu gehen wagte, ſo lichtete man, ſo gern man auch länger geblieben wäre und ſich noch beſſer mit den hier in ſo großer Fülle vorhandenen köſtlichen Erfriſchungen und mit Trinkwaſſer verſehen hätte, die Anker und legte der Inſel, deren gaſtfreundliche Bewohner man ſo muthwillig gereizt hatte, den Namen Verquikking (Erquickung) bei; ſie gehört zu dem Geſellſchaftsarchipel und iſt wahrſcheinlich dieſelbe, welche jetzt Ulietea heißt. Die entmuthigte Mannſchaft, noch größere Gefahren und Verluſte fürchtend, wünſchte jetzt um das Kap Hoorn wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren, Roggeween zog es aber vor, den Weg nach Batavia fortzuſetzen und zur Ergänzung ſeiner Vorräthe, die ihrer Reichthümer und ihrer Fruchtbarkeit wegen geprieſenen Salomonsinſeln zu berühren, und richtete ſeinen Lauf nach Nordweſten. Nach wenigen Tagen bekam er wieder einige Inſeln zu Geſicht, welche ſchon in der Ferne den Anblick eines üppigen Parks gewährten und die man auch, als man näher rückte, mit den prachtvollſten Pflanzungen bedeckt fand. Die Bewohner ſchienen, nach der Menge von Leuten, welche ſich ſchnell am Ufer geſammelt hatten und faſt alle mit Pfeilen und Bogen bewaffnet waren, zu urtheilen, ſehr zahlreich zu ſein; viele derſelben kamen aber in ihren Canots den Schiffen freundlich entgegen und brachten Fiſche, Kokosnüſſe, Piſang und andere vorzügliche Früchte, welche ſie theils als Geſchenke überreichten, theils gegen Spielereien vertauſchten. Sie waren ſämmtlich weiß und unterſchieden ſich von den Europäern nur dadurch

daß sie mehr von der Sonne gebräunt waren. Man bemerkte in ihrem Benehmen nichts Wildes und so sanft und liebreich sie gegen einander waren, so aufrichtig und zuvorkommend zeigten sie sich auch gegen ihre Gäste, die sie als höhere Wesen zu betrachten schienen. Sie hatten nicht, wie die Bewohner der bis jetzt besuchten Inseln, ihren Körper bemalt, sondern vom Gürtel bis zu den Knöcheln in künstlich gewebte seidenartige und mit Franzen besetzte Zeuge gehüllt und trugen auf dem Kopfe einen leichten breitkrämpigen Hut von demselben Stoffe, um sich gegen die Sonnenhitze zu schützen; ihr einziger Schmuck um Hals und Arme bestand in Kränzen schöner wohlriechender Blumen. Roggeween legte diesen paradiesischen, mit dicht beholzten Bergen und fruchtbaren Thälern durchzogenen Inseln, welche die mittlere Gruppe des Schifferarchipels bilden, zu Ehren des Kapitäns einer seiner Schiffe den Namen Baumansinseln bei, welchen sie noch tragen, und beschloß jetzt, da die Kranken auf dem Geschwader sich mit jedem Tage mehrten, ohne sich länger auf den weiterhin liegenden, schon von andern Seefahrern untersuchten Inseln aufzuhalten, als zur Einnahme von Lebensmitteln und Trinkwasser unumgänglich nothwendig sei, vorzurücken, um möglichst bald die holländischen Besitzungen zu erreichen. Er berührte noch einige Inseln der Salomonsgruppe, die sich aber, da die von ihm ihnen beigelegten Benennungen Tienhofen und Gröningen später mit andern vertauscht wurden, nicht genauer bestimmen lassen, dann die Küste von Neubritannien und mehrere Eilande an der nördlichen Seite von Neuguinea, und lief, nachdem er den größten Theil seiner Mannschaft verloren hatte, in den Hafen von Batavia ein, wo er sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen und seinen Leuten eine längere Ruhe zu gönnen gedachte, um dann um das Kap der guten Hoffnung nach Holland zurückzukehren; kaum war er aber vor Anker gegangen, als die ostindische Compagnie ihm unter dem Vorwande, daß er ohne ihre Erlaubniß in die Gewässer, wo sie allein Handel zu treiben befugt sei, zu kommen gewagt habe, seine Schiffe hinwegnahm und verkaufte und ihn selbst als Gefangenen betrachtete. Die westindische Compagnie erhob über diese eigenmächtige Handlungsweise Klage und

gewann den Prozeß, durch welchen die ihr so feindlich gegenüberstehende Gesellschaft verurtheilt wurde, Roggeween auf ihre Kosten nach dem Texel zu bringen und ihm den erlittenen Verlust bis auf den letzten Heller zu ersetzen. Roggeween verlebte den Rest seiner Tage in Ruhe; die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine ungerechte Behandlung mußte den holländischen Seefahrern die Lust benehmen, sich fortan den Mühseligkeiten und Gefahren einer Entdeckungsreise, deren Vortheile nur bevorzugten Gesellschaften zuflossen, zu unterziehen. Ihr Vaterland wurde auf diese Weise um den Ruhm vieler Entdeckungen gebracht und selbst die meisten holländischen Benennungen, welche sie den von ihnen aufgefundenen Küsten und Inseln beilegten, haben den später durch englische und französische Reisende eingeführten weichen müssen und sind von den Charten verschwunden.

William Dampier.

Während Holland nach Abschüttelung des spanischen Jochs fast unbegreiflich schnell an Macht und Reichthum zunahm, während es seine Flotten nach allen Richtungen hin zur Eroberung der reichsten Besitzungen Spaniens und Portugals ausschickte und den Welthandel beinahe ausschließend an sich zog, blieb England, dessen Seewesen einen so glänzenden Anfang genommen hatte, durch innere Kriege an der weiteren Entfaltung seines Einflusses nach Außen gehindert, längere Zeit unthätig und im Laufe des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts läßt sich keine von Briten unternommene Seereise nachweisen, welche ein der Erdkunde ersprießliches Ergebniß geliefert hätte. Erst gegen das Ende dieses Zeitraums erscheinen die Schiffe dieser Nation wieder auf dem Meere, um es nicht mehr zu verlassen. Eine Reihe berühmter Seefahrer, welche mit William Dampier, einem von der Natur mit seltenen Gaben ausgestatteten und um die Schiffahrkunde hochverdienten Manne, beginnt und sich immer noch auf die glänzendste Weise fortsetzt, haben ihrem Vaterland einen unsterblichen

Ruhm und die Herrschaft auf fast allen Theilen des Ozeans erworben.

William Dampier, im J. 1652 zu East-Coker in Somersetshire geboren, war der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers und ward von diesem zum Kaufmanne bestimmt; da er aber seinen Vater sehr früh verlor, so legten ihm seine Vormünder keine Hindernisse in den Weg, als er die Schule, wo er kaum einige Fertigkeit im Schreiben und Rechnen erlangt hatte, verließ, um seiner Neigung zum Seeleben zu folgen. Kaum siebenzehn Jahre alt, nahm er Dienste auf einem Schiffe, welches einem Rheder von Weymouth in Dorsetshire gehörte, und machte mit demselben im J. 1669 eine Reise nach Frankreich und im folgenden eine andere nach Neufundland. Die hier herrschende Kälte berührte ihn so unangenehm, daß er sich nicht mehr bewegen ließ, an einer zweiten Fahrt nach diesem unfreundlichen Himmelsstriche Theil zu nehmen, sondern es vorzog, im J. 1671 mit einer Expedition nach den ostindischen Gewässern zu gehen. Auf dieser Reise legte er nach seinem eigenen Geständnisse den Grund zu seinen ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedenen Zweigen des Seewesens, welche ihn so sehr vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnen. Da unterdessen der Krieg zwischen England und Holland ausgebrochen war und die Handelsfahrten höchst unsicher machte, so folgte er nach seiner Rückkehr der Einladung seines Bruders, bei ihm günstigere Zeiten abzuwarten, war aber bereits der Ruhe und Unthätigkeit so sehr entwöhnt, daß er alsbald an Bord eines Staatsschiffes ging, welches gegen den Feind kreuzte. Im J. 1673 wohnte er zwei Schlachten bei, mußte sich aber bald darauf wegen eines hartnäckigen Unwohlseins zu Harwich ans Land setzen lassen und zum zweitenmale Zuflucht bei seinem Bruder suchen. Nach seiner Wiederherstellung hatte der Krieg bereits aufgehört und er folgte der Einladung eines seiner Freunde nach Jamaica zu kommen und daselbst die Aufsicht über eine Pflanzung zu führen. Diese Beschäftigung entsprach aber so wenig seinen Neigungen, daß er sie schon nach einem halben Jahre wieder aufgab und sich im J. 1675 auf einem Fahrzeuge einschiffte, welches an den Küsten Jamaicas Handel

trieb. Auf diesen Kreuzfahrten fand er zu Kingstown ein Schiff, welches im Begriff stand, nach der Campeschebai unter Segel zu gehen, um sich dort eine Ladung Färbeholz zu verschaffen, und ließ sich von dem Kapitän desselben leicht bewegen, sich bei diesem einen bedeutenden Gewinn versprechenden Unternehmen zu betheiligen. Er blieb drei Jahre bei den Holzfällern und entwarf während dieser Zeit eine in jeder Beziehung vortreffliche Beschreibung der Campeschebai. Da nach Ablauf dieser Frist der Gesellschaftsvertrag zu Ende ging, so wollte er zuerst seinen Antheil an dem Gewinn zu einem Handel mit Campescheholz auf eigene Rechnung verwenden, kam aber bald von diesem Vorhaben zurück und ging im J. 1678 nach England, wo er sich in Dorsetshire Güter ankaufte. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Kapitäns Hobby, der ihn bereits im folgenden Jahre beredete, mit ihm eine Reise nach der Muskitoküste zu unternehmen. Auf dieser Fahrt kam man in einer Bai an der westlichen Spitze Jamaicas, wo man vor Anker gegangen war, um sich mit frischem Trinkwasser zu versehen, mit mehreren berühmten Anführern der zu jener Zeit unter dem Namen der Flibustier und Buccanier bekannten und gefürchteten Korsaren in Berührung, und da die ganze Mannschaft Hobbys, durch die Aussicht auf reiche Beute gelockt, auf die Kaperschiffe überging, so folgte Dampier, dem ein so bewegtes Leben zur See großen Genuß versprach, ihrem Beispiele. Da er längere Zeit nicht nur an den Wagnissen dieser Abenteurer Theil nahm, sondern auch als einer ihrer tüchtigsten Anführer die Südsee durchkreuzte und mehrere dieser Raubfahrten die Erdkunde mit wichtigen Entdeckungen bereicherten, so dürften hier einige Bemerkungen über die Entstehung der Flibustier und über ihre Lebens- und Handlungsweise nicht überflüssig sein.

Zur Zeit als die spanische Macht, welche ganz Europa so lange mit Staunen und Furcht erfüllt hatte, von ihrem Gipfelpunkte herabzusinken anfing und andere Völker sich anschickten die Trümmer derselben zu ihrem Vortheile auszubeuten, tauchten auch einzelne kecke Abenteurer auf, welche im Hintergrunde des Schauplatzes, wohin der Arm des von allen Seiten vielbeschäftigten

Feindes nicht so leicht zu reichen vermochte, einen Theil der unermeßlichen Reichthümer, die dieser lange genug allein besessen hatte, mit List und Gewalt an sich zu bringen suchten. Am meisten lockten die Schätze der neuen Welt, wo die spanischen Ansiedler selbst, durch die verkehrte und habsüchtige Politik des Mutterlandes und die eigensinnige Beschränkung ihres Verkehres zur Verzweiflung gebracht, den in den Winkeln des Antillenmeeres sich bergenden Schleichhändlern anderer Nationen allen möglichen Vorschub thaten. Bald wurden diese einzelnen Abenteurer, größtentheils Franzosen und Engländer, durch Vereinigung und wechselseitige Unterstützung mächtig genug, den gegen sie ausgeschickten bewaffneten Fahrzeugen Widerstand zu leisten, und es entspann sich nun ein Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen und jedem ohne Ausnahme, der den spanischen Namen trug; aus Schleichhändlern wurden Piraten. Da sie von nun an auch in den Häfen der Colonien nicht mehr erscheinen und sich mit Lebensmitteln versehen konnten, so galt es vor Allem einen Sammelplatz ausfindig zu machen, wo man sich die nöthigen Bedürfnisse verschaffen und die Verabredung zu gemeinsamen Unternehmungen treffen konnte. Auf der westlichen, an Wild überaus reichen Küste der durch die unerhörte Grausamkeit der Spanier fast gänzlich entvölkerten Insel St. Domingo hatte sich seit längerer Zeit eine Schaar jeder gesellschaftlichen Beschränkung abholder Leute aller Nationen, vorzüglich aber Franzosen aus der Normandie, niedergelassen, um Jagd auf das Wild zu machen und von dem Ertrage ihrer Arbeit, der bei dem großen Mangel, der in den Colonien an Fleisch herrschte, sehr reich ausfallen mußte, ein ungebundenes Leben zu führen. Sie wohnten in der Mitte kleiner wohlangebauter Pflanzungen in großen, nur von oben bedeckten, von allen Seiten aber offenen Hütten, in welchen sie das Fleisch der erlegten Thiere auf Hürden über einem langsamen Feuer räucherten oder einsalzten und die Häute zum Trocknen ausspannten. Ein solcher Ort hieß in der Sprache der Eingeborenen Bucan und die Jäger nannten sich deshalb Bucanier. Da sie weder Weiber noch Kinder hatten, so lebten sie je zwei und zwei zusammen und leisteten einander abwechselnd die nöthigen Hausdienste.

Unter allen bestand eine völlige Gütergemeinschaft und jeder konnte sich seine Bedürfnisse ohne Umstände aus einem andern Bucan holen; irgend einen Gegenstand, so bedeutend auch dessen Werth sein mochte, unter Verschluß zu legen, galt als das größte Verbrechen; da man mithin von Eigenthum nichts wußte, so waren Streitigkeiten höchst selten, und entstand irgend ein Zwist, so ward er durch Vermittlung der Freunde möglichst schnell wieder beigelegt. Sie nannten sich Christen, kümmerten sich aber nicht im Geringsten um die Vorschriften der christlichen Lehre; eben so wenig erkannten sie ein anderes Gesetz an als die von ihnen einmal angenommenen Gebräuche und unter sich getroffenen Verabredungen. Den spanischen Befehlshaber des nahe an der von ihnen bewohnten Küstenstelle liegenden Eilands Tortuga betrachteten sie zwar als Oberhaupt, kümmerten sich aber nicht im Geringsten um seine Befehle, so lange sie wirklich Bucanier waren; verheirathete sich aber einer von ihnen, so hörte seine Verbindung mit der Genossenschaft gänzlich auf und er hatte sich fortan als Ansiedler den Verordnungen der ihm vorgesetzten Obrigkeit zu fügen. Als Bruder des Bundes mußte jeder seinem Familiennamen entsagen und einen andern, der sich auf eine seiner Eigenthümlichkeit oder Gewohnheiten bezog, annehmen. Bei vielen ging dieser auf ihre Nachkommenschaft über, andere nannten ihren eigentlichen Namen, wenn sie sich verheiratheten, wodurch das jetzt noch auf den Antillen übliche Sprüchwort: „erst bei der Verheirathung lernt man die Leute kennen," entstanden ist. Die Lebensweise der Bucanier grenzte in vielen Stücken an Wildheit und entbehrte auch der geringsten Bequemlichkeit, welche der gesittete Mensch, auch wenn er mit der Armuth ringt, kaum zu entbehren vermag. Sie genossen weder Brod noch Wein, aßen nur das Fleisch des von ihnen erlegten Wildes und verzehrten als einzige Leckerei das Mark aus den Knochen roh zum Frühstücke. Bei ihren Mahlzeiten waren weder Tische noch Bänke nöthig, Steine und Baumstämme dienten ihnen als Tafel, der nackte Boden zum Sitz. Ihre Kleidung bestand in einem vom Blut der geschlachteten Thiere starrenden Hemde von grober Leinwand, welches durch einen aus einer Haut geschnittenen Gürtel festgehalten wurde, Hosen von

demſelben Zeuge und aus Schweinshäuten geſchnittenen Schuhen; den Kopf bedeckte ein runder, breitkrämpiger Hut. An dem Gürtel hingen einige Meſſer und ein kurzer Säbel, zu welchen Waffen noch, wenn ſie auf die Jagd zogen, eine große Flinte kam, welche zwei Loth ſchwere Kugeln ſchoß. Bei dieſem wilden Treiben waren ſie vergnügt und geſund und dachten ſo wenig an eine Aenderung ihres Looſes, daß viele von ihnen anſehnlichen Erbſchaften, die ihnen in der Heimath zufielen, entſagten und lieber Bucanier blieben bis an ihren Tod. Dieſe Leute, welche Niemand kränkten oder beunruhigten und deren Verbrechen nur darin beſtand, daß ſie den Schleichhändlern und Piraten eben ſo gut ihre Vorräthe an Fleiſch verkauften als den Anſiedlern, beſchloß die ſpaniſche Regierung in dem Wahne, ihren Feinden dadurch die Mittel zum Fortbeſtehen entziehen zu können, von der Inſel Saint Domingo zu vertreiben und, wo möglich, gänzlich zu vertilgen. Nach ihrer Weiſe begann ſie den Kampf mit einem heimtückiſchen Ueberfall und viele der ganz unbeſorgt und einzeln umherſchweifenden Bucanier wurden niedergehauen oder in die Gefangenſchaft geſchleppt. Die dem Gemetzel entronnenen waren aber jetzt auf ihrer Hut und ſchloſſen ſich eng zuſammen, um weiteren Angriffen mit Nachdruck begegnen zu können. Es begann nun ein erbitterter Kampf, in welchem ſie durch ihre verzweifelte Tapferkeit faſt immer gegen die Uebermacht den Sieg davontrugen, bis die Spanier zu einem zwar ſicheren Erfolg verſprechenden, aber ihren Anſiedlungen höchſt verderblichen Mittel griffen und durch eine allgemein beharrliche Jagd alles Wild auf der Inſel vertilgten, wodurch die Bucanier, da ihnen auf einmal ihre Nahrung abgeſchnitten war, gezwungen wurden, eine andere Lebensweiſe zu ergreifen. Viele ließen ſich an verſchiedenen Orten als Coloniſten nieder, die meiſten aber ſchloſſen ſich, ihren Feinden unverſöhnliche Rache ſchwörend, den Flibuſtiern an.

Die Flibuſtier, deren Name nichts weiter iſt, als eine durch die falſche franzöſiſche Ausſprache entſtandene Verunſtaltung des engliſchen Wortes Free-Booter (Freibeuter), und die ſelbſt ſich am liebſten Küſtenbrüder nannten und nennen ließen, waren, wie ſchon bemerkt wurde, aus den Schleichhändlern entſtanden und

hatten um diese Zeit bereits eine Macht erlangt, vor welcher nicht nur die Bewohner der offenen Küsten, sondern auch die Besitzungen der festesten Plätze zitterten. Anfangs nur gering an Zahl und in elenden Fahrzeugen, worin sie kaum Raum hatten, um sich zum Schlafe auszustrecken, zusammengedrängt, mit dem Wetter, dem Hunger und mit Beschwerden jeder Art kämpfend, wagten sie die tollkühnsten Angriffe auf größere Schiffe und rasteten nicht, bis sie auf trefflich ausgerüsteten und wohlbemannten Geschwadern das Antillenmeer durchfurchen konnten. Ueberzeugt, daß das Gelingen ihrer Unternehmungen hauptsächlich von der größten unter Allen herrschenden Eintracht und von einer gemeinsamen festbestimmten Handlungsweise abhänge, entwarfen sie ein eben so kurzes als strenges Gesetzbuch, welches jeder, der in ihre Genossenschaft treten wollte, beschwören mußte. Voraus stand der Grundsatz vollkommner Gleichheit unter allen Küstenbrüdern; jeder hatte das Recht, in wichtigen Angelegenheiten seine Stimme zu geben, jeder hatte gleichen Anspruch auf die erbeuteten frischen Lebensmittel und geistigen Getränke und durfte davon so viel verbrauchen als ihm beliebte, es mußte denn bei etwa zu befürchtendem Mangel eine nothwendige Einschränkung durch Stimmenmehrheit beschlossen worden sein. Das andere Geschlecht war, um Eifersucht und daraus entspringendem Hader vorzubeugen, von den Schiffen gänzlich verbannt; wer es wagte eine Frau oder ein Mädchen verkleidet an Bord zu bringen, wurde ohne Nachsicht mit dem Tode bestraft; derselben Strafe verfiel, wer zu entlaufen versuchte oder während des Gefechtes den ihm angewiesenen Platz verließ. Diebstahl wurde ebenfalls sehr streng geahndet, er mochte nun an dem Eigenthume des Einzelnen oder der Gesellschaft verübt sein, und der überwiesene Verbrecher wurde, nachdem man ihm die Ohren und die Nase aufgeschlitzt hatte, an einer unbewohnten Küste mit einer Flinte nebst etwas Pulver und Blei und einer Flasche Wasser ausgesetzt und seinem Schicksale überlassen. Kleinere Vergehen wurden nach dem Urtheile eines von der Mannschaft gewählten Richters bestraft, entweder durch Abzug an Speise und Trank, durch Verlust an der Beute, oder auch durch Prügel und Peitschenhiebe; bei zweifelhaften Fällen

mußte der Angeklagte durch einen feierlichen Schwur auf die Bibel oder das Crucifix seine Unschuld betheuern; überhaupt hielten diese Leute, so große Räuber und Böſewichter sie auch sein mochten, an gewiſſen äußerlichen Religionsformen feſt; so beteten sie jedesmal, wenn sie ins Gefecht gingen, sehr inbrünstig, schlugen sich, wie reuige Sünder, mit geballter Faust an die Bruſt, und baten sich unter Umarmungen wechſelſeitig um Verzeihung der einander zugefügten Beleidigungen. Streitigkeiten durften an Bord nicht ausgemacht werden, und die Entſcheidung mußte verſchoben bleiben, bis man wieder das Land betrat; man ſchlug ſich alsdann mit Piſtolen oder mit dem Schwerte unter der Aufſicht eines dazu beſtellten Schiedrichters, welcher, ſobald die erſte blutende Wunde den Beſiegten bezeichnete, dem Kampfe Einhalt gebot. Dem einmal gewählten Anführer mußte unbedingter Gehorſam geleiſtet werden, dagegen hatte der Anführer durch einen Eid zu verſprechen, für die Bedürfniſſe der Mannſchaft gewiſſenhaft zu ſorgen und von der Beute nichts zu unterſchlagen. Die Vertheilung derſelben fand nach beſtimmten Vorſchriften ſtatt; zuerſt wurden die Koſten für die Ausrüſtung des Schiffes, die Gehalte für den Wundarzt und die übrigen Beamten und die Entſchädigung für die im Kampfe dienſtunfähig gewordenen Brüder, die ſich nach der Beſchaffenheit der Verſtümmelung richtete, abgezogen; von dem Reſte erhielt der Anführer ſechs, jeder Offizier drei und jeder andere einen Theil; außerdem waren noch Belohnungen für einzelne ausgezeichnete Thaten feſtgeſetzt. War eine Expedition beſchloſſen, ſo wurden zuerſt die Lebensmittel, meiſt Schweinefleiſch und eingeſalzene Schildkröten, herbeigeſchafft, gewöhnlich durch Kauf von den Bucaniern, ſo lange dieſe beſtanden, ſpäter aber durch Erpreſſungen von den ſpaniſchen Anſiedlern oder durch Raub und Ueberfall; eine beſtimmte Quantität Pulver und Blei hatte jeder Küſtenbruder, wenn er ſich einer Unternehmung anſchloß, mitzubringen. Ehe man auslief, machte jeder ſein Teſtament, worin er ſowohl über ſein wirkliches Beſitzthum, als auch über den ihm zukommenden Antheil der noch zu machenden Beute zu Gunſten eines ſeiner Gefährten oder ſeiner Familie verfügte; über die gewiſſenhafteſte Befolgung ſeiner Vorſchrift durfte er

unbesorgt sein, denn ein solcher Betrug wäre von der ganzen Genossenschaft auf die fürchterlichste Weise geahndet worden. Der Flibustier war verpflichtet, sobald er an Bord eines Fahrzeuges Dienst genommen hatte, seine Waffen, nämlich eine Flinte, mehrere Pistolen und ein Schwert, stets in bestem Stande zu erhalten und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zum Kampfe bereit zu sein. War kein Feind in der Nähe, so vertrieb man sich die Zeit mit Trinken und Spielen; um Geld sollte zwar nicht gespielt, auch Feuer und Licht um 8 Uhr ausgelöscht und das Zechen eingestellt werden, diese Gesetze wurden aber am häufigsten und zwar nicht nur von der Mannschaft, sondern auch von den gewöhnlich auf unmäßiges Trinken und Spielen erpichten Anführern übertreten. Gewahrte man ein spanisches Schiff, so rüstete man sich zum Angriffe, ohne sich darum zu bekümmern, ob es an Zahl des Geschützes oder der Mannschaft überlegen sei; die Größe der Gefahr wurde nie in Anschlag gebracht, man wollte und mußte siegen und siegte. Man schritt sogleich, ohne sich mit einem Feuer von ungewisser Wirkung lange aufzuhalten, zum Entern und hatte man einmal auf dem feindlichen Verdecke Fuß gefaßt, so war der Kampf bald zu Ende, denn die Gewißheit des Gegners, daß man mit unbezwingbaren Menschen zu thun habe, verursachte eine grenzenlose Verwirrung und lähmte alle Vertheidigungsanstalten um so mehr, als man wußte, daß man nur durch die schleunigste Ergebung die Freibeuter zur Barmherzigkeit bewegen konnte, Widerstand aber gewöhnlich damit endigte, daß die Ueberwundenen ohne Berücksichtigung des Ranges, des Alters oder des Geschlechts ins Meer geworfen wurden; daß überhaupt bei dieser Art der Kriegführung die abscheulichsten Grausamkeiten und Schandthaten verübt wurden, kann man sich leicht denken, und glaubwürdige Augenzeugen, welche diese fürchterlichen Piraten in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, versichern einstimmig, daß den meisten von ihnen nur die Sitte, Menschenfleisch zu essen, fehlte, um den rohesten Wilden an die Seite gestellt werden zu können. War ein Wagstück gelungen, so beeilte man sich, an einem sicheren Orte ans Land zu kommen, um die Beute wieder zu verprassen und oft auf die unsinnigste Weise zu

vergeuden. Man kaufte sich die kostbarsten Stoffe und Kleider mit Stickereien und Tressen und zog deren mehrere über einander an, schlug bei Gelagen die theuersten Geräthschaften und Gefäße muthwillig in Stücke und trieb den sinnlosesten Unfug jeder Art. Stellte man diese Leute wegen ihrer Tollheit, so mühsam und mit so großer Gefahr erworbene Reichthümer so schnell zu verschwenden, zur Rede, so antworteten sie lachend: „wir leben nur dem heutigen Tage, morgen sind wir vielleicht todt; wozu sparen?" War die Beute verschwelgt, so bestieg man eben so wohlgemuth und gleichgültig das Schiff, um neuen Siegen oder dem Tode entgegen zu gehen.

Unter diese Flibustier trat Dampier grade zu der Zeit, als sie den kecken Plan entwarfen, nach der Südsee zu ziehen und dort die reichen spanischen Ansiedlungen zu plündern. Am 5. April 1680 setzten sie sich, dreihundert einunddreißig an der Zahl, wohlbewaffnet, aber nur mit einigen Zwiebäcken versehen, an der schmalsten Stelle der Landenge von Darien in Marsch, erreichten ohne Unfall den südlichen Ozean bei der Colonie Santa Maria, wo sie sich sogleich der vor Anker liegenden Fahrzeuge bemächtigten und an der Küste von Peru zu kreuzen anfingen. Die Angriffe auf mehrere Städte hatten jedoch, da die Spanier auf der Hut waren, keinen oder nur geringen Erfolg, wodurch alsbald Zwietracht unter den in ihren Erwartungen getäuschten Piraten ausbrach. Dampier ging mit den meisten seiner Gefährten wieder über die Landenge auf demselben Wege zurück, wohnte einigen glücklicheren Unternehmungen in dem mejicanischen Golfe bei und kam im J. 1682 nach Virginien, wo er sich dem Flibustierführer John Cook, welcher hier sein Schiff zu einer Fahrt nach der Südsee ausrüstete, anschloß. Nach einer sehr beschwerlichen Reise längs der afrikanischen Küste nahm man den Lauf nach der Südspitze Amerikas, umsegelte während eines fürchterlichen Sturmes das Cap Hoorn und steuerte dann langsam an Chili und Peru hinauf, wo man zwar mehrere Schiffe kaperte und einzelne Pflanzungen verwüstete, aber bei den sehr gewagten Angriffen auf größere Orte, wo man eine reichere Beute erwarten durfte, nicht glücklich war. Nach Cooks Tod nahm Dampier Dienst auf dem

Fahrzeuge Swan's, eines der beſſeren und menſchlicheren Piratenanführers, welcher bei Californien kreuzte, um die von Manilla her erwartete Silbergallione aufzufangen, die ihm aber glücklich entkam. Da auch eine Landung an der Küſte von Neuſpanien unglücklich ablief und einen großen Verluſt der Mannſchaft zur Folge hatte, ſo beſchloß er, den Auſtralozean möglichſt ſchnell zu durchkreuzen und in den Gewäſſern der Philippinen ſein Glück zu verſuchen. Da man aber die für eine ſo lange Fahrt nöthigen Lebensmittel nicht an Bord hatte, ſo wurde die vor Hunger halbtodte Mannſchaft mürriſch und traf ſchon Anſtalt, durch offene Empörung die Rückkehr zu erzwingen, als die Inſel Guajan, eine der Ladronen, am Horizonte auftauchte. Man nahm hier einige Erfriſchungen ein, welche der Befehlshaber der hier ſeit dem Jahre 1678 gegründeten ſpaniſchen Colonie den ihn höflich darum erſuchenden Piraten gerne gab, und ſteuerte nach der großen Inſel Magindanao, der ſüdlichſten der Philippinen, wenn man ſie noch zu denſelben zählen will. Da ſich Swan auch hier mit den Eingeborenen in gutes Einverſtändniß ſetzte und, des Flibuſtierhandwerks müde, ſich allmälig in einen Kauffahrer umzuwandeln gedachte, ſetzte ihn die über eine ſolche Treuloſigkeit ergrimmte Mannſchaft mit ſeinen wenigen Anhängern ans Land und ging ſogleich unter den Befehlen des neugewählten Führers Read, eines ächten Freibeuters, wieder unter Segel. Man kreuzte längere Zeit in den mit Inſeln bedeckten Meeresſtrichen zwiſchen der chineſiſchen Küſte, den Philippinen und Neuholland, um ſpaniſche Schiffe aufzubringen, war aber nicht ſo glücklich, eine lohnende Beute zu erhaſchen; dagegen entdeckte man im September 1687 auf dieſen Irrfahrten die Baſchiinſeln, eine nördlich von den Philippinen gelegene ſtark bevölkerte und gut angebaute Gruppe. Des wüſten Treibens ſeiner Gefährten unter dem rohen Read müde, trennte ſich Dampier auf der Inſel Nikobar mit noch einigen Gefährten von der Geſellſchaft und erreichte in einem kleinen von den Eingeborenen gekauften Fahrzeuge, welches jeden Augenblick zu verſinken drohte, die Küſte von Sumatra. Von hier aus machte er um ſich einiges Vermögen zu erwerben, mehrere Handelsreiſen nach Malacca, diente darauf ſechs Monate als Stückmeiſter in

dem zu Benkulen an der Westküste von Sumatra erbauten englischen Fort und kehrte, da ihm dieses ruhige Amt nicht behagte, im J. 1691 um das Cap der guten Hoffnung nach seinem Vaterlande zurück. Die Beschreibung seiner Reiseabenteuer, welche er bald nach seiner Heimkehr herausgab, erregte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute in hohem Grade und der Graf von Orford, erster Lord der Admiralität, welchem er vorgestellt wurde, war so sehr von den Kenntnissen des Flibustiers überrascht, daß er ihm den Befehl über den Roebuck, ein trefflich ausgerüstetes Staatsschiff, welches auf Entdeckungen auslaufen und die Küsten von Neuholland untersuchen sollte, anvertraute. Dampier ging am 14. Januar 1699 unter Segel, berührte Brasilien und segelte dann, den nächsten Weg einschlagend, in südöstlicher Richtung an dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorüber nach der westlichen Seite von Neuholland, wo er mitten in einem dicht vor der Küste liegenden Archipel, der jetzt noch seinen Namen trägt, ankam. Er begann sogleich die ihm zur Aufgabe gemachte Untersuchung der Küste und nahm eine Strecke derselben von mehr als dreihundert Meilen mit allen ihren Vorgebirgen, Baien und Inseln genau auf, da er mit wirklich bewunderungswürdigem Scharfsinne schon jetzt die Wichtigkeit dieses Continents für Schiffahrt und Handel erkannte, obschon er sich selbst von einem Lande, wo man wenigstens an den Stellen, die er berührte, und die zufällig zu den ödesten gehören, keine Lebensmittel und nicht einmal frisches Wasser erhalten konnte, keineswegs angezogen fühlte. Der Mangel an Mundvorrath zwang ihn endlich, seine ohnehin sehr mühvolle Arbeit aufzugeben und sich nach den Molukken zu wenden, wo es ihm nach langem Umherkreuzen und trotz der eifersüchtigen Bemühungen der Holländer, ihn von den Häfen fern zu halten, endlich gelang, Erfrischungen zu bekommen. Nachdem seine durch Hunger und Krankheit fast dienstunfähig gewordene Mannschaft wieder hergestellt war, steuerte er nach der Küste von Neuguinea, um auch über diese Beobachtungen anzustellen. Er erreichte sie am 1. Januar 1700 an einem Punkte, wo frisch bearbeitete Pflanzungen deutlich bewiesen, daß der Ackerbau den Eingeborenen nicht ganz fremd sein konnte. Mehrere derselben kamen an den Strand,

da man aber aus ihren Bewegungen auf hinterliſtige Abſichten ſchließen zu müſſen glaubte, ſo gab man ihnen eben ſo voreilig als unmenſchlich eine Ladung aus dem Geſchütze, wodurch denn freilich jeder weitere Verkehr aufgehoben war. Soviel man von Bord aus bemerken konnte, waren die Eingeborenen ſehr ſchwarz, mit verſchiedenen Farben bunt bemalt und faſt gänzlich nackt. Trotz ihrer breiten Geſichter und geplätſchten Naſen würden ſie nicht häßlich geweſen ſein, wenn ſie ſich nicht durch die fingersdicken Ringe, welche ſie in den durchlöcherten Naſen und Ohren trugen, entſtellt hätten. Dampier folgte fortwährend der Küſte in geringer Entfernung, benannte die ſorgfältig beſtimmten Baien und Vorgebirge und überzeugte ſich zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen bald, daß er nicht mehr an Neuguinea hinſegele, ſondern an einer andern davon durch einen breiten Canal getrennten großen Inſel, welcher er den Namen Neubritannien beilegte, den ſie noch trägt. Nach dieſer Entdeckung ging er, da ſeine Mannſchaft mürriſch zu werden anfing, nach Batavia und nahm, nachdem er ſich mit den nöthigen Vorräthen verſehen hatte, ſeinen Rückweg um das Vorgebirg der guten Hoffnung. Seine Fahrt war glücklich bis in die afrikaniſchen Gewäſſer, wo ſein Schiff nahe bei der Inſel Ascenſion einen ſo ſtarken Leck bekam, daß es ſchnell ſank und er ſich kaum mit der Mannſchaft und mit dem werthvollſten Theile der Ladung an die Küſte zu retten vermochte. Von hier gelangte er mit einem aus Oſtindien zurückkehrenden engliſchen Kriegsſchiffe im April 1701 nach der Heimath. Er hatte zwar ſein Schiff, ein ſchon bei ſeiner Abreiſe durch langen Dienſt nicht mehr in ſehr gutem Zuſtande befindliches Fahrzeug, verloren, aber den Zweck ſeiner Sendung vollkommen erreicht. Sein durch dieſe letzte Reiſe erworbener Ruhm und ſeine frühere Verbindung mit den Flibuſtiern bewogen im J. 1703 einige unternehmende Kaufleute, welche zwei Kaper nach der Südſee ausrüſteten, ihn zum Befehlshaber des einen zu wählen. Er ging am 11. September unter Segel und erreichte, obſchon er fortwährend mit der meuteriſchen Mannſchaft zu kämpfen hatte, glücklich die Küſte von Chili, wo er ſich während eines zur Erholung der Matroſen beſchloſſenen längeren Aufenthalts mit Stradling, dem Kapitän des

anderen Kapers, entzweite und allein seine Fahrt fortsetzte. Die Expedition scheiterte unterdessen gänzlich an der Uneinigkeit der Anführer und dem dadurch hervorgerufenen und unterhaltenen meuterischen Sinne der ganzen Bemannung. Stradling, welcher in Folge eines Zwistes auf Juan Fernandez auch einen seiner Offiziere, den später durch seine abenteuerlichen, zu dem vielgelesenen Romane Robinson Crusoe benutzten, Schicksale so berühmt gewordenen Alexander Selkirk, zurückließ, litt bei der Insel Gorgona Schiffbruch und fiel mit allen seinen Leuten, die nicht in den Wogen ihren Tod gefunden hatten, in die Hände der Spanier. Dampier war nicht viel glücklicher; sein erster Lieutenant Clipperton, ein tüchtiger Seemann, mit welchem er aber stets in Unfrieden lebte, verließ ihn mit dem besten Theile der Mannschaft auf einer kurz vorher gekaperten und mit den Lebensmitteln und der Munition beladenen Barke, durchfurchte keck auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge, das kaum zum Küstendienste tauglich schien, den Australozean und gelangte nach einer der gefährlichsten Reisen, welche je gemacht wurden, glücklich nach Macao, von wo er auf einem Kauffahrer nach England zurückkehrte. Dampier kreuzte noch einige Zeit an der Küste von Peru und Chili und steuerte dann nach den holländischen Besitzungen in Ostindien, wo sein Schiff mit Beschlag belegt, er selbst aber nach einer Gefangenschaft von mehreren Monaten nach Europa zurückgeschickt wurde. Durch dieses Ungemach keineswegs abgeschreckt, nahm er, um das in der letzten Zeit ihm abholde Glück noch einmal zu versuchen, sogleich als Pilot Dienst bei einer von mehreren Kaufleuten zu Bristol ausgerüsteten Expedition, welche unter den Befehlen des erfahrenen Kapitäns Woodes Rogers am 1. August 1708 nach der Südsee unter Segel ging, um auf spanische und französische Schiffe Jagd zu machen. Die Reise um das Cap Hoorn war schnell und glücklich, und bereits am 1. Februar 1709 befand man sich auf der Höhe der Insel Juan Fernandez, dem gewöhnlichen Erfrischungsorte der Kaperschiffe, wo man ebenfalls in eine sichere Bai einzulaufen und sich einige Zeit zu erholen gedachte. Ein während der ganzen Nacht auf der Insel sichtbares Feuer erregte indessen den Verdacht, die Spanier möchten vielleicht eine starke

Besatzung zur Bewachung dieses bekannten Schlupfwinkels der Piraten hierher gelegt haben, und man schickte deshalb eine kleine bewaffnete Barke voraus, um Kundschaft einzuziehen. Als diese sich dem Ufer näherte, erschien an dem Strande ein Mann, welcher eine weiße Flagge wehen ließ und den Matrosen in englischer Sprache zurief, wo sie am bequemsten landen könnten. Da die Barke nicht so schnell, als man erwartete, an Bord zurückkehrte, bemannte man das große Boot und ließ es ihr zur Unterstützung nachfolgen. Beide Fahrzeuge trafen aber bald darauf wieder ein mit einer tüchtigen Ladung trefflicher Krebse und einem äußerst wild aussehenden und in Ziegenfelle gehüllten Manne, der von Dampier alsbald als der von Stradling ausgesetzte Alexander Selkirk erkannt wurde. Er hatte jetzt bereits vier Jahre und vier Monate allein auf der Insel gelebt und bei der Annäherung des Schiffes das Feuer angezündet, welches auf demselben so große Bedenklichkeit erregte.

Selkirk, welchem man bei seiner Aussetzung einige Kleider, ein Bett, einen Kessel, eine Art, ein Messer, eine Bibel, etwas Tabak und eine Flinte nebst einiger Munition zurückgelassen hatte, richtete sich anfangs in einer Höhle ein, fiel aber bald, als er nach langem vergeblichen Umherspähen sich überzeugen mußte, daß die Insel unbewohnt sei, in eine tiefe Schwermuth, welche beinahe acht Monate dauerte. Da er jetzt erst einzusehen anfing, daß nur anhaltende Beschäftigung ihn von dem Tode retten könne, raffte er sich zusammen und erbaute sich zwei Hütten aus Pfefferbäumen, welche er mit langem Grase bedeckte und mit den Fellen der Ziegen, die er, so lange bis sein Pulvervorrath zu Ende war, gejagt hatte, überzog. Feuer, welches er schmerzlich vermißte, verschaffte er sich nach mancherlei mißlungenen Versuchen dadurch, daß er zwei Stückchen Pfefferholz mit aller ihm zu Gebot stehenden Kraft so lange möglichst schnell an einander rieb, bis sie sich entzündeten und die Flamme hervorsprang. Da das Pfefferholz ein sehr helles Feuer gab, so diente es ihm nicht nur zur Bereitung der Speisen und zur Erwärmung, sondern auch zur Beleuchtung, und erquickte ihn zugleich durch den lieblichen Duft, welchen es verbreitete. Zuerst brachte er die Zeit mit Gebet und Absingen

der Pfalmen hin und erwartete ruhig sein Ende, das er wegen des gänzlichen Mangels an Eßluſt nicht fern glaubte. Nachdem er sich aber gewöhnt hatte das Ziegenfleisch ohne Salz und Brot zu essen und eine Art Krebse von ganz besonderer Größe und Güte, die ihm fortan als Lieblingsspeise diente, von ihm aufgespürt worden war, lebte er wieder auf und fand allmälig seine unglückliche Lage erträglich. Als sein Pulvervorrath erschöpft war, sah er sich genöthigt, das Wild im Laufe einzuholen, worin er bei seiner mäßigen Lebensweise und durch beständige Uebung eine solche Fertigkeit erlangte, daß ihn der beste Windhund nicht eingeholt haben würde. Diese Jagd, an welcher er mit jedem Tage größeres Vergnügen fand, hätte ihm beinahe einmal das Leben gekostet, denn bei der Verfolgung eines ungewöhnlich schnell dahinstürmenden Thieres ließ er sich so sehr von seinem Eifer hinreißen, daß er einen von Gebüsch bedeckten Abgrund hinabstürzte und längere Zeit wie leblos dalag; als er seiner Sinne wieder mächtig wurde, bemerkte er, daß die unter ihm zerschmettert ausgestreckte Ziege ihn von dem Tode gerettet hatte, und kroch mit vieler Mühe in seine Hütte, wo er sich erst nach mehreren Tagen wieder vollständig hergestellt fühlte. Die Ziegen und Katzen hatten sich auf der Insel, wohin sie durch die Spanier und Flibustier gebracht worden waren, so stark vermehrt, daß Selkirk während seines Aufenthalts an fünfhundert Ziegen tödtete und wenigstens eben so viele fing und wieder laufen ließ, nachdem er sie an einem Ohre durch ein Zeichen kenntlich gemacht hatte. Die Katzen welche er mit gebratenem Fleische an sich lockte, sammelten sich allmälig in großer Anzahl um seine Hütte und vertrieben die ihm sehr lästigen Ratten. Mehrere Ziegen und Katzen richtete er so gut ab, daß sie ihm zu seinem Vergnügen mancherlei Künste vormachten und, wenn er sang oder pfiff, nach dem Takte tanzten. Seine Kleider und Schuhe waren bald durch das beständige Umherstreifen in dem Gehölze so sehr zerrissen, daß sie ihm vom Leibe fielen; seine Fußsohlen wurden aber allmälig so hart, daß er ohne Schmerz und Unbequemlichkeit auf dem rauhesten Boden einherging und sich später nur mit großer Mühe wieder gewöhnen konnte, Schuhe zu tragen. Nachdem seine Kleider unbrauchbar

geworden waren, machte er sich einen vom Kopfe bis zu den Füßen reichenden Anzug aus Ziegenfellen, welche er in Ermangelung des Zwirnes und einer Nadel mit getrockneten kleinen Gedärmen erlegter Thiere und einem Nagel aneinander fügte. Da sich unter den ihm zurückgelassenen Gegenständen einige Leinwand befand, so sparte er diese sorgfältig zu Hemden, welche ihm unter den rauhen Fellen unentbehrlich waren und die er mit den aufgedrehten Fäden seiner alten Strümpfe zusammennähte. Sein letztes hatte er auf dem Leibe, als er gefunden ward. Als sein Messer gänzlich abgenutzt war, machte er sich ein neues aus einem am Strande gefundenen eisernen Reife, indem er diesen mit unermüdlichem Fleiße auf großen Steinen breit schlug und schärfte. Oefter waren Schiffe an der Insel vorübergesegelt und zwei hatten sich sogar vor Anker gelegt, da er sie aber als spanische erkannte, so wollte er lieber in der Einsamkeit sterben, als sich seinen Todfeinden in die Hände liefern. Als Selkirk an Bord kam, drückte er seine lebhafte Freude mehr durch Gebehrden als durch Worte aus, denn er hatte seine Muttersprache durch Mangel an Uebung fast ganz verlernt und konnte erst nach einiger Zeit wieder zusammenhängend sprechen. Er erinnerte sich später immer mit dem größten Vergnügen an seinen Aufenthalt auf Juan Fernandez; auch verloren seine Züge nie den Stempel des rauhen Jägerlebens und den ganz eigenthümlichen, durch die lange Einsamkeit hervorgerufenen Ausdruck. Die Straßen Londons durchschritt er wie ein völlig zerstreuter Mensch, ohne sich um das, was um ihn vorging, zu bekümmern; oft fing er in der dichtesten Menschenmasse an mit erstaunlicher Schnelligkeit zu laufen und erregte nicht geringes Aufsehen, bis seine Eigenthümlichkeiten Jedem bekannt waren; seine Abenteuer bildeten lange den Gegenstand des Stadtgesprächs und lieferten dem Dichter Daniel Defoe den Stoff zu seinem in der ganzen Welt so berühmt gewordenen und auf jede Weise, gut und schlecht, nachgeahmten Romane Robinson Crusoe.

Rogers lichtete, nachdem sich seine Mannschaft erholt und mehrere Tage mit dem geretteten Gefährten auf der Insel mit großem Jubel zugebracht hatte, die Anker und kreuzte an der Küste von Peru. Seine Jagd auf die spanischen Schiffe hatte

den besten Erfolg, und nachdem er eine reiche Beute gemacht und allenthalben Schrecken verbreitet hatte, kehrte er über Indien nach England zurück. Ob Dampier fortan ruhig in seiner Heimath lebte oder noch an späteren Expeditionen Theil nahm, erfahren wir nicht, wohl aber, daß die Beschreibung seiner Reiseabenteuer lange ein Lieblingsbuch der Lesewelt blieb. Seine bedeutenden Leistungen in der Schiffahrkunde verdienen um so mehr unsere Bewunderung, da er den Grund zu denselben mitten unter Räubern, nur umgeben von menschlicher Versunkenheit, legte und während seine Gefährten sich in Lüderlichkeit wälzten, seinen Charakter rein erhielt und sich rastlos mit der Ausbildung seines Geistes beschäftigte. Die Fahrten Dampiers und der übrigen Flibustier nach der Südsee trugen sehr viel dazu bei, die bis jetzt *mit* weiten Fahrten in ferne Meeresstriche verbundenen Gefahren bei weitem weniger unübersteiglich erscheinen zu lassen; englische Kaufleute entschlossen sich fortan häufig dazu, ihr Glück durch Expeditionen nach der Westküste der neuen Welt und nach *den Inseln* des Australasiens zu versuchen, und man zählt in dem kurzen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren (1686—1722) nicht weniger als sechs Reisen um die Welt, welche von englischen Seefahrern, von denen wir außer den bereits angeführten nur noch Cowley, John Clipperton und Georg Shelvock als die bekanntesten nennen wollen, unternommen wurden. Die spanische Regierung, welche sich immer noch nicht von der festgewurzelten Ansicht, daß ihr der aus allen ihr durch päpstliche Machtvollkommenheit in ganz anders gestalteten und längst verschwundenen Zeitverhältnissen als Eigenthum zugesprochenen Ländern und Inseln der andern Erdhälfte zu erzielende Gewinn gebühre, loszureißen vermochte, betrachtete den Verkehr anderer Völker mit ihren Ansiedlungen mit neidischen Blicken und suchte ihn auf jede Weise im Keime zu ersticken; die in dieser Absicht von ihr getroffenen Maaßregeln, unter denen die Durchsuchung der in die Nähe ihrer Ansieblungen kommenden fremden Fahrzeuge die drückendste war, veranlaßten bald von Seiten mehrerer seefahrenden Nationen Gegenvorstellungen und führten im J. 1739 zu einer Kriegserklärung zwischen England und Spanien. Die britische Regierung

rüſtete jetzt ein Geſchwader von acht Schiffen aus, welches am 18. September 1740 die Rhede von Spithead unter dem Oberbefehle des durch Muth und Klugheit ausgezeichneten Kapitäns George Anſon verließ und trotz der ſchlechtgewählten, nur aus Invaliden beſtehenden Bemannung und trotz des großen Verluſtes, welchen es durch andauernde Stürme erlitt, den Spaniern an den weſtlichen Küſten Amerikas bedeutenden Schaden zufügte und die jährlich von Manilla nach Acapulco ſegelnde und mit Koſtbarkeiten und gemünztem Silber befrachtete Galeone auffing. Anſon durchkreuzte den Auſtralozean und kehrte über Indien nach England zurück, wo er am 15. Juni 1744 wieder eintraf, ohne jedoch die Erdkunde mit wichtigen Entdeckungen bereichert zu haben. Dieſes Verdienſt läßt ſich eben ſo wenig der Reiſe des Commodore John Byron (1764—1766) nachrühmen; ein anderes aber, nämlich die Falklandsinſeln und die Magalhaesſtraße genauer unterſucht zu haben, muß ihr unbeſtritten bleiben. Mehrere Gruppen kleiner zu dem Archipel der niedrigen Inſeln gehörenden Eilande, welche Byron entdeckt zu haben glaubte und Disappointment, King George's islands und Prince of Wales island nannte, waren ſchon lange vor ihm von holländiſchen Seefahrern aufgefunden und mit Namen verſehen worden, welche freilich den ihnen von Byron beigelegten, aber gewiß mit Unrecht, haben weichen müſſen. Samuel Wallis ſteuerte auf ſeiner in den Jahren 1766 bis 1768 unternommenen Reiſe um die Erde ebenfalls durch den Archipel der niedrigen Inſeln und benannte die von ihm geſehenen nach Belieben, ohne ſich darum zu kümmern, ob ſie ſchon früher bekannt waren. Auch den ſchon öfter beſuchten Inſeln des Geſellſchaftsarchipels, über welchen wir ihm übrigens höchſt ſchätzbare Nachrichten verdanken, ſpendete er freigebig engliſche Namen, die jedoch, wie billig, von den einheimiſchen wieder verdrängt wurden. Glücklicher war ſein Gefährte Philipp Carteret, welcher ſchon an der Magalhaesſtraße von dem Hauptſchiffe getrennt wurde und in einer etwas mehr ſüdlichen Richtung ſeinen Weg über den Auſtralozean nahm. Er entdeckte die ſüdlichſte Gruppe des Archipels der niedrigen Inſeln, welcher er den Namen Pitcairn beilegte, mehrere kleine Eilande der Salomons-

kette, und fand, daß Neubritanien nicht nur, wie schon Dampier bemerkt hatte, ein von Neuguinea getrenntes Land sei, sondern daß dieses selbst aus zwei großen Inseln bestehe, weshalb er der nördlichen den Namen Neuireland beilegte. Im Allgemeinen waren alle diese Aufschlüsse geringfügig und die wichtigen Entdeckungen, auf welche die Briten mit Recht stolz sind, beginnen erst mit James Cook, dem größten ihrer Seefahrer.

Louis Antoine de Bougainville.

Die Vereinigung der Bucanier mit den Flibustiern, wodurch, wie bereits erzählt wurde, die französischen Abenteurer, welche sich auf den Inseln des Antillenmeeres mit der Stierjagd beschäftigten, aus ihren Wäldern auf die Fahrzeuge der kecken englischen Piraten versetzt wurden, hatte die Folge, daß auch die ersteren allmälig dem Seeleben nicht nur Geschmack abgewannen, sondern bald mehrere von ihnen sich als Befehlshaber von Kaperschiffen großes Ansehen erwarben und durch den bedeutenden Gewinn, den sie aus ihrem gefährlichen Handwerke zogen, einige unternehmende Rheder ihres Vaterlandes, welche bis jetzt fast nur die französischen Besitzungen im nördlichen America zum Ziel ihrer Fahrten gemacht hatten, bewogen, ihr Glück gegen die spanischen Ansiedlungen an den Küsten von Chili und Peru zu versuchen. Im J. 1667 erschien, so viel man weiß, das erste französische Schiff in der Südsee, geführt von Jean Baptiste de Lafeuillade, welchem von nun an ununterbrochen andere folgten und gewöhnlich mit reicher Fracht zurückkehrten. Vor allen zeichneten sich die von den Rhedern der alten berühmten Hafenstadt Saint Malo ausgerüsteten Fahrzeuge durch die Menge ihres Geschützes und die Umsicht und den Muth ihrer Bemannung aus, und im J. 1721 kreuzten deren nicht weniger als vierzehn auf einmal in der Südsee. Die Corsaren von Saint Malo gingen häufig bei den von britischen Seefahrern entdeckten Falklandsinseln vor Anker und legten ihnen, da sie dieselben zuerst aufgefunden zu haben glaubten

den ihrer Vaterstadt entlehnten Namen Malouinen bei. Keiner von ihnen dachte indessen daran, sie im Namen seines Vaterlandes in Besitz zu nehmen, und die französische Regierung würde auch sicher nie ihr Augenmerk nach diesem entlegenen Punkte der Erde gerichtet haben, wenn nicht der unglückliche Ausgang des Krieges mit England (1763) den Verlust ihrer Besitzungen in Canada zur Folge gehabt und sie gezwungen hätte, sich für den Fall eines künftigen Krieges wenigstens einen Rückhalt zum Schutze ihres Handels zu schaffen. Da die Malouinen zugleich zur Sicherung ihres Verkehrs mit der Südsee geeignet schienen, so beschloß man eine Ansiedlung auf ihnen zu gründen und übertrug die Ausführung dieses Planes dem Herrn von Bougainville, einem Manne von umfassenden Kenntnissen und ungewöhnlicher Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen, welcher schon mit Auszeichnung in dem canadischen Kriege gedient hatte und sich erbot, das Unternehmen auf eigene Kosten auszuführen.

Louis Antoine de Bougainville, am 11. November 1729 zu Paris geboren, widmete sich zuerst der Jurisprudenz, trat aber, da ihm die Laufbahn eines Rechtsanwalts nicht lange behagte, in den Militärdienst und hatte sich bereits, als der Krieg mit England wegen der nordamerikanischen Besitzungen ausbrach, durch seine Leistungen eine so große Achtung erworben, daß er dem Marquis de Montcalm, welchem die Vertheidigung Canadas übertragen war, als Adjutant beigegeben wurde. Er traf im April 1756 an dem Orte seiner Bestimmung ein und leistete während des lange mit abwechselndem Glücke geführten, aber zum Nachtheile Frankreichs im J. 1759 endenden Krieges die bedeutendsten Dienste. Nach seiner Heimkehr machte er mehrere Feldzüge in Deutschland mit und bewährte auch hier seine Tüchtigkeit. Schon bei seiner Zurückkunft aus Canada hatte er mit den Rhedern von Saint Malo, welchen der Verlust dieses schon seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von ihren Schiffen besuchten Landes großen Schaden zufügte, mehrere Unterredungen, um ihnen darzuthun, daß sie nur durch die Gründung einer Colonie auf den Malouinen ihren Verkehr zu sichern und ihren britischen Nebenbuhlern das Gleichgewicht zu halten im Stande sein würden.

Da er sich erbot, die Anlegung der Colonie auf seine Rechnung zu besorgen, wenn sie die nöthigen Schiffe ausrüsten und die Ansiedler nebst den erforderlichen Geräthschaften an Ort und Stelle bringen wollten, so gingen sie auf seinen Vorschlag ein und ein kleines Geschwader lief, nachdem auch die Einwilligung der Regierung erfolgt war, am 15. September von Saint Malo nach den Malouinen aus, wo es glücklich ankam und die Ansiedler in einer schönen Bai ans Land setzte. Bougainville kehrte, nachdem er die ihm am zweckmäßigsten scheinenden Einrichtungen getroffen hatte, nach Frankreich zurück und die Ansiedlung nahm einen so raschen Aufschwung, daß sie schon nach Jahresfrist eine Ladung Oel und Robbenfelle nach der Heimath senden konnte und die Aufmerksamkeit der britischen Regierung erregte, welche nicht säumte, ebenfalls eine Colonie auf den von ihr als Eigenthum in Anspruch genommenen Falklandinseln zu gründen, um die französische allmälig zu verderben. Bald jedoch machte Spanien dem Zwiespalt ein Ende, indem es ältere Rechte auf den Besitz dieser Inseln geltend zu machen suchte. England zog seine Kolonie, da sie keinen Vortheil bot, zurück und Frankreich ergriff gern diese Gelegenheit, eine Besitzung, deren Vertheidigung bei jedem Kriege bedeutende und mit dem geringen Ertrage nicht im Verhältniß stehende Kosten verursacht haben würde, aufzugeben. Bougainville erhielt demnach von dem Könige von Frankreich den Auftrag, mit zwei Schiffen nach den Malouinen zu segeln, sie den ihn dort erwartenden Bevollmächtigten der spanischen Krone zu übergeben und dann nach dem von ihm ausgesprochenen Wunsche eine Entdeckungsreise durch den Australozean und um die Erde zu unternehmen.

Bougainville ging am 15. November 1766 zu Nantes unter Segel, berührte den La Plataſtrom und segelte, nachdem er seinen die Malouinen betreffenden Auftrag besorgt hatte, glücklich durch die Magalhaesstraße nach der Südsee. Am 22. März 1768 und an den folgenden Tagen kam er an mehreren Gruppen kleiner niedriger Inseln vorüber, konnte aber der gefährlichen Brandung wegen an keiner derselben landen. Sie gehören zu dem Archipel der niedrigen Inseln und tragen noch die Namen

les quatre Facardins und Lanciers, welche er ihnen beilegte. Am 4. April befand er sich im Angesichte einer Insel von bedeutendem Umfange, auf welcher er zu landen beschloß, um der ermüdeten und zum Theil kranken Mannschaft einige Erholung zu gönnen und frisches Trinkwasser einzunehmen. Die Küste, an welcher man hinfuhr, um einen Ankerplatz zu suchen, bot einen herrlichen Anblick; die von allen Seiten sich erhebenden und von einer sehr hohen Spitze überragten Berge waren bis zum Gipfel dicht bewaldet und zeigten nirgends eine kahle Stelle; am Fuße derselben wechselten üppige Wiesen mit schönen Hainen, zwischen denen und dem Meere sich eine mit Pflanzungen bedeckte Ebene, auf welcher man einzelne Wohnungen unter Bananen und Kokospalmen versteckt sah, ausdehnte. Sobald man Anstalten traf, die Anker fallen zu lassen, kamen die Eingeborenen, Männer und Weiber, in ihren Piroguen in großer Anzahl heran, schrien Tayo (Freund) und boten Kokosnüsse und andere Früchte zum Tausche an; der Handel begann sogleich und in kurzer Zeit hatte man eine Menge frischer Lebensmittel gegen Nägel, Ohrringe und andere Kleinigkeiten eingetauscht. Da man an der aufrichtigen Gesinnung dieser freundlichen Leute, welche die ans Land gehenden Matrosen in ihre Wohnungen führten, sie bewirtheten und ihnen in jeder Weise bis zum Uebermaße gefällig waren, nicht zweifeln könnte, so schlug man an der Küste ein Lager auf, sowohl um die Herstellung der Scorbutkranken schneller zu bewirken, als auch um die Wasserfässer bequemer füllen und das nöthige Brennholz fällen zu können. Der Ereti (Häuptling), dessen Erlaubniß man zuvor eingeholt hatte, ließ es an gutem Rathe nicht fehlen und seine Unterthanen waren bei jeder Arbeit gern behülflich. Die Rohheit der Matrosen, welche sich öfter Ungebührliches erlaubten und sogar mehrere Leute ermordeten, störte einigemal den friedlichen Verkehr, die gutmüthigen Insulaner ließen sich aber jedesmal wieder leicht durch einige Geschenke besänftigen. Bougainville legte der Insel, welche er entdeckt zu haben glaubte, die aber keine andere ist als das schon von andern Seefahrern vor ihm besuchte vielgepriesene Tahiti, den Namen Neucythere bei, der jedoch eben so wenig, wie die übrigen

ihm aufgedrungenen, den einheimischen zu verdrängen vermochte. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des paradisischen Tahitis, welche man während des kurzen Aufenthalts an der Nordwestküste zu Gesicht bekam, waren Cocosnüsse, Bananen, Ignamen, Brodfrüchte, Zuckerrohr, eine Art Indigo und viele Hülsenfrüchte, die den europäischen glichen. Von vierfüßigen Thieren bemerkte man nur Schweine, kleine Hunde und eine Menge Ratten; unter dem Geflügel fielen besonders die Haushühner und die schönen grünen Turteltauben auf. Die Eingeborenen leben fast nur von Pflanzenkost und Fischen, Fleisch essen selbst die Erwachsenen selten, die Kinder und jungen Mädchen nie; ihr einziges Getränk ist reines Wasser und schon der Geruch von Wein und Branntwein war ihnen zuwider; vor Tabak, Gewürz und Allem, was stark schmeckte und roch, hatten sie einen unüberwindlichen Abscheu. Dieser einfachen Lebensweise verdanken sie ihre Gesundheit und Kraft; fast alle erreichen ein hohes Alter, ohne die damit verbundene Schwäche, behalten den vollkommenen Gebrauch ihrer Sinne und die schönsten Zähne, die man sehen kann, bis zu ihrem Tod. Auch das Klima läßt auf diesem glücklichen Erdflecke, wo es keine plagenden Insecten und keine giftigen Thiere gibt, nichts zu wünschen übrig; die Hitze wird nie zu groß, doch kühlt sich auch die Luft nie so sehr ab, daß man nicht in von allen Seiten offenen Hütten wohnen und auf dem mit einigen Blättern bestreuten Boden schlafen könnte; die ans Ufer gebrachten Kranken erholten sich schnell und keiner der Matrosen fühlte, obgleich sie tüchtig arbeiten, beständig im Wasser und in der Sonne stehen und unter freiem Himmel auf der bloßen Erde schlafen mußten, das geringste Unwohlsein.

Die Bewohner Tahitis bestehen, obschon sie alle dieselben Sitten haben und dieselbe Sprache reden, aus zwei verschiedenen Rassen; die erste und zahlreichste, schöngestaltete und mindestens sechs Fuß hohe, kräftige Leute mit langen schwarzen Haaren, unterscheidet sich fast gar nicht von den Europäern und würde ohne den beständigen Aufenthalt in der freien Luft und in der Sonne eben so weiß sein als diese; die andere Rasse ist weit kleiner, hat krause, harte Haare und ist in den Zügen und in der Hautfarbe den Mulatten am meisten ähnlich. Die Weiber sind im Allge-

meinen viel weißer als die Männer, weil sie sorgfältig die Sonne meiden und nie ausgehen, ohne sich mit einem kleinen, mit Blumen geschmückten Hute zu bedecken; ihre größte Schönheit besteht aber in einem fein und regelmäßig gebildeten Körper, dessen Reize sie nicht, wie die Europäerinnen, von Jugend auf durch die Schnürbrust verderben. Die vornehmeren Leute hüllen sich in ein Stück Zeug, welches bis auf die Knie herabreicht, und färben den tatuirten Hintertheil ihres Körpers blau; geringere Stände tragen nur eine Schürze und die Armen gehen gänzlich nackt. Die Männer salben ihr Haupthaar, das sie gewöhnlich oben auf dem Kopfe zusammenbinden, und den Bart, den sie jedoch nur am Kinn wachsen lassen, mit Kokosöl; der einzige Schmuck beider Geschlechter besteht in Ohrgehängen von Perlen oder Blumen. Die Mädchen, deren Neigungen nicht dem geringsten Zwange unterworfen sind, scheinen sehr gefallsüchtig, sind aber, sobald sie sich verheirathen, völlig dem Manne unterworfen und würden die geringste, ohne sein Wissen und seinen Willen begangene Untreue mit dem Leben büßen. Die Einwilligung zum Umgange mit einem Andern ist indessen um geringen Preis zu erlangen, weil man von Eifersucht nichts weiß. Ueberhaupt leben diese glücklichen Leute nur dem Vergnügen und zeigen in allen Verhältnissen einen unbegrenzten Leichtsinn; den größten Theil des Tages bringen sie, auf ihre Matten hingestreckt, mit Nichtsthun zu, und des Abends vergnügen sie sich mit Gesang und Tanz nach dem Tone einer Trommel und einer Flöte mit vier Löchern, welche einen sehr sanften Ton hat und mit der Nase geblasen wird. Nichts macht auf sie einen bleibenden Eindruck und wenn ein ihnen unbekannter Gegenstand an Bord noch so sehr ihre Neugierde erregte, so fesselte er doch nie länger als einige Minuten ihre Aufmerksamkeit. Man darf ihnen aber deshalb doch nicht alle nur aus dem Nachdenken über eine Sache entspringende Einsicht absprechen, denn die wenigen Geräthschaften, die sie unter diesem herrlichen Himmelsstriche, wo man ohne Bekleidung im Freien leben kann und der Boden fast keiner Bearbeitung bedarf, zu verfertigen gezwungen sind, verrathen Fleiß und eine nicht geringe Geschicklichkeit; das Zeug, woraus ihre Schürzen

und die Gewänder der Vornehmen bestehen, wird aus einer Baumrinde verfertigt, indem man diese unter beständiger Anfeuchtung mit einem Stücke harten Holzes, welches auf allen Seiten Streifen von verschiedener Stärke hat, auf einem glatten Brette so lange schlägt, bis sie die Dicke und das Ansehen eines Papierbogens hat; doch ist dieser Stoff bei weitem geschmeidiger und stärker als Papier und nimmt jede beliebige Farbe an, die man ihm geben will. Ihre Netze sind aus starken Fäden, welche man aus einer flachsartigen Pflanze dreht, nicht weniger sauber gestrickt, als die der europäischen Fischer; ihre Angeln arbeiten sie sehr fein aus Perlenmutter. Ihre kleineren Kähne, deren sie sich zum Verkehr an der Küste bedienen, bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamme, ihre größeren Fahrzeuge aber, mit denen sie sich auf das hohe Meer wagen, sind aus drei ausgehöhlten Baumstämmen, von denen der eine der Kiel und die beiden andern das Hinter- und Vordertheil bilden, der Länge nach zusammengesetzt und haben eine eben so einfache als zweckmäßige Einrichtung. Sowohl diese Stämme als auch die Seitenplanken werden durch Faden von Kokosfasern zusammengehalten und haben, um das Umstürzen zu verhindern, auf der einen Seite einen Ausleger und, wenn sie segeln, auf der andern Seite ein quer hinausgestrecktes Brett, auf welchem ein Mann steht, um das Gleichgewicht zu erhalten. Oft sind zwei solcher Piroguen durch Querbalken mit einander verbunden, auf denen eine mit Schilf bedeckte Hütte steht, worin man bei weiteren Fahrten die Lebensmittel aufbewahrt und Schutz gegen Sonnenschein und Regen sucht. Zu allen diesen Arbeiten bedienen sich die Wilden keiner andern Werkzeuge als einer Art aus einem schwarzen, sehr harten Steine, um das Holz zu beschlagen, und scharfer Muscheln, um die Löcher zu bohren, durch welche die Bindfaden gezogen werden. — Ueber die Religion der Bewohner von Tahiti konnte Bougainville keine zuverläßige Auskunft erlangen; er sah wohl hölzerne Bilder, bemerkte aber nicht, daß man ihnen irgend eine Verehrung erwies. Von Auturu, einem Eingeborenen, den er nach Frankreich mitnahm und später wieder nach seinem Vaterlande zurückschickte, hörte er, daß man die Sonne unter dem Namen Eri-t-Era als höchste Gottheit

verehre, daß über jede Handlung des Menschen ein guter oder böser Genius (Eatua) walte, daß man der Sonne zuweilen Menschenopfer darbringe und daß die Achtung gegen die Todten einer ihrer strengsten Religionsgebräuche sei.

Am 15. April verließ Bougainville die Insel Tahiti und setzte seine Reise grade nach Westen hin fort; er berührte auf diesem Wege die Schifferinseln, ohne zu landen, und befand sich am 22. Mai in der Mitte einer Gruppe zahlreicher Eilande, welche er die großen Cycladen nannte, ohne zu ahnen, daß sie schon im Jahre 1606 von dem Spanier Fernandez de Quiros entdeckt und mit dem Namen Espiritu santo belegt worden waren. Die Eingeborenen, kleine, häßliche Leute, die größtentheils mit dem Aussatze behaftet waren, bewiesen sich so feindlich, daß man nicht nur keine Verbindung mit ihnen anknüpfen, sondern mit dem Geschütze ihre Angriffe abwehren mußte. Von hier aus steuerte Bougainville immer noch westlich, weil er in dieser einmal angenommenen Richtung den Australozean ganz durchsegeln zu können glaubte, stieß aber auf die östlich von Neuholland liegenden gefährlichen Riffe und sah sich genöthigt, nach Norden zu gehen. Auf diesem Wege unterschied er zuerst deutlich die früher für die südöstliche Spitze von Neuguinea gehaltene Inselgruppe, welche jetzt noch den von ihm ihnen zur Ehre seines Königs beigelegten Namen Louisiade führt, und entdeckte auf der weiteren Fahrt an der Salomonskette vorüber eine dazu gehörende Insel, welche jetzt nach ihm Bougainville heißt. Er hatte immer noch nicht den Plan aufgegeben, wieder mehr nach Südwesten hin seinen Lauf zu nehmen, aber bereits hatte er, durch widrige Winde genöthigt, zu lange die See gehalten; die Lebensmittel waren fast gänzlich erschöpft und der Scharbock fing bereits an auf beunruhigende Weise unter der Mannschaft um sich zu greifen, als es ihm endlich gelang, auf der Insel Neuireland, die er noch für einen Theil Neubritanniens hielt, in den sicheren Hafen Praslin einzulaufen. Da die Umgegend unbewohnt war, so konnte man zwar ohne Furcht vor den Wilden die Kranken ans Land bringen, wo sie sich schnell erholten, aber man fand auch nur äußerst wenige Lebensmittel, und fortwährendes Regenwetter hinderte sehr

die nöthigen Arbeiten. Nach der Beendigung derselben setzte Bougainville am 19. Juli seine Reise unter großen Entbehrungen fort, da die Lebensmittel so verdorben waren, daß man sie nur mit Ekel verzehrte.

Ein kurzer Aufenthalt auf der zu den Molukken gehörenden und von den Niederländern besetzten fruchtbaren Insel Buro stellte jedoch die erschöpfte Mannschaft bald wieder so weit her, daß man ohne Besorgniß die Rückfahrt nach der Heimath antreten konnte; Bougainville schlug den Weg um das Cap der guten Hoffnung ein und landete am 16. März 1769 zu Saint Malo. Seine Reise trug nicht wenig zur Bereicherung der Erdkunde und der Naturwissenschaften bei und erwarb ihm den Ruhm eines der ausgezeichnetsten Seefahrer der neueren Zeit. Er genoß fortwährend die Achtung seines Vaterlandes, selbst als dieses von den Revolutionsstürmen bewegt wurde, in hohem Grade und starb am 31. August 1811.

Willem Barentz.

Obschon der von Magalhaes nach so vielen vergeblichen Versuchen endlich aufgefundene westliche Weg nach den Gewürzinseln und den reichen Ländern des östlichen Asiens auf einige Zeit die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker von den unwirthlichen Meeresstrichen des Nordens, wo man eine das Festland der neuen Welt trennende Straße zu finden hoffte, abgezogen hatte, so konnten doch die Vortheile, welche eine solche weit nähere Fahrt im hohen Norden besonders den Briten und Holländern bieten mußte, nicht lange unerkannt bleiben und zu wiederholten Versuchen, welche denn auch bis auf die neueste Zeit fortgedauert haben und nicht nur in westlicher, sondern auch in östlicher Richtung an den nördlichen Küsten Europas und Asiens gemacht wurden, anspornen. Obschon alle diese Expeditionen ihren Zweck nicht erreichten, so hatten sie doch wichtige Entdeckungen in dem Polarmeere zur Folge und veranlaßten lohnende Handelsverbin-

dungen mit den nördlichen Staaten Europas, besonders mit Rußland. Wir übergehen hier die Fahrten, welche nicht den siebenzigsten Grad nördlicher Breite erreichten, absichtlich mit Stillschweigen, weil wir sie in den beiden folgenden Büchern dieses Werkes, welche sich mit Asien und America beschäftigen, zu berühren gedenken, und beschränken uns hier auf die Reisen, welche das angegebene Ziel mehr oder weniger weit überschritten. — Der erste Versuch zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt wurde auf Betrieb des berühmten Seefahrers Sebastian Cabot und auf Kosten einer zu diesem Zwecke zusammengetretenen Gesellschaft englischer Kaufleute im Jahre 1553 unternommen. Das aus drei Schiffen bestehende und von Hugh Willoughby befehligte Geschwader wurde jedoch schon an der norwegischen Küste durch das stürmische Wetter getrennt und Willoughby kam an der Ostküste Lapplands mit seiner ganzen Mannschaft durch Hunger, Kälte und Scorbut um. Glücklicher war Richard Chancellor, der Führer eines der andern Schiffe; nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten in ihm völlig unbekannten Gewässern erreichte er den Hafen Archangelsk am weißen Meere, wo das Erscheinen eines britischen Schiffes nicht geringes Aufsehen erregte. Als die Kunde von diesem Ereignisse schnell zu den Ohren des Czars Iwan Wasiliewitsch gelangte, beschied er Chancellor zu sich nach Moskwa und hier glückte es dem gewandten Seemanne, freundliche Handelsverhältnisse anzuknüpfen, welche seinem Vaterlande zu unberechenbarem Vortheile ausschlugen. Chancellor ging nach seiner Heimkehr im Auftrage der erwähnten Gesellschaft sogleich wieder nach Rußland, um einen regelmäßigen Verkehr einzuleiten, zugleich wurde aber auch Stephen Burrow, Chancellors Begleiter auf der ersten Reise, ausgeschickt, um die Entdeckungen im Norden fortzusetzen. Burrow erreichte in den letzten Tagen des Monats Juli 1556 die Insel Waigatz vor dem Eingange des kurischen Busens und hörte daselbst, daß weiter nördlich die große Insel Nowaja Semlja liege und daß die wenigen sich auf ihr aufhaltenden Leute, welche man Samojeden nenne, nicht in Häusern, sondern in Zelten von Rennthierfellen wohnten. Man zeigte ihm auch eine Reihe unförmlicher, hölzerner und zum Theil mit Blut besudelter Bilder,

die aber nicht, wie man glaubte, von den Samojeden als Götter verehrt wurden, sondern nur zum Andenken an ihre verstorbenen Angehörigen hingestellt worden waren. Da widrige Winde ihn hinderten, weiter voranzudringen, so überwinterte er in einem russischen Hafen und kehrte im folgenden Jahre nach England zurück. — Man zweifelte jetzt kaum mehr an dem Vorhandensein einer nordöstlichen Wasserstraße nach dem chinesischen Meere, da sie aber zu nahe an dem Nordpol hinzustreifen und mit fast unerträglichen Mühseligkeiten verbunden zu sein schien, während dunkle Gerüchte von einer viel weiter südlich das amerikanische Festland durchschneidenden Meerenge, welcher man gewöhnlich den Namen Anian beilegte, immer wieder von Neuem auftauchten, so wandte sich die Aufmerksamkeit der Seefahrer jetzt mehr nach dieser Seite. Die von Martin Frobisher glücklich vollbrachten drei Reisen (1567—1578) überschritten aber nicht die Küsten von Labrador, und Sir Humphrey Gilbert, von dessen im J. 1583 mit bedeutendem Aufwande unternommenen Expedition man große Dinge erwartete, kehrte schon bei Neufundland, wo eines seiner Schiffe mit der Mannschaft zu Grunde ging, um. John Davis, ein eben so gewandter als muthiger Seemann, drang im Juni 1587 an der Westküste von Grönland auf dem Meeresarm, welcher nach ihm den Namen Davisstraße trägt, bis zum fünfundsiebenzigsten Grade nördlicher Breite vor und steuerte dann nach Westen, in welcher Richtung er während einer Fahrt von vierzig Meilen stets ein offenes Meer vor sich sah. Starke Strömungen und heftige Nordwinde trieben ihn aber, als er sich bereits auf dem rechten Wege zu befinden glaubte, nach Süden an die Küste von Cumberland, von wo er mit der festen Ueberzeugung heimkehrte, daß nicht nur eine nordwestliche Straße nach Indien vorhanden, sondern auch leicht zu erreichen und zurückzulegen sei.

Bald nachdem die Briten ihre Versuche, eine nordöstliche Straße nach Indien zu entdecken, aufgegeben hatten, erschienen die Holländer, deren Seewesen nach der Abschüttelung des spanischen Joches einen so schnellen und erfreulichen Aufschwung genommen, dasselbe Ziel verfolgend, auf diesem Schauplatze. Das erste aus drei Schiffen bestehende und von Kornelis Kornelisson

Nay, Brand Isbrands Tetgales und Willem Barentz geführte Geschwader wurde von einer Gesellschaft reicher Kaufleute ausgerüstet und ging am 5. Juli 1594 unter Segel. Obschon Nay den Oberbefehl führte, so war doch Barentz die Seele dieser und der unmittelbar folgenden Unternehmungen, und wir können nur bedauern, daß seine früheren Lebensverhältnisse und die Art und Weise, wie er sich zu einem so tüchtigen Seemanne ausbildete, nicht bekannt sind. Die Expedition erreichte nach einer vom Wetter sehr begünstigten Fahrt die schon von Burrow berührte Insel Waigatz und fand, wie dieser, am Strande eine Menge schlechtgeschnitzter Bilder männlichen und weiblichen Geschlechts mit vier bis fünf nach Osten hin sehenden Gesichtern, vor welchen Haufen von Rennthiergeweihen aufgeschichtet waren. Die Holländer nannten deshalb die Landspitze, wo sie vor Anker lagen, Afgodenhoek (Götzencap) und übersetzten auf diese Weise zufällig die eigentliche russische Benennung Waijati-noss (Bildercap) ziemlich genau. Nay ging von hier durch die Straße von Waigatz und da er hier ein offenes Meer vor sich sah und überdieß die Küste des Festlandes eine südöstliche Richtung nahm, so glaubte er den Weg nach China und Indien gefunden zu haben und kehrte, ohne ihn weiter zu verfolgen, mit der fröhlichen Botschaft nach der Heimath zurück. Barentz, welcher von Afgodenhoek aus nach Norden gegangen war, befuhr zuerst die nordwestliche Küste von Nowaja Selmja und kam über den siebenundsiebenzigsten Grad nördlicher Breite hinaus, wo er auf ein unabsehbares, undurchdringliches Eisfeld stieß, welches ihn nöthigte, an derselben Seite der Insel zurückzukehren. Hier sah er das damals noch wenig und fast nur dem Namen nach bekannte Walroß und seine Leute gaben sich vergebliche Mühe, eines oder das andere zu erlegen. Dieses Meerungeheuer, sagt der Reisebericht, ist größer denn ein Ochs, hat eine mit kurzen Haaren bedeckte Haut wie der Seehund, kleine Ohren, einen großen Rachen, der dem eines Löwen am meisten gleicht, und darin zwei etwa eine Elle lange Zähne, welche denen des Elephanten am ähnlichsten und nicht weniger glatt und weiß sind als diese, so daß sie wohl auch als Elfenbein gebraucht werden können. Die Matrosen griffen die

Walrosse mit ihren Aexten und Spießen an und schlugen diese auf ihnen in Stücke, ohne den Thieren etwas anhaben zu können; nur mit Mühe brachen sie einem derselben einen Zahn aus, welchen sie als Probe mit sich nach Holland nahmen, wo sie zugleich mit den andern Schiffen, zu welchen sie auf der Rückreise gestoßen waren, bereits am 26. September wieder eintrafen. Die von Nay mitgebrachten Nachrichten über die südöstliche Richtung der nördlichen Küste des Festlandes und das daselbst offene Meer erregten so große Hoffnung, daß schon im folgenden Jahre (1595) ein anderes Geschwader von sieben Schiffen ausgerüstet und der Leitung des bereits erprobten Piloten Barentz übergeben wurde. Da aber die Jahreszeit, als es den Terel verließ, bereits zu weit vorgerückt war, so stieß man schon an der Küste von Nowaja Selmja auf dichte Eismassen und kehrte, um nicht die Mannschaft der fürchterlichen Kälte und den gefahrdrohenden Eisschollen nutzlos auszusetzen, sogleich zurück, um im nächsten Jahre früher in See zu stechen. Viele der an der Expedition betheiligten Kaufleute zogen sich aber, da sie an dem Erfolg so kostspieliger Unternehmungen zu zweifeln anfingen, zurück und nur zwei der Stadt Amsterdam angehörende Fahrzeuge liefen am 18. Mai 1596 von Vlieland aus, um noch einen Versuch zu wagen. Das eine befehligte wieder Barentz, das andere Jan Kornelis Ryp und als Geschäftsführer war über beide Jakob Heemskerk gesetzt. Das Wetter war ihnen bei dem Beginne der Reise fortwährend so günstig, daß sie schon am vierzehnten Tage nach ihrer Abfahrt, an welchem ihnen auch zum erstenmale die Nacht ausblieb, den siebenzigsten Grad nördlicher Breite überschritten. Das Treibeis wurde häufiger und am 9. Juni entdeckten sie eine Insel, auf welcher unzählige Möwen nisteten; sie stiegen ans Land, wo sie auf einen ungeheuer großen Eisbären stießen, den sie nur nach einem hartnäckigen Kampfe zu überwältigen vermochten, weshalb sie der Insel den Namen Bäreninsel beilegten. Von hier steuerten sie noch weiter nach Norden und gewahrten nach einer mühsamen, durch große Eisschollen gehinderten Fahrt von zehn Tagen, als sie sich nach ihrer Berechnung unter 80° 11′ N. Br. befanden, östlich eine ausgedehnte Küste, bei welcher sie am 21.

vor Anker gingen. Sie hielten sie irriger Weise für einen Theil Grönlands und legten ihr, weil sie von einer Kette spitzzulaufender Anhöhen gebildet wurde, den Namen Spitzbergen bei, welchen diese so weit nach Norden vorgeschobene Insel noch trägt, und zwar mit vollem Rechte, da sie von Barentz und seinen Gefährten, und nicht, wie manchmal behauptet wird, von dem britischen Seefahrer Hugh Willoughby, der auf seiner im J. 1553 unternommenen Reise kaum bis zur Höhe von Nowaja Selmja gelangte, entdeckt wurde. Die Holländer, welche gerade zur Zeit des kurzen Sommers eintrafen, waren nicht wenig erstaunt, unter diesem Himmelsstriche eine ziemlich lebhafte Vegetation anzutreffen, und gingen ans Land, um Sauerampfer und Löffelkraut, die vorzüglichsten Mittel gegen den Scharbock, welcher sich ungewöhnlich schnell an Bord der so hohe nördliche Breiten besuchenden Schiffe zeigt, einzusammeln. Man fand auch Eisbäre, Rennthiere, Füchse und eine Menge Rothgänse und versprach sich nicht geringe Vortheile von der neuen Entdeckung, aber wie man sich in der Folge überzeugte, etwas zu voreilig, denn das Land, welches die ersten Besucher in seinem schönsten Sommerschmucke, den es nicht einmal in jedem Jahre anlegt, sahen, bietet gewöhnlich einen andern, grausenerregenden Anblick. Von einem stürmischen, selbst im höchsten Sommer häufig mit Eisschollen bedeckten und im Winter zu Eisbergen erstarrenden Meere umgeben und mit dichtem Nebel bedeckt, kann es dem Menschen nicht zum dauernden Wohnort und nur zur besseren Jahreszeit den Walfischfängern zum Anhaltpunkte dienen, weshalb auch, mit Ausnahme der etwas zugänglicheren Westküste, kaum seine Umrisse bekannt sind; in das Innere ist wahrscheinlich noch Niemand gedrungen. Im Sommer, welcher vom Mai bis zum Ende des Augusts dauert, erreicht die gewöhnliche Temperatur der Luft, obschon die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, selten einen höheren Wärmegrad, als man in Holland und Deutschland im Februar genießt, der Boden thaut deshalb nur einige Spannen tief auf und größere Eismassen schmelzen nie. Der fast acht Monate lange Winter, in welchem überdieß vom Ende des Oktobers bis zum 24. Januar die Sonne gar nicht zum Vorschein kommt,

ist wahrhaft fürchterlich; selbst im wärmsten Pelze kann man es kaum einige Minuten im Freien aushalten; der Athem wird zu eisigem Schaume; Nase, Ohren und Hände würden, wenn man sie entblößte, auf der Stelle erfrieren; der Branntwein wird, so wie man ihn der scharfen Luft aussetzt, zur festen Masse und das Quecksilber gefriert so stark, daß man es hämmern kann. In einem solchen Lande muß die Vegetation nur von kurzer Dauer und sehr spärlich sein; Bäume sind nicht vorhanden und der einzige Strauch ist die Zwergweide, die sich aber nur wenige Zoll über den Boden erhebt, unter den Pflanzen verdienen nur der Sauerampfer und das Löffelkraut als die häufigsten und nützlichsten Erwähnung. Für den hier unentbehrlichen Brennstoff hat indessen die wohlthätige Hand der Vorsehung durch das Treibholz gesorgt, welches wahrscheinlich aus den amerikanischen und asiatischen Strömen kommt und zu gewissen Zeiten alle Baien füllt. Obschon das Thierreich nicht so ärmlich bestellt ist als das Pflanzenreich, so findet man doch von Landvierfüßern nur das Rennthier, welches in kleinen Heerden im Innern sich aufhält, und den Eisfuchs; von den zahlreicheren Seethieren sind besonders der Eisbär, das Wallroß, der Seehund und der Walfisch zu nennen. Der Fang des letzteren zieht besonders die Seefahrer nach diesen unwirthlichen Meeresstrichen, welche indessen mit jedem Jahre spärlichere Beute liefern, da sich der Walfisch, um den unausgesetzten Verfolgungen zu entgehen, immer weiter nach Norden zurückzieht.

Da der Wind ungünstig wurde und die Eisschollen sich mehr zusammendrängten, so mußte man den Plan, bis zu dem nördlichsten Punkte Spitzbergens vorzudringen und dann erst ostwärts zu steuern, aufgeben und kehrte nach der Bäreninsel zurück. Da die Meinungen der beiden Kapitäne über die von hier aus zu nehmende Richtung getheilt waren, indem Ryp behauptete, man würde, wenn man den Weg nach Norden einschlage, ein offenes Meer antreffen, Barentz aber glaubte, man befinde sich schon zu weit nördlich und unter einer Breite, wo eine Durchfahrt nicht leicht möglich sei, so kam man endlich überein, es solle jeder seiner Ansicht folgen und sein Glück versuchen. Die beiden

Schiffe trennten sich also am 1. Juli; Ryp nahm seine Richtung wieder nach Spitzbergen und Barentz wandte sich nach Nowaja Selmja. Er erreichte das nördliche Ende dieser Insel nur nach großer Anstrengung und schickte sich sogleich an, nach Osten zu segeln, wo einige von seinen Leuten, die eine Anhöhe erstiegen hatten, ein von Eis gänzlich freies Meer gesehen zu haben betheuerten. Wie sehr sich aber diese Späher getäuscht hatten, zeigte schon der nächste Tag, denn kaum war man einige Meilen vorangerückt, als man sich im Angesichte einer ungeheuern Eisbank befand, welche das weitere Vordringen unmöglich machte. Man wiederholte, um nichts zu versäumen, noch einigemal den Versuch, stieß aber jedesmal auf dieselbe Schranke. Da die Schneestürme immer heftiger wütheten und die Kälte mit jeder Stunde merklich zunahm, so beschloß man, an der östlichen Küste der Insel herabzugehen, um das Festland zu erreichen und dort in einem sicheren Hafen günstigeres Wetter abzuwarten. Man hatte auf diesem Wege erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als die Eisschollen sich immer mehr zusammenzuschieben anfingen und das Schiff jeden Augenblick zu zertrümmern drohten. Am 27. August wurde es vollständig eingeschlossen und fing an auf allen Seiten zu krachen und zu bersten, so daß an eine Rettung desselben nicht mehr zu denken war; man brachte deshalb die Schaluppe und ein Boot aufs Eis und belud sie mit Lebensmitteln und mit den nöthigen Geräthschaften, um sich, wenn das Schiff sinken würde, zu retten Einige Leute, welche tiefer in das Land gegangen waren, um die Beschaffenheit desselben zu untersuchen, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß ein Fluß mit gutem Trinkwasser nicht weit entfernt sei und daß an den Ufern desselben eine große Menge Treibholz liege. Da man es für möglich hielt, mit diesen Hülfsmitteln auf der öden Insel zu überwintern, so gab man den in der Verzweiflung gefaßten Plan, sich mit den beiden elenden Fahrzeugen einen Weg nach der Küste des Festlandes zu bahnen, auf und begann sogleich den Bau einer geräumigen festen Hütte, um sich gegen die Kälte und gegen die grimmigen Eisbären, mit denen man jeden Tag harte Kämpfe zu bestehen hatte, besser schützen zu können. Am 24. Oktober war man mit der beschwerlichen

Arbeit fertig und sämmtliche Lebensmittel und werthvolle Gegenstände befanden sich unter Obdach. Nachdem auch noch die Schaluppe, auf welcher die Rettung im nächsten Frühling einzig und allein beruhte, auf das Land geschafft worden war, bezog die durch anhaltende Anstrengung sehr ermattete Mannschaft ihre Winterwohnung mit einer so ruhigen Ergebung in ihr unvermeidliches Schicksal, daß ihr gewiß Niemand, der sich von den Mühseligkeiten und Leiden, die ihnen bevorstanden, einen Begriff zu machen vermag, seine Bewunderung versagen wird. Die mit rührender Einigkeit und Aufopferung zusammenhaltende Gesellschaft bestand aus sechzehn Leuten, von denen jedoch einer schon so elend war, daß er auf einem Schlitten nach der Hütte gebracht werden mußte. Mit dem Anfange des Novembers nahm die Kälte so sehr zu, daß man nur selten und nur auf kurze Zeit ins Freie zu gehen wagte, um das nöthige Brennholz herbeizuschaffen und die Fuchsfallen, die man rings um die Hütte angelegt hatte, aufzustellen. Die gefangenen Füchse waren nicht nur ein Leckerbissen für die nach frischem Fleische hungrigen Leute, sondern auch eine sehr erwünschte und nöthige Zugabe zu den nicht im Ueberflusse vorhandenen Lebensmitteln, welche Barentz sogleich mit kluger Vorsicht nach der Zeit, die nach seiner Berechnung bis zum Eintritte des gelinderen Wetters verstreichen konnte, eingetheilt hatte. Am 4. November erschien die Sonne nicht mehr am Horizont, und es begann die schreckliche lange Nacht, die nur vom Monde, dem Nordlichte und der in der Hütte hängenden und mit Bärenfett gespeisten Lampe erleuchtet wurde. Den größten Trost gewährte die Bemerkung, daß mit der Sonne auch die gefährlichen Bären ausblieben und man sich doch ohne Furcht einige Schritte von der Wohnung entfernen konnte. Die Kälte nahm immer noch zu und dicht an dem sorgfältig unterhaltenen Feuer wurden Hände und Füße trotz der Umhüllung von Tüchern und Pelzen starr; am besten half man sich endlich mit heißgemachten Steinen, welche man fortwährend einander zureichte. Sehr schmerzlich fühlte man den Mangel an erwärmenden geistigen Getränken, denn diese waren bereits im Schiffe zu festen Massen gefroren und hatten, wenn man sie wieder am Feuer zergehen ließ,

Kraft und Geschmack verloren. Der Gesundheitszustand war indessen immer noch besser, als man bei einer solchen Lebensweise hätte erwarten sollen, was man wohl, wenigstens zum Theil, dem klugen Einfalle des Schiffsarztes, täglich Alle in einer großen Tonne baden zu lassen, zuschreiben darf. Am unerträglichsten waren stürmische Tage, an denen das Feuer nicht brennen und der Rauch nicht abziehen wollte; man blieb alsdann in den Betten liegen, welche sich wie die Wände der Hütte, sobald das Feuer nicht lustig flackerte, sogleich mit einer zwei Finger dicken Eiskruste überzogen. An einem solchen Tage fiel einem von ihnen ein, daß sich an Bord noch ein guter Vorrath von Steinkohlen befinde, und sogleich machten sich die rüstigsten auf, um diese herbeizuholen, was ihnen auch nach unsäglichen Beschwerden gelang. Man schürte nun damit ein gutes Feuer an, durch welches sich zum erstenmale in der Hütte eine behagliche Wärme verbreitete. Um diese desto länger festzuhalten, verstopften sie den Rauchfang; dann legten sie sich lustiger als je zu Bette und fingen an, mit einander zu schwatzen. Bald aber wurde es allen gar wunderlich zu Muth, Schwindel und Betäubung stellten sich ein und hätte nicht einer von ihnen noch Besinnung und Kraft genug gehabt, nach der Thüre zu kriechen und sie zu öffnen, so wären sie unfehlbar durch den so unklug eingesperrten Kohlendampf erstickt. Gegen das Ende des Jahres wurde das Wetter sehr stürmisch und der Schnee fiel in solcher Menge, daß die Hütte bald so gänzlich darunter vergraben lag, daß man, um wieder ins Freie kommen zu können, einen Schacht graben und bis zur Beendigung dieser mühsamen Arbeit einen Theil der Geräthschaften als Brennstoff gebrauchen mußte. Zufällig fiel die Eröffnung des Ganges auf den Dreikönigsabend und da man diesen zu jener Zeit in Holland mit Schmausereien und Lustbarkeiten zu feiern pflegte, so kam die Mannschaft trotz ihrer Ermüdung mit einander überein, ihre traurige Lage auf einige Stunden zu vergessen und ein kleines Fest zu veranstalten. Jeder steuerte nach Kräften von seinem Zwiebackvorrathe bei und der Schiffsherr gab Wein; man kochte eine kräftige Weinsuppe, bereitete aus zwei Pfund Stärkemehl, welches man zum Verkleistern der Pulverpa-

tronen an Bord genommen hatte, und etwas Oel, einen Kuchen und verſetzte ſich bei dieſem Mahle ſo ganz in die Heimath, daß man ſogar, wie es dort an dem Dreikönigsabend Sitte iſt, einen König wählte. Die Wahl fiel auf den Stückmeiſter und man begrüßte ihn förmlich als Beherrſcher von Nowaja Selmja.

Als man am folgenden Tag aus der Hütte ſtieg, fand man die Luft bei weitem weniger ſcharf und fühlte, daß nach dem Schneefall die Kälte abzunehmen anfing. Man begab ſich nun jeden Tag ins Freie und übte ſich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenk zu machen. Bei einem ſolchen Gange am 24. Januar entdeckte Heemskerk, als er am Strande ſtand und die Beſchaffenheit des Eiſes unterſuchte, ein kleines, kaum über den Horizont hervorragendes Stück der Sonnenſcheibe und eilte mit dieſer fröhlichen Botſchaft nach der Hütte; Barentz aber, nach deſſen Berechnung die Sonne erſt nach vierzehn Tagen erſcheinen konnte, ſchüttelte ungläubig den Kopf und traute ſelbſt dann noch, als nach drei Tagen die Sonne rund und ſchön über dem Geſichtskreiſe ſtand, kaum ſeinen Augen. Man erklärte ſpäter dieſe auffallende Erſcheinung durch die Brechung der Lichtſtrahlen, ohne zu bedenken, daß, wenn die Sonne ſieben bis acht Tage vor ihrem wirklichen Erſcheinen ſchon über dem Horizonte geſehen worden ſein ſoll, eine Strahlenbrechung von beinahe drei Graden vorausgeſetzt werden muß, was ſo ſchwer zu erweiſen iſt, daß man wohl eher einen Fehler in der Berechnung des Piloten Barentz annehmen darf. Mit der Sonne erſchienen auch die Bären wieder und der Kampf mit dieſen kecken Beſtien begann von neuem; ſie kamen offenbar aus einer ſüdlicheren beſſeren Gegend, wohin ſie ſich während der langen Winternacht zurückgezogen hatten, denn ſie waren alle ſehr fett. Nicht ſelten verſuchten ſie, die Thüre der Hütte einzudrücken, und einer kletterte ſogar auf das Dach, um durch den Rauchfang herabzuſteigen, von welchem Vorhaben man ihn nur mit vereinter Kraft und mit der größten Anſtrengung abzuhalten vermochte. Der 26. Januar war ein Trauertag; an dieſem ſtarb der Kranke, welcher ſchon bei dem Einzuge hatte auf einem Schlitten von dem Schiffe nach der Hütte gebracht werden müſſen; man begrub ihn

feierlich mit Gesang und Gebet im Schnee, hielt dann einen Leichenschmaus und war, da man mit Zuversicht auf eine baldige Erlösung aus dem Elende hoffte, wieder guter Dinge. Die Kälte währte indessen, obgleich nicht mehr so heftig, noch drei Monate ununterbrochen fort; die Lebensmittel gingen allmälig zu Ende und am 3. Mai kochte man das letzte eingesalzene Fleisch. Den Maimonat, welcher schon gelinder war, brachte man mit den zur Abreise nöthigen Vorbereitungen zu; schaufelte, nachdem man sich überzeugt hatte, daß das Schiff die See nicht mehr halten konnte, die Schaluppe aus dem Schnee und rüstete sie nebst einem Boote, so gut es ging, aus. Am 14. Juni stach man mit den beiden gebrechlichen Fahrzeugen in See und steuerte, weil die Ostküste Nowaja Selmjas von ewigem Eise belagert schien nach Norden, um an der Westküste herabzufahren und dann den Lauf nach einem russischen Hafen zu richten, wo man niederländische Schiffe anzutreffen hoffte. Barentz hatte mit bewunderungswürdiger Umsicht diesen Rath gegeben, welcher auch den besten Erfolg für seine Gefährten hatte; er selbst sollte aber die Heimath nicht wieder sehen; schon bei der Abreise war er so unwohl, daß man ihn in die Schaluppe tragen mußte; als man am 20. Juni das Eiskap, die nördlichste Spitze der Insel, erreicht hatte, ließ er sich emporrichten und betrachtete es mit sichtbarer Freude, da von hier aus die Fahrt bei weitem weniger gefährlich und die Rettung der Mannschaft möglich war. Darauf forderte er zu trinken, legte sich zurück und starb, ohne auf irgend eine Weise Schmerz zu verrathen; der Bootsmann Andris folgte ihm am andern Tage. Die Mannschaft, tief betrübt über den Verlust ihres sorgsamen Führers, auf den sie bis jetzt ein unbedingtes Vertrauen und ihre einzige Hoffnung gesetzt hatte, verfolgte den von ihm vorgeschriebenen Weg unter Heemskerks Leitung und gelangte, indem sie sich mit fast übermenschlicher Anstrengung durch das Treibeis immer dicht an der Küste fortarbeitete und dem unaufhörlich von Stürmen aufgewühlten Meere muthig trotzte, die Südspitze der Insel, wo sie ans Land ging, um Löffelkraut zur Heilung des Scharbocks, an dem sie alle in hohem Grade litten, zu suchen. Nachdem man hier wieder einige

Kraft gesammelt und die durch Sturm und Eis arg zugerichteten Boote nothdürftig ausgebessert hatte, schiffte man sich wieder ein und erreichte nach einer sehr gefahrvollen Fahrt am 26. Juli die russische Küste, aber an einer völlig öden und mit wildem Gesträuche bedeckten Stelle. Einige schlugen vor, den Weg zu Land fortzusetzen, da man aber in einer unbewohnten, völlig unbekannten und vielleicht von wilden Thieren durchstreiften Gegend sich leicht verirren und in noch größere Gefahren stürzen konnte, so behielt der Rath der Mehrzahl, zur See der Küste zu folgen, die Oberhand. Lange konnte man aber nicht mehr ausdauern, denn die Lebensmittel waren bis auf einige verschimmelte Zwieback aufgezehrt; schon ließen die meisten, von Hunger und Krankheit geplagt, den Muth sinken und wünschten sich den Tod, als ihnen eine russische Barke begegnete und mitleidig ein Brot und ein Tönnchen gesalzener Fische abtrat. Bald darauf traf man in einer am Strande stehenden Fischerhütte einige Lappen, von denen man erfuhr, daß in dem Hafen von Kola mehrere niederländische Schiffe lägen, die in kurzer Zeit unter Segel gehen würden. Da man diese zu versäumen fürchtete, so bewog man einen der Lappen, den Bootsmann der Schaluppe zu Land nach Kola zu führen, um dort seine Landsleute um Hülfe zu bitten. Nach einigen Tagen kam der Lappe zurück und überbrachte einen Brief, den man begierig öffnete; er war von Jan Kornelis Ryp, dem Befehlshaber des anderen Schiffes der Expedition, welcher eine Fahrt nach Norden, aber ohne allen Erfolg versucht hatte und zu Kola vor Anker lag. Bald nach der Ankunft des Briefes erschien er selbst in einer mit Erfrischungen reichlich versehenen Barke und führte die längst todt geglaubten Gefährten, nachdem er sie durch Speise und Trank erquickt, nach Kola, wo der russische Statthalter mit großer Theilnahme die Erzählung ihrer Leiden anhörte und die beiden Fahrzeuge in die Börse zu bringen und dort zum ewigen Andenken an die wunderbare Reise aufzubewahren befahl. In der Heimath, wo die überlebenden, zwölf an der Zahl, am 1. November 1597 glücklich ankamen und in ihrem auf Nowaja Selmja verfertigten Anzuge aus Bärenfellen ans Land stiegen, bedauerte man vor allem den Tod des trefflichen

Barentz und viele Jahre blieb die von ihm bis zu seinem letzten Augenblicke mit so großer Entschlossenheit und Umsicht geleitete Unternehmung Gegenstand der Unterhaltung.

Man hätte erwarten sollen, nach dem gänzlichen Scheitern so vieler Versuche, in den nördlichen Meeresstrichen nach Indien vorzudringen, habe eine allgemeine Entmuthigung, ferner Schiffe zu diesem Zwecke auszurüsten, eintreten müssen, aber der bedeutende und durch Gerüchte noch weit über seine Wirklichkeit angegebene Gewinn, welchen die Spanier aus dem um diese Zeit noch ausschließend von ihnen betriebenen Verkehr mit den östlichen Ländern zogen, war ein eben so mächtiges als andauerndes Reizmittel. Fortwährend liefen Fahrzeuge, besonders britische, auf Kosten einzelner Handelsgesellschaften, nach Norden aus, erreichten aber gewöhnlich kaum die Küste von Labrador oder berührten höchstens, wenn das Wetter ungewöhnlich günstig war, die Südspitze Grönlands; erst der unglückliche Hudson, von dessen Reisen und Entdeckungen in einer andern Abtheilung dieses Werkes die Rede sein wird, erreichte im J. 1607 wieder auf Spitzbergen die Stelle, wo Barentz vor Anker gegangen war, kann aber nicht viel weiter nach Norden gekommen sein, wie schon aus seiner Ansicht, daß sich Spitzbergen weit über den zweiundachtzigsten Grad hinaus erstrecke, was bekanntlich falsch ist, hervorgeht. Die von ihm auf seiner letzten Reise (1610) entdeckte und nach ihm benannte Bai zog mehrere Jahre die Aufmerksamkeit nach dieser mehr südlichen Richtung hin, bis Thomas Button im J. 1612 auch hier auf das amerikanische Festland stieß und die Richtigkeit der mit großer Zuversicht gehegten Hoffnung, hier eine Durchfahrt zu finden, darthat. William Baffin, einer der tüchtigsten britischen Seeleute, welchen die Wissenschaft viele treffliche Bemerkungen über die Beschaffenheit der nördlichen Meere und über die daselbst so bedeutende Abweichung der Magnetnadel verdankt, machte im J. 1616 wieder einen Versuch, durch die Davisstraße grade nach Norden vorzudringen; er steuerte auf dem Meere, welches jetzt noch nach ihm die Baffinsbai genannt wird, bis zum achtundsiebenzigsten Breitegrade und lief hier in eine tiefe Bucht ein, welcher er den Namen Sir Thomas Smith's Sound beilegte;

da er jedoch auch hier den Weg durch das Festland gesperrt sah, so gab er alle Hoffnung auf einen Erfolg seiner Anstrengungen auf und kehrte, da seine Mannschaft sehr am Scharbock litt, nach der Heimath zurück. Nahe unter dem siebenzigsten Breitegrade auf der Westküste des von ihm befahrenen Meeres, wo er vor Anker gegangen war, hatte er Bewohner (Eskimos) angetroffen, welche zuerst bei dem Erscheinen der fremden Gäste voll Furcht die Flucht ergriffen, sich aber durch Geschenke wieder herbeilocken ließen; sie deuteten fortwährend mit dem Finger nach der Sonne, schlugen auf die Brust und schrieen unaufhörlich: „Iliout", woraus man schloß, daß sie die Sonne anbeteten; wahrscheinlich wollten sie aber durch diese Geberde nur zu erkennen geben, daß sie die Fremdlinge für von diesem Gestirne herabgekommene Geschöpfe hielten. Diese Wilden, welche mit großen Hundeheerden in dem öden Lande umherzogen, führten ein höchst erbärmliches Leben und ihre einzige Nahrung bestand in dem rohen Fleische der Seekälber, welche in diesen Gegenden sehr häufig sind. Die Bemerkung Baffins, daß das Meer jenseits des fünfundsiebenzigsten Grades bei weitem weniger vom Eise gesperrt sei als in südlicheren Strichen, hat durch neuere Reisende mehrfach Bestätigung gefunden. Baffin brachte auch eine Ladung Pelze und Walroßzähne, welche er von den Eskimos eingetauscht hatte, mit, und diese Waaren fanden allmälig einen so guten Abgang, daß sich in England und Holland Handelsgesellschaften bildeten, um diesen Zweig des Verkehrs im Großen auszubeuten. Jährlich liefen jetzt Schiffe auf den Walroßschlag aus und vielen dieser Fahrten verdanken wir nicht unwichtige Entdeckungen. Einer der ersten und rührigsten Kapitäne, welche dieses mit mancherlei Gefahren und Entbehrungen verbundene Geschäft betrieben, war Steven Bennet; er kreuzte mehrere Jahre nach einander (1603—1608) in den nördlichen Meeren und lag häufig bei der von Barentz entdeckten Bäreninsel, welcher er den noch jetzt gewöhnlich gebrauchten Cherry Island beilegte, vor Anker. Im Juni war hier das Wetter so angenehm und warm, wie in England um dieselbe Zeit, und manchmal brannte die Sonne so heiß, daß der Theer an dem Schiffe herabrann. Jonas Poole, welcher Bennet

als Pilot auf allen Reisen begleitet hatte, kam auf zwei in den Jahren 1610 und 1611 von ihm selbst unternommenen Fahrten bis zum achtzigsten Breitegrade und fand hier so wenig Eis und so mildes Wetter, daß er eine Straße über den Nordpol für eher möglich hielt, als in nordwestlicher oder nordöstlicher Richtung. Jan Mayen, der Kapitän eines holländischen Walfischfängers, entdeckte im J. 1611 die nördlich von Island unter dem siebenzigsten Breitegrade gelegene Insel, welche seinen Namen trägt, ein vulkanisches, unfruchtbares und äußerst rauhes Land, das nur zuweilen von Walfischjägern besucht wird. Ohne Erfolg blieben dagegen die Reisen, welche einzig und allein in der Absicht, eine Durchfahrt zu entdecken, unternommen wurden. Eine im J. 1619 von dänischen Handelsleuten ausgerüstete und von Jens Munk befehligte Expedition ging in der Hudsonsbai bis auf drei Leute durch Hunger und Kälte zu Grunde; der Brite Luke Fox kam zwar von seiner mit pomphaften Versprechungen im J. 1631 begonnenen Fahrt zurück, ohne, wie er sich ausdrückt, einen Mann oder ein Kind oder ein Geräth verloren, aber auch ohne die geringste Entdeckung gemacht zu haben, obgleich er sich selbst, in der festen Ueberzeugung, daß ihm sein Vorhaben gelingen müsse, schon voraus den Namen Nordwestfox beigelegt hatte.

Die Erfolglosigkeit mehrerer in kurzen Zwischenräumen wiederholten Versuche, hatte jedesmal eine mehr oder weniger lange Unterbrechung der Expeditionen nach Norden zur Folge, bis wieder irgend ein Gerücht von dem Vorhandensein einer nach dem indischen Meere führenden Straße auftauchte und neue Unternehmungen veranlaßte. So fachte Joseph Moron, ein tüchtiger der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London angehörender Kosmograph, welcher mit unermüdlichem Eifer alle Gründe, die für die Möglichkeit eines nördlichen Verbindungsweges zwischen den beiden Ozeanen sprachen, gesammelt hatte, durch mehrere Denkschriften die gesunkene Hoffnung wieder an und fand, da er seine aus geographischen Grundsätzen abgeleiteten Behauptungen durch eine auffallende Thatsache stützte, von vielen Seiten Beifall. Er hatte nämlich gehört, daß ein holländischer Grönlandfahrer bis zum Nordpol gekommen sei, und da ihm diese Er-

zählung einer näheren Unterſuchung werth ſchien, ſo ſuchte er den zufällig im Hafen von London anweſenden Piloten des glücklichen Schiffes auf und erhielt von dieſem die Verſicherung, daß er ſogar noch eine Strecke von zwei Graden jenſeits des Pols ohne Hinderniß zurückgelegt habe, denn man finde hier ein gänzlich von Eis freies Meer und ſo ſchönes, warmes Wetter, wie man es zu Amſterdam kaum im Sommer habe. John Wood, ein erfahrener Seemann, welcher ſchon eine Reiſe nach dem Auſtralmeer gemacht hatte, ſtimmte Morons Anſicht nicht nur bei, ſondern machte auch der britiſchen Regierung das Anerbieten, auf ihre Koſten eine Fahrt in grader Richtung nach dem Nordpol zu wagen. Man entſprach gern ſeinem Verlangen und rüſtete ihm mit großer Sorgfalt zwei Schiffe aus, verſah ſie auf ſechzehn Monate reichlich mit Lebensmitteln und ſchaffte ſogar eine Menge Waaren an Bord, die für den Abſatz in Japan und in der Tartarei am geeignetſten ſchienen. Wood ging im J. 1616 unter Segel, ſtieß aber ſchon in einer nicht ſehr hohen Breite auf zuſammenhängende Eismaſſen, welche ihn zwangen nach Südoſten zu ſteuern. An der Weſtküſte von Nowaja Selmja wurden ſeine Schiffe vom Sturme und von Eisſchollen gegen einen Felſen geſchleudert und er rettete ſich kaum mit der Mannſchaft in den Schaluppen. Durch dieſes Mißgeſchick erbittert, verlor er nicht nur die Luſt zu einem zweiten Verſuche, ſondern bekämpfte fortan auch aus allen Kräften die früher von ihm vertheidigte Anſicht. Die Regierung ließ indeſſen dieſelbe keineswegs fallen, ſondern ſetzte auf die Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt, da dieſe größere Wahrſcheinlichkeit bot, einen Preis von zwanzigtauſend Pfund Sterling, der aber noch zu verdienen iſt. Zwar fehlte es nicht an Beſtrebungen, ihn zu gewinnen, keine Expedition erhob ſich aber bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu ſehr hohen nördlichen Breiten; erſt in den neueſten Zeiten gelang es wieder einigen kühnen Seefahrern, in dem Polarmeere weiter als alle ihrer Vorgänger vorzudringen und für die Wiſſenſchaft wichtige Entdeckungen zu machen, welche in dem letzten Buche dieſes Werks die ihnen gebührende Würdigung finden ſollen. Auch die übrigen Reiſen, welche im Laufe des ſiebenzehnten und acht-

zehnten Jahrhunderts von den Spaniern, Briten und Holländern und Ruſſen zwar zur Entdeckung einer nordweſtlichen oder nordöſtlichen Durchfahrt unternommen wurden, aber nur die nördlichen Gegenden Amerikas und Aſiens berührten, haben für die Erdkunde höchſt wichtige Aufſchlüſſe gegeben, die aber, um Verwirrung und Wiederholungen zu vermeiden, beſſer in den folgenden, Amerika und Aſien betreffenden Büchern im Zuſammenhange dargeſtellt werden können.

Schlußüberſicht.

Ueberſchauen wir den großen Zeitraum, welcher zwiſchen dem Jahre **1519**, in welchem Magalhães Sevilla verließ, um an dem Feſtlande der neuen Welt eine nach dem indiſchen Meere führende Straße aufzufinden, und dem Jahre **1768**, in welchem Cook ſeine erſte Reiſe unternahm, liegt, ſo ſind wir zwar freudig überraſcht, auf dem zwiſchen Aſien und Amerika fluthenden Ozean nicht nur eine ungeheure Menge Inſeln von mehr oder weniger bedeutendem Umfange, ſondern auch einen großen Continent aus dem Dunkel hervortreten zu ſehen, können aber doch unſere Verwunderung nicht bergen, daß im Laufe von beinahe drei Jahrhunderten die meiſten dieſer Länder faſt nur dem Namen nach in die Erdkunde eintraten und kaum an einzelnen Küſtenpunkten unterſucht und noch viel weniger zur Gründung von Anſiedelungen auserſehen wurden. Als die erſte und hauptſächlichſte Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung muß die von den Seefahrern bald erlangte Ueberzeugung, daß auf dieſen Inſeln, ſo paradieſiſch auch die meiſten derſelben erſchienen, weder edle Metalle noch koſtbare Steine zu finden ſeien, angeſehen werden; man durchfurchte deshalb den Auſtralozean am liebſten auf dem bekannteſten Wege, um die oſtaſiatiſchen Inſeln, faſt ausſchließend das Ziel aller Reiſen vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, möglichſt ſchnell zu erreichen, und wir haben die meiſten Entdeckungen nur verhältnißmäßig ſehr wenigen

Fahrten, welche von den Spaniern, Holländern und Briten unternommen wurden, zu verdanken, wie aus der nachfolgenden gedrängten Uebersicht, welche um sich klarer darzustellen, nicht der chronologischen Ordnung, sondern der Lage der Länder und Inselgruppen von Westen nach Osten folgt und mit dem Australcontinent beginnt, hervorgehen wird.

Ob den Portugiesen, welche zuerst die indischen Meere befuhren, irgend eine Kunde von dem Australcontinente zugekommen sei, mag hier ununtersucht bleiben, gewiß ist, daß sie ihn nie besuchten; das erste Schiff, welches ihn berührte, war die holländische Jacht het Duifje (das Täubchen), welche auf ihrer Reise nach Neuguinea im März 1606 eine Strecke an der Westküste hinfuhr; im August desselben Jahres sah der Spanier Torres, als er durch die jetzt noch nach ihm benannte Straße segelte, einzelne Punkte der nördlichen Küste, ohne sich jedoch ihr zu nähern. Mehrere holländische Seefahrer, wie Dirk Hartogh (1616), Jan Edels (1619), Jan Carstens (1623), Willem de Witt (1626), Peter Nuits (1627) und Tomaz Pool (1636), besuchten noch im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts verschiedene Theile der nördlichen, westlichen und südlichen Küste und benannten sie; Abel Tasman umsegelte zuerst den Continent (1644) an der Südseite und seit dieser Zeit ward ihm der Name Neuholland beigelegt. Der Brite Dampier untersuchte im J. 1699 eine große Strecke der Westküste wissenschaftlich; nach ihm trat aber in den Fahrten nach dem Australland eine lange, erst wieder von Cook unterbrochene Pause ein. — Neuguinea, die größte Insel des Australozeans und die erste der langen, den Continent in einem Halbmonde umgebenden sogenannten inneren Inselreihe, ist, obgleich es schon von den Arabern besucht und bereits im J. 1511 von den Portugiesen Antonio d'Abreu und Francisco Serrão gesehen wurde, fast noch gar nicht bekannt und galt den spanischen Seefahrern Alvaro de Saavedra (1527), Antonio Urdanietta (1528) und Ynigo Ortiz de Retz (1545), welcher ihm der kraushaarigen Eingeborenen wegen den jetzt noch allgemein gebräuchlichen Namen beilegte, als ein Theil des Australcontinents, bis Torres (1606) durch die jene beide Länder trennende Straße segelte. Die

Holländer Jakob Lemaire (1616), Abel Tasman (1644), Vink (1663), Keyts (1678) und Jakob Roggeween (1722) und die Briten William Dampier (1699) William Funnel (1705) und Philipp Carteret (1767) ſahen oder berührten auch mehrere Küſtenpunkte, keiner aber betrat die Inſel, um ſie näher zu unterſuchen. — Nordöſtlich von Neuguinea folgen die größeren Inſeln und die Gruppen kleinerer Eilande, welche man jetzt unter dem Namen Neubritannien begreift, aber ebenfalls kaum noch ihren Umriſſen nach in die Erdkunde eingetreten ſind. Neubritannia wurde (1699) von William Dampier, der auch die meiſten der übrigen Inſeln ſah, entdeckt; Neuireland und Neuhanover, welche noch Dampier als Theile von Neubritannia betrachtete, wurden von Carteret (1767) als beſondere Inſeln erkannt; die Admiralitätsgruppe entdeckte ſchon Lemaire (1616), die Anachoreten, die Hermiten, la Boudeuſe und die niedrigen Inſeln, ſo wie die ſüdlich von dem Archipel von Neubritannien liegende Gruppe, welche den Namen Louſiade führt, Bougainville (1768). — Die ſüdöſtlich von Neubritannien folgenden Salomonsinſeln entdeckte der Spanier Alvaro Mendaña (1568); nach ihm blieben ſie zwei Jahrhunderte hindurch unbeſucht, bis Carteret (1767) und Bougainville (1768) ſie wieder ſahen, ohne jedoch genauere Nachrichten über ſie mitzutheilen. — Auch der öſtlich von den Salomonsinſeln ſich ausdehnende von demſelben Mendaña ſchon aufgefundene Archipel von Santa Cruz wurde allmälig ſo ganz vergeſſen, daß ihn Carteret, welcher ihn auf ſeiner Reiſe (1767) wieder ſah, für eine neue Entdeckung hielt. — Daſſelbe Schickſal hatte der ſüdlich von Santa Cruz liegende und von Torres und Quiros (1606) entdeckte Heiliggeiſtarchipel, welchen erſt Bougainville (1768) wieder berührte und mit dem Namen der neuen Cycladen belegte, welcher jedoch in der neueſten Zeit dem alten, ihm mit Recht gebührenden weichen mußte. — Die innere Inſelreihe ſchließt ſich mit Neuzeeland, zwei Inſeln von beträchtlichem Umfang, welche Abel Tasman im J. 1642 entdeckt, aber wegen der Wildheit der Bewohner nicht betreten hatte. Erſt mit Cook tritt Neuzeeland eigentlich in die Geographie ein; ſeitdem aber wurde es häufiger beſucht, als irgend ein anderes Land Auſtraliens.

Die äußere Inselreihe des Australozeans beginnt mit den Marianen, welche Magalhães auf der ersten Reise um die Welt (1521) entdeckte und die seitdem, da sie auf dem gewöhnlich eingehaltenen Wege von Acapulco nach Manilla liegen, häufig von den Seefahrern aller Nationen besucht wurden. Die Spanier gründeten im J. 1678 auf Guajan, der Hauptinsel der Gruppe, eine Niederlassung und besorgten die Bekehrung der etwa aus vierzigtausend Köpfen bestehenden Eingeborenen nach ihrer bekannten Weise mit solchem Eifer, daß schon vor Ablauf des siebenzehnten Jahrhunderts von der ursprünglichen Bevölkerung keine Spur mehr vorhanden war. — Die Bewohner der südlich von den Marianen zerstreuten und zum Theil von Francisco Lazeano (1686), zum Theil durch den Zufall, welcher am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einige Piroguen der Eingeborenen nach Guajan verschlug, entdeckten Carolinen würden keines besseren Looses theilhaftig geworden sein, wenn sie nicht die ihnen zugeschickten spanischen Schergen ermordet oder verjagt hätten; diese Eilande, welche auf manchen Charten auch die neuen Philippinen heißen, blieben deßhalb fast ganz unberücksichtigt und unbekannt, bis der britische Seefahrer Wilson (1783), der einer Gruppe derselben den Namen Pelewinseln beilegte, wieder die Aufmerksamkeit auf sie lenkte. — Einzelne Inseln des sich östlich von den Carolinen weit hinziehenden Lord Mulgravearchipels wurden wahrscheinlich schon von spanischen Seefahrern auf ihren Reisen zwischen Manilla und Acapulco gesehen, die ganze Kette kann aber erst als eine an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fallende Entdeckung betrachtet werden. — Häufiger wurde der weiter nach Südosten hin folgende Schifferarchipel besucht; schon Mendaña entdeckte (1595) das Eiland Solitaria; Lemaire (1616) und Roggeween (1722) besuchten mehrere andere Eilande dieser schönen Gruppe und gaben anziehende Schilderungen ihrer Beschaffenheit und ihrer Bewohner. — Der südwestlich von den Schifferinseln liegende weitläufige Fidschiarchipel wurde in seinem ganzen Umfange erst von Abel Tasman (1643) gesehen; ein einzelnes Eiland desselben hatte aber bereits Lemaire (1616) berührt und Hoorn genannt. — Abel Tasman entdeckte auch auf derselben Fahrt den

südlich von den Schifferinseln liegenden Tonga- oder Freundschafts-Archipel, welcher aber nach ihm wieder in Vergessenheit gerieth, bis ihn Cook wieder aus dem Dunkel hervorzog. — Die besuchteste von allen Inselgruppen des Australozeans ist unstreitig der Gesellschaftsarchipel, doch waren die Nachrichten über ihn bis auf Bougainville (1768) sehr dürftig. Die erste Kunde von ihm gab Quiros (1606); er landete an dem gepriesenen Tahiti, das später durch Samuel Wallis (1767) und Bougainville (1768), welche indessen die Sitten der schönen und gutmüthigen Bewohner mit allzuglänzenden Farben schilderten, allgemeine Berühmtheit erlangte. — Abschreckend sind dagegen die Beschreibungen des gefährlichen Archipels der niedrigen Inseln, welche nordwestlich von dem Gesellschaftsarchipel eine große Strecke des Australozeans bedecken. Der Spanier Quiros kam zuerst (1606) in diese Gegenden; ihm folgten die Holländer Lemaire (1616) und Roggeween (1722), die Briten Byron (1765), Wallis (1767) und Carteret (1767) und der Franzose Bougainville (1768); jeder von ihnen fand andere dieser nur in geringer Entfernung sichtbaren Inseln und bis jetzt scheinen bei weitem noch nicht alle entdeckt zu sein. — Außerhalb des gewöhnlichen Weges, nördlich von den niedrigen Inseln, liegt der Mendañaarchipel, welcher, wie schon der Name andeutet, von Alvaro Mendaña (1595) aufgefunden, aber von Cook nicht wieder besucht wurde. — Die Reihe der äußeren Inselkette schließt die einzeln liegende, weit nach Südosten vorgeschobene Osterinsel, von den Eingeborenen Waihu genannt, welche der Flibustier Davis zuerst (1687) sah und Roggeween zuerst (1722) betrat. — Ob der von Cook (1778) aufgefundene, weit nördlich von der äußeren Inselkette liegende Sandwicharchipel schon früher spanischen Seefahrern bekannt war, läßt sich nicht ermitteln, da bestimmte Nachrichten fehlen; unwahrscheinlich ist jedoch eine solche Annahme nicht, da diese Inseln nicht so ungeheuer weit von den spanischen Ansiedlungen in Mejico liegen, als daß sie nicht irgend ein von ihr nach den Molukken segelndes Schiff sollte zu Gesicht bekommen haben.

In dieser flüchtigen Skizze dürfte der Umfang der geographischen Kenntnisse über die in dem unermeßlichen Australozean

zerstreuten Länder und Inselgruppen, wie sie vor Cook feststanden, hinreichend angedeutet sein; wir wenden uns deßhalb nach den nördlichen Meeren, um auch hier die Schranke anzugeben, welche die Wißbegierde und die Habsucht des Menschen bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu überwältigen vermochte. Wir haben in einem der früheren Bücher gesehen, wie keck bereits die Normannen in ihren gebrechlichen Fahrzeugen nach Norden vordrangen; ihre Reisen erstreckten sich indessen keinesfalls über Island und Grönland hinaus; alle Entdeckungen in höheren Breiten sind die Früchte mühevoller Anstrengungen der Seefahrer späterer Zeit. Ohne uns hier mit den an einer andern Stelle zu behandelnden Entdeckungen in den nördlichen Gegenden der neuen Welt weiter zu befassen, bemerken wir nur, daß das nördliche, fast unter dem achtzigsten Breitegrade liegende Ende der Baffinsbai, welche noch außer ihrem Eingange von allen andern Seiten geschlossen erscheint, als das äußerste Ziel der bis zum Jahre 1770 unternommenen Fahrten angenommen werden muß. Die Umrisse aller Küsten nördlich vom Eingang der Hudsonsbai treten nur noch sehr unbestimmt hervor und von der Zerspaltung des sich westlich an der Baffinsbai hinziehenden Landes in mehrere große Inseln hat noch Niemand eine Ahnung. Die Trennung der beiden großen Continente Asien und America durch einen Meeresarm wird durch die Entdeckung der Behringsstraße (1741) entschieden und dadurch die Hoffnung auf die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt wieder angeregt. Die früheren Bemühungen, eine solche aufzufinden, veranlaßten schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Entdeckung von Nowaja Selmja und Spitzbergen und über diese dem Menschen kaum einen vorübergehenden Aufenthalt gestattenden eisumlagerten Länder erstreckt sich unser geographisches Wissen nicht; denn den Erzählungen der Walfischjäger über die Beschaffenheit der dem Pole noch näheren Meeresstriche darf man nicht immer unbedingten Glauben schenken. Ob es noch gelingen dürfte, das Dunkel, unter welchem bis jetzt die Pole ruhen, aufzuhellen, ist eine fast vermessene Frage, die jedoch sicher gelöst werden wird, wenn der Lösung nicht Unmöglichkeit entgegensteht; denn nichts ist den Sterblichen allzuschwer!

Register.

Abreu, Anton. d', 672
Aca (Peru's heiliger Trank) 344
Acturuncu (peruan. Tiger) 320
Acuera (Caz.) 279
Adel, im alten Mejico 228
Admiralitätsinseln 604
Aegyptische Alterthümer. Analogie der Altmejicanischen 211 ff.
Aequator. Berechnung d. Entfernung vom A. 14
Afgodenhoef 657
Africa 60. 65. 581
Agueybanah 145
Aguilar, Geron. de, 180
Alabama 292
Alarcon, Hern. de, 410. 439
Alfinger, Ambros., 432
Algier 269
Allerheiligenbai 131
Almagro, Diego de, verbündet sich mit Pizarro 300. 370; Verräther an Pizarro u. hingerichtet 382; Charakteristik A.'s 391
Almino, Ant. de, 178
Aloe. Altmejican. Fabricate aus A. 202. 216
Alva, Herzog v., 77
Alvarado, Pedro de, 244. 425
Amaquemecan 200
Amaru (Schlangenart Peru's) 320
Amautas 359
Amazonenstrom. Ursprung des Namens 386
Amboina 533
Ambrym, Jos., 571
America. Kenntniß von A. vor Colombo 3 f. 7. 25; America's Urbewohner 31. 33. 36. 44. 49. 52. 67. 86. 96. 116. 202; das Festland A.'s v. Colombo und vor ihm von Cabot erreicht 59. 137; umschifft von Lemaire 605; Ursprung des Namens: America 134; die Entdeckung A.'s s. Colombo; Verödung A.'s durch die Spanier 416 ff.
America. Südamerika. Colombo an den Mündungen des Orinoco 84; Lepe's Charte von S. 107; Pinzon's Fahrt auf dem Orinoco 117; Colombo's u. Pinzon's Versuche der Durchfahrt 119; ob Vespucci das Festland von S. entdeckt? 123; Balboa's Expedition 156. 162; Ojeda's Reise in Guyana 83; Pinzon's, Soli's, Magelhães Untersuchungen des la Plata 119; Vespucci gründet eine Niederlassung in Brasilien 132; Ayolas Reise auf dem Paraguay 397; Gründung von Rio Janeiro 395; Magelhães landet in Brasilien; die Magelhäesstraße 455; das Feuerland 463; Drake's Angriffe auf die span. Besitzungen in S. 507; Lemaire umschifft die Südhälfte America's 588

Peru u. Chili. Balboa's Kenntniß von Peru 167. 170; Zustand Peru's bei Pizarro's Angriffe 305; Bild des Landes 317; die Staatseinrichtung, Sitten, das Heerwesen, die Religion Peru's unter den Incas 326. 328. 335. 338—346; Peru nach Pizarro's Tode 393

— Nordamerica. Ob Normannen die Küsten Nordamerica's besucht? 5; ob Colombo Grönland sah? 13; Cabot, Cortereal, britt. u. holländ. Seefahrer an der Küste von Labrador 136. 142. 667; Cabot entdeckt Florida 138; Cabot's Reise in Neufundland 137; Cortereal 141; Cartier 441; Ponce de Leon's Reise nach Florida 150; das Innere Florida's 274. 289; Soto's u. Moscoso's Expeditionen nach Florida 277. 400; Verazzani erreicht die Küste Geor-

Digitized by Google

giens 440; Davis untersucht die Westküste Grönlands 656; Drake an den Küsten von Californien 522
Mexico. Colombo's u. Pinzon's Annäherung an M. 69. 118; Cordova's erster Bericht über M. 173; Grijalva in M. 175; Cortez' Unternehmen gegen M. 179; Verhältnisse M.'s bei Cortez' Angriffe 185; Klima und Landesart 201; Rückblicke auf die ältere Geschichte M.'s 202; die Staatseinrichtung, die Cultur, die Religion M.'s 202—212; die Eroberung 247—261; die Verwüstung M.'s durch die Spanier 425
Die mittelamericanischen Inseln (Westindien ꝛc.). Colombo's Entdeckungen 29. 37. 44. 52. 66. 145; Ponce de Leon's Reisen in Westindien 151; die Flibustier in W. 629; Angriffe auf die span. Besitzungen in W. 504. 577. 666; s. die einzelnen Inseln Westindiens.
Aminoya 298
Amsterdam (Ins.) 611
Anachoreten (Ins.) 673
Anahuac 201
Ananas, zuerst bemerkt auf Cuba 44; die A. Peru's 319
Anden 317; die rohen Urbewohner der A. 322
Anian, Meerenge, 656
Annamocka (Ins.) 612
Anson, Kapit., 645
Anticosti 441
Antillen 43. 88. 144. 614. 646; Verödung der A. unter span. Herrschaft 422; Begründung der engl. Herrschaft in den A. 505
Antillia, Insel 6. 13
Añus 319
Apalachee 285
Api, peruan. Gericht 318
Apichu (die Kartoffeln Peru's) 319
Araber, auf den Azoren 6
Arak. Bereitung des Araks auf den indischen Inseln 486
Arbadaos 404
Archangelsk. Chancellor führt d. erste brit. Schiff in d. Hafen v. A. 655
Arecanuß 475
Arena, Diego de, 39
Arica 518
Arinoa, Ins., 605
Arkansas 296
Arrayzaga, Juan de, 530
Arrez (Mais) 318
Arrecifes 533
Arucheto (Insel) 499
Arumwurzeln 572
Ascension (Ins.) 639
Asien. Colombo's Ansichten von der Gestaltung Asiens 12. 31. 34. 42. 51 f. 61; — Pinzon's 117; — Vespucci's 123; — Seb. Cabot's 136. 139; die Fahrt nach A. durch die Südsee 467. 583; Magalhães und seiner Gefährten Reisen in dem indischen Archipel 480 ff.
Assomption (Insel) 441
Astrolabium. Früheste Anwend. dess. auf die Schifffahrt 13. 133
Astronomen. Urtheil d. span. Astron. über den Plan Colombo's 17
Astronomie, — die A. der Peruaner 362—364
Atabaliba. Beherrscher v. Quito 305; bemächtigt sich des peruan. Reiches 306; Pizarro's Gefangener 314; A.'s Aeußeres und Charakter 311. 371. 376; — wird hingerichtet 376
Atlantis, Sagen von der, 2
Atlantischer Ozean. Fahrt Vespucci's auf dem Atl. Oz. 126
Aubert, Thom., 440
Australia del Espiritu santo 567
Australien. Magalhães Unternehmen westlich den Weg nach den Molukken zu finden 452; die Magalhäesstraße 464; M.'s Fahrt durch die Südsee 466—479; durchforscht von Dampier 645; Urzustand Tahiti's nach Quiros' Bericht 562; Schilderung Tahiti's nach Bougainville 650; die Frauen der Gesellschaftsinseln 564; Vermischung der Völkerstämme auf den Inseln der Südsee 567; der Heiliggeistarchipel von Quiros erreicht 570; Neuholland zuerst beobachtet von Torres; die Torresstraße 576; die Lemairestraße 583; der Schifferarchipel 590; Neuirland 601; Tasmanien 608; der Tongaarchipel 610; Neuguinea 623; der Osterfund 616; Archipel der niedrigen Inseln 624; Dampier in Neuholland 638; Neu-

brittanien 639; Bougainville's Untersuchung der Inseln Australiens 653; Entdeckung span. Seefahrer in A. 533; die Marquesas 535 ff.
Australcontinent, — zuerst besucht von d. Holländern 672; Quiros' Schilderung des A. 567; Richtung der Entdeckungsversuche nach dem A. 566. 614
Australneger 532
Avavaren 402
Avila, Pedrar. de, Statthalter v. Darien 168; läßt Balboa enthaupten 171
Arayacatl 233
Ayay (Santa Cruz) 46
Ayllon, Vasq. de, 152
Ayola, Juan de, 397
Azoren. Kenntniß der früheren Zeit von den A. 4. 6. 39
Azteken (s. Mejico) 188

Babeque (Insel) 35
Babyrussa 491
Bacalao 137
Bachian 493
Bäre, peruanische, 320
Bäreninsel 668
Baffin, Will., 667
Baffinsbai 667
Bahamainseln. Ponce de Leon das. 150; Hern. de Cordova das. 173
Bahamastraße, v. Colombo durchschifft 33
Bahar (indisches Gewicht) 489
Bahia 395. 455
Bahia Honda 92
Balboa, Vasco Nuñ. de, s. Familie u. Jugend 105. 155, segelt nach d. Landenge v. Darien 156. 317, entdeckt die Südsee 163, wird zum Adelantado d. Südsee ernannt 170, hingerichtet 171
Banane 466. 561
Barbados, Insel, entdeckt 532
Barbatan, Juan de, 390
Barbosa, Duarte, 482
Barcelona 41
Barentz, Will., — versucht d. nordöstl. Durchfahrt 657, erreicht Spitzbergen 659, überwintert auf Novaja Selmja 661; st. 665
Barneveldinseln 582
Basalt, Waffen aus B. bei den Australiern 572
Baschiinseln 637
Bastidas, Rodrigo de, 92. 105. 107 ff.
Batavia. Lemaire das. 606. 613
Baukunst, der alten Mejicaner 211. 225, der Peruaner 309. 324. 327. 366; der Sonnentempel zu Cuczko 339; die Festung Cuczko's 370
Baumannsinseln, erreicht v. Roggeween 626; Schilderung ders. 591
Baumbast. Zeuge aus Baumbast der Eingebornen Australiens 568. 592
Baumblätter, lebende, Sage v. 491
Baumrinde. Material des Papiers in Borneo 489; kunstreiche Verarbeitung d. B. auf den Molukken 495
Baumwolle, von den Ureinwohnern America's verarbeitet 44. 60. 68; Baumwollengewebe in Peru 312
Becerra, Diego, 439
Begräbnißplätze — Gegenstand der Verehrung 568. 619; Weihe der B. auf den Marquesasinseln 541
Behaim, Mart., 13
Behringsstraße 676
Beichte. Dogma d. alten Mejicaner 210
Belen (Fluß) 73
Belle Isle 141
Benalcazar 377
Bennet, Steph., 668
Berandi, Juanoto, 122
Berezillo (der Hund) 148
Betel. Gebrauch des B. unter d. Völkern d. Südsee 475. 486. 492. 602
Bettler. Verachtung der B. im alten Peru 335
Beutelratte 118
Bewässerungssystem, in Peru 357
Bianco, Andrea, 6
Bienen. Bienenarten auf den Molukken 496. 569
Bilderschrift, der alten Mejicaner 184. 205. 212
Bimini (Insel) 149
Blitz, göttlich verehrt in P. 340
Bobadilla, Franc. de, 63. 108
Bohio (Insel) 35
Bohol (Insel) 483
Boriquen s. Portorico
Borneo 485. 489; die Gefährten Magalhães das.; der König und sein Hof 488; van der Noort das. 579
Boscawen 589

Boudeuse, la, 673
Bougainville, Louis Ant. de, B.'s erste Expedition nach der Südsee 570. 647, landet auf Tahiti 649, beschifft den Australozean 653, st. 654
Boyle 57
Brandon, Insel des heil. B. 3
Brasilien — entdeckt v. Pinzon 115. 119; de Solis' Versuche der Durchfahrt an der Südküste B.'s 121; Vespucci's Untersuchung der Küste B.'s 126; Cabot das. 139; Gründung Rio Janeiro's 395; — Buenos Aires 396; Portugals u. Spaniens Colonisationsversuche 397; Reisen Nuñez' in Br. 412; Drake's Reise an der Küste B.'s 413; Pigafetta's Schilderung v. Br. 453
Brasilienholz 117. 395
Brayoan 146
Bretagne. Seefahrer aus der B. besuchen die Küste Neufundlands 440
Bristol 11
Brod. Heiliges Brod der Peruaner 344; —, aus Wurzeln bereitet 568, aus Reis bereitet von den Australiern 484, aus Sago auf den Molukken 495
Brodfrucht 537. 543
Brodfruchtbaum 572
Bucanier (s. Flibustier) 630
Buenos Aires. In der Nähe des heut. B. A. findet Solis den Tod 121; gegründet 396
Burray (Insel) 9
Burrow, Steph., 655
Buru (Insel) 498
Butio's (Priester) 49
Butuan (Insel) 498
Button, Thom., 667
Byron, John, 645

Cabo de Lapa 59
Cabo de las Virgines 462
Cabot, Seb., tritt in die Dienste Heinrich VII. v. England 136, entdeckt vor Colombo d. Festland America's 137, entdeckt Florida 138, tritt in span. Dienste 139, reist nach Brasilien 139, veranlaßt die ersten Versuche zur nordöstl. Durchfahrt 655, st. 140
Cabral, Pedralvares, — Brasilien vor ihm entdeckt 115
Cabrillo, Ju. Rodr. de, 439
Cacao, Münze des alten Mejico 68, 217
Cacama, Kön. v. Tezcuco 200. 241
Cadiz 64. 92
Cagayan (Insel) 485
Caico's, die, 32
Californien, d. südl. C. v. Cortez entdeckt 269. 439; Drake das. 522
Callao 510. 607
Cambaja 478
Campeschebai 629
Campos, Garzia de, 92
Canada. Die Küste von C. bereist v. Cartier 441
Canarische Inseln 20. 43. 114. 126. 524
Canca 344
Canela 383
Cano, Seb. del, Magalhães Begleiter 491; der erste Weltumsegler 501
— (Insel) 519
Canot's, die Bauart der C. in der Südsee 573. 587. 622
Caonabo (Cazik) 47. 55. 81
Cap St. Augustin 115, v. Ojeda entdeckt 124
— Breton 440
— Finisterre 7
— Haiti (Stadt) 38
— Honduras 69
— Hoorn 582; zuerst erreicht v. Drake 517
— Parina 318
Capasi 285
Caparra 146
Capollu 319
Caraga 474
Caraiben 38. 44. 46. 88. 146. 151
—, Insel der, 43. 53
Caraibisches Meer 124
Caramanien. Las Casas Gründung in C. 414
Careta (Cazike) 162
Carolina (Süd-) entd. v. Ayllon 152
Carolinen, die, 533. 674
Carstens, Jan, 672
Cartagena 96; Drake's Angriffe auf C. 509
—, Juan de, 452
Carteret, Phil., 645
Cartier, Jacq., 441
Carvalho, Juan, setzt nach Magalhães Tode die Reise in Indien und Australien fort 484, erreicht die Mo-

lukken 492; seine Schicksale in Indien 499
Casas, Bartol. de las, 413; C. auf Cuba 414, gründet eine Niederlassung in Caramanien 414; C.'s Bestreben für Milderung des Schicksals der Indianer 415; C.'s Denkschrift über die Verfolgung der Eingebornen 416—433, st. 435
Cassadabrod 36
Cassana 367
Castillo, Alonso, 402
Cat Island, Insel 29
Cathir (indisches Gewicht) 489
Cauchieto 106
Cavallero 245
Cavendish, Thom., 527
Caramalca 307. 309. 371
Cazadilla, Bisch. v. Ceuta 14
Cempoalla 245
Chacas 397
Chalcoan 200
Chancellor, Rich., 655
Chapoltepec 198. 226
Charlesbourg 441
Charrucos 401
Charten. Chartenzeichner des Mittelalters 320
Chasca 340
Chasqui 330
Chiapa 435
Chiahuitzlan 189
Chica, peruan. Getränk aus Mais 312
Chicorea 152
Chili 379, erobert v. Almagro 438
Chilicuchima 307
China. Ob Chinesen vor Colombo America besucht? 4; frühe Kenntniß der Ch. von d. Magnet 22; Colombo hält die Antillen für die Küste Ch.'s 34
Chinampas 225
Chios 11
Chipit (Bai Butuan) 484
Chiquitas 397
Chocolate. Bereitung der Ch. bei den alten Mejicanern 216. 223
Cholula 194
Christenthum. Die Folgen des christl. Fanatismus in America 416 ff.; Aehnlichkeit altmejican. Gebräuche mit dem christl. Cultus 210. 219
Chronologie, der Peruaner 362
Chucama 302
Cibao, Insel, 37. 39
Cibola 410
Cipango (Japan), Colombo's Ziel 14. 32. 35. 48
Cita (peruan. Fest) 351
Citronen, auf den Inseln der Südsee 569
Clipperton, John, 644
Coanaco 255
Coaque 304
Coatepantli 236
Coca 383
Cocham 319
Cochinchina 448
Coelho, Gonzalo, 130
Cofachirui 287
Colambu 474
Colavulapu 479
Collquemachachuay 367
Colmenares, Rodr. de, 112
Colmenero, Diego Fern., 114
Colombo, Cristoforo, Kenntniß von America vor C. 7; C.'s Familie u. Vorbildung 11; Unterhandlungen mit Portugal 14, mit Spanien 26; C.'s erste Fahrt 20; C.'s Kampf mit seinen Gefährten 21; landet auf San Salvador 29, — auf Cuba 33, auf Haiti 36; C.'s zweite Reise 43; weitere Entdeckungen in Westindien 46; C. sieht die Küste des american. Continents 59; — in Fesseln 63; C.'s dritte Reise 66; st. 77
—, Bartolomeo, 54. 63
—, Diego, 51. 63. 144
—, Domenico, 10
—, Giacomo, 10
Comagre 158
Comargo, Alonso de, 438
Cooksstraße. Ob befahren von Tasman? 609
Cordilleras 192. 202. 317
Cordova, Hernandez de, 173
Corichanca 341
Coronado, Velasq. de, 410
Cortereal, Gasp., Entdeckungsreise nach dem Norden 141; st. 142
—, Miguel, 142
—, Vasqueanes 143
Cortesmeer 269
Cortez, Hern., Familie u. Jugend 175, beginnt sein Unternehmen gegen Mejico 181, richtet seinen Zug gegen d. Hauptst. des Reiches 192,

zieht in Mexico ein 231, nimmt Montezuma gefangen 239, wird v. Narvaez angegriffen 244, kämpft mit dem Aufstande der Mexicaner 246, zieht sich zurück 250, belagert u. erobert die Hptst. M. 254—261, zieht nach Honduras 265, wird nach Spanien zurückgerufen 268, entdeckt das südliche Californien 269, st. 270
Cosa, Juan de la, 83. 94. 97. 107
Costa Rica 71
Cosumel, Inſ., 179
Cowley 644
Coyba 157. 170
Cozacora 367
Cuba 32 f. Entdeckung u. Urzuſtand 51 74; Ojeda daſ. 102; wird erobert von Velasquez 173; las Casas daſ. 441; Verödung C.'s nach der Eroberung 417
Cubagua, Inſel, 61. 415.
Cuca 319
Cuitlahua (Montezuma's Nachfolger) 247. 254
Cumana. Ojeda daſ. 88—106
— (Stadt) 87
Curaca 326
Curazao, v. Ojeda entdeckt 88
Cusquicrayoni 350
Cuycha 340
Cuzco 306; die erſte durch die Inca's gegründete Stadt 326. 335; Beſchreibung der Stadt 368; Schlacht bei C. 394

Dampfſchiffahrt. Spuren der Entdeckung zur Zeit Karl's V. 443
Dampier, Will., unter den Flibuſtiern 629, ſegelt nach den Philippinen 637, erforſcht Neuholland 638, bereiſt die Südſee 640; D.'s Reiſebeſchreibung 644
Darien. Colombo's u. Pinzon's Verſuche der Durchfahrt 58; Balboa's Expedition nach D. 156; Schilderung D.'s zur Zeit Balboa's 162; Angriffe der Flibuſtier auf D. 636
Davisſtraße, zuerſt befahren 656
Davis, John, 656
—, Ed., 615
Demarcationslinie Papſt Alexander's VI. 42
Denis, Jean, 440
Desventuradas, las, 466
Diebsinſeln 469.578.607; Quiros daſ. 557
Diaz, Bernal, 271
Disappointment (Inſel) 645
Dobaiba 159
Dolce (Golf) 519
Dominica, v. Colombo entdeckt 43
Donner. Verehrung des D. in Peru 340
Dorantes, Andr., 402
Doughty, Thom., 513
Drake, Franc., D.'s Familie u. Jugend 505; D.'s erſter Raubzug 507; D.'s Reiſe über die Landenge von Panama 510; D.'s Expedition zur Auffindung der nördl. Durchfahrt in den ſtillen Ozean 519; D. der erſte britt. Weltumſegler 523; D.'s zweiter Raubzug; ſt. 524
—, John, 509
—, Joſeph, 509
Dreikönigsinſel 610
Dſchonken 489

Ebenholz 569
Eday, Inſel, 8
Edels, Jan., 672
Edelſteine. Fülle derſ. in Peru 320; — in Braſilien 455
Eendrachtsinſel 601
Ehe, in Peru, durch den Staat vermittelt 353
Eis. Eismaſſen bei d. Philippinen 578
Eisbäre 658
Eiſen, unbekannt den Ureinwohnern America's 30
Eiſenholz. Waffen der Wilden aus E. 561
Eisfuchs 660
Eismeer 659. 661.
Elephanten, gezähmt für den Krieg auf den indiſchen Inſeln 487
Elephantiaſis im indiſchen Archipel 500
Eliſabeth, von England, unterſtützt Drake's Unternehmen 511
Eliſabethinſeln 514
Enciſo, Mart. Fern. de, 95. 103. 156. 168
England. E.'s Seeunternehmungen nach d. bürg. Kriegen 627; die Begründung der engl. Herrſchaft in Weſtindien 504; die erſten britt. Seefahrer in der Südſee 511
Erde. Colombo's Anſichten v. der Geſtalt der E. 61

Erdumschiffung, die erste E. 503; van der Noort unter den Holländern der erste Erdumsegler 579; Drake, der erste britt. Erdumsegler 523
Escalante, Juan de, 238
Eskimos 8 f. 668
Española s. San Domingo
Espinosa, Gonz. Gom. d', Gefährte der ersten Erdumsegler 484, erreicht die Molukken 493
Espiritu santo (Inf.) 653
— — (Bai) 275
Essequebo. Ojeda erreicht d. Mündung des E. 84
Esser, Graf v., 511
Estevanico 402
Eua (Inf.) 610
Eruma (Insel) 32

Falklandsinseln, v. franz. Seefahrern besucht 647; Roggeween das. 615
Fasanenbai 507
Fasten, Sitte des alten Peru 350
Federarbeiten d. alten Mejicaner 217
Federschmuck der Wilden 562
Feigenbaum, d. heilige 570
Feldbau, der Peruaner 354
Ferdinand, d. Katholische; Benehmen gegen Colombo 17. 77. 94, nimmt Vespucci in Dienst 133
Ferdinandina, Insel, 32
Ferro 21
Fettgänse 453
Feuerland, v. Magalhães erreicht; des Namens Ursprung 463; die Südspitze des F. erreicht von Drake 580; Drake's Schilderung der Bewohner des F. 514
Fidschiarchipel. Lemaire das.; Schilderung dess. 597; Tasman das. 613
Fiesco 75
Fisticaca (Insel) 342
Flibustier. Ursprung u. Lebensart d. Flib. 629; ihr Unternehmen gegen Darien 636
Flores (Insel) 7
Florida, entdeckt v. Cabot 138, besucht v. Ponce de Leon; Bild des Landes 150; feindselig gegen Ayllon 154; Narvaez verunglückt auf einem Zuge nach dem Innern Florida's 274; Soto's Expedition nach Florida 277; Soto überwintert auf F. 287; das Innere des Landes u. seine Bewohner 289; vergeblicher Versuch Moscoso's v. Florida aus Mejico zu erreichen 297; Nuñez das. 400; Natur F.'s, Sitten der Bewohner 407; Cortez läßt die Küste Florida's untersuchen 439
Fonseca (Bisch.) 63. 83. 91. 451
Fox, Luke, 669
Frankreich. Französ. Seefahrer untersuchen den Heiliggeistarchipel 570; Angriffe franz. Seefahrer auf die span. Ansiedelungen 616
Franz I., Kön. v. Frankr., 441
Frauen, opfern sich nach dem Tode ihrer Männer, in Peru 353; die Sitten der Frauen Mejico's 219; die Frauen der Südseeinseln 468. 564; Sitten der königlichen F. auf dem indischen Archipel 485; der König auf Borneo nur von F. bedient 486; die Frauen der Marquesasinseln 537
Freundschaftsinseln. Tasman daselbst; Schilderung ders. 610
Friedrich, Barbarossa, 8
Frobisher, Mart., 656
Fugitiva; so Thethuroa v. Quiros benannt 563
Funnel, Will., 673
Fusang 2

Gärten. Künstliche Gärten in Peru 328
Gama, Vasco da, 65
Garay, Franz, 437
—, Blasco de, 442
Garuda (der Vogel Rukh) 499
Gasca, Pedro de la, 394
Geldstrafe, — verworfen von den Inca's in Peru 332
Genero (Bai) 452
Genien. Schutzgottheiten der Indianer 49
Genua 10. 15
Georgien. Verazzani erreicht die Küsten G.'s 440
Geräthe, aus Perlmutter verfertigt auf den Gesellschaftsinseln 568
Gesellschaftsinseln. Quiros' Schilderung der G. 567; die Frauen d. G. 564
Gesetze, — der Inca's 331
Gewerbwesen, in Peru 364
Gewürznelken, ob von den Entdeckern

auf den Südseeinseln gefunden? 569; Gewinnung derſ. auf den Molukken 495
Giailolo (Inſel) 494
Gift. Pfeilgift der Indianer 97. 100
Gilbert, Humphr., 656
Gold 35. 49; Reichthum an G. u. Verarbeitung deſſ. in Mexico 236. 241; Goldmaſſen in Peru 316. 342. 372; — G. in Peru nicht als Münze gebraucht 334
Goldcherſonnes 95
Goldinſeln 532
Goldküſte, v. Colombo beſucht 12
Gomera, Inſel, 21
Gomez, Eſtev., 439
Gonzalez, Thom., 442
Grazias a Dios, Vorgeb., 95
Grijalva, Juan de, der Vorläufer Cortez' 173
—, Hern. de, 439
Grönland, v. Colombo beſucht? 13; Davis an Grönlands Weſtküſte 656
Grünes Vorgebirge 6. 15. 114. 512
Guacanagari, Cazike, 37
Guachoya 296
Guadalete 6
Guadelupe, entd. v. Colombo 44; Unfall Ponce de Leon's auf G. 151
Guamachuco 372
Guanahani ſ. San Salvador.
Guanaja, Inſ., 67
Guanin 70
Guatemala 415
Guayaquil 304
Guerra, Criſtoval, 106
Guevara, Jago de, 529
Gurken. Gurkenarten Peru's 319
Guyana, v. Ojeda erreicht 83

Haiti ſ. San Domingo.
Hamake der Indianer 85
Hanga 619
Hartogh, Dirk, 672
Hatuey 420
Haucaypata 345
Havannah 77
Hawkins, John, 505
Heiliggeiſtarchipel, von Quiros für den Auſtralcontinent gehalten 567; Schilderung deſſ. 568 f.
Heilkunde — der Indianer 86, — der Peruaner 319
Heinrich VII., Kön. v. England 54. 136
— VIII., K. v. England 139
— Heinrich, d. Seefahrer 11
Hermite, Jak. l', 606
Herrada, Juan de, 387
Hieroglyphen. Verhältniß d. altmexic. Bilderſchrift zu den H. 212
Higuey 144
Hirrihigua 276
Hobby, Kapit., 629
Holland. Die Angriffe der H. auf die ſpan. Colonien 577; unter den Holländern umſchifft van der Noort zuerſt die Erde 578; H. unterſtützt die Unternehmungen gegen die oſtind. Compagnie 581; die Expeditionen der H. nach dem Norden 675 f.
Hondeneiland. Ob von Magalhães entdeckt? 466; von Lemaire erreicht 584
Honduras 265
Hoorn, van, 581
Huara 350
Huaracu 348
Huascar 305
Huayna Cabac 305. 342
Hudſon 667
Hudſonsbai. Cabot daſ. 137; Cortereal daſ. 142
Huitzilopotchli (mexic. Gottheit) 207
Humboldt, Alex. v., 129
Hunde, — werden von den Spaniern gegen die Indianer gebraucht 148. 161; — finden ſich nicht auf dem Heiliggeiſtarchipel 570

Jakatra, alter Name Batavia's 605
Jamaica, entd. v. Colombo; Urzuſtand 52; Verödung J.'s nach der Eroberung 417
Jardines, los, 533
Java 605
Igname (Wurzelbrot) 85
Inca, die Sage von dem Urſprung der J.'s 325; Cultur Peru's unter den J.'s 322; die Paläſte u. das Leben der J.'s 327; die Sprache d. Inca's 361; Trauerceremonien bei dem Tode der J.'s 329; Atabaliba's Grauſamkeit gegen die Familie der Inca's 306
Indien. Colombo's Anſichten von der Lage J.'s u. dem Seeweg nach J. 7.

Digitized by Google

36. 43; Magalhães' Plan für die Schiffahrt nach J. 450; die westliche Durchfahrt nach J., das Ziel der Seefahrer 14. 37. 120. 143. 452. 484. 519. 644; der Verkehr mit J., ein Vorrecht der Ostindischen Compagnie 580; brittische Seefahrer suchen eine nordöstliche Straße nach J. 656; der indische Archipel 485; die Molukken werden erreicht in der Richtung durch die Magalhäesstraße 492
Indianer, vor Colombo in Europa 9; Natur u. Sitte der J. bei America's Entdeckung 31. 36. 44. 49. 52. 67. 96. 116.; Schilderung des Schicksals der J. nach Las Casas' Denkschrift 416 ff.
Innocentius VIII. Theilungsbulle 42
Insel der sieben Städte 6
Joao II., K. v. Portugal, 13
Jordan (Fluß auf Espiritu santo) 569
Isabella, v. Castilien, begünstigt die Unternehmung Colombo's 18 ff.
— (Stadt) 47. 117
Isabellaciland 32
Isla del Rey 170
— Matanza 564
— de la gente Hermosa 564
Islam, verbreitet über die Inseln Hinterindiens 488
Island, ob v. Colombo besucht? 11
Juan Fernandez (Insel). Aufenthaltsort Selkirk's (Robinson's) 640
Iwan Wasiliewitsch 655
Itlilxochitl 255
Itzaccihuatl 197
Itzapalapan 200. 246

Kakadu 601
Kampfer 489
Kanonen, eiserne, gebraucht von den indischen Insulanern 490
Karl V., Kaiser, 139. 263. 268. 269. 303. 435. 443
Karthager, auf den Azoren (?) 6
Kartoffeln, zuerst v. Colombo bemerkt 35; von Drake nach Europa übergeführt 525; Kartoffelarten Peru's 319
Kasernen, — in Peru 335
Kasuarinaholz 543
Kathai (China) 34
Kawa 537. 544
Keyts 673
Kindererziehung, bei den Peruanern 354
Knoten, — an der Stelle der Buchstaben u. Zahlen in Peru 358
Kokos, finden sich nicht auf den Inseln des Ostersundes 617
Kokosinseln 610
Kokosöl, die Salbe der Wilden 537. 624
Kokospalmen 561
Kompaß 13
Koralleninsel 533. 559. 585
Kreuz, in Mejico, Sinnbild d. Regengottes 179
Kriegskunst, der alten Mejicaner 206, — der Peruaner 312. 336 ff. 348. 368
Kürbisse. Kürbisarten Peru's 319
Kugelgestalt der Erde. Colombo's Ansichten von der K. d. E. 16
Kunstwerke, — des alten Mejico's 212, — Peru's 327. 339. 340. 364

Labrador. Cabot das. 136; Cortereal das. 142; britt. u. holländ. Seefahrer das. bei den Versuchen der nordöstl. Durchfahrt 667
Lada (Molukk. Pfeffer) 498
Läuse. Tribut der Armen in Peru 334
Lafeuillade, de, 646
Lama, das, Gebrauch dess. in Peru 320
Lanciers (Inseln) 649
Lappland. Die Ostküste L.'s v. Willoughby erreicht 655
Lazarusinseln 533
Lazeano, Franz., 674
Legazpi, Lop. de, 533
Leicester, Graf, 573
Leichenceremonien, — bei dem Tode der Inca's 329, bei den Südseemalaien 479
Lemaire, Jak., umschifft die Südhälfte America's 584; Reise nach den Inseln der Südsee 590 ff.
Leon, Juan Velasq. de, 251
Leoncico 161
Lepe, Diego de, 107
— Hafen v., 120
Lima, v. Pizarro gegründet 379
Limassova 484
Limasugua, Insel, 472
Lissabon 4. 410
Loaisa, Jofre de, 504. 529

Löwen, Peru's 320; gezähmte Löwen in Peru 367
Long Island, Insel, 32
Lorenzstrom 142
Lourosa, Afonso v., 493
Lousiade (Insel) 653
Lovel 506
Lucayen 417
Lucca, Hern. de, 300
Lübeck 8
Lufterscheinungen in den Tropenländern 22
Luli (Molukk. Pfeffer) 498

Macassar 523
Mactan (Insel). Magalhães daſ. 479. 480
Madrevoren, Inseln, durch M. begründet 559
Magalhäesstraße. Frühere Versuche, sie zu entdecken 120. 143; genauer untersucht v. van der Noort 578; befahren von Drake 514; gefahrvolle Fahrt durch die M. 515; Versuch der Spanier die M. zu sperren 526; die M. wird umgangen 584 ff.
Magalhães, Fernão, 448, macht seine ersten Seefahrten an der Küste Africa's 449, unternimmt die Auffindung eines neuen Seewegs nach den Molukken 452, landet in Brasilien 454; Entdeckung der Magalhäesstraße 464; Reise M.'s durch den stillen Ozean nach den Philippinen 464—476, st. 477
Maghrurim, ob die M. vor Colombo America erreicht? 4
Magindanao (Insl.) 484
Magnetnadel, Abweichungen der, von Colombo beobachtet 61; — unter der nördlichen Zone 667; —, frühe Kenntniß der Chinesen v. der A. d. M. 22. 61
Mais. Getränke aus M. in Peru 312; Hauptnahrungsmittel der Peruaner 318
Maizabilica 311
Malacca 449
Malaien, besetzen die Philippinen 471; die M. auf dem Südseearchipel 590; Urzustand Tahiti's; Quiros' Schilderung 563; Schönheit der Frauen malaiischen Stammes 564
Mallaconen 404
Mallicola (Insl.) 571
Mallua (Insl.). Schilderung derſ. 498
Malouinen. Roggeween daſ. 615; Ansiedlungen der Franzosen 648; Versuch der Britten Colonien auf den M. anzulegen 648
Mamacocha 322
Mamacunas 344
Mamaquilla 340
Manco Capac (der erste Inca) 326; — der Nachfolger Atabaliba's 380
Manilla. Die Fahrt nach M. durch die Torresstraße 576; v. Noort daſ. 579
Manoel, Kön. v. Portugal, entsendet Vespucci auf Entdeckung nach Südamerica 125. 130
Manucodiata (der Paradiesvogel) 497
Manzor (König von Tadore) 492
Maracaibo 89; Ojeda daſ. 91
Maracapana 87
Marco de Rizza 410
Margarita, Insel, v. Colombo entdeckt 61; Ojeda daſ. 87
Margarite (Pedro) 55
Marianen 469. 674
Marie van Diemen 610
Marie galante, v. Colombo entdeckt 43
Marina, die Freundin Cortez' 182. 196. 233. 252. 267
Marmor. Die Kunst den M. zu poliren, nicht fremd den Eingebornen der Gesellschaftsinseln 568
Maronneger 507
Marquesasinseln, ob berührt von Magalhães? 466; entdeckt; Ursprung des Namens 535; Bild des Landes 536; der Bewohner 538 ff.; der Sitten 540
Martinique, Insl., 66
Massana, Insel, 472
Mastix 11
Matalotes 533
Matlazahuatl 202
Mauren, verdrängen die Papuas auf den Molukken 494
Mauritius (Insl.) 606
Mauvila 293
Mayen, Jan, 669
Mbayas 397
Mechuacam 426
Medina, Celi, Herzog v., 17
Meer, göttlich verehrt in Peru 322

Digitized by Google

Meerſperlinge 356
Mejico. Colombo's u. Pinzon's Annäherung an M. 69. 118; erſter näherer Bericht darüber v. Hern. de Cordova 173; Grijalva landet in M. 175; Cortez beginnt ſeinen Zug gegen M. 179; Zuſtand M.'s bei Cortez' Angriffe 185; Schilderung der alten Hptſt. M. 198. 225 ff. 236; Klima und Landesart M.'s 201; Wahrſcheinlicher Anfang der Cultur M.'s; die Staatseinrichtung 202 f.; Religion 207; Cultur 212; Kampf gegen Cortez 247—261; Geſtalt M.'s nach der Eroberung 263; die Verwüſtung M.'s durch die Spanier 425 f.
Mendaña. M.'s Reiſe in der Südſee 553
Mendez, Diego, 75
Mendoza, Anton. de, 410
—, Diego Hurtado de, 439
—, Luys de, 452. 457
—, Pedro de, 396
Menſchenopfer, in Mejico ſpätere Sitte 211, — in Peru herrſchend vor den Inca's 322
Mesquita 464
Metellus, Quint., Celer 8
Metzquitullu 357
Militärſtand. Trennung des M. in Peru 335
Miruelo, Diego, 152
Miſſiſſippi 292. 408
Moa (Inſ.) 605
Mobile (Bai) 293
Mocha (Inſel) 514
Moctheuzoma ſ. Montezuma.
Moctaña, die, 318
Molukken. Weſtlicher Weg nach den Molukken geſucht 126. 130. 133. 136; Reiſen holländ. Seefahrer nach den M. 579; Magalhães Entwurf für den Seeweg nach den M. 451; erreicht von Magalhães Gefährten 492; Täuſchung der Portugieſen über die Molukken 493; Erzeugniſſe der M. 496; an Portugal überlaſſen 504. 533
Mond. Anbetung des M. in Peru 338; Tempel des M.'s in Peru 339; Anſicht der Peruaner von den Mondflecken 364
Mondmonate, in Peru 363
Monogamie, — vorherrſchend im alten Mejico 218
Monotheismus. Spuren des M. in der Religion der Mejicaner 212, — der Peruaner 344
Montaño, Franc, 264
Montejo, Franz. de, 427
Montezuma. M.'s Benehmen bei dem Einfall Cortez' 182, — ladet Cortez in die Hauptſtadt ein 195; M.'s Reich 201; ſein Palaſt u. ſeine Sitten 227; M.'s Perſönlichkeit 232; Cortez' Gefangener 239; ſt. 249
Morais, Begräbnißplätze der Indianer 619
Moscoſo, Luis de, verſucht den Zug v. Florida nach Mejico 297
Moſesinſel 605
Mosquitoküſte, befahren von Colombo 70
Motupe 303
Moron, Inſ., 669
Mucaras 33
Mucozo (Caz.) 276
Mulgravearchipel, ob entdeckt v. Magalhães? 469; Sayavedra daſ. 531. 674
Mumien, — der Inca's 340
Munk, Jens, 669
Muskatnuß, Erzeugniß der Molukken 496
Muskitos 367
Mutir (Inſel) 497

Narvaez, Panf. de, wird von Cortez beſiegt 244, ſegelt nach Florida 273
Narval. Die Kraft des N.'s 581. 582
Naſe. Die Sitte des Durchbohrens des Naſenknorpels 574. 602
Naturdienſt, in Peru 322
Nay, Kornelis, 657
Neu-Albion (Californien) 522
Neuandaluſien 95
Neubrittannien, — entd. v. Dampier 639, unterſucht v. Carteret 646
Neu-Frankreich 441
Neufundland. Cabot daſ. 137; Cortereal daſ. 141; Fiſchfang an der Küſte N.'s 440, wird umſchifft v. Cartier 441
Neugalizien 410
Neuguinea, zuerſt geſehen von portugieſiſchen Seefahrern 672; für einen

Theil des Australcontinents gehalten, zuerst umschifft v. Torres 576; Tasman das. 613, untersucht von Dampier 638
Neuhannover (Inf.) 604
Neuholland, — zuerst gesehen v. Torres 576, umschifft v. Tasman 613, untersucht v. Dampier 638
Neu-Jersey. Verazzani das. 440
Neuireland 646. 653; Schilderung d. Insel 601
Neuspanien, Name Mexico's 174
Neuzeeland 609. 673
Nezahualcoyotl 213
Nicaragua 415. 424
Nicuesa, Diego de, 95. 99. 108 f. 113
Niedrige Inseln, Archipel der, entdeckt 532; — bereist 586. 645. 648
Nikobar Inf., 637
Niño, Pero Alonso, 106
Nipesbai 33
Noort, Oliv. van, der erste unter den Holländern, welcher die Erde umschifft 578
Nordamerica; s. America, Florida.
Norden. Sagen v. Reichthümern u. Wundern des N. 149
Nordlicht 662
Nordöstliche Durchfahrt, erste Versuche der Briten 655 f., — der Holländer 656 f.
Nordpol, die ersten Expeditionen nach dem N. 670
Nordwestliche Durchfahrt. Versuche der N. D. 659 f. 670
Normannen, an den Küsten America's 5
Norouha, Fern. de, 131
Nowaja Selmja. Erste Kunde der Briten davon 655. 657 f.; Barentz überwintert das. 661
Nublada (Insel) 533
Nuestra Señora de la Luz (Insel) 566
Nueva Jerusalem 567
Nuits, Peter, 672
Nuñez, Alvar, 273. 394; N.'s Abstammung und Jugend 397; N.'s Abenteuer in Florida 400; N.'s Reisen in Brasilien 412; st. 413

Oaxaca 269
Ocali 280
Ocampo, Gonz., 415
Ojeda, Alonso de, Colombo's Gefährte 48; O.'s Familie und Jugend 79; — unternimmt selbstständig eine Fahrt nach America 83; Rückkehr 91; zweite Fahrt 92; O.'s wechselnde Schicksale 94; Tod 106
Ojotzinco 200
Olano, Lope de, 109
Olid, Cristov. de, 265
Olmedo, Bartolom. de, 194
Ombay (Insel). Schilderung ders. 498
Opferceremonien, in Peru 341. 346
Orangen, auf den Inseln der Südsee 569
Orellana, Franc. de, 384
Orinoco. Colombo nähert sich den Mündungen des O. 59. 84; befahren zuerst v. Pinzon 117
Orkneyinseln 9
Ortiz, Juan, 276. 296
Osterfund. Rooggeween das.; Schilderung dess. 616
Ostindische Compagnie, ihr Vorrecht 580. 626
Otompan, Schlacht im Thale von, 251
Ovando, Nicolas de, 64. 75. 145. 175
Oviedo, Lope de, 401
Oxenham, John, der erste britt. Seefahrer in der Südsee; sein Schicksal 511
Oxford, Graf v., 638
Ozama (Fluß) 62
Ozean. Bild des O. auf den Seekarten des Mittelalters 12

Paaschen, Insel, s. Osterfund.
Pachacamac, 344
Pachacutec 332
Palestrello, Bartol. Monis de, 11
Palme. Der Palmenwein 471; Kähne aus Palmenrinde 562
Palmwein. Bereitung des Palmweins 471. 484
Palos, Hafen, 20. 41
Panama, Landenge v., entdeckt 107. 111; Versuche der Durchfahrt 143, überschritten v. Balboa 167; Drake's Angriff auf P. 507; Drake's Reise über die Landenge von P. 511. 524
— (Stadt), gegründet v. Avila 299. 304
Panflöte — Instrument der Australier 575

Panilongon (Insel) 484
Panuco 298
Papa 319
Papagaienfedern, Schmuck der Peruaner 313
Papas 569
Papier, aus Baumrinde auf den indischen Inseln 488
Papua, König, 494
Papuas. Race der P. auf d. Heiligeistarchipel 571; Rohheit der Papuasstämme 574; die P. werden auf den Molukken von den Mauren verdrängt 494. 601
Paradiesvogel 496
Paraguay (Fluß). Ayola's Reisen auf dem P. 397
— (Land) 437
Paraguazu 396
Parana 412
Paria, Küste v., 61. 68. 83. 117; ob zuerst v. Vespucci erreicht? 123
Parting of Friends (Bai) 514
Patagonien, — ob von Vespucci erreicht? 129; Lemaire das. 582; Magalhães das. 473; Ursprung des Namens; Schilderung der Bewohner 458; van der Noort das. 578
Pataten 566
Payta 527
Pelewinseln 674
Peregrina. Name von Quiros der Insel Maitea gegeben 563
Perez. Juan, 15
Perlen, von seltner Größe in Indien 490; — fischerei an der Küste Südamerica's 61. 87. 106, an der Westküste v. Panama 167; nicht getragen von den alten Peruanern; Menge der P. in Peru 320; die Perle Peregrina 321
Perleninsel 301
Perlmutter, — von den Eingebornen der Gesellschaftsinseln verarbeitet 568
Pert, Thom., 138
Peru. Nachrichten, welche über P. Balboa empfängt 167. 170; Pizarro's Landung 304; Zustand Peru's bei Pizarro's Angriffe 305; Schilderung des Landes 317; Ursprung des Namens 317; Zustand P.'s vor den Incas 324; die Cultur Peru's seit den I.'s; Staatseinrichtung 326. 334; Sitten der Peruaner 328; Heerwesen P.'s 335 f.; Religion P.'s 338—346; die Feste der Peruaner 347 ff.; Familienleben der P. 353; der Feldbau P.'s 357; Pizarro's Eroberung 377 ff.; P. nach Pizarro's Tode 393
Peschera's 514
Pfeffer. Pfefferarten der Molukken 498
Pfefferholz 641
Pferde, nicht gekannt von America's Ureinwohnern 48. 151
Philipp II., Kön. v. Spanien, 321. 577
— III., Kön. v. Spanien, 557. 567
Philippinen. Magalhães erreicht die Ph. auf der Straße durch die Südsee 470; Ursprung des Namens 470; Schilderung der Bewohner 475 f.; van der Noort das. 578; nach Auffindung des westl. Weges span. Besitz 504; Colonisten der Spanier auf den Ph. 534; Dampier das. 637
—, d. neuen, 674
Picado, Antonio, 388. 393
Pic de l'Etoile (Inf.) 566
Pici. Münze auf Borneo 489
Pigafetta, Ant., Gefährte Magalhães; seine Schilderung Brasiliens 453—484
Pinzon, Arias Perez 114
—, Francisco Martinez 20
—, Martin Alonso, Colombo's Gefährte, 20. 27, verläßt Colombo 35. 41
—, Vincente Yañez, 20, entdeckt Brasilien 115; weitere Unternehmungen 118—121
Piroguen, aus der Rinde der Palmen verfertigt 562
Pitcairn, entd. v. Carteret 645
Piura (Fluß) 305
Pizarro, Francisco, Ojeda's Gefährte 101; P.'s Jugend 300; P.'s erster Versuch, Peru zu entdecken, mißlingt 302; wiederholte Unternehmung; Eroberung 304; überfällt die Peruaner bei Caramalca u. nimmt den Inca gefangen 314, läßt Atabaliba hinrichten 376; P.'s Kampf mit Almagro 382; wird ermordet 389; Charakteristik P.'s 391
—, Gonzala, 379. 383. 394

Pizarro, Hernando, 311. 378. 383
—, Juan, 379
Plata, la, Pinzon an deſſen Mündung 119; v. Solis beſchifft 121; früher Rio de Solis, ſpäter benannt durch Cabot 139; an den Ufern des L. P. findet Solis ſeinen Tod 121; Mendoza am L. P. 396; die Mündungen des la Plata unterſucht v. Magalhães 455. 512
Platanen 569
Plentybai 509
Plymouth 524
Poeſie. Die Poeſie des alten Mejico 214, — der Peruaner 360
Pol. Colombo's Anſicht von der Polarkraft 22
Polarſtern 22
Polo, Marco, 12
Ponca (Cazike) 162
Ponce, Franc., 561
— de Leon, Juan, 143, Colombo's Begleiter 144, erobert Porto-Rico 147; ſein Unternehmen gegen Florida 150
Pool, Thom., 672
Popocatepetl 197. 200. 264
Porto de Baſtimentos 111
Portorico, v. Colombo entdeckt 46, v. Ponce de Leon beſucht; goldreich 145 f., — verödet unter ſpaniſcher Herrſchaft 420; Drake's Angriff auf P. 524
Porto Santo, Inſel, 13
Portugal, weiſt die Anträge Colombo's zurück 17; ſendet Vespucci auf Entdeckung aus 125; die Portugieſen in den Molukken 493. 504; Gefährdung der portug. Colonien nach der Vereinigung mit Spanien 577; ob die Portugieſen die früheſte Kunde von dem Auſtralcontinent gehabt? 672
Porzellan 484
Puerto de la Hambre 301
— de los Patos 455
— de S. Julian 458
Pulque 223
Puma (peruan. Löwen) 320
Pumacurcu 367
Puna (Inſel) 304
Punta 527
Prescott 197
Prieſterthum, in den von Colombo entdeckten Ländern 49, — im alten Mejico 209, — bei den Eingebornen Florida's 290, — in Peru 340, — auf den Marqueſasinſeln 540
Ptolemäus 12
Pylſtaart (Inſel) 610

Quaraqua (Caz.) 162
Quauhpopoca 238
Quauhtemotzin 255. 258. 265 266
Queckſilber 321, gefriert auf Spitzbergen 660, — als Heilmittel auf Borneo angewendet 490
Queſada, Gaspar de, 452. 457
Quetzalcoatl (mejic. Gottheit) 184. 208
Quinua, peruan. Hirſe 319
Quibian (Cazike) 73
Quilla 362
Quipucamayus (die Knotenentzifferer Peru's) 359
Quipus 358
Quiros, Pedro Fernd. de, erſte Seefahrten 534; Q.' Schilderung der Marqueſas 547; landet auf Tahiti 562, auf San Bernardo 564, erreicht den Heiliggeiſtarchipel 569, ſt. 576
Quisquis, Feldherr der Peruaner 378
Quito. Das Reich Atabalibas 306—377
Quivira 411
Quizquiz 307

Rabida, la, 15
Racenvermiſchung, auf dem Heiliggeiſtarchipel 571
Ravage 443
Raymi. Feſt der Peruaner 345
Regenbogen. Verehrung des R. in Peru 340
Reis. Brot aus R. bereitet auf den indiſchen Inſeln 484; Bereitung des Araks daſ. 485
Religion, — d. Eingebornen auf den v. Colombo entdeckten Inſeln 49; — d. alten Mejicaner 207. 236; — der Peruaner 322. 325. 326. 338. 341. 344; — der Eingebornen Florida's 291; — der Stämme des Heiliggeiſtarchipels 562. 571; religiöſe Gebräuche der Papuas 494; — auf

den Marquesas 540; — der Tahitier 653; — der Eskimos 668; — der Stämme d. Osterſundes 619; — das Bild und die Folge der gewaltſamen Einführung des Chriſtenthums in America 416 ff.; Analogie des altmexic. Ritus mit dem chriſtlichen 210. 219; — der Islam auf den Inſeln Hinterindiens 488
Rennthier, auf Spitzbergen 659
Retz, Ortiz de, 672
Reyes, los (Lima), 379
Rimacpampa 367
Rinder, wilde R. in Florida 407
Rio Colorado 119
— Janeiro, d. Bucht v., wird von de Solis für die Magalhãesſtraße gehalten 121; Gründung von R. J. 395
— Mauli 317
— de Solis, früherer Name des la Plata 121
Rios, Pedro de los, 303
Ritiſuyu, indianiſcher Name der Anden 317
Roberval 441
Robinſon. Al. Selkirk, d. Vorbild zu Robinſon 640
Rocavartida 533
Roger (Kapit.) 643
Roggeween, unternimmt eine Entdeckungsreiſe nach der Südſee 614, landet auf Waihu 616, durchſchifft d. Archipel der niedern Inſeln 623, erreicht die Baumannsinſeln 626, ſt. 627
Roldan, Franc., 62. 144
Roquet, Franz. de la, 441
Rothgänſe 659
Rotterdam (Inſ.) 611
Rukh. Sagen vom Vogel R. 499
Ruminagui 377
Rußland. Handelsverbindungen der Holländer u. Britten mit Rußland 655

Saavedra, Alvaro de, 672
Sagittaria, ſo von Quiros Tahiti benannt 563
Sagopalme 454; — in Neuireland 601, auf den Molukken 495
Salamanca 17
Salomonsgruppe 608. 626
Samojeden 655
Sain Jean (Inſ.) 601
Saint Malo 648
San Bernardo 565
— Domingo, von Colombo entdeckt; Urzuſtand 36. 91; Ojeda daſ. 105; Vespucci daſ. 124; Cortez daſ. 175; las Caſas daſ. 415; Verwüſtung S. D.'s durch die Spanier 418; Drake daſ. 507; die Flibuſtier auf D. 629 f.
— Felipe 526
— German 150
— Jago (Hptſt. Cuba's) 173. 178
— Jago 501
— Juan Bautiſta ſ. Portorico.
— Juan d'Ulloa 181. 506
— Lucar 275. 378. 501
— Mateo 304
— Miguel (Bai) 164
— Miguel (Peru) 305
— Miguel de Piura 303
— Nicolao, Hafen 37
— Salvador, entdeckt 29
— Sebaſtian (Stadt) 99. 103
Sanct Auguſtin (Vorgeb.) 107. 126. 128
— John (Fluß) 292
— Julian 461
— Julian (Bai) 514
— Lorenzo 441
— Marcus-Bai 286
— Vincent (Cap) 7
— Stephan 533
Sandelholz 499
Sanghir (Inſel) 492
Sant-Yago y San Felipe 567
Santa Chriſtina 535
— Cruz, der Archipel v. S. C. 46; Quiros daſ. 565
— Fe 18
— Maria de la Conception 32
— Maria del Antigua 112. 167. 171. 299
— Maria de la Conſolacion 115
— Marta 90
Santee 153
Santiago ſ. Jamaica.
Santo Thomas 533
Saometo, Inſel, 32
Sarmiento, Pedro, 526
Satanshand (Inſel) 7
Savannah 440
Saycuſſa 369 ff.

Scandinavier 12
Schapenham 607
Schifferarchipel. Quiros Bericht von dem S. 564; Lemaire daſ.; Schilderung deſſ. 588
Schildpatt. Schmuck der Wilden 574
Schlangen. Schlangenarten Peru's 318
Schmiedel, Huld., 437
Schouter, Will. Korn., 580. 606
Schreibkunſt, unbekannt den alten Mejicanern 213, unbekannt in Peru unter den Inca's 258; häufiger Gebrauch auf Borneo 488
Schweine. Einſegnung der S. bei den Auſtraliern 478
Sclaventhum. Verkauf der Indianer 91. 415. 425
Sebuco (Fluß) 145
Sedger (Fluß) 526
Seehund 660
Seekarten, des Mittelalters 4; S. Bianco's 7; — zur Zeit Colombo's 13. 83; — Diego de Lepe's 107; — Vespucci's 133
Seewölfe 455
Selkirk, Alex., ſ. Robinſon.
Serrão, Franz., 450. 672; ſt. 493
—, João, Rodr., Magalhães Gefährte, 452; ſein Untergang auf Mactan 483
Sevilla 412
Shelvock, Georg, 644
Shetlandsinſeln 5
Siam 448. 500
Sierra Leona. Vespucci daſ. 129; Magalhães daſ. 452
Silber. Menge des S. in Peru 321; Silberſchmuck des Mondtempels in Peru 339
Simanca 442
Siripada, König von Borneo 488
Smaragden 320
Solis, Juan Diaz de, 118. 120
Solitaria (Inſel) 552
Sondergrond 585
Sonne. Die Inca's Söhne der Sonne 325; Sonnenverehrung in Peru 326; der Sonnentempel in Cuzko u. auf Fiſticaca 339. 342; —, angerufen in Borneo vor dem Schlachten der Thiere 490
Sonnenfeſt, in Peru 345
Sonnenjungfrauen, in Peru 343
Sonnentempel, in Peru 327. 339. 345
Soto, Hern. de, 273; S.'s Expedition nach Florida 282, überwintert auf Florida 286, macht einen Zug in das Innere Florida's 288—296, ſt. 296
Souſa, Alf. de, 395
Spanien, zur Zeit der Anträge Colombo's 16; Seefahrten u. Eroberungen der Spanier 29. 126. 150. 173. 397. 452. 189. 534; die Verödung America's unter Spaniens Herrſchaft 416 f. 422; Angriffe auf die ſpan. Colonien 504. 577. 666; die Spanier auf den Philippinen 504. 534
Spilberger, Joris, 579
Spitzbergen, zuerſt von Barentz erreicht; für einen Theil Grönlands gehalten 659; die Natur des Landes 659
Sprache, der alten Mejicaner 213; — die verſchiedenen Dialekte Peru's 361, — der Malaienſtämme im Heiliggeiſtarchipel 571. 590; aſiatiſche Sprachen unverſtändlich Stämmen Auſtraliens 584
Squally (Inſ.) 604
Staatenland 609
Staatshaushaltung, in Peru 329 ff.
Stade, Hans, 437
Sterne. Sternendienſt in Peru 338; Tempel der St. in Peru 340
Stiller Ozean. Magalhães Fahrt auf dem ſt. O. 465; welche Inſeln des ſt. O. Magalhães berührt 466; ſ. Auſtralien; Südſee.
Stradling 640
Südamerica ſ. America.
Südſee. Balboa entdeckt die S. 163; Magalhães Reiſe durch die S. 465 ff.; Quiros' Reiſe in der S. 560 f.; Reiſen nach der S. mit Umgehung der Magalhäesſtr. 581; — Lemaire's 588; — Tasman's 608 f.; die erſten franzöſ. Seefahrer in der S. 646
Sündfluth. Sagen von der S. bei den Ureinwohnern America's 51

Tabak, bei Colombo's Landung auf Cuba v. d. Eingebornen geraucht 35; die Wilden in Florida berau-

ſchen ſich durch Dämpfe 407; —, von Drake nach Europa übergeführt 524
Tabasco (Fluß) 181
Tabil (indiſches Gewicht) 489
Tabo. Der Tabobaum auf den Südſeeinſeln 540
Tadore (Tidor) 492
Tänze der Wilden 596
Tättowiren, Urſitte der Eingebornen Weſtindiens 69; —, nicht Gebrauch auf dem Heiliggeiſtarchipel 574; die Kunſt des T. auf den Marqueſas 538
Tagai 531
Tahiti. Quiros daſ. 565; Bougainville landet auf T.; Schilderung des Landes 649
Tahuata 535
Talavera, Bernardino de, 101
—, Fernando de, 16
Tambo's 335
Tanna (Inſ.) 571
Tapia, Chriſtov. de, 262
Tapu 357
Tarapaca 514
Tarawurzel 536
Tasman, Janſſen, 607; Reiſe im Auſtralozean 608 f.; T.'s zweite Reiſe in d. Südſee 613
Tasmanien 607
Taua. Die Prieſter der Marqueſasinſeln 546
Taufe, Aehnlichkeit altmejic. Ceremonien mit der chriſtl. T. 219
Taumaco (Inſel) 565
Taumelpfeffer 537
Tecoantepec 530
Teneriffa 452
Tenochtitlan (ſ. Mejico) 197
Teocallis 210
Tepak 227
Ternate (Inſ.) 522. 605
Tescatilputza 208
Teufel. Glaube der Peruaner 344; die böſen Dämonen Hauptgegenſtand der Verehrung in Patagonien 461
Tezcuco 198. 225
Thonerde, — in Peru als Mörtel gebraucht 327
Thron, — der Inca's 327
Tiana (der Thron der Inca's) 327
Tianguez 236
Tidor 605; Sayavedra daſ. 532
Tierra del Fuego 582
Tiger, in Peru 320
Timor (Inſel) 499
Titicaca 325
Tlachtli 223
Tlaloc (mejic. Gottheit) 212
Tlascala 192. 252
Tlatlanquitepec 192
Tolteken 203. 211
Tomaco (Caz.) 166
Tongatabu 610
Tongaarchipel 610
Torres, L. V. de, befährt zuerſt die Straße zwiſchen Neuguinea u. Neuholland 576
Torresſtraße 576
Toscanelli, Paulo, 12
Totonaken 188
Treibholz, erſetzt den Holzmangel in Spitzbergen 660
Triana, Rodrigo de, 29
Trinidad, La, entd. v. Colombo 58
Triſtan d'Acunha (Inſelgruppe) 129
Tropikvögel, Verboten America's 22. 26
Truhtlile 182
Trurillo 267. 302. 390
Tucuyricoc 331
Tumay 565
Tumbez 303
Tunas 402
Tunis 10
Turbaco 96
Turuqueira ſ. Guadelupe.
Tuscaluza 292

Ubirick 531
Ulietea (Inſel) 625
Ulloa 269
—, Franz. de, 439
Unſterblichkeit, Glaube an, bei den Indianern Weſtindiens 50, — bei den alten Mejicanern 209
Uraba, Golf v., 95. 107
Urdaneta, Andr. de, 534
Urdanietta, Ant., 672
Urribarracari (Caz.) 278

Valladolid 77. 263
Vallejo, Alonſo de, 63

Valles, Region der, 318
Valparaiso 518
Valverde, Vicente, 313
Vampyre 570
Vandiemensland 607
Vanille. Gebrauch der V. bei den alten Mexicanern 216
Vela, Blasco Nuñ., 393
Velasquez, Diego, erobert Cuba 173. 176. 243
—, Juan, 388
Venedig 6
Venezuela 89. 92; den Welsern abgetreten 431
Venus (Sternbild). Verehrung der V. in Peru 340
Vera Cruz 183. Gründung von V. C. 187. 410. 511
Veragua 73. 94
Verapaz 415
Verazzani, Giog., 440
Vergara, Juan de, 92
Verraaderseiland 589
Vespucci, Amerigo, Gefährte Ojeda's 83. 124; — Vinc. Yañ. Pinzon's 114; V.'s Familie u. Jugend 122; V.'s Rechtfertigung 123; erste Reise V.'s 124; tritt in die Dienste Portugals 125, unternimmt die Untersuchung der Küste Brasiliens 128, gründet daf. die erste Niederlassung 132, tritt in span. Dienste 133; die Uebertragung seines Namens auf America 134
Veumari (peruan. Bär) 320
Viana, Alvar. v., 395
Villaelma 341
Villalobos, de, 470. 533
Vicuñaziegen 320
Vink 673
Vinnapu 318
Virginien. Drake daf. 523
Vitachuco 282
Vlieghenciland 586
Vorgebirge der guten Hoffnung 13. 54; — erreicht von den ersten Weltumseglern 500
Vulcane. Inseln vulkan. Ursprungs 589

Waffen, der Wilden 561. 593
Waihu (Insel) 616
Waigatz (Insel) 655
Waijati-noss 657
Waldseemüller, Mart., veranlaßt die Benennung: America 134
Walfische 23; — zahlreich an der Westküste Südamerica's 170; — bei Spitzbergen 660
Wallis, Sam., 645. 675
Walroß 657
Waterland 585
Weißes Meer, befahren v. Chancellor 655
Welser. Die W. erhalten Venezuela 431
Weltschöpfung. Ansichten der Ureinwohner America's über die W. 49
Weltseele. Verehrung der W. in Peru 344
Westindien 43; Colombo's Entdeckungen 29. 33. 37. 44. 66; Ponce de Leon's Aufenthalt in W. 144. 151; Reisen Ojeda's in W. 105 f.; — Vespucci's 124; Verödung W.'s nach der Eroberung 417; Begründung der engl. Herrschaft in W. 504; die Flibustier W.'s 629; s. die einzelnen Inseln Westindiens.
Westindische Compagnie, im Streit mit der ostind. Comp. 626
Westray (Insel) 8
Willemsinseln 613
Willoughby, Hugh, macht die ersten Versuche der nordöstl. Durchfahrt 655
Witt, Willem de, 672
Wood, John, unternimmt die erste Expedition nach dem Nordpol 670

Xerez 397
Ximenes 450
Xoloc (Festung des alten Mexico) 231

Yams 485
Yaquimo 91. 93
Yebra 73
Yrala, Mart. de, 397
Ytabucu 412
Yucatan s. Mexico.

Zacatula 264
Zamal 469
Zanguarama 441

Zarate 390
Zebu 475; in Z. fällt Magalhães 481; Rache Legazpi's für Magalhães Tod 533
Zeitdifferenz nach den Graden 503
Zemaco (Cazike) 161
Zemes, Untergottheiten d. Indianer 49
Zempoalla 183
Zenu (das Goldland) 104
Ziegen. Vicuñaziegen in Peru 320
Zimmet 569
Zinnober. Gebrauch des Z. in Peru 321
Zolo (Insel) 492
Zuckerrohr, auf den Inseln Indiens und Australiens 466. 486. 496. 565. 569. 590. 617
Zünfte, im alten Mexico 217
Zumaco 383
Zwergweide, auf Spitzbergen 660

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google